

Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten

Dausien, Bettina

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / phd thesis

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dausien, B. (1996). *Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. (IBL Forschung, 1). Bremen: Donat. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-35127>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Biographie und Geschlecht

IBL Forschung ist eine wissenschaftliche Publikationsreihe des
Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung
der Universität Bremen (IBL).

Herausgeber

Peter Alheit und Annelie Keil

Bettina Dausien, Dr. phil., Diplom-Psychologin und Sozialwissen-
schaftlerin, forscht und lehrt seit 1986 an der Universität Bremen
und ist Mitbegründerin des IBL.

Bettina Dausien

Biographie und Geschlecht

**Zur biographischen Konstruktion
sozialer Wirklichkeit
in Frauenlebensgeschichten**



Donat Verlag · Bremen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Dausien, Bettina:

Biographie und Geschlecht : zur biographischen Konstruktion
sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten / Bettina

Dausien – Bremen : Donat, 1996

(IBL Forschung ; 1)

Zugl.: Bremen, Univ., Diss., 1995

ISBN 3-924444-97-8

NE: Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung

<Bremen>: IBL-Forschung

© 1996 by Donat Verlag, Bremen

Borgfelder Heerstraße 29; 28357 Bremen

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Jutta Behling, Bremen

Druckerei: Ernst Grässer, Karlsruhe

Inhalt

Vorwort	ix
Einleitung	1

TEIL I

FRAUEN-LEBEN. DISKUSSION ZUM FORSCHUNGSSTAND

Kapitel 1:

Lebenslaufmuster im historischen Wandel.

<i>Ergebnisse der empirischen Life-course-Forschung</i>	<i>13</i>
---	-----------

1 Das »längere Leben« und die »Institutionalisierung des Lebenslaufs«	15
2 Lebensverläufe im Wandel von Bildung, Erwerbsarbeit und Familie	24

Kapitel 2:

Weibliche Biographien.

<i>Sozialwissenschaftliche Befunde und Konstruktionen</i>	<i>44</i>
---	-----------

1 Halbiertes Leben	47
2 Doppeltes Leben	53
3 Brüchiges Leben	57
4 Ungelebtes Leben	60
5 Leben für andere oder eigenes Leben?	64
6 Gebundene Lebens-Zeit	69
7 Arbeitsleben	72

*Kapitel 3:**Lebensverlauf und Subjektperspektive.**Zusammenfassung und offene Fragen 78*

- 1 Weibliche Biographien und Individualisierung.
Veränderungen und Tendenzen 79
- 2 Ansatzpunkt der eigenen Untersuchung 83
- 3 Offene Fragen für die empirische Studie 86

TEIL II

BIOGRAPHISCHE KONSTRUKTIONEN IN WIDERSPRÜCHEN.
EMPIRISCHE STUDIE*Kapitel 4:**Theoretisch-methodische Anlage der Studie 93*

- 1 Zum Verhältnis von Theorie und Empirie.
'Grounded Theory' als methodologisches Rahmenkonzept . . . 94
- 2 Biographische Erfahrungsaufschichtung
und narrative Repräsentation.
Das Kodierparadigma der empirischen Studie 105

*Kapitel 5:**Dokumentation des Forschungsprozesses 123*

- 1 Die empirische Basis.
Erhebung und Dokumentation der Interviews 123
- 2 Eingrenzung des empirischen Gegenstandsbereichs
und Auswahl der Interviews für die Fallstudien 125
- 3 Die Auswertungsschritte im einzelnen 127
- 4 Das Problem der Darstellung 134

*Kapitel 6:**Der Kampf um das eigene Leben. Eine biographische Fallstudie 136*

- 1 Einführende Bemerkungen zum Interview 136
- 2 Biographische Kurzbeschreibung 139
- 3 Strukturelle Beschreibung 141
- 4 Analytische Abstraktion 323
- 5 Vergleiche zur Biographie des Partners 339
- 6 Zwischenbemerkung:
Hypothesenraster für die vergleichende Analyse 354

*Kapitel 7:**Zur strukturellen Widersprüchlichkeit biographischer Konstruktionen zwischen Beruf und Familie. Weitere Fallstudien . . . 357*

- 1 Gisela Kersting: Die Lebensgeschichte
als Prozeß der Selbst-Bewußterdung 358
- 2 Lieselotte Becker: Die Biographie als kollektives
Schicksal. Von der Akzeptanz der Normalität 404
- 3 Grete Hellberg: Arbeitsleben als Lebensarbeit.
Von der Ökonomie des Lebens zwischen
Tradition und Moderne 437
- 4 Die doppelte Vergesellschaftung als biographisches Problem.
Deskriptive Verdichtungen 470

*Kapitel 8:**Beziehungen in Biographien - Biographien in Beziehung.
Biographische Konstruktionen von Ehepartnern im Vergleich 478*

- 1 Die Lohnarbeiterfamilie:
Traditionelle Arbeitsteilung der Moderne 479
- 2 Die bäuerliche Familienökonomie im Lohnarbeiterhaushalt:
Modelle der Arbeitsteilung zwischen Tradition
und Moderne 498

3	Die Beziehung als Partnerschaft und Konkurrenz. Aushandlungsprobleme in der modernen Familie	521
4	Beziehungen und Partnerschaft als Dimension biographischer Konstruktionen. Zusammenfassung der Ergebnisse im Vergleich	545

Kapitel 9:

	<i>Zur Biographizität des Sozialen. Theoretische Aspekte der Beziehung von Biographie und Geschlecht</i>	<i>563</i>
--	--	------------

1	Begrifflicher Rahmen	564
2	Doppelte Vergesellschaftung und die Konstruktion sozialer Beziehungen als Probleme im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft	567
3	Zur sozialen Konstruktion von Biographie	572
4	Die Geschlechtsgebundenheit biographischer Konstruktionen und die Biographizität des sozialen Konstrukts Geschlecht	579

	Literatur	593
--	---------------------	-----

	Transkriptionsnotationen	613
--	------------------------------------	-----

Vorwort

Daß sich in unserer Gesellschaft die Biographien von Frauen und Männern unterscheiden, ist offenkundig, die dahinterliegenden Bedingungen jedoch bedürfen der genauen Analyse. Dies gilt besonders für die bislang wenig erforschten aktiven Konstruktionsleistungen der Subjekte selbst. Wie rekonstruieren sie ihre biographischen Erfahrungen, ihre Lebensgeschichte, auf deren Basis sie handeln und neue Perspektiven entwerfen? Die These, daß die biographische Subjektperspektive nicht nur durch das soziale Milieu, sondern auch das Geschlecht entscheidend geprägt wird, läßt sich durch feministische Theorien begründen. Für mich ergab sie sich jedoch zuerst aus empirischen Beobachtungen, die ich Anfang der 1980er Jahre im Rahmen eines Projekts über ArbeiterInnenbiographien machen und später an anderen Forschungsgegenständen weiter ausarbeiten konnte. Der hier vorgelegte Entwurf zur Verknüpfung der Kategorien Biographie und Geschlecht greift noch einmal auf die Interviews aus jenem ersten Biographieprojekt zurück. Die erneute Analyse dieser Materialien nach einem Abstand von mehr als zehn Jahren ist nicht nur dem Reiz geschuldet, den eigenen Erkenntnisprozeß zu reflektieren, sondern hat wesentlich mit der Qualität der damals erhobenen Lebensgeschichten zu tun.

Mein besonderer Dank gilt deshalb noch einmal den InterviewpartnerInnen, aus deren Erzählungen ich mehr über Lebenswelten und soziale Strukturen gelernt habe als aus vielen Theorien. Ich bin mir der Diskrepanz zwischen der damaligen Forschungssituation und dem hier vorgestellten Interpretationsprozeß bewußt. In der Analyse der Lebensgeschichten habe ich Strukturen rekonstruiert, die nur aus der distanzierten Außenperspektive und mit Hilfe eines theoretisch-methodischen Instruments zu finden waren. Gerade deshalb erheben meine Interpretationen nicht den Anspruch, eine abschließende oder gar die 'einzig richtige' Deutung zu geben. Wenn ich die Erzählerinnen und Erzähler heute noch einmal befragen würde, hätten einige Biographien vermutlich überraschende Wendungen genommen, die mit meinen Analysen nicht prognostizierbar gewesen wären. Darin sähe ich keine Widerlegung meiner Forschungen, sondern im Gegenteil eine Bestätigung der Annahme,

daß biographische Prozesse immer das Moment von Emergenz und Autonomie beinhalten.

Die erneute Bearbeitung der Interviews hat auch die lebhaften Diskussionen mit den Kolleginnen und Kollegen aus dem damaligen Forschungsprojekt wieder in Erinnerung gerufen. Es war ein gemeinsamer Lernprozeß, wie er in universitären Projekten nur selten gelingt. Zwei Menschen fühle ich mich dabei besonders verbunden: Norbert Reif, von dem ich viel über das mir ursprünglich fremde Arbeitermilieu gelernt habe, und Helga Flörcken-Erdbrink, mit der ich die alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Erfahrungen einer feministischen Forschungsperspektive teilen konnte.

Im Laufe der Jahre habe ich von vielen Menschen Anregung und Ermutigung für meine Arbeit bekommen. Nur einigen kann ich hier stellvertretend danken: Ursula Apitzsch, Astrid Beck-Christensen, Claudia Born, Marina Calloni, Wolfram Fischer-Rosenthal, Jürgen Flörcken, Marianne Friese, Marianne Goltz, Andreas Hanses, Sabine Hennig, Eva Kammler, Annelie Keil, Gundula Lösch-Sieveking, Werner Mauch, Ursula Rabe-Kleberg und Antonius Scheuermann. Für die endgültige Fertigstellung der Arbeit konnte ich die Ruhe und Konzentration eines Dänemarkaufenthaltes nutzen. Hier danke ich besonders Henning Salling Olesen für die großzügige Gastfreundschaft am Universitetscenter Roskilde. Im April 1995 ist die Arbeit vom Promotionsausschuß der Universität Bremen als Dissertation angenommen worden. Für die solidarische und kritische Betreuung des Verfahrens danke ich Helga Krüger und Wilhelm Mader.

Peter Alheit, mit dem mich nahezu zwanzig Jahre gemeinsamer Biographie(forschung) verbinden, danke ich dafür, daß er mich immer wieder eingeladen hat, mich an den spannendsten Fragen - auch seines - soziologischen Denkens zu beteiligen, und für die große Geduld (und die wenigen Situationen zorniger Ungeduld), mit der er zugehört hat, wie ich beim Schreiben dieser Arbeit meinen eigenen Weg gegangen bin.

Zum Schluß danke ich Karoline für die kindliche Ernsthaftigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der sie gewartet hat, bis das 'dicke Buch' fertig geworden ist. Ich widme es ihr und wünsche mir, daß sie es eines Tages mit Interesse lesen wird.

Bremen, im September 1995

B.D.

Einleitung

Das Thema *Biographie und Geschlecht* betrifft zentrale Strukturkategorien der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Obwohl die vorliegende Arbeit nicht in erster Linie Kategorien, sondern empirische Beispiele untersucht, ist sie mit der theoretischen (und gesellschaftlichen) Reichweite dieser Konzepte konfrontiert. Deshalb sollen einige allgemeinere Überlegungen vorangestellt werden.

Als Strukturkategorien sind Biographie und Geschlecht weder ontologische Gegebenheiten noch rein gedankliche Abstraktionen. Strukturen fallen nicht vom Himmel, sie werden, wie Giddens (1988) systematisch entwickelt, in einem komplexen Prozeß der »Strukturierung« erzeugt, und zwar von Individuen und Kollektiven, die in diese Strukturen eingebunden sind, sie in ihrem Handeln reproduzieren und verändern. Dieser Prozeß ist den Individuen nur zu einem geringeren Teil reflexiv zugänglich oder gar intentional für sie steuerbar. Handeln ist im umfassenden Sinn als Praxis zu verstehen, welche das »praktische Bewußtsein« mit einschließt (vgl. ebd., 91ff). Die Subjekte erzeugen in ihrer alltäglichen Praxis jene Strukturen, die ihnen - individuell - als objektive, von ihrem Handeln abgetrennte, wieder gegenübertreten. Die Strukturen 'wirken' jedoch nicht global und abstrakt, sondern vermittelt über eine Vielzahl von Institutionen und Regelsystemen unterschiedlicher Reichweite.

Geschlecht, insbesondere in der Form der Zweigeschlechtlichkeit, ist eine solche Institution, und zwar eine elementare Institution in allen historischen Gesellschaften¹, die - obwohl eine soziale Klassifikation - aufgrund ihrer Stabilität eine 'Naturalisierung' erfahren hat, kurz, als fraglos gegebene Naturtatsache erscheint (vgl. Gildemeister und Wetterer 1992, 237ff). In der feministischen Kritik dieser ideologischen Verkennung ist dagegen betont worden, daß Geschlechter 'gemacht' werden.² Diese Erkenntnis ist, zumindest in der

1 Diese Aussage meint nicht, daß die Institution Geschlecht historisch und kulturell invariant ist, sondern lediglich, daß Geschlecht in allen bekannten historischen Gesellschaften eine zentrale Klassifikation darstellt.

2 Gildemeister und Wetterer (1992) zeichnen in ihrem Artikel nach, wie die Frauenforschung bzw. feministische Kritik genau an jenem Punkt eingesetzt und mit der Unterscheidung von

bundesdeutschen Frauenforschung, lange unter dem Sozialisationsaspekt diskutiert worden³, teilweise nahezu als anonymer Prozeß der geschlechtsspezifischen Rollenzuweisung in einem ökonomischen und kulturellen Herrschaftssystem, der aus Neugeborenen Mädchen oder Jungen 'macht'.⁴ Dagegen ist die Entdeckung einiger ethnomethodologischer Studien⁵, daß die Individuen selbst in ihrer alltäglichen Praxis die Geschlechterklassifikation (re)produzieren ('doing gender') in diesem Diskussionskontext bis vor kurzem offensichtlich auf eine »Rezeptionssperre« gestoßen (vgl. ebd. 203).

Aus jenen Studien lernen wir, daß Geschlecht nicht nur als gesellschaftliche (Sozialisations-)Institution analysiert werden kann, sondern auch unter dem Aspekt menschlichen *Handelns*, jener anderen Seite im dialektischen Prozeß der Strukturierung: »Das soziale Geschlecht (gender) ist hingegen ein Handeln: Es ist die Handhabung situationsgerechten Verhaltens im Lichte normativer Vorgaben und unter Berücksichtigung der Tätigkeiten, welche der eigenen Geschlechtskategorie angemessen sind. Geschlechtlich bestimmtes Alltagshandeln ergibt sich aus der sozialen Zugehörigkeit zu einem Geschlecht und bekräftigt den Anspruch auf diese Zugehörigkeit.«⁶

So präzise diese Formulierung 'sex' und 'gender' voneinander abgrenzt, so allgemein bleibt sie im Hinblick auf die Konzeptualisierung von Gender als Kategorie des Alltagshandelns. Da Geschlecht eine »omnirelevante« Dimension alltäglichen Handelns⁷ ist, besagt die Formulierung vom »situationsgerechten Verhalten« nicht viel mehr als eine grundsätzliche Gebundenheit des Handelns an die

'sex' und 'gender' bzw. der Rede von der 'sozialen Strukturkategorie Geschlecht' die Ideologie der Naturhaftigkeit von Geschlecht entlarvt haben. Zugleich zeigen die Autorinnen auf, wie auch diese Versuche am Ende häufig zu einer Reifizierung und versteckten Substantialisierung der Geschlechterdifferenz geführt haben. Auch die herkömmliche Sex/Gender-Unterscheidung birgt noch einen 'unbewußten' Biologismus, den sie doch gerade zu vermeiden trachtete. Mit Rekurs auf die anglo-amerikanische Tradition ethnomethodologischer Ansätze arbeiten die Autorinnen dagegen die weiterführende Argumentationslinie eines sozialen Konstruktivismus heraus (vgl. dazu auch Knapp 1995).

3 Vgl. zum kritischen Überblick Nunner-Winkler 1994.

4 Vgl. z.B. Ursula Scheus (1977) populäre Veröffentlichung unter dem Titel: »Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht«; auch Grabrucker (1990).

5 Vgl. bes. Garfinkel 1967; Kessler und McKenna 1978.

6 West und Zimmerman 1991, zit. nach Gildemeister und Wetterer 1992, 213.

7 »This (...) points to the omnirelevance of sexual statuses to affairs of daily life as an invariant but unnoticed background in the texture of relevances that comprise the changing actual scenes of everyday life.« (Garfinkel 1967, 118)

Geschlechtsklassifikation, denn die Situationen sind so komplex wie die »normativen Vorgaben«, ganz abgesehen davon, daß Handeln einer komplizierten Eigengesetzlichkeit unterliegt und nicht als Reflex normativer Verhaltensansprüche interpretiert werden kann.

Diese Allgemeinheit der Bestimmung von Geschlecht als Handlungskategorie kann allerdings erkenntnistheoretisch begründet werden. Angesichts der Komplexität und Historizität der Geschlechterproblematik und der Variabilität gesellschaftlicher Praxis würde eine inhaltliche Bestimmung 'weiblichen' bzw. 'männlichen Handelns' im Doing-gender-Prozeß eine Festschreibung bedeuten, die notwendig zu kurz griffe und im übrigen die soziale Konstruktion der Geschlechterdifferenz noch einmal verdoppelte (vgl. noch einmal Gildemeister und Wetterer 1991). Stattdessen kommt es darauf an, die 'Konstruktionslogik' der Geschlechterkategorie zu untersuchen, die in konkreten, historisch, regional und sozial bestimmten Ausschnitten sozialer Wirklichkeit bestimmte Formen des Doing Gender produziert. Diese müssen in ihrer konkret-empirischen Gestalt analysiert werden, anders existieren sie nicht. Das allgemeinere Konstruktionsprinzip, das 'Regelsystem' Geschlecht, kann nur auf der Basis solcher empirischer Analysen re-konstruiert werden.⁸

Ähnliches gilt für die Kategorie der Biographie. Sowenig ein Individuum ein Geschlecht 'hat', sowenig 'hat' es eine Biographie. Auch Biographie ist ein gesellschaftliches Konstrukt im Spannungsverhältnis von Struktur und Handeln (vgl. Fischer und Kohli 1987; Fischer-Rosenthal 1992). Die Entdeckung, daß der Lebenslauf kein biologisches Prinzip, sondern eine soziale Institution ist, ein Regelsystem, das die Vergesellschaftung der Individuen in der Moderne steuert⁹, geht einher mit der Erkenntnis, daß auch die Form der biographischen Selbst- und Fremddeutung ein historisches Phänomen ist, das sich erst im Prozeß der Moderne entfaltet und in komplexer Beziehung zu anderen gesellschaftlichen Regelsystemen steht.¹⁰

8 Der Begriff der Rekonstruktion wird hier bewußt gewählt, um deutlich zu machen, daß auch wissenschaftliche Kategorisierungen und Analysen *Konstruktionen* bleiben, die grundsätzlich von gleicher Dignität sind wie alltagstheoretische und -praktische Konstruktionen, sich jedoch bewußt und selbstreflexiv auf die alltäglichen Konstruktionen der Gesellschaftsmitglieder beziehen (vgl. dazu die Grundprinzipien des interpretativen Paradigmas (Wilson 1973) sowie Kapitel 4 dieser Arbeit).

9 Vgl. Kohli 1985, 1986, 1988 sowie Kapitel 1 dieser Arbeit.

10 Vgl. Alheit und Dausien 1990b, 1992; Hahn 1982.

Auch Biographien werden also 'gemacht'. Sie werden von konkreten Subjekten in konkreten Situationen konstruiert und re-konstruiert, sie bedürfen bestimmter Anlässe, haben bestimmte individuelle und kollektive Funktionen, orientieren sich - ebenso wie das situationsgerechte Doing Gender - an normativen Vorgaben, ohne sie abbildhaft zu reproduzieren, und sie verwenden verschiedene Medien der Konstruktion. Der Begriff der *biographischen Konstruktion* meint somit nicht nur das *Konstrukt* Biographie, das 'Produkt' gesellschaftlicher und individueller Konstruktionen, sondern ebenso den Prozeß des *Konstruierens* bzw. Produzierens und Reproduzierens selbst. Dieser Vorgang ist kein bloß kognitiver Akt, sondern eine komplexe Handlung, *Praxis*, die in pragmatische Handlungskontexte eingebunden ist und 'Wirklichkeit schafft'.

Jenseits dieser Differenzierungen und Konkretisierungen, die unter dem Aspekt individuellen Handelns - nämlich des 'Erzeugens' von Biographie - notwendig in den Blick geraten, läßt sich auch Biographie als elementares 'generatives Regelsystem' in modernen Gesellschaften begreifen, das individuelles Handeln strukturiert. Die Lebenswelt ist 'biographisch konstituiert' (Schütz und Luckmann 1979), und das heißt auch: jedes Handeln besitzt eine biographische Tiefendimension. Auch hier läßt sich durchaus von 'Omnirelevanz' sprechen, wenngleich einige Unterschiede zur Geschlechterkategorie angenommen werden müssen.¹¹ Einer besteht darin, daß es eine durchaus alltägliche Erfahrung ist, daß Biographien fraglich werden, bisherige Erfahrungsmuster und biographisches Wissen nicht mehr greifen und bewußte Re-Konstruktionen stattfinden. Genaugenommen sind derartige Erschütterungen lebensweltlicher Gewißheiten die klassischen Anlässe für die Konstruktion von Biographien.¹²

11 Eine genauere Analyse der Konstrukte Biographie und Geschlecht müßte Differenzen herausarbeiten versuchen, die u.a. mit der unterschiedlichen Geschichte der beiden Kategorien zu tun haben. Biographie zeigt, als historisch wesentlich jüngeres Konstrukt, noch deutlicher die Brechungen mit anderen gesellschaftlichen Strukturmomenten auf und hat, trotz naturalisierter Aspekte nicht im gleichen Ausmaß wie Geschlecht den Status einer 'Naturkategorie'.

12 Dies gilt sowohl für einzelne Biographien als auch in längerfristiger historischer Perspektive. Wenn Individuen z.B. ihre gewohnte soziale Umgebung verlassen, sei es durch lokale oder soziale Mobilität, werden sie genötigt, sich ihrer selbst neu zu vergewissern. Dies läßt sich z.B. an der Geschichte proletarischer Autobiographien verdeutlichen, aber auch an alltäglichen, zeitgenössischen Lebensgeschichten, in denen eine Trennung vom Partner, die Geburt eines Kindes, der Wechsel oder Verlust eines Arbeitsplatzes verstärkte Biographisierungsaktivitäten in Gang setzen. Aktuelle Prognosen, die mit dem Ende der Moderne auch das

Biographie ist womöglich ein 'flüssigeres' Konstrukt, eine gesellschaftliche Konstruktion, der man den Prozeß ihres Konstruierens noch eher anmerkt als dem Konstrukt Geschlecht. Hierin liegt im übrigen auch der Reiz eines empirischen Zugangs mit biographischen Methoden.

Bleiben wir bei der Handlungsperspektive, so ergibt sich aus dem Gesagten, daß die beiden Kategorien Biographie und Geschlecht im alltäglichen Handeln notwendig miteinander *interagieren*. Wenn ich in einer bestimmten Situation handle, tue ich dies *als Frau/Mann* (und reproduziere damit zugleich ein bestimmtes Geschlechterverhältnis), und ich handle als Frau/Mann mit bestimmten *biographischen* Erfahrungen und Erwartungen (die ich ebenfalls *en passant* reproduziere). Ich kann nicht - oder nur mit erheblichem kommunikativem und legitimatorischem Aufwand - von einer dieser beiden Kategorien abstrahieren. Die Interaktion der beiden Dimensionen wird umso deutlicher, je mehr die explizite Konstruktion einer oder beider im Mittelpunkt steht. Wenn ich z.B. ein kurzes Telefonat mit einem Handwerker führe, so werden diese Dimensionen weniger leicht erkennbar als wenn ich einer neuen Kollegin etwas über mich, meine Arbeitserfahrungen und meine Familiensituation mitteile oder, bei entsprechenden Rahmenbedingungen, sogar meine Lebensgeschichte erzähle.

Dieser letzte Fall, das Erzählen der Lebensgeschichte in einer (spezifischen) kommunikativen Situation, ist das konkrete empirische Beispiel, auf das sich die vorliegende Studie bezieht. Es geht also um den Fall der *expliziten Konstruktion von Biographie in der Form des Erzählens*. Dies ist eine herausgehobene, aber durchaus alltägliche¹³ Aktivität, bei der das Subjekt keineswegs nur seine Lebensgeschichte (re)konstruiert, sondern zugleich auch seine soziale Geschlechtszugehörigkeit. Lebensgeschichtliches Erzählen ist mithin ein bestimmtes 'Konstruktionsmedium' für beide Kategorien, Biographie und Geschlecht.

Es ist fast überflüssig, darauf hinzuweisen, daß der Zusammenhang von Geschlecht und Biographie auch an anderen 'Konstruk-

Ende biographischer Formen der Selbstvergewisserung kommen sehen, verkennen m.E. genau dies: daß Unsicherheit und Brüchigkeit keine neuen Entwicklungen, sondern von Anfang an ein konstitutives Element der Konstruktion Biographie sind.

13 'Alltäglich' meint hier, daß das (biographische) Erzählen als generatives Handlungsschema der Alltagskompetenz der Individuen zugehört.

tionsmedien' und Beispielen alltäglichen Handelns expliziert werden könnte. Daß in der vorliegenden Studie der Zugang über Biographien gesucht wird¹⁴, hat mit dem verfügbaren empirischen Material zu tun. Darüber hinaus bietet jedoch die Form des Erzählens besondere Erkenntnismöglichkeiten im Hinblick auf jenen Prozeß des Konstruierens als Handlung. Erzählen lassen sich aber nur Biographien, nicht 'Geschlechter'. Mit anderen Worten, für die (geschlechtsgebundene) Konstruktion von Biographien sind kommunikative Handlungsregeln und 'kognitive Figuren' (Schütze) im Alltag verfügbar, die mit der Methode des narrativen biographischen Interviews adäquat rekonstruiert werden können. Die (biographische) Konstruktion von Gender könnte und sollte daneben auch mit anderen Methoden untersucht werden, die unterschiedliche Aspekte des Problems zugänglich machen.¹⁵

Nach diesen Überlegungen läßt sich die Anlage der vorliegenden Arbeit genauer umreißen. Das Verhältnis von Biographie und Geschlecht wird im folgenden am empirischen Beispiel *lebensgeschichtlicher Erzählungen von Frauen aus verschiedenen proletarischen Milieus* untersucht. Diese Spezifikation bedeutet jedoch keine Einschränkung des Ausgangsthemas, sondern dessen exemplarische Bearbeitung an einem empirischen Ausschnitt der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Es geht um biographische Konstruktionen von Frauen, nicht um die Analyse konstruktivistischer Theorieansätze¹⁶ zum

14 Der umgekehrte Zugang würde explizite Konstruktionen von Geschlecht in den Mittelpunkt stellen und hätte deren biographische Tiefendimension zu rekonstruieren.

15 Hier ist an Analysen von alltäglichen Handlungs- und Kommunikationssituationen zu denken (vgl. bereits Goffman 1977), die z.B. auch den Aspekt der körperbezogenen Reproduktion des Geschlechterverhältnisses einbeziehen.

16 Als erkenntniskritische Position ist die theoretische Diskussion um die (De-)Konstruktion von Geschlecht auch für die vorliegende Arbeit wichtig, schärft sie doch den Blick für versteckte, unreflektierte Formen der Ontologisierung und Naturalisierung der Geschlechterkategorie, die sich vor allem in die Konstruktion von Begriffen und Kategorien einschleichen können. Andererseits hebt die konstruktivistische Kritik häufig zu sehr auf die ideologisch-begriffliche Seite sozialer Konstrukte ab, was spätestens für die Perspektive der 'De-Konstruktion' in eine Sackgasse führen kann. Wenn Dekonstruktion mehr sein soll, als Begriffskritik, muß sie auf das alltägliche Handeln von Menschen bezogen werden. Das heißt aber, daß wir die 'ideologischen' Konzepte und Konstruktionen der Menschen re-konstruieren, ihre 'Wirkungsweise' verstehen müssen, ohne sie naiv für 'die Wirklichkeit' zu halten. Gesellschaftliche Veränderungen lassen sich nicht aus dem bloßen Denken von Alternativen bewirken, sie brauchen eine Anknüpfungsmöglichkeit an das alltägliche Handeln der Menschen. In ihren Alltagskonstruktionen steckt das Potential zur Kritik, stecken Ansatzpunkte zur Veränderung herkömmlicher sozialer Klassifikationen und Ordnungsstrukturen.

Thema Biographie und Geschlecht. Dennoch ist der empirische Zugang keineswegs untheoretisch. Wie angedeutet, besteht ein dialektisches Verhältnis zwischen Allgemeinem und Konkretem, zwischen Strukturen bzw. den gesellschaftlichen 'Konstruktionsprinzipien' und den empirisch vorfindbaren Konstruktionen, dem alltäglichen Handeln der Individuen. Die Strukturen existieren nur durch die Praxis der lebendigen Individuen, und sie können nur 'durch diese hindurch' erkannt werden. Das Ziel der empirischen Studie (Teil II) ist somit ein doppeltes. Zum einen sollen *gegenstandsbezogene* Erkenntnisse über biographischer Konstruktionen proletarischer Frauen gewonnen werden, zum anderen soll das Verhältnis von Geschlecht und Biographie *theoretisch* differenziert und zumindest in einigen Punkten genauer ausgearbeitet werden.

In Teil I der Arbeit werden jedoch zunächst einige Hauptlinien der wissenschaftlichen Diskussion über 'weibliche Biographien' nachgezeichnet.¹⁷ *Kapitel 1* befaßt sich mit der Interaktion von Biographie und Geschlecht unter dem institutionellen Aspekt. Biographie und Lebenslauf sind keine universellen, sondern sozial differenzierte Regelsysteme, die sich im Laufe der Moderne herausgebildet haben und fortlaufend verändern. Dies wird am Gegenstand historischer und aktueller Veränderungen in den Lebensverläufen von Frauen diskutiert. In *Kapitel 2* geht es um wissenschaftliche Konstrukte im thematischen Umfeld 'weibliche Biographien', um Befunde, Begriffe und (Vor-)Urteile über Frauenleben, die in der Frauen- und Biographieforschung verhandelt werden. In *Kapitel 3* wird, mit Bezug auf den diskutierten Forschungsstand, der Ansatzpunkt der eigenen Untersuchung benannt.

Der empirische Teil II beginnt mit einer Explikation der methodologisch-theoretischen Voraussetzungen, wobei besonders auf die Funktion des biographischen Erzählens eingegangen wird (*Kapitel 4*). In *Kapitel 5* werden die konkreten Forschungsschritte beschrieben. *Kapitel 6* präsentiert eine ausführliche Fallstudie, die für die Darstellung des empirischen Materials die Funktion eines Anker-

17 Wenn im Laufe der Arbeit von 'weiblichen' Biographien, Lebenslaufmustern o.ä. gesprochen wird, so ist dies genau genommen eine theoretisch unzulässige Formulierung, die lediglich aus Gründen der Abkürzung gebraucht wird. In den einleitenden Überlegungen ist deutlich geworden, daß Biographien kein Geschlecht 'haben', sondern als Konstruktionen mit anderen gesellschaftlichen Konstruktionen und Strukturen, auch dem Geschlecht, interagieren.

falls erfüllt. Am Beispiel dieser Studie wird einerseits die Interpretationsmethode transparent gemacht - das Kapitel enthält eine vollständige 'strukturelle Beschreibung' (Teil 3), die 'analytische Abstraktion' (Teil 4) und den Vergleich zur Lebensgeschichte des Ehepartners (Teil 5) -, andererseits werden hier die entwickelten Generalisierungen und Hypothesen beispielhaft im Material 'verankert'. Am Ende dieses Kapitels (Teil 6) werden Hypothesen auf allgemeinerer Ebene formuliert, welche die Matrix für die vergleichenden Analysen mit den anderen Fällen bilden. Diese werden unter zwei Gesichtspunkten präsentiert. *Kapitel 7* stellt die weiteren Fälle vor und kontrastiert sie unter der Perspektive der doppelten Vergesellschaftung von Frauen in Beruf und Familie. Diese konnte in den Fallanalysen als relevante Dimension herausgearbeitet werden, die biographische Konstruktionen von Frauen sowohl inhaltlich als auch in ihrer formalen Struktur in typischer Weise prägt. *Kapitel 8* fokussiert die zweite rekonstruierte Dimension: die Rolle von Beziehungen in und zwischen Biographien. In diese Analyse werden Vergleiche zu den Biographien der männlichen Partner mit einbezogen. Am Ende der beiden Kapitel 7 und 8 (jeweils Teil 4) werden die Interpretationen zu Kategorien und Deskriptionen verdichtet, die, wenn auch keine geschlossene gegenstandsbezogene Theorie darstellen, doch zumindest als komplexere Bausteine zu einer solchen betrachtet werden können. Das abschließende *Kapitel 9* unternimmt den Versuch, die Komplexität biographischer Prozesse im Spannungsfeld zwischen der Reproduktion gesellschaftlicher Strukturvorgaben und den Transformationsmöglichkeiten emergenten Handelns auf einer 'Metaebene' zu reformulieren. Dabei geht es nicht mehr um gegenstandsbezogene Verdichtungen, sondern um eine formal-theoretische Strukturierung von Begriffen und Zusammenhängen auf einem höheren Abstraktionsniveau.

Angesichts des umfangreichen empirischen Teils erscheint es sinnvoll, vorab einige Lesehinweise zu geben. Die abduktive Forschungslogik erlaubt keine kurze Präsentation bzw. Rezeption der Ergebnisse im Schlußkapitel. Die Linie der Argumentation kann auf den Gang 'durch das Material hindurch' nicht verzichten, da die Erkenntnisperspektive gerade in dem Wechselverhältnis von Konkretem und Allgemeinem besteht (vgl. Kap. 4). Dies fordert jedoch Zeit und Geduld auf seiten der LeserInnen.

Insbesondere der in Kapitel 6 präsentierte Ankerfall wird vor allem diejenigen interessieren, die sich auch mit dem Interpretationsverfahren der strukturellen Beschreibung auseinandersetzen wollen, obwohl das intensive Sich-Einlassen auf eine Lebensgeschichte auch unabhängig von methodischen Interessen lohnend ist. Falls die Lektüre des Falles gekürzt oder ausgelassen wird, empfiehlt es sich jedoch, die biographische Kurzbeschreibung (Teil 2), die analytische Abstraktion (Teil 4), den Vergleich zur Partnerbiographie (Teil 5) und den orientierenden Teil 6 zu lesen, in dem das Konzept für die Präsentation der weiteren Fallstudien und die Konstruktion der Theorie skizziert wird. Die Fallstudien in den Kapiteln 7 und 8 können thematisch gelesen werden, aber auch stärker auf einzelne Biographien konzentriert, indem die Fälle unter beiden Perspektiven verfolgt werden.

Schließlich seien zwei eher technische Hinweise erlaubt. Der erste betrifft die Zitierweise: Um wörtliche Zitate von Hervorhebungen einzelner Begriffe zu unterscheiden, werden im Text zwei verschiedene Arten von Markierungen verwendet: Doppelte Anführungszeichen (»...«) kennzeichnen direkte Zitate, einfache Anführungszeichen ('...') heben sonstige Begriffe hervor. Diese Unterscheidung erschien mir vor allem wegen der Interpretationsteile sinnvoll, um Begriffe der ErzählerInnen von meinen eigenen zu unterscheiden. Die zweite Anmerkung bezieht sich auf die Verwendung weiblicher und männlicher Endungen. Ich habe mich bewußt dafür entschieden, keine der üblichen Verfahrensweise systematisch durchzuhalten, da ich keine für wirklich befriedigend halte. Deshalb wechseln die Formen, je nachdem, welche im konkreten Kontext am geeignetsten erscheint: das 'große I' (ArbeiterInnen), die doppelte Benennung beider Formen (Arbeiterinnen und Arbeiter) und die Verwendung einer der beiden Formen, und zwar (a) wenn der Bezug eindeutig ist (die Erzählerinnen), oder (b) als Allgemeinbezeichnung (wenn z.B. im Methodenteil gelegentlich von 'der Forscherin' die Rede ist, sind - wie in der gebräuchlicheren androzentrischen Generalisierung - die männlichen Forscher grundsätzlich eingeschlossen). Ich hoffe, ordnungsliebende Leserinnen und Leser werden mir die mangelnde Systematik verzeihen.

Ich möchte diese Einführung mit einem längeren Zitat über die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Forschungsarbeit beschließen:

»Wissenschaftlerinnen, die sich mit weiblichen Lebenszusammenhängen beschäftigen, wird ein hohes Maß an Ambiguitätstoleranz abverlangt. Ambiguitätstoleranz meint, das Für und Wider einer Sache abzuwägen, ehe ich urteile oder mich entscheide. In dialektischen Zusammenhängen macht jeder Sinn einen Gegensinn - wenn ich mich auf die eine Seite eines Problems schlage, muß ich im Gedächtnis behalten, wovon ich im Augenblick abstrahiere; wenn ich mich gegen eine Strebung in mir entscheide, muß ich wissen, worauf ich verzichte. Das ist eine Herausforderung, die durch bestimmte Konsequenzen gesetzt ist, die feministische Sozialforschung gezogen hat.¹⁸ Sie unterscheidet sich von traditioneller empirischer Forschung dadurch, daß sie soziale Komplexität nicht reduziert. Im Gegenteil: die gesellschaftliche Wirklichkeit des weiblichen Geschlechts ist nur dann wirklich zu begreifen, wenn wir verstehen, wie die verschiedenen Dimensionen von geschlechtsspezifischen Benachteiligungen zusammenhängen, an welchen Fronten gleichzeitig gekämpft werden muß, wenn sich die soziale Situation von Frauen grundsätzlich und als ganze verändern soll. Aber nicht nur das Bestehen auf Komplexität und Zusammenhangsanalyse wird von dem Gegenstandsbereich der Frauenforschung eingefordert. Zu den wichtigsten Ergebnissen feministischer Empirie gehört die Einsicht in die Widerspruchsstrukturen weiblicher Realitäten. Hier bei den Analysen nicht zu kurz zu greifen, fordert nicht nur einen langen Atem auf der kognitiven Ebene. Wir stoßen auch überall auf Unstimmigkeiten und Unvereinbarkeiten, die uns emotional berühren - auch wenn sie uns nicht direkt individuell angehen, so betreffen sie doch unser Geschlecht.« (Becker-Schmidt 1990, 113f)

Beim Schreiben der vorliegenden Arbeit ist auch meine »Ambiguitätstoleranz« erheblich strapaziert worden. In der Tat war ein langer Atem nötig, um die Komplexität des Themas kognitiv und emotional auszuhalten, ohne darin unterzugehen oder aufzugeben. Dennoch war die Arbeit nicht nur Anstrengung, sondern vor allem ein spannender und oft lustvoller intellektueller Prozeß. Nun, da er abgeschlossen ist, beginnt die Arbeit der Leserinnen und Leser, deren langer Atem nicht weniger gefordert ist.

18 Vgl. Becker-Schmidt und Bilden 1991; Diezinger et al. (eds.) 1994; speziell zu biographischer Forschung Dausien 1994a.

TEIL I

FRAUEN-LEBEN.

DISKUSSION ZUM FORSCHUNGSSTAND

Kapitel 1

Lebenslaufmuster im historischen Wandel. Ergebnisse der empirischen Life-course-Forschung

Das Thema 'Frauenbiographien' konstituiert kein homogenes, abgrenzbares Forschungsgebiet, es ist vielmehr Gegenstand unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Bereiche und Traditionen. Die folgende Darstellung will hierüber keinen systematischen Überblick geben, sondern ausgewählte Befunde und Ansätze mit Blick auf die eigene Studie (Teil II) intensiver diskutieren. Dennoch sind Repräsentativitätsüberlegungen nicht gänzlich ignoriert worden. Die vorliegenden demographischen und sozialstatistischen Ergebnisse, die sich auf Daten und Merkmale von Lebensverläufen beziehen und im folgenden unter dem Stichwort der empirischen 'Life-course'-Forschung zusammengefaßt werden (Kap. 1), sind schon aufgrund ihres quantitativen Gewichts nicht zu übergehen. Andererseits begründet dieses Faktum allein nicht ihre Relevanz für einen biographietheoretischen Ansatz wie den vorliegenden. Die beiden Konzepte 'Lebenslauf' und 'Biographie' sind keineswegs unproblematisch aufeinander zu beziehen. Ohne dieses Problem hier grundsätzlich zu behandeln (vgl. z.B. Hahn 1988), wird für die folgende Diskussion eine eher pragmatische Argumentationslinie vorgeschlagen.

Was in der Life-Course-Forschung als 'Lebenslauf' untersucht wird, ist ein wissenschaftliches Konstrukt, das sich in erster Linie über seinen methodischen Zugriff definiert. Es geht um die statistische Analyse von - quantitativ analysierbaren - Daten, die auf die Lebensspanne von Individuen bezogen sind. Diese Art von Daten unterscheidet sich grundlegend von den in dieser Studie untersuchten Lebensgeschichten ('Text-Daten') und ihrer Analyse. Dennoch können beide Datensorten als - unterschiedlich komplexe - 'Indikatoren' für jenen wechselseitigen Konstitutionsprozeß von gesellschaftlichen und individuellen Strukturen interpretiert werden, der in dieser Arbeit mit dem *Biographiekonzept* theoretisch und empirisch gefaßt wird.

In diesem Ansatz gibt es keine saubere Trennung von 'innen' und 'außen'.¹ Subjekte entwickeln ihre Biographie nicht 'frei', sondern in bestimmten gesellschaftlich-historischen Grenzen, die sich als *Laufbahnen im sozialen Raum* auch unabhängig von der Subjektperspektive beschreiben lassen (vgl. Bourdieu 1990). Aber jene 'Bahnen' werden nicht von abstrakten Strukturen erzeugt, sondern von handelnden Subjekten produziert und reproduziert, die Möglichkeitsräume ausschöpfen oder verschenken, Grenzen überschreiten und neue Grenzen aufrichten (vgl. Giddens 1988). Umgekehrt haben sich biographische 'Ablaufmuster' als kollektive Regelsysteme verselbständigt, von den konkreten Handlungen konkreter Individuen abgelöst. Der Lebenslauf ist eine *Institution* geworden, die einen für die Moderne funktionalen Vergesellschaftungsmodus organisiert.² Als solche treten biographisch erzeugte Strukturen dem Individuum als 'äußere' Rahmenbedingung wieder entgegen und beeinflussen subjektive Lebensentwürfe, Handlungen und Entscheidungen.

Subjekte orientieren sich - intentional und nicht-intentional, 'fraglos', präskriptiv - an Wahrscheinlichkeiten und Normalitätserwartungen bezüglich biographischer Ablaufmuster: Wie ich mein Leben plane, was ich nicht plane und lieber auf mich zukommen lasse, was ich erwarte, hoffe, befürchte oder wie ich vergangene Lebensabschnitte bilanziere, hat auch mit (tradierten) Erfahrungen und Beobachtungen anderer Lebensabläufe in meiner sozialen Umgebung zu tun, mit dem expliziten und impliziten Wissen, was in einem Leben wie meinem 'im allgemeinen' zu erwarten ist, was erreicht werden kann, wo mit überwindbaren Widerständen, wo mit unüberwindlichen Grenzen zu rechnen ist.

Unter dieser Hinsicht macht es Sinn, auch bei der vorliegenden Frage nach subjektiven biographischen Konstruktionen von Frauen, sich die wichtigsten Ergebnisse der Life-course-Forschung zur Veränderung der 'weiblichen Normalbiographie(n)' zu vergegenwärtigen. Hierzu liegen Ergebnisse vor, die sich sowohl auf langfristige historische Prozesse als auch auf Änderungstendenzen in der jüngeren Vergangenheit beziehen.

1 Zu diesem alten philosophischen Dualismus und seiner Rolle in der Biographieforschung vgl. Fischer-Rosenthal 1992, 1995.

2 Vgl. Kohli 1985, 1986, 1988; sowie den von Weymann (1989) herausgegebenen, sehr informativen Sammelband zum Thema.

1 Das »längere Leben« und die »Institutionalisierung des Lebenslaufs«

Die historische Demographieforschung befaßt sich traditionellerweise mit Fragen des Lebens- und des Familienzyklus, mit Geburten- und Sterberaten, Heirats- und Reproduktionsmustern. Bei den vorliegenden Forschungsergebnissen handelt es sich zumeist um Befunde, die auf hochaggregierten Daten beruhen, lange und z. T. dispartate Zeiträume betreffen, kurz: um Daten, die nicht unmittelbar auf die individuelle Lebenslaufdimension bezogen werden können.³ Dies erfordert Integrations- und Interpretationsleistungen, wie sie etwa im Programm einer »historischen Phänomenologie des Lebenslaufs« (vgl. Hareven 1980, 21ff; Hagestad 1991, 27) oder in den Arbeiten von Arthur Imhof (1981, 1984, 1988a,b) vorgelegt worden sind. Es geht um die Integration einzelner historischer 'Entdeckungen' wie z.B. die Geschichte der Kindheit und Jugend⁴, der Familie⁵ oder des Alters bzw. Alterns (Aging)⁶ im Hinblick auf die sich wandelnde Struktur und Bedeutung des individuellen Lebensverlaufs.

So besagt die Tatsache, daß in der modernen Gesellschaft in den letzten drei Jahrhunderten, insbesondere aber seit Mitte des 19. Jahrhunderts, die durchschnittliche *Lebensdauer* dramatisch angestiegen ist, für sich genommen noch nicht viel. Das aus der Perspektive individueller Lebensführung eigentlich interessante und radikale Veränderungen in Gang setzende Phänomen ist die *Erwartbarkeit des längeren Lebens* (vgl. Imhof 1984; 1988a, bes. Kap. 2). Die niedrigere durchschnittliche Lebenserwartung in vormodernen Gesellschaften ist dabei nicht nur mit der hohen Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren zu erklären. Auch im fortschreitenden Alter konnte der Tod -

3 Nur in wenigen Fällen wurden tatsächlich Verlaufsuntersuchungen angestellt, d.h. Längsschnittdaten auf individueller Ebene analysiert (vgl. z.B. die Kohortenanalyse von Uhlenberg (1969) oder die auf kanadische Verhältnisse bezogenen Untersuchungen von Gee 1986, 1987).

4 Vgl. Aries (1977), de Mause (1977), Elias (1980), Hardach-Pinke 1981, Weber-Kellermann 1989 u.a.

5 Vgl. Segalen 1990; Mitterauer 1990; Sieder 1987; Rosenbaum (ed.) 1978, Rosenbaum 1982; Weber-Kellermann 1974 u.a.

6 Vgl. Conrad 1982; Hareven und Adams (eds.) 1982, 1991; Marshall (ed.) 1986 u.a.

statistisch gesehen - jederzeit eintreten.⁷ Der moderne Lebensverlauf ist also nicht nur durch die Erhöhung der durchschnittlichen Lebensdauer gekennzeichnet, sondern vor allem durch die sehr viel geringere Varianz. Die Wahrscheinlichkeit zu sterben konzentriert sich zunehmend auf das höhere Alter, gegenwärtig auf das siebte, achte und sogar neunte Lebensjahrzehnt (vgl. auch Kohli 1985, 4ff). Kohli spricht in diesem Zusammenhang allgemeiner vom Modernisierungsprozeß als einem »Übergang von einem Muster der Zufälligkeit der Lebensereignisse zu einem des vorhersehbaren Lebenslaufs« (ebd., 4f).

Aus dieser Vorhersehbarkeit des (langen) Lebens ergeben sich objektiv wie subjektiv Strukturierungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten. Es wird erforderlich, die längere Lebenszeit 'sinnvoll', d.h. auch sozial erwartbar, verlässlich auszufüllen. Der individuelle und gesellschaftliche Steuerungsbedarf entsteht vor allem in den zentralen Bereichen Familie (intra- und intergenerationale Reproduktion) und Erwerbssystem. Die Individuen werden - je nach Perspektive - genötigt oder in den Stand versetzt, eigene 'Lebenspläne' zu verfolgen.⁸ Zugleich aber bilden sich soziale Normierungen heraus, welche die einzelnen von der neuaufgebürdeten Verantwortung für den Ablauf ihres Lebens ein Stück weit wieder entlasten. Gesellschaftliche Zuschreibungen und Zugriffe, Ordnungs- und Kontrollverfahren, Synchronisierungs- und Balanceprozesse erfolgen zunehmend über temporale Regelungskriterien und weniger über kategoriale Zuschreibungsmodi. Die Herausbildung dieses neuen Vergesellschaftungsmusters ist auch der Kern der von Martin Kohli beschriebenen »Institutionalisierung des Lebenslaufs« (1985).

Die zeitliche Gliederung des (erwartbaren) Lebensverlaufs in sozial mehr oder weniger normierte Phasen (states, sequences) und Übergänge (transitions) wird in der Life-course-Perspektive als Abfolge soziodemographischer Zustände (»trajectory of sociodemogra-

7 Hinweise auf die Todesursachen in Kriegs-, Hunger- und Epidemiezeiten und in 'normalen Zeiten' finden sich bei Imhof (1988a). Die Allgegenwärtigkeit des Todes drückt z.B. ein altes Kirchenlied aus dem 14. Jahrhundert aus: »Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen«.

8 Daß die biographischen Entwürfe für Individuen unterschiedlicher sozialer Lagen (Klasse, Geschlecht, Region usw.) verschieden sind, sei hier nur am Rande vermerkt (vgl. Kap. 4, Teil 2.4).

phic states«; vgl. Hagestad 1989, 1991) operationalisiert.⁹ Ein nahe liegendes Konzept, mit dem sich diese zeitliche Gliederung in Beziehung setzen läßt zu den verschiedenen Lebensbereichen bzw. dem inhaltlichen Aspekt der Lebensphasen, ist das *Budget an Lebenszeit* oder 'Lebenszeit-Verwendungs-Muster'. In Bezug auf Frauenleben kann das lebenszeitliche Verwendungsmuster nach den beiden zentralen Bereichen Familie und Erwerbsarbeit weiter aufgeschlüsselt werden. Auch Forschungen zum Familienzyklus lassen sich unter dieser Hinsicht integrieren (vgl. Hareven 1980). Im folgenden sollen einige Zahlen und Relationen den historischen Formwandel von Lebenslaufmustern vor allem mit Bezug auf den familiären Bereich konkretisieren.¹⁰

Exkurs: Einige Daten zum sozio-demographischen Wandel.

Betrachten wir nur den Zeitraum der letzten hundert Jahre, so lassen sich folgende wichtige demographische Veränderungen feststellen: Die durchschnittliche *Lebenserwartung* und die Wahrscheinlichkeit, erst im hohen Alter zu sterben, sind dramatisch angestiegen. In Deutschland liegt die durchschnittliche Lebenserwartung gegenwärtig für Frauen bei ca. 77 Jahren, für Männer bei ca. 70 Jahren (vgl. Koch und Müller 1994, 222).

Diese allgemeine Entwicklung gilt für Frauen noch deutlicher als für Männer. Bezogen auf Deutschland bzw. (nach dem Zweiten Weltkrieg) die Bundesrepublik legt Imhof folgende anschauliche Vergleichszahlen vor: In der Zeit 1871/80 erreichten von je 100 gleichzeitig Geborenen 36 Frauen (bzw. 31 Männer) das 60. Lebensjahr, knapp 7 Frauen (und 5 Männer) das 80. Lebensjahr und 2 Frauen (1 bis 2 Männer) das 85. Lebensjahr. Vergleicht man damit den Zeitraum 1981/83 so bietet sich ein völlig anderes Bild: Von je 100 Personen werden

9 Dabei geht es im Rahmen der Life-course-Ansätze vor allem um die Konzepte »timing«, »duration«, »prevalence« und »sequencing« (vgl. Hagestad 1989, 4), also um den Zeitpunkt und die zeitliche Ordnung von Ereignissen bzw. Statuswechseln innerhalb des Lebenslaufs, um die »Verweildauer« zwischen den Übergängen, um »Übergangsraten« von einem Status in einen anderen usw. Der historische Wandel wird hauptsächlich über den Vergleich von Populationsparametern aus unterschiedlichen Gesellschaften bzw. historischen Epochen erfaßt. Wertvoller, aber seltener verfügbar sind Individualdaten, die detaillierter Auskunft geben über die Abfolge und Dauer bestimmter Lebensphasen bzgl. ein und desselben Individuums (z.B. Eintragungen in Kirchenbüchern, Personenstandsakten u.a.). Hagestad verweist auf die unterschiedliche Reichweite und Aussagekraft dieser beiden Datenarten. Um Fehlschlüsse zu vermeiden, müssen sie strikt auseinandergehalten werden, da sie sich auf unterschiedliche Analyseebenen beziehen, zum einen auf Populationen, zum anderen auf Individuen (vgl. 1989, 5f).

10 Ich beziehe mich dabei vornehmlich auf einen Artikel von Gunhild Hagestad (1986), der eine gute inhaltliche Zusammenfassung mit dem Vorzug anschaulicher Darstellung verbindet. Die Autorin bezieht sich i.d.R. auf US-amerikanische Verhältnisse, die jedoch in den hier relevanten Punkten mit den westeuropäischen vergleichbar sein dürften.

90 Frauen (81 Männer) 60 Jahre alt, 51 Frauen (29 Männer) erreichen das 80. Lebensjahr und 31 Frauen (14 Männer) immerhin noch das 85. Lebensjahr.¹¹ Die Zahl derjenigen, die das 85. Lebensjahr erreichen, ist in dem Gesamtzeitraum bei Männern um das 8.6fache, bei Frauen sogar um das 14fache gestiegen.

Aus der - im übrigen zunehmend - unterschiedlichen Lebenserwartung der beiden Geschlechter ergeben sich auch unterschiedliche Konsequenzen für die Perspektive der individuellen Lebensführung: So kommt Verwitwung im hohen Alter bei Frauen sehr viel häufiger vor als bei Männern, ja Witwenschaft ist fast zur Normalerwartung in weiblichen Biographien geworden (vgl. Hagestad 1986, 147). Aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, stellt sich diese Entwicklung als eine 'Feminisierung' des (hohen) Alters dar: »The world of the very old is the world of women, both in society and within families.« (ebd.) Für Männer gilt dagegen das Umgekehrte: Da sie durchschnittlich früher sterben und - falls sie ihre Partnerin verloren haben - im Alter häufiger noch einmal heiraten als Frauen¹², gehört es nahezu zur Normalerwartung in männlichen Lebensverläufen, bis zum Tod mit einer Frau zusammenzuleben (vgl. Hareven 1980, 14). Hagestad gibt an, daß zwei Drittel der über 75jährigen Männer mit einer Partnerin zusammenleben, während die entsprechende Zahl bei Frauen weniger als ein Fünftel beträgt (1986, 147). Dies bedeutet auch, daß die Mehrzahl der Männer bis ins hohe Alter hinein eine wichtige Bezugsperson der eigenen Generation haben, während Frauen im Alter überwiegend auf intergenerationale Familienbeziehungen verwiesen sind. Auf diesen Punkt wird zurückzukommen sein.

Eine weitere für die Dynamik des Lebenslaufs folgenreiche Veränderung betrifft das Reproduktionsverhalten. Die *Geburtenrate* ist deutlich gesunken. Während eine Frau um die Jahrhundertwende durchschnittlich 3.9 Kinder gebar, liegt die entsprechende Zahl heute bei 1.8; zugleich hat sich auch der Altersabstand zwischen den Geschwistern (bzw. zwischen dem ältesten und dem jüngsten Kind) verringert (vgl. Hagestad 1986, 141).

Aus der Perspektive der Kinder ergeben sich damit markante Veränderungen. Zunächst einmal wachsen immer mehr Kinder in kleinen Kernfamilien auf, haben nur ein oder gar kein Geschwister, d.h. wenig intragenerationale Beziehungen innerhalb der Familie. Die psychosozialen Aspekte dieser Veränderung können hier nur angedeutet werden: Kleine Eltern-Kind-Familien stellen eine qualitativ andere 'Umwelt' für das Heranwachsen von Kindern dar als große. Die Position in der Geschwisterreihe verliert bzw. verändert ihre Bedeutung. Die Eltern-Kind-Beziehung wird - ohne dies hier zu werten - intensiviert. Zugleich wächst die Uniformität von Kindheitserfahrungen. Geschwister erleben ihre Eltern und die gesamte familiäre Situation in einer ähnlichen Phase, vor allem aber ähneln sich die Erfahrungen der Kinder auch im außerfamiliären Ver-

11 Vgl. Imhof 1988a, S. 288 und 290 (Abb. 66 und 67) bzw. S. 361f (Tabellen zu Abb. 66 und 67).

12 Hagestad gibt, bezogen auf die USA, an, daß die Wiederverheiratsquote bei Männern, besonders ab dem 40. Lebensjahr, höher ist als bei Frauen. Bei über 65jährigen Männern beträgt sie sogar das 8fache. Dabei spielen Bildung und ökonomische Ressourcen offenbar eine Rolle. Mit steigendem Bildungsniveau und mit zunehmender finanzieller Sicherheit sinkt die Wahrscheinlichkeit, daß sich eine Frau im Alter wieder verheiratet. Bei den Männern verhält es sich umgekehrt (vgl. 1986, 153f).

gleich. Immer mehr Kinder stammen aus einer kleinen (Kern)Familie, haben relativ junge Eltern, ggf. ein oder zwei Geschwister in vergleichsweise geringem Altersabstand usw. (vgl. ebd., 144f).¹³

Was bedeuten diese Veränderungen nun für die Eltern-Kind-Beziehungen und insbesondere für den Lebensverlauf von Frauen? Vor allem hat sich die Lebensphase der 'aktiven Mutterschaft' verkürzt bzw. *konzentriert* (vgl. dazu Hareven 1980, 15). Es werden weniger Kinder, immer häufiger nur noch eines, geboren und großgezogen.¹⁴ Dabei gehört es - ganz im Unterschied zu früher¹⁵ - zur Normalerwartung, daß ein Kind das Erwachsenenalter erreicht und selbst ein langes Leben vor sich hat. Umgekehrt kann ein Kind mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, den Tod seiner Eltern erst im fortgeschrittenen Erwachsenenalter zu erleben. Eltern ihrerseits erwarten, ihre Kinder bis in die zweite Hälfte des Erwachsenenlebens zu begleiten, Enkelkinder heranwachsen zu sehen und ggf. sogar die Geburt und ersten Lebensjahre von Urenkeln zu erleben. Kurz: Eltern und Kinder erleben eine *Verflechtung ihrer Biographien* (»interwoven biographies«; vgl. Hagestad 1986, 143), die mehrere Jahrzehnte umfaßt, eine gegenüber früher deutlich verlängerte Zeitspanne, in der die Kinder nicht 'Kinder' bleiben, sondern selbst erwachsen werden, altern, selbst Eltern oder gar Großeltern werden. Erstmals in der Geschichte ist die Lebensphase, in der eine Person erwachsenes Kind ihrer noch lebenden Eltern ist, länger als die Phase als Mutter resp. Vater von unter 20jährigen Kindern. Dieses Phänomen haben Watkins et al. (1987) auf den Begriff des »aging child«¹⁶ gebracht. Das bedeutet, Eltern und Kinder teilen in weitaus größerem Maße als früher gemeinsame Erinnerungen und zentrale Erfahrungen des Erwachsenenlebens wie Erwerbstätigkeit, Elternschaft in allen Stadien bis zum 'empty nest', Probleme des Alterns, oft sogar noch den Übergang zum Ruhestand oder den Tod des Lebenspartners (vgl. Hagestad 1986, 144).

Aus diesen Veränderungen ergibt sich eine Bedeutungszunahme des intergenerationalen Beziehungssystems. Ganz im Gegensatz zu populären Thesen, die angesichts der zahlenmäßigen Verkleinerung der Kernfamilie pauschal vom Bedeutungsverlust oder gar der Existenzbedrohung der Familie sprechen, haben die Familienbeziehungen - in vertikaler Richtung - deutlich zugenommen. Wie Hagestad ausführt, sind gegenwärtig bereits etwa fünfzig Prozent aller Personen über 65 Jahre Urgroßeltern und damit (er)lebendes Mitglied einer

13 An diesem Punkt der Darstellung wird noch nicht auf die Auswirkungen von Scheidungen, Zweitehen und -familien für das familiäre Beziehungsnetz eingegangen.

14 Interessant sind hier einige Zahlen, die E. M. Gee für die kanadische Gesellschaft vorgelegt hat. Sie schätzt, daß in den 1830er Jahren eine Frau durchschnittlich ca. 90% ihrer Lebenszeit nach der Heirat mit der Erziehung unselbständiger Kinder zubringt, in den 1950er Jahren dagegen nur noch ca. 40% (vgl. Hagestad 1989).

15 Hagestad gibt an, daß die Wahrscheinlichkeit, ein Kind in den ersten Lebensjahren zu verlieren, zu Beginn dieses Jahrhunderts noch bei .62 lag, während sie heute .04 beträgt (vgl. 1986, 142).

16 Vgl. auch das Themenheft der Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (4/1991), darin bes. die Beiträge von Hareven und Adams sowie Schütze und Wagner.

Vier-Generationen-Familie (vgl. ebd., 145f). Die Ausdifferenzierung vertikaler Familienbeziehungen wird anschaulich, wenn man sich verdeutlicht, daß z.B. eine junge Frau, die mit Partner und Kind zusammenlebt, potentiell zu vier noch lebenden Elternteilen (Eltern und Schwiegereltern) und zu rechnerisch acht Großeltern teilen, von denen es nicht unwahrscheinlich ist, daß einige noch leben, in Beziehung steht. Betrachtet man dagegen ihre horizontalen, d.h. intra-generationalen Familienbeziehungen, so beschränken sich diese im Beispiel auf den Partner und ggf. noch ein oder zwei Geschwister. Bemerkenswert ist auch die Umkehrung des Verhältnisses von älteren und jüngeren lebenden Familienmitgliedern. Hagestad greift in diesem Zusammenhang den anschaulichen Hinweis von Samuel Preston auf, »that this is the first time in history that the average married couple has more parents than children« (Preston 1984, zit. nach Hagestad 1986, 146).

Zugleich sind die Generationen - durch die (lebens)zeitliche Konzentration der Geburten - deutlicher voneinander abgegrenzt. Noch um die Jahrhundertwende war es nichts Ungewöhnliches, wenn innerhalb einer Familie einige Kinder und Enkelkinder gleichaltrig waren oder Tanten bzw. Onkel jünger waren als ihre Nichten und Neffen (vgl. ebd.). Eine Frau war häufig bereits Großmutter, während sie selbst noch kleine Kinder zu versorgen hatte. Die klarere generationale Abgrenzung und Sequenzierung von Elternschaft und Großelternschaft gelten für weibliche Lebensverläufe deutlicher als für männliche. Die männlichen Verwandtschaftsbeziehungen ähneln, was die altersmäßige Struktur betrifft, stärker dem Muster vom Beginn dieses Jahrhunderts. Grund dafür ist die unterschiedliche Altersrelation bei Erst- und Zweitehe. Es ist nicht selten, daß Männer in ihrer 'Zweitfamilie' Väter kleiner Kinder sind, und zugleich Großväter der Kinder ihrer erwachsenen Kinder aus erster Ehe (vgl. ebd.).

Die angeführten demographischen Tendenzen wirken sich - nicht nur bezüglich der generationalen Abgrenzung - unterschiedlich auf die Formveränderung weiblicher und männlicher Lebenslaufmuster aus. Sie konturieren die Lebensverläufe von Frauen weitaus deutlicher. Dabei werden die Auswirkungen der beiden wichtigsten demographischen Veränderungen (Mortalitäts- und Fertilitätsmuster) noch durch soziale Wandlungsprozesse verstärkt. Enorm gestiegene Scheidungsraten in allen westlichen Gesellschaften, die steigende Zahl Alleinerziehender, nichtehelicher Partnerschaften und wechselnder Familienkonstellationen führen zu neuen, komplexeren familialen Beziehungsstrukturen, die allerdings von Frauen und Männern in unterschiedlicher Weise aktiv wahrgenommen werden. Es sind im weitaus häufigeren Fall die Frauen¹⁷, welche die Kinder nach einer Scheidung oder Trennung bei sich behalten und damit

17 Hagestad nennt eine Zahl von über 90%; Axhausen (1992, 56) gibt für die Bundesrepublik Deutschland an, daß 84% der Alleinerziehenden Frauen sind.

auch die Kontinuität zentraler Familienbeziehungen (besonders zu den Großeltern) aufrechterhalten. Auch im Fall einer Wiederheirat bleiben diese Beziehungen bestehen (besonders zum mütterlichen Teil der Familie). Männer dagegen verlieren bei der Beendigung einer Ehe in der Regel nicht nur die Partnerin, sondern mit ihr zugleich auch diejenige Person, die die Familienbeziehungen aktiv aufrechterhalten hat (»kin-keeper«; Hagestad 1986). Der Kontakt zur Familie der Frau bricht weitgehend ab und wird ggf. bei einer Wiederheirat durch eine andere Familie ersetzt. Die Beziehung zwischen dem bei der Mutter lebenden Kind zur Familie des Vaters ist, zumindest bei jüngeren Kindern, in starkem Maße abhängig von den Aktivitäten der Mutter und häufig auch der Großmutter/-eltern väterlicherseits. Nimmt man die stärkere vertikale Vernetzung von Frauen innerhalb der Familie hinzu (s.o.), so wird die These einer zunehmenden *Matrilinearität* sozialer Beziehungen - verstanden als Netz verflochtener Biographien - plausibel. Hagestad geht davon aus, daß die Mutter-Tochter-Achse die entscheidende Verbindung darstellt »in the creation of family continuity and in the flow of intergenerational support« (1986, 156).¹⁸

Befragen wir diese Befunde bezüglich der familiären (intra- und intergenerationalen) Dynamik abschließend noch einmal im Hinblick auf die Veränderung weiblicher Lebenslaufmuster: Auf den ersten Blick deutet die relative Verkürzung der aktiven Mutterschaft auf einen Rückgang 'traditioneller' Festlegungen in der weiblichen Normalbiographie hin. Wenn eine Frau Mitte vierzig ihre Kinder großgezogen hat, so hat sie noch nahezu zwei Jahrzehnte im aktiven Erwerbsalter und insgesamt noch über die Hälfte ihres Erwachsenenalters vor sich. Dies erfordert grundlegende Veränderungen in der individuellen Lebensplanung von Frauen, die gegenwärtig erst ansatzweise sichtbar werden¹⁹ und sich vermutlich erst in den kom-

18 Mit der Auflösung institutioneller Stützen der Familie wird eine erhöhte Aktivität der *Individuen* erforderlich, um familiäre Beziehungen dennoch bzw. gerade aufrechtzuerhalten. Diese Aktivität wird im wesentlichen von Frauen getragen, die sie wiederum in ihre individuellen biographischen Entwürfe integrieren müssen.

19 Veränderungen in der Lebensplanung zeigen sich vor allem am Stellenwert, den die Erwerbsarbeit in weiblichen Biographien einnimmt: etwa am gestiegenen Anspruch junger Frauen auf eine qualifizierte Berufsausbildung oder am steigenden Interesse am beruflichen Wiedereinstieg in der mittleren Generation trotz entgegenstehender Arbeitsmarktlage (s.u.).

menden Jahrzehnten als Orientierungsänderungen auf breiter Ebene artikulieren.

Andererseits wäre es voreilig, diese Entwicklung in Richtung einer Lockerung des Geschlechtsrollenregimes oder gar der Angleichung weiblicher Lebenslaufmuster an männliche zu interpretieren. Hier sind mindestens drei Argumente zu nennen, die derart eindeutige Tendenzaussagen fragwürdig erscheinen lassen:

(a) Zwar hat der Zeitaufwand zur Versorgung von Kindern in weiblichen Biographien rein quantitativ deutlich abgenommen, zugleich aber sind die Ansprüche an die Qualität der Kindererziehung, die Intensität der Zuwendung und die pädagogische Förderung erheblich gestiegen - und zwar ohne daß gesellschaftliche Institutionen entstanden wären, die hier die Familien bzw. die Frauen entlasten könnten.²⁰

(b) Darüber hinaus ist anzumerken, daß alle Zeitbudget-Rechnungen 'aktive Mutterschaft' stillschweigend mit einem Zeitraum von etwa zwanzig Jahren veranschlagen. Diese Kalkulation erscheint jedoch höchst fragwürdig angesichts der skizzierten Tendenzen. Die berufliche Ausbildung oder Erwerbstätigkeit der erwachsenen Tochter macht die 'Mithilfe' der Mutter oft schon im Falle einer intakten Familiensituation erforderlich, besonders wenn die Tochter ihrerseits schon ein oder mehrere Kinder hat. Ist die Tochter gar alleinerziehend, so ist die aktive Mutter- resp. Großmutterschaft oft die einzige ökonomische Überlebensebene.²¹ Die längere, jahrzehntelange Verflechtung von Mutter- und Tochterbiographie bedeutet für die Mutter real also durchaus eine verlängerte potentielle aktive Mutterschaft, eine Art Bereitschaftsdienst für zwischenzeitliche Krisenfälle wie Krankheit, Scheidung, Ausfall alternativer Betreuungsmassnahmen oder berufsbedingte Veränderungen.

(c) Betrachten wir die Situation schließlich aus der Tochterperspektive, so läßt sich noch ein weiterer Tatbestand feststellen, der eher in Richtung einer (erneuten) Festlegung auf traditionell 'weibliche' Versorgungsleistungen deutet. Wie ausgeführt, bewirkt das »längere Leben« (Imhof) eine Verschiebung im Generationenver-

20 Zur historischen Veränderung des gesellschaftlichen Mutterbildes vgl. Badinter 1981, Y. Schütze 1986.

21 Dies gilt umso mehr, je schlechter die öffentliche Versorgung besonders kleiner Kinder ist und je knapper die sozioökonomischen Ressourcen der Familie sind (vgl. hierzu die Untersuchungen Born et al. 1985, Krüger et al. 1987).

hältnis insgesamt. Mit dem zahlenmäßigen Anstieg von Älteren und ganz Alten in der Gesellschaft wächst auch die Gruppe von versorgungsbedürftigen Personen. Sie steht einer kleiner werdenden Zahl von Kindern und Enkeln gegenüber, auf deren Hilfe sie letztlich angewiesen ist. Da öffentliche Versorgungsinstitutionen nur begrenzt eintreten, wird die Versorgung der Alten hauptsächlich in der Familie, und dort in der Regel von den Töchtern, Schwiegertöchtern und Schwestern geleistet - oft über viele Jahre, nicht selten bis sie selbst alt und pflegebedürftig sind. Es spricht also einiges dafür, daß Frauen, trotz verkürzter aktiver Mutterzeiten, *als Mütter und Töchter* insgesamt *länger* in der Situation sind, andere Familienmitglieder zu versorgen und zu pflegen. Und diese Tendenz wird noch zunehmen, solange keine grundsätzlich neuen gesellschaftlichen Lösungswege eingeschlagen werden.²² Die damit verbundene Verantwortung und Belastung trifft gegenwärtig besonders die Frauen im Alter zwischen dreißig und fünfzig - eine Generation von Frauen, die zu einem erheblichen Prozentsatz auch erwerbstätig ist.²³

Ehe nun auf die zentrale Bedeutung der Erwerbsarbeit (Beruf, Bildung) für die Veränderung von weiblichen Lebenslaufmustern eingegangen wird, läßt sich bereits an dieser Stelle der Bestandsaufnahme folgendes festhalten: Soziodemographische Veränderungen im 'Timing' individueller und familialer Reproduktion haben zweifellos zu neuen biographischen Strukturmustern geführt, insbesondere für Frauen. Was sich jedoch vor allem verändert hat, ist zunächst die scheinbar 'natürliche' Bindung an ein durch Mutterschaft dominantes Lebenslaufregime. Die *soziale* Formung tritt deutlicher zutage. Der Spielraum für die Gestaltung des Lebenslaufs wird transparenter, gesellschaftlich und für die Frauen als einzelne Subjekte.²⁴

Trotz neuer Formen weiblicher Biographien läßt sich andererseits jedoch auch eine Reproduktion der alten Geschlechtsunterschiede

22 Die Debatte um die Pflegeversicherung ist ein aktuelles Beispiel dafür, daß neue sozialpolitische Konzepte für die öffentliche Versorgung und Betreuung unterstützungsbedürftiger Personengruppen gesucht werden.

23 Vgl. dazu die eindrucksvollen Beispiele von Biographien pflegender Töchter aus der familienhistorischen Studie von Hareven und Adams (1991) sowie die quantitative Analyse der österreichischen Situation von Kytir und Münz (1991).

24 Diese Veränderung wird sehr plastisch ausgedrückt von einer der Bergarbeiterfrauen, deren Lebenserfahrungen Jutta de Jong dokumentiert hat: »Früher hat man se (die Kinder, B.D.) gekriegt, heute diskutiert man ...« (1991, 104)

feststellen. Zwar verschieben sich die geschlechtsspezifischen Trennungslinien, aber sie werden keineswegs aufgehoben. Aus Hagestads Argumentation (1986) läßt sich sogar die vorsichtige These herauslesen, daß die Trennlinien zwischen weiblichen und männlichen Lebenslaufmustern noch verschärft werden, daß sich - so ihre Schlußfolgerung - die sozialen Welten von Frauen und Männern nicht angleichen, sondern eher weiter voneinander entfernen. Dieser Schluß ist allerdings nicht zwingend. Er basiert letztlich auf der Annahme, daß statt der alten quasi-natürlichen Notwendigkeiten (Lebenserwartung, Mutterschaft) neue 'Eckwerte' akzeptiert werden (veränderte Altersstruktur der Gesellschaft), daß demographische Faktoren zum Vorwand werden, die alte Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern neu zu legitimieren. Hier werden auch die Grenzen einer im übrigen sehr anregenden soziodemographischen Forschungsperspektive deutlich. Wie mit den neuen Problemen und Erfordernissen einer 'aging society' umgegangen wird, ist allemal eine Frage gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse und Kräfteverhältnisse, insbesondere zwischen den Geschlechtern.²⁵ Dies wird unmittelbar einsichtig, wenn die veränderte Situation im Bereich der Erwerbsarbeit mit einbezogen wird.

2 Lebensverläufe im Wandel von Bildung, Erwerbsarbeit und Familie

Der Stellenwert der Erwerbsarbeit im Lebenslauf kann nicht mit wenigen Worten und schon gar nicht ohne Berücksichtigung des Unterschieds von männlicher und weiblicher Normalbiographie skizziert werden. Die von Kohli (1985) formulierte These, daß der moderne Lebenslauf »um das Erwerbssystem herum« organisiert sei, korrespondiert zwar mit einer Fülle empirischer Einzelbefunde, muß aber zunächst als hochabstrakte Aussage gelesen werden: In

25 Bezogen auf die bislang diskutierten Fragen geht es vor allem um die Aushandlung der innerfamiliären Arbeitsteilung. Sowenig es einzusehen ist, daß Frauen allein zuständig sein sollen für die Versorgung der Kinder, sowenig ist es selbstverständlich, daß sie die Verantwortung für die ältere(n) Generation(en) und die verstärkt erforderliche 'vertikale' Familieninteraktion übernehmen (vgl. Studien zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Reproduktionsbereich, z.B. Metz-Göckel und Müller 1986, 1987; Rerrich 1983, 1990).

modernen Arbeits- und Industriegesellschaften hat der Lebenslauf zweifellos die Funktion, gesellschaftliche Anforderungen und Reproduktionserfordernisse einerseits und individuelle Handlungen und Orientierungen andererseits zu synchronisieren und rational zu organisieren. In diesem Sinne ist Lebenslauf eine »soziale Institution«, ein »Regelsystem« (vgl. Kohli 1985). Wie Lebenslauf diese Funktionen erfüllt, *welche* Modelle von Lebensverläufen sich für welche gesellschaftlichen Gruppen als effektive Muster herausgebildet haben, muß historisch-empirisch differenziert untersucht werden.

Die von Kohli vorgeschlagene dreigeteilte »Normalbiographie«, deren mittlere Phase durch Beginn und Ende des aktiven Erwerbsalters definiert ist, kann allenfalls für männliche Gesellschaftsmitglieder Plausibilität beanspruchen.²⁶ Lebensverläufe von Frauen werden nicht mit der gleichen Eindeutigkeit durch Erwerbsarbeit strukturiert. Wie wir gesehen haben, ist der Familienzyklus bzw. die Prozeßlogik familiärer Reproduktion ein mindestens ebenso einflußreicher Faktor.

Exkurs: Zum 'gender-bias' der Institutionalisierungsthese

Die konstatierte Einseitigkeit der Institutionalisierungsthese ist m.E. nicht als bloße 'Vernachlässigung' der Geschlechterdimension zu interpretieren. Sie hat vielmehr mit einer theoretischen Ungenauigkeit in der Bestimmung der Arbeitsgesellschaft zu tun, die zu sehr an der Oberfläche bleibt und wesentliche

26 Daß jenes Normalmodell auch nicht umstandslos für 'die Männer' empirische Gültigkeit beanspruchen kann, soll hier nur am Rande angemerkt werden. Es unterstellt in der mittleren »Aktivitätsphase« eine berufliche Kontinuität und Kohärenz, wie sie idealtypisch an der deutschen Beamtenkarriere festgemacht werden könnte. Die unsichere Lohnarbeitsperspektive in vielen proletarischen Männerbiographien läßt sich dagegen nur unter ungleich größeren Abstraktionsleistungen mit jenem idealisierten Modell vereinbaren. Allerdings ist unbestritten, daß das Modell, anders als für Frauen, für Männer, unabhängig von ihrer konkreten sozialen und beruflichen Lage, eine kaum hintergehbare *normative* Gültigkeit besitzt. Was an Befunden über die männliche Normalbiographie als empirisch ermittelte 'Durchschnittsbiographie' vorliegt, bezieht sich vor allem auf eine quantitative Veränderung des Stellenwerts von Erwerbsarbeit im Lebenslauf, auf eine deutliche Veränderung im durchschnittlichen Zeitbudget. Der Anteil an Lebenszeit, der auf Erwerbsarbeit entfällt, hat, gemessen am Gesamtbudget eines durchschnittlichen Lebens, im historischen Prozeß abgenommen. Aus dieser rein äußerlichen Veränderung darf aber keineswegs ein gesellschaftlicher oder gar subjektiver *Bedeutungsverlust* der Erwerbsarbeit gefolgert werden, wie es in den 1980er Jahren in modischen Thesen vom Ende der Arbeitsgesellschaft allzu häufig geschehen ist (vgl. stellvertretend Gorz 1980). Hier liegt ein ähnlicher Kurzschluß vor wie in der oben diskutierten Argumentation zur Verkürzung der 'aktiven Mutterschaft'.

Strukturdifferenzen, vor allem die zwischen weiblichen und männlichen Lebenslaufmustern, nicht adäquat erfassen kann.

Der Kern der gesellschaftlichen Veränderung und der neu entstandenen strukturellen Problemlagen, für welche die Individualisierung des sozialen Lebens (und die Etablierung eines an das Individuum gebundenen Vergesellschaftungsmodus) eine Lösung darstellt, liegt in der ökonomischen Umstrukturierung der Gesellschaft, genauer: in der Durchsetzung der industriellen Produktionsweise und der 'freien' Lohnarbeit als allgemeiner Form gesellschaftlicher Arbeit. Kohli formuliert diesen Zusammenhang in dem bereits zitierten Satz: »Der Lebenslauf ist in der modernen Gesellschaft um das *Erwerbssystem* herum organisiert.« (1985, 3).

Er begründet seine These mit historischen Befunden (vgl. ebd., 4ff) und plausiblen »strukturellen Überlegungen« (vgl. 13ff). Dabei zeigt sich jedoch, daß der moderne Lebenslauf nicht allein durch die Erwerbsarbeit bestimmt wird, sondern ebenso durch die daraus ausgegrenzten 'privaten' Lebensbereiche, insbesondere die Familie. Der neue Vergesellschaftungsmodus basiert also nicht auf dem »Erwerbssystem« als solchem - hier wird die griffige Formulierung ungenau -, sondern auf der gesellschaftlichen Durchsetzung des Prinzips der kapitalistischen Lohnarbeit, das eine spezifische Form der *gesellschaftlichen Arbeitsteilung*, die Trennung von Produktion und Reproduktion, Erwerbsarbeit und Familie, Öffentlichkeit und Privatheit einschließt.

Gerade der Blick auf den Lebenslauf macht deutlich, daß Lohnarbeit nur 'funktioniert', wenn die Menschen (die Lohnarbeiter selber, die sie versorgen den Frauen, gesellschaftliche Organisationen, der Staat) bestimmte Leistungen erbringen: wenn sie die lebendige Potenz zur Lohnarbeit, die menschliche Arbeitskraft, vorgängig erzeugen und täglich neu wiederherstellen - und das ist nur *außerhalb* der Lohnarbeit möglich. Kohli weist in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Auslagerung der Lebensphasen Jugend und Alter hin, auf die unter dem Imperativ kapitalistischer Verwertungsrationalität bestimmte Vorleistungen (Sozialisation, Bildung) und Folgeprobleme (Renten- und Gesundheitssystem) abgewälzt werden (vgl. ebd., 14). Trotz dieser Beobachtungen hält er jedoch an dem Oberflächenkonzept des »Erwerbssystems« fest, anstatt das grundlegendere System der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zum Ausgangspunkt zu machen. So übersieht er gewissermaßen eine andere Form der Auslagerung der Reproduktionsfunktion, die nicht als zeitliche Phase innerhalb einer Biographie erscheint, sondern als kontinuierliche Unterstützung²⁷ einer Biographie durch die Versorgungsleistungen einer *anderen Person* im Hintergrund²⁸. Da es sich, aufgrund der zeitökonomischen Rahmenbedingungen, bei

27 Man könnte hier von einer spezifischen Form der 'biographischen Reproduktion' sprechen, bei der die Biographie einer Person durch die Leistungen einer anderen (mit) reproduziert wird. Davon zu unterscheiden wären all jene Leistungen, die der Biographieträger selbst zu Herstellung und Erhaltung seiner Biographie aufbringt.

28 Dies ist ein Grundgedanke feministischer Kritik am herkömmlichen Berufsbegriff in den Sozialwissenschaften. Er ist besonders prägnant in der von Beck-Gernsheim (1976, 103) stammenden Formulierung des »Anderthalb-Personen-Berufs« gefaßt (vgl. auch Beck-Gerns-

dieser Form der (geschlechtsspezifischen) Arbeitsteilung nicht um ein reziprokes Verhältnis handelt, stellt sich die Frage, wie die Biographie dieser zweiten, in der Regel weiblichen Person²⁹ strukturiert ist. Darüber aber erfahren wir bei Kohli wenig.

Die stärker familien- bzw. reproduktionsbezogene Struktur des weiblichen Lebenslaufs wird, implizit oder explizit, häufig mit dem Argument der Traditionalität bzw. der verspäteten Modernisierung in Verbindung gebracht (vgl. z.B. Brose und Hildenbrand 1988). Folgt man jedoch Kohlis These, daß der Lebenslauf selbst erst ein Produkt der modernen bürgerlichen Gesellschaft ist, so wird eine gewisse Inkonsistenz dieser Argumentation erkennbar. Das angeblich traditionelle Muster weiblicher Biographien weist zweifellos alle Strukturmerkmale der modernen Institution Lebenslauf auf: Chronologisierung, Sequenzialisierung und soziale Normierung. Was kurzerhand mit Traditionalität assoziiert wird, kann also nicht die Struktur (Lebenslauf) als solche sein, sondern allenfalls die Bezogenheit auf den Bereich der Familie und der Reproduktion, auf die 'traditionelle Frauenrolle'. In der feministischen Forschung, insbesondere in historischen und theoretischen Untersuchungen zur *Hausarbeit*³⁰, ist die These von der Traditionalität dieses Arbeitsbereichs allerdings gründlich infragegestellt worden.

Vor dem Hintergrund dieser Diskussion erscheint deshalb eine andere Interpretation plausibler: Der moderne Lebenslauf, der sich

heim und Ostner 1977, 1978; Rabe-Kleberg 1988). Die Beschreibung von Beck-Gernsheim und Ostner ist immer noch aktuell:

»Das gegenwärtige Berufssystem ist gewissermaßen auf 'Anderthalb-Personen-Berufe' zugeschnitten: Seine Anforderungen sind so extensiv, daß sie die zeitlichen, physischen und psychischen Reserven eines Menschen voll beanspruchen; soll der Arbeitende unter diesen Bedingungen dennoch sich 'reproduzieren' können, d.h. seine Arbeitskraft erhalten und darüber hinaus Nachkommen aufziehen, so ist dies nur möglich, wenn im Hintergrund eine andere Person bereitsteht (sic!) die ihm den lebensnotwendigen 'Alltagskram' weitgehend vom Halse hält. Wo diese Entlastung von außerberuflichen Belangen nicht gegeben ist, da ist im einen Fall - im Bereich der qualifizierten Positionen, die tendenziell auf Aufstieg hin definiert sind - ein Weiterkommen in der beruflichen Hierarchie praktisch ausgeschlossen; da werden im andern Fall - vor allem im Bereich der ungelerten und angelernten Tätigkeiten, die von vornherein eher statisch definiert sind - die physischen und psychischen Kräfte immer weiter aufgezehrt bis hin zur Erschöpfung, ja Zusammenbruch...« (1978, 265)

29 Bei der Rede von einer zweiten Person handelt es sich lediglich um eine modellhafte Formulierung. In realen Biographien können es durchaus mehrere Personen sein, die im Hintergrund an der 'Konstruktion' einer Biographie beteiligt sind.

30 Dieses Thema hatte nicht umsonst eine Schlüsselfunktion für die Konstituierung feministischer Sozialwissenschaft.

im Zuge der bürgerlich-kapitalistischen (Lohn-)Arbeitsgesellschaft herausgebildet hat, unterliegt von Beginn an *zwei* - für die Geschlechter verschiedenen - Mustern der Institutionalisierung.³¹ So wie die Haus- und Familienarbeit als »andere Seite« der (männlichen) Lohnarbeit (vgl. Rabe-Kleberg 1988) nicht einfach vormoderne Relikt ist, sondern genuiner Bestandteil des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses, ist auch der an den Familienzyklus gebundene weibliche Normal-Lebenslauf nicht Ausdruck einer verzögerten Institutionalisierung und eines Noch-Fortwirkens traditioneller Muster, sondern ein modernes Organisationsprinzip - das, wie *alle* Institutionen der Moderne, auch traditionale Bestandteile enthält, diese aber auf neue, für die moderne Gesellschaft funktionale Weise arrangiert.³²

Das funktionale Arrangement 'weibliche Normalbiographie' war - entgegen dem äußeren Schein - nie nur auf Familie und Reproduktion begrenzt³³, sondern auf die Doppelperspektive Familie und Erwerbsarbeit bezogen (vgl. hierzu Dausien 1991, Frieze 1991). Allerdings bedeutet diese Doppelperspektive nicht *Gleichzeitigkeit* im je konkreten Fall. Nicht jede Frau ist in jeder Phase ihrer Erwachsenenbiographie zugleich erwerbstätig *und* für die häusliche Reproduktion zuständig. Während letztere für Frauen eine nahezu lebenslängliche, ununterbrochene Aufgabe darstellt, ist die Erwerbsarbeit

31 Genauer müßte hier von *mindestens* zwei Institutionalisierungsmustern gesprochen werden, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Dimension der Klassen- bzw. Schichtzugehörigkeit (und damit verbundene spezifische Erwerbsarbeitsrisiken) in ihrer Bedeutung für Individualisierungs- und Biographisierungsprozesse bislang unterschätzt worden ist. Möglicherweise eröffnet der Blick auf die geschlechtsspezifische Differenzierung auch neue Wahrnehmungsmöglichkeiten für die alte, vermeintlich schon überholte 'Klassenfrage'.

32 Zu diesem Schluß kommen auch Matthiesen und Neuendorff in ihrer Analyse des subjektiven Arbeitsverständnisses: »Die Moderne ist ... von Anbeginn eine phasenspezifische und fallspezifische Mixtur der widersprüchlichen Einheit von Tradition und Moderne gewesen.« (1989, 94) Zur Interpretation der widersprüchlichen Moderne im Hinblick auf soziale Wissensformen (*Mentalität, Erfahrung und Biographie*) vgl. Alheit 1990a, bes. 47ff, 233f). Die Widersprüchlichkeit der Moderne wird am empirischen Beispiel von Migrationsbiographien besonders deutlich (vgl. Apitzsch 1989, 1990, 1994).

33 Es ist bereits deutlich geworden, daß das enorm angestiegene Lebenszeitbudget von Frauen keineswegs von der Familie 'aufgefressen' wird - auch dann nicht, wenn familiäre Abhängigkeits- und Unterstützungsbeziehungen sich ausdifferenzieren und über lange Strecken des Lebenslaufs verteilen, weit über die Phase der aktiven Mutterschaft hinaus. Die im historischen Vergleich verlängerte Kindheits- und Jugendphase (Ausbildung) und die erheblich verlängerte Phase des Alters sind - relativ und absolut - wachsende Lebenszeitanteile, die nicht lückenlos mit traditionellen Verwendungsmustern gefüllt werden können.

in der Regel unterbrochen, für kürzere oder längere Phasen, für einige Frauen möglicherweise nie Bestandteil ihrer Biographie. Bereits dieser oberflächliche Umstand macht es leicht, das eine, die Haus- und Familienarbeit, mit dem Schein des Notwendigen, Natürlichen oder zumindest zur 'zweiten Natur' Gewordenen zu verstehen, das andere, die Erwerbsarbeit, dagegen in den Bereich des Zusätzlichen, Möglichen, Nicht-Notwendigen, gesellschaftlich Aushandelbaren zu rücken. Die gesellschaftliche Geringschätzung, die Nicht-Anerkennung und Unsichtbarmachung von Frauen(erwerbs-)arbeit, schließlich die jahrhundertealte patriarchale Tradition, die Frau als 'naturgemäße' Mutter, Gattin und 'Dienerin' zu betrachten, sind weitere Gründe, die diesen Verkennungsmechanismus stützen - übrigens auch in der Sichtweise der Frauen selbst.

Dieser Mechanismus findet sich keineswegs nur in der Alltagswelt, sondern auch in der Wissenschaft.³⁴ Pointiert formuliert: Die wissenschaftliche Betrachtung von Frauenarbeit und Frauenbiographien knüpft nicht nur an alltagsweltliche Wahrnehmungsprozesse an - wie jede wissenschaftliche Erkenntnisleistung -, mit dem Konzept der Normalbiographie 'sitzt' sie jener systematischen Verkennung geradezu auf und reproduziert sie.

2.1 »Weibliche Normalbiographie« als empirisch rekonstruierte Struktur

Dies läßt sich bereits auf der Ebene statistischer Analysen zur Lebenslaufstruktur konkretisieren: Ereignisse aus dem familiären Bereich (Heirat, Geburt von Kindern) sind in der mittelwertsstatistischen Logik signifikantere Markierer von Lebensphasen und -übergängen als Daten aus dem insgesamt vielschichtigeren, wechselhafteren Bereich der Erwerbsarbeit. Aufgrund der Doppelperspektive, der Eingebundenheit in zwei unterschiedliche, ja widersprüchliche Systeme, kommt es zu Koordinationsproblemen und wechselhaften, oft kurzfristigen Vereinbarkeitsarrangements. Eindeutige, auf Dauer gestellte Lösungen gelingen nur unter sehr privilegierten Bedingungen. Empirisch zeigt sich dies u.a. darin, daß keine stabilen Sequenzen, keine eindeutigen 'Muster' von Familienphasen und Erwerbs-

34 Vgl. Yvonne Schützes Studie (1988) zur wissenschaftlichen Thematisierung mütterlicher Erwerbsarbeit in der bundesrepublikanischen Nachkriegssoziologie.

beteiligung identifiziert werden können.³⁵ Was hier auf einer bestimmten Ebene der Daten als Unregelmäßigkeit bzw. Regellosigkeit erscheint, kann bei genauerem Hinsehen durchaus erkennbar werden als systematischer Ausdruck tieferliegender Regeln, die sich aus der Struktur der doppelten Vergesellschaftung ergeben.

Der Vorwurf der Strukturblindheit soll hier nicht pauschal gegen statistische Analysen erhoben werden. Allerdings basiert die infrage stehende Statistik auf Normalitäts- und Verteilungsannahmen, die im Hinblick auf den jeweiligen Gegenstand kritisch überprüft werden müssen.³⁶ Daß bei Berücksichtigung derartiger Überlegungen durchaus differenziertere quantitative Analysen durchgeführt werden können, beweisen z.B. die Arbeiten von Krüger und Born (1991; Krüger et al. 1989, 1991a) oder Tölke (1989). Letztere soll an dieser Stelle exemplarisch diskutiert werden, da sie aktuelle Tendenzen benennt und im übrigen ein typisches Beispiel für empirische Life-course-Forschung (und deren Grenzen) liefert.

Die Qualität der Studie liegt zweifellos im methodischen Ansatz. Während die überwiegende Mehrzahl der vorliegenden Untersuchungen auf aggregierten Daten beruht, also nur Aussagen über durchschnittliche Veränderungen bestimmter Parameter machen kann (vgl. 1989, 147f), analysiert Tölke *Verlaufsdaten auf Individual-*

35 Vgl. Rindfuss et al. 1987 sowie Krüger, Born und Kelle 1989.

36 Bereits die schlichte quantitative Bestimmung von Frauenerwerbsarbeit - insbesondere im längerfristigen historischen Rückblick - ist mit erheblichen Problemen behaftet. Die Strukturmerkmale von Frauenerwerbsarbeit (Diskontinuitäten, die Häufigkeit von Erwerbstätigkeiten in der Grauzone von Teilzeit-, Aushilfs- und sog. 'geringfügigen' Beschäftigungen, die nur z.T. einer offiziellen Registrierung unterliegen, u.a.) sperren sich schon auf der Ebene der Datenerfassung der an kontinuierlicher Vollzeitarbeit orientierten Logik. Doch nicht nur, *was* als Erwerbsarbeit gezählt wird, sondern auch *wer* die Angaben macht bzw. erhebt, sind Fragen, die insbesondere bei historischen Statistiken hochproblematisch erscheinen (vgl. Schmitter 1993). Darüber hinaus kommt es aus methodischen Gründen zu einer systematischen quantitativen und qualitativen Unterschätzung der Erwerbstätigkeit von Frauen: Da Statistiken in der Regel mit Querschnittsdaten arbeiten, werden nur diejenigen Frauen erfaßt, die zum Zeitpunkt der Messung aktuell - und zwar in statistisch signifikantem Ausmaß - erwerbstätig (bzw. offiziell erwerbssuchend) sind, nicht jedoch die Frauen, die vorübergehend ihre Erwerbsarbeit unterbrochen haben oder in jener Grauzone erwerbstätig sind. Eine angemessene Statistik weiblicher Erwerbsarbeit müßte statt dessen erfassen, wieviele Frauen in welchem Ausmaß im Laufe ihres Lebens erwerbstätig werden. Eine solche 'Zahl' würde deutlich machen, daß Erwerbstätigkeit der Normalfall in weiblichen Biographien ist. - Wenn sich weibliche Erwerbsarbeit historisch gewandelt hat, so betrifft dies womöglich weniger deren *Ausmaß* als vielmehr qualitative Aspekte und Strukturmerkmale (vgl. Müller, Handel und Willms (eds.) 1983, Willms-Herget 1985).

ebene.³⁷ Damit werden Fragestellungen und Perspektiven des Life-course-Ansatzes empirisch im strengen Sinne überhaupt erst zugänglich.³⁸

Ein zweiter Ausgangspunkt der Studie ist eine im Anschluß an Alice Rossi (1980) formulierte Kritik an der herkömmlichen Life-course-Forschung: Untersuchungen, die das 'Timing' - Häufigkeit, zeitliche Datierung und Sequenzierung - sozial relevanter Lebensereignisse zum Gegenstand haben, ignorieren im allgemeinen die Tatsache, daß die soziale Relevanz von Ereignissen *geschlechtsspezifisch differiert*. Besonders an den in keiner Life-course-Analyse fehlenden Lebensereignissen 'Eheschließung', 'Aufnahme und Aufgabe von Erwerbsarbeit' lassen sich »unterschiedliche Bedeutungszuschreibungen und Auswirkungen auf das Verhalten« zeigen (Tölke 1989, 47).

Die nach wie vor gültige Norm, die den Mann zum »bread-winner« erklärt, die erwerbstätige Ehefrau dagegen als 'Zusatzverdienerin' oder, wie Rossi (1980) treffend formuliert, als »cake-winner« betrachtet, führt zu unterschiedlichen Effekten formal gesehen gleicher Lebensereignisse. Die Heirat z.B. stabilisiert die berufliche Kontinuität der Männer. In den Lebensverläufen von Frauen dagegen zeichnet sich nach der Eheschließung in der Regel eine Destabilisierung bzw. Unterbrechung der berufsbiographischen Entwicklung ab, sofern die berufliche Perspektive nicht ohnehin auf die Zeit vor der Ehe oder der Geburt des ersten Kindes limitiert ist.³⁹

37 Genauere Angaben zur Datenbasis bei Tölke 1989, 19f.

38 Querschnittsdaten und ggf. Kohortenvergleiche erlauben ja genau genommen keine Aussagen über die Verknüpfung und den Verlauf relevanter Daten in tatsächlichen Lebensverläufen. So kann beispielsweise aus dem Sinken der Geburtenrate und dem durchschnittlichen Ansteigen von Frauenerwerbstätigkeit nicht ohne weiteres auf eine Veränderung biographischer Verläufe allgemein geschlossen werden. Ob sich Lebensverlaufsmuster ändern, diversifizieren oder zu neuen Typen verdichten, oder ob die Veränderung der Durchschnittswerte womöglich nur ein Effekt von Veränderungen innerhalb einer spezifischen sozialen Gruppe oder Kohorte darstellt, kann erst durch die Analyse empirischer Lebensverläufe selbst entschieden werden.

39 Die Diskontinuität der Erwerbsarbeit ist lediglich ein Aspekt der spezifischen Bedeutung der Eheschließung für Frauen. Der mit der Heirat für beide Geschlechter verbundene soziale Statuswechsel ist für Frauen ungleich folgenreicher - sowohl auf der Ebene gesellschaftlicher Zuschreibungen und Verpflichtungen als auch im Bereich innerfamiliärer Arbeitsteilung und schließlich auf der Ebene individueller Lebensplanungen und alltäglicher Handlungsmöglichkeiten (vgl. Handl 1988).

Exkurs: »Lebensverläufe von Frauen«. Exemplarische Darstellung einer empirischen Studie

In ihrer eigenen Untersuchung analysiert Tölke die Lebensverläufe von Frauen aus drei Geburtskohorten⁴⁰ im Hinblick auf die Bereiche Bildung, Erwerb und Familie, die mithilfe eines mathematischen Modells aufeinander bezogen werden. Dabei zeigt sich, daß der Faktor *Bildung*, bei Tölke vornehmlich als schulisches Bildungsniveau operationalisiert, eine sich verändernde und zunehmend wichtigere Rolle für die Gestalt weiblicher Lebensverläufe spielt. So bewirkt z.B. die Verlängerung der schulischen Ausbildung eine gewisse Annäherung des vorehelichen Lebenszeitbudgets in verschiedenen sozialen Milieus. Das verlängerte Bildungs-Moratorium ist nicht mehr den Abiturientinnen vorbehalten, sondern entsteht in gewissen Grenzen auch für Absolventinnen niedrigerer Bildungsabschlüsse (vgl. 1989, 120ff). An diesem Beispiel läßt sich aber zugleich zeigen, daß das Bildungssystem nach wie vor seine schichtspezifische 'Gate-keeping'-Funktion erfüllt und individuelle Lebensverläufe 'kanalisiert': die absolute Dauer von Ausbildungszeiten liegt bei Abiturientinnen deutlich höher, oder, anders gesagt, auch in der jüngsten Kohorte noch trennt das Ausmaß, in dem die Frauen vor ihrer Eheschließung bereits Erwerbsarbeit ausüben, deutlich zwischen den Abiturientinnen und den anderen Gruppen. Ausbildungszeiten nach der Eheschließung sind in allen drei untersuchten Kohorten ein Privileg der Abiturientinnen; während sie bei den älteren Kohorten jedoch auch hier vergleichsweise selten vorkamen, machen sie bei der jüngsten Kohorte einen nicht unerheblichen Anteil des durchschnittlichen Zeitbudgets zwischen der Heirat und dem 30. Lebensjahr aus. Ja, Ausbildung nach der Eheschließung ist für diese Gruppe von Frauen durchaus zu einem normalen Bestandteil des Lebenslaufs geworden.⁴¹

Was nun die *Erwerbsbeteiligung* nach der Heirat betrifft, so konstatiert Tölke hier eine steigende Tendenz, die vor allem deshalb bemerkenswert ist, weil sie parallel zur Phase der *Familiengründung* verläuft. Interessant ist weiterhin, daß insbesondere bei Frauen mit höheren Bildungsabschlüssen (Abitur und mittlere Reife) die Erwerbsarbeitszeiten nach der Ehe steigen und die »Unterbrechungszeiten«⁴² entsprechend abnehmen. Damit deutet sich eine Umkehr des Verhältnisses von Bildungsabschluß und Erwerbsbeteiligung an. »Der ursprünglich negative Zusammenhang zwischen Erwerbspartizipation und Schulabschluß vor der Ehe kehrt sich nach der Heirat in jüngster Zeit in einen positiven um. Der

40 Untersucht werden die Geburtsjahrgänge 1929-31, 1939-41 und 1949-51, wobei, vornehmlich aus datentechnischen Gründen, lediglich die Lebenszeitspanne bis zum 30. Lebensjahr berücksichtigt wird (vgl. 1989, 20).

41 Jede zweite Frau mit Abitur dieser jüngsten Kohorte hat bei der Heirat ihre Ausbildung noch nicht abgeschlossen (vgl. Tölke 1989, 128). Hinzu kommt, daß sich das Heiratsverhalten selbst innerhalb dieser Kohorte erheblich verändert hat. Nur 65% der Abiturientinnen heiraten vor dem 30. Lebensjahr (vgl. ebd., 105), was auf eine deutlich höhere Gewichtung von Ausbildung und Beruf in der Lebensplanung und ein spezifisches Lösungsmuster der Vereinbarkeitsproblematik, nämlich eine Art biographischer Entzerrung, hindeutet.

42 Zur Operationalisierung dieser Größe vgl. Tölke 1989, 198f.

häufig konstatierte positive Zusammenhang von Ausbildungsniveau und Erwerbspartizipation ist somit wesentlich auf das veränderte Verhalten von verheirateten Frauen mit Mittlerer Reife und Abitur zurückzuführen.« (Tölke 1989, 127) - Nimmt man beide Entwicklungen zusammen, so zeigt sich, daß jenes offensive Lebensmodell der jüngsten Frauengeneration, 'wir wollen alles' (Bildung, Berufstätigkeit und Familie), hauptsächlich von Frauen mit höheren Schulabschlüssen realisiert wird. Ihnen gelingt es offensichtlich besser, die Vereinbarkeitsproblematik zu lösen. Eine genauere Analyse des Zusammenhangs von Erwerbsbeteiligung und Familienentwicklung führt zu folgenden Ergebnissen:

(a) Entscheidungen über Erwerbsbeteiligung bzw. -unterbrechung hängen - wie nicht anders zu erwarten - im wesentlichen von *familiären Veränderungen* ab, wobei sich die Relevanz einzelner Ereignisse im Laufe der Zeit verändert. Es hat »eine Verlagerung des Unterbrechungsrisikos auf spätere Phasen der Familienentwicklung« stattgefunden (1989, 268).⁴³ Die Heirat wird immer weniger Anlaß zur Erwerbsunterbrechung, stattdessen die Geburt von Kindern. Auch hier zeichnet sich eine Verschiebung des Unterbrechungsrisikos von der Geburt des ersten Kindes (in den 1960er Jahren) zur Geburt des zweiten Kindes (1970er Jahre) ab. Insgesamt läßt sich die Tendenz ablesen, daß Frauen die Unterbrechung der Erwerbsarbeit möglichst weit hinausschieben, was als Indikator für den Wunsch gelesen werden kann, Familie und Beruf miteinander zu vereinbaren. Die faktische Unterbrechung der Erwerbsarbeit wäre dann u.U. weniger Ausdruck intentionaler Lebensplanung als vielmehr eine - reaktive oder bereits antizipierte - Konsequenz aus den konkreten alltäglichen Bedingungen der Unvereinbarkeit. Empirische Belege für diese Interpretation müßten freilich jenseits statistischer Datenanalyse gesucht werden.

(b) Neben familienbezogenen Faktoren spielen Bildungsressourcen eine zunehmende Rolle für die Strukturierung des Lebensverlaufs (vgl. Tölke 1989, 266ff). Der Zusammenhang läßt sich auf die Kurzformel bringen, je gebildeter die Frauen sind und je jünger - d.h., je mehr sich auch gesellschaftliche Werte und Normen sowie ökonomische, soziale und rechtliche Möglichkeiten der Vereinbarkeit verändert haben -, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie an der Doppelperspektive Familie und Beruf festhalten.⁴⁴

43 Ein interessantes Nebenergebnis in Tölkes Untersuchung bezieht sich auf das familiäre Ereignis Wohnortwechsel. Mit ihm ist in allen drei Kohorten ein erhöhtes Risiko der Erwerbsunterbrechung verbunden. Dies kann als Indikator für die noch immer ungebrochene »Dominanz der Berufskarriere des Mannes in der Familie« gewertet werden (vgl. 1989, 268). Zur Analyse ehepartnerlicher Erwerbsverläufe vgl. Born und Krüger (eds.) 1993.

44 Ein Defizit in Tölkes Analyse besteht zweifellos darin, daß sie den Bildungsfaktor hauptsächlich durch das schulische Ausbildungsniveau operationalisiert. Einen signifikanten Einfluß der beruflichen Ausbildung stellt sie nicht fest (vgl. 1989, 266), was vor dem Hintergrund anderer sozialwissenschaftlicher Untersuchungen (vgl. Krüger und Born 1991, Krüger, Born und Kelle 1989) jedoch bezweifelt werden muß. Um den Einfluß der beruflichen Ausbildung erfassen zu können, genügt es nicht, den formalen Bildungsabschluß festzustellen. Wie Born und Krüger überzeugend belegen, sind Bedingungen der Berufsstruktur und

(c) Interessant ist schließlich, daß sich das Bildungsniveau nicht allein auf das Erwerbsverhalten auswirkt, sondern - seit den 1970er Jahren - auch auf Entscheidungen im familiären Bereich. Mit dem Wirtschaftswachstum in den 1950er und 1960er Jahren geht nicht nur ein Anstieg der Heiratsquote, sondern auch eine allgemeine Tendenz zur biographisch früheren Familiengründung einher. Bereits in den 1960er Jahren beginnt sich jedoch in der Gruppe der Frauen mit Abitur ein gegenläufiger Trend abzuzeichnen, der in den 1970er Jahren manifest wird. Das Heiratsalter steigt, gut ein Drittel der Abiturientinnen der jüngsten Kohorte sind bis zum 30. Lebensjahr (noch) nicht verheiratet (vgl. 1989, 105), noch weniger haben ein Kind (im Vergleich zu den gleichaltrigen Frauen mit Volksschulabschluß).

Als ein zentrales Ergebnis der Studie kann somit festgehalten werden, daß *Bildung*⁴⁵ in der Generation der um 1950 geborenen Frauen einen deutlichen Einfluß auf die Strukturierung von Lebensverläufen bekommen hat - und zwar in sozial differenzierender Weise. Zwar gewinnen Ausbildung und Erwerbstätigkeit für alle Frauen an Bedeutung (längere Ausbildungszeiten, längeres psychosoziales Moratorium und höhere Erwerbsbeteiligung auch in der Phase der Familiengründung und Mutterschaft), doch profitieren die Frauen mit hoher (schulischer) Bildung (Abitur) eindeutig am meisten. Während die einen mit dem Vereinbarkeitskonflikt zwischen Beruf und Familie in aller Härte konfrontiert bleiben, ihn allerdings lebenszeitlich nach hinten verschieben bis zu dem Zeitpunkt, da der Konflikt durch die Existenz von Kindern und fehlende gute Betreuungsmöglichkeiten manifest wird⁴⁶, scheint sich für die Gruppe der Bildungsprivilegierten die Vereinbarkeitsfrage in anderer Weise zu stellen. Sie können den sozialen und kulturellen Wandel in beiden Bereichen - gestiegene Bildungschancen und Lockerung der tradi-

des Arbeitsmarktes sowie ausbildungsspezifische Faktoren in hohem Maße prägend für den möglichen und faktischen Verlauf weiblicher Biographien.

45 Hier sind besonders der beginnende Effekt der Bildungsreform sowie der einhergehende soziale Wandel und die Enttraditionalisierung des Frau=Mutter-Bildes zu sehen.

46 Zweifellos spielen in diesem Konflikt mehr Faktoren eine Rolle als nur die Verfügbarkeit einer akzeptablen Betreuungsmöglichkeit, allen voran die familienfeindlichen Arbeitsbedingungen (Arbeitszeit, Lohn, Arbeitszufriedenheit, Möglichkeiten zum Wiedereinstieg). Untersuchungen zeigen jedoch, daß der Wunsch der Frauen, trotz positiv erlebter und intentional ausgefüllter Mutterschaft erwerbstätig zu sein, auch bei gegebenen Arbeitsbedingungen, erheblich größer ist als die faktischen Realisierungsmöglichkeiten. Da die Verwirklichung dieses Wunsches in erster Linie an der Betreuungsfrage scheitert, erscheint es legitim, sie derart in den Vordergrund zu stellen (vgl. zu diesem Problemkomplex Born 1987, Krüger et al. 1987).

tionellen Frauenrolle - offensichtlich eher nutzen und ein neues Lösungsmuster des Vereinbarkeitsproblems entwickeln.⁴⁷

Dieses besteht - so meine Interpretation - in einer Art biographischer Entzerrung der konfligierenden Interessen: erst kommen die eigene Ausbildung und der Einstieg in den Beruf, beides wird durch eine Partnerschaft nicht infrage gestellt, Kinder sind ausdrücklich gewünscht, aber zu einem Zeitpunkt, wenn die äußeren Bedingungen zur Bewältigung der Vereinbarkeitsfrage relativ günstig sind. Ein solches Lösungsmodell setzt allerdings nicht nur privilegierte finanzielle und soziale, sondern auch (*lebens*)zeitökonomische Ressourcen, ein hohes Maß an alltäglicher und biographischer Zeitsouveränität, voraus.

Die Frage, welche Relevanz derartige Überlegungen für biographische Planungs- und Entscheidungsprozesse haben, läßt sich auf dieser Ebene allerdings nicht untersuchen. Ob die *These der biographischen Zeitsouveränität* tatsächlich eine subjektive Entsprechung findet, muß in der empirischen Konfrontation mit den Sichtweisen betroffener Frauen überprüft werden.

Hier wird exemplarisch die Grenze des von Tölke entwickelten Ansatzes und der Life-course-Forschung allgemein erkennbar. Trotz des Versuchs, mit einem differenzierten methodischen Design die Defizite herkömmlicher 'Timing-of-events'-Forschungen zu überwinden, bleibt sie der immanenten Logik des kritisierten Modells weitgehend verhaftet. Die von ihr selbst postulierte geschlechtsspezifisch unterschiedliche *Bedeutung* signifikanter Lebensereignisse kann mit statistischen Daten und Rechnungen nicht erfaßt werden. Welche Bedeutung Familie und Erwerbsarbeit für die Biographie haben, welche Verknüpfungen, welche Pläne und Bewältigungsstrategien entwickelt werden, läßt sich ohne Bezugnahme auf die subjektive Sichtweise nicht ermitteln.⁴⁸

47 Die genannte Tendenz läßt sich paradigmatisch an der Gruppe der Lehrerinnen festmachen, deren Möglichkeiten zur Vereinbarkeit durch eine Kumulation von Privilegien begünstigt sind, die keineswegs auf den Bildungsfaktor reduziert werden können. Hinzu kommen der entscheidende Aspekt der Arbeitszeitgestaltung und das kaum zu überschätzende Privileg der ökonomischen Ressourcen.

48 Die Nichtberücksichtigung der Subjektperspektive wird in der Untersuchung besonders dann prekär, wenn die Autorin versucht, Verbindungen zwischen Indikatoren des gesellschaftlichen und kulturellen Wandels einerseits und dem in den Daten manifestierten Handeln der Frauen andererseits herzustellen. Hier werden weitreichende Aussagen z.B. über den Bedeutungsverlust religiöser Normen für berufliche oder familiäre Entscheidungen ge-

Weiter muß eingewandt werden, daß Tölke auch mit ihrer Absicht, *individuelle* Wandlungsprozesse zu erfassen, auf halbem Wege stehenbleibt. Zwar untersucht sie individuelle Verlaufsdaten und ist insofern nicht auf die Extrapolation aggregierter Daten angewiesen. Mit dieser Analysemethode kann sie die empirische Gültigkeit des sog. Drei-Phasen-Modells nachdrücklich widerlegen. Dennoch wird sie mit ihrem Modell der Individualität von Lebensläufen nicht gerecht. Unter der Oberfläche der erhobenen Ereignissequenzen verbergen sich individuelle Biographien, unterschiedliche Bedingungen, die zu diesem oder jenem 'Ereignis' geführt haben. So kann die gleiche Entscheidung, z.B. die Erwerbsarbeit nach der Eheschließung aufzugeben, auf völlig unterschiedlichen Bedingungen beruhen, oder andererseits können äußerlich unterschiedliche Entscheidungen (z.B. den Beruf weiter auszuüben oder aufzugeben) aus der gleichen Bedingungskonstellation motiviert sein. Will man nicht nur empirische Abläufe nachvollziehen, sondern begründete Analysen und - in gewissem Rahmen - auch Prognosen subjektiven *Handelns* machen, so muß der Blick von den objektiv registrierbaren Daten auf die von den Subjekten selbst 'registrierten' bzw. rekapitulierten Ereignisverkettungen gerichtet werden.⁴⁹

Tölkes Untersuchung hat, auch wenn die Autorin selbst diesen Gedanken nicht explizit weiterführt, wichtige Hinweise auf die soziale Differenzierung 'der' weiblichen Normalbiographie geliefert. Was sie - punktuell auf die Schulabschlüsse bezogen - als bildungsbedingte Unterschiede feststellt, läßt sich mit Bourdieus Theorie zum sozialen Raum verknüpfen. Bildung - verstanden im komplexen Sinn als Aneignung von bzw. Verfügung über kulturelles Kapital - wäre dann nicht nur als Stratifikationsinstrument bzgl. der Zuweisung einzelner Positionen im gesellschaftlichen Raum zu begreifen, sondern als komplexer Mechanismus, der individuelle Entwicklungsmöglichkeiten sehr viel weitgehender determiniert, nämlich durch die Kanalisierung ganzer Lebensverläufe⁵⁰. Gesellschaftliche

troffen, Zusammenhänge anhand weniger statistisch erfaßter Indikatoren u.U. allzu kurzschlüssig hergestellt.

49 Ein derartiger auf das einzelne Subjekt bezogener Forschungsansatz steht nicht grundsätzlich alternativ zu einer statistischen Analyse. Beide Ansätze haben ihre Berechtigung und Notwendigkeit, bedienen jedoch unterschiedliche Fragestellungen.

50 Damit sind nicht empirische Lebensverläufe konkreter Individuen gemeint, sondern *Lebensverlaufsmöglichkeiten*, gesellschaftlich vorstrukturierte 'Laufbahnen im sozialen Raum' (vgl.

Ungleichheit, so die These, reproduziert sich, wesentlich gesteuert über Bildung, durch systematisch nach der Lage im sozialen Raum (Klasse, Geschlecht, Generation) unterschiedene 'Normalbiographien'. Aus diesen vorstrukturierten 'Laufbahnen im sozialen Raum' können die Individuen nicht ohne weiteres, etwa durch eine einzelne Entscheidung oder Leistung 'herausspringen', wie sich deutlich an den Lebensverläufen von Frauen zeigen läßt.

2.2 *Normalbiographie oder biographische Norm? Kritische Argumente zu einem soziologischen Harmonisierungsmodell*

Fassen wir den empirischen Forschungsstand an dieser Stelle zusammen⁵¹, so kann zunächst festgestellt werden, daß Lebensverläufe von Frauen *im Normalfall* durch Ehe, Familie und Erwerbsarbeit geprägt sind. Mit anderen Worten, fast jede Frau ist im Laufe ihres Lebens irgendwann einmal erwerbstätig⁵², wobei eine steigende Tendenz zu verzeichnen ist. Die zunehmende Erwerbsbeteiligung verheirateter Frauen und Mütter sowie die Verkürzung der Unterbrechungszeiten zeigen, daß Familie und Kinder offensichtlich keine Argumente (mehr) sind, grundsätzlich auf Berufstätigkeit zu verzichten. Immer mehr Frauen versuchen, selbst in der Phase, in der sie kleine Kinder zu versorgen haben, »mit einem Bein« auf dem Arbeitsmarkt zu bleiben (vgl. Krüger 1992, 18), und nehmen dafür häufig sogenannte 'ungeschützte' (Teilzeit-)Arbeitsverhältnisse⁵³, erhebliche Belastungen und hohen Organisationsaufwand im familiären Bereich⁵⁴ in Kauf. Dabei lassen sich insgesamt keine stabilen zeitlichen Abfolge- bzw. Vereinbarkeitsmuster von Erwerbsbeteiligung und Familienphasen ausmachen.⁵⁵ In diesem Sinne gibt es also

Bourdieu 1978). Zum Thema Frauen und Bildung vgl. Rabe-Kleberg (ed.) 1990, Krüger (ed.) 1992, Schiersmann 1993.

51 Dies ist auch das Anliegen der sehr informativen Studie von Silke Axhausen (1992), die im Zusammenhang des Gutachtens für die »Enquête-Kommission 'Zukünftige Bildungspolitik - Bildung 2000'« des 11. Deutschen Bundestages erstellt wurde (vgl. Krüger (ed.) 1992).

52 Schiersmann (1987, 75) nennt hier mit Bezug auf Wenzel eine Zahl von 93%, Axhausen gibt an, daß 96% der Frauen in der (alten) Bundesrepublik im Laufe ihrer Biographie irgendwann einmal erwerbstätig werden (vgl. 1992, 36).

53 Vgl. z.B. Kramer 1990.

54 Vgl. Born 1986; Rerrich 1990, 1993; Axhausen 1992, 41ff.

55 Vgl. noch einmal Tölke 1989; Krüger et al. 1989, 1991a; Krüger 1991.

keine weibliche 'Normalbiographie'. Krüger et al. sprechen, im Gegenteil, von der »strukturellen Unplanbarkeit« weiblicher Erwerbsbiographien (1991a, 94), die übrigens nicht nur auf Brüche und 'Verwerfungen' in der Familienphase mit kleinen Kindern zurückzuführen ist, sondern ebenso auf Diskontinuitäten in späteren Lebensphasen.⁵⁶ Auch Axhausen kommt nach Analyse aller vorliegenden Daten zu diesem Ergebnis:

»Die weibliche Normalbiographie läßt sich nicht (mehr) durch ein schematisches zeitliches Raster wiedergeben, geschweige denn durch eine harmonische Abfolge von Ausbildung, Berufstätigkeit, Familienphase und anschließender Wiederaufnahme der Berufstätigkeit. Da der weibliche Lebenslauf heutzutage sowohl durch das Anstreben der Familientätigkeit als auch der Berufstätigkeit charakterisiert ist, und sich diese beiden Bereiche ... vielfältig widersprechen, zeigt sich, daß die Labilität weiblicher Lebenslaufmuster bis hin zu ihrer materiellen Ungesicherheit (...) eigentlich die Normalität darstellen: Frauen sind häufiger erwerbstätig, allerdings meist in untergeordneten Positionen, in Teilzeitarbeit und mit Unterbrechungen. Wann und wie sie arbeiten (sic!) hat wenig mit ihrer Planung, mit ihrer Ausbildung und ihren beruflichen Wünschen zu tun.« (1992, 60f)

In diesem Resümee werden bereits die 'heutige' Lebensorientierung von Frauen und ein verändertes Frauen(selbst)bild angesprochen, das indirekt auch in den bislang diskutierten Daten zum Ausdruck gekommen ist. Es ist inzwischen unstrittig, in der Gesellschaft insgesamt wie in der Wissenschaft, daß weibliche Lebensentwürfe - trotz nach wie vor bestehender Familienorientierung⁵⁷ - nicht mehr ausschließlich dem obersten 'Leistungsziel' Ehe und Familie untergeordnet sind, sondern Berufstätigkeit als eigenständige Perspektive

56 Hiermit ist vor allem das sogenannte Wiedereinstiegsproblem gemeint, das sich keineswegs als einmalige Schwierigkeit der Rückkehr in den Beruf darstellt, sondern als 'dritte Schwelle', an der vergleichbare Probleme anstehen wie zuvor. So gestaltet sich der Wiedereinstieg oft als längerer Prozeß von Arbeitsplatzwechseln, kurzfristigen Beschäftigungen und ggf. Versuchen einer beruflichen Umorientierung, der in der Regel mit weiteren Diskriminierungen verbunden ist. Die Frauen werden häufig unterhalb ihres Qualifikationsniveaus eingestellt, müssen unqualifizierte Tätigkeiten in Kauf nehmen oder versäumen zumindest Aufstiegschancen (vgl. Axhausen 1992, 45ff). Dabei hängen die Chancen eines Wiedereinstiegs nicht nur von der allgemeinen Arbeitsmarktlage und dem Qualifikationsniveau der Frauen ab, sondern in hohem Maße von berufsspezifischen Strukturbedingungen, die gerade im Fall typischer Frauenberufe für einen Wiedereinstieg in fortgeschrittenem Alter ungünstig sind (vgl. Krüger und Born 1991).

57 Vgl. hierzu die Zusammenfassung über aktuelle Tendenzen im familiären Bereich von Axhausen (1992, 55f) sowie Nave-Herz (ed.) 1988, 1992.

enthalten. Angesichts des Befundes 'chaotischer' Verlaufsdaten zwischen Beruf und Familie, die kein empirisches Durchschnittsmuster ergeben, stellt sich die Frage, welche normativen Orientierungen Frauen gesellschaftlich angeboten werden bzw. auf welche Lebenslaufmodelle sie sich selbst beziehen.

In diesem Kontext erhält die Rede von der 'weiblichen Normalbiographie', die wir bislang als eine empirisch vorfindbare Normalität⁵⁸ diskutiert haben, eine zweite, normative Bedeutung, die durchaus in Diskrepanz zu jener ersten, empirischen Ebene steht. Die Feststellung, daß Frauenleben durch die Doppelorientierung auf Beruf und Familie strukturiert ist, gehört nämlich erst seit kurzem zum Konsens der 'scientific community'. Bis hinein in die 1960er und 1970er Jahre stand die wissenschaftliche Beschäftigung mit weiblichen Lebensverläufen unter dem Primat der *Familienorientierung* - und dies obwohl Frauenerwerbsarbeit seit Beginn der modernen Industriegesellschaft einen erheblichen qualitativen und quantitativen Anteil am Erwerbssystem hatte.⁵⁹

Die weibliche Normalbiographie postulierte dennoch lange Zeit das einlinig auf Ehe und Familie ausgerichtete Leben, in dem Erwerbsarbeit marginale Bedeutung hatte.⁶⁰ Sie galt als Ausnahme, die allenfalls für Frauen der unteren sozialen Schichten zu einer (unfreiwilligen) Normalität werden konnte. Neben dieser vermeintlich bloß instrumentell motivierten, d.h. nur der ökonomischen Notwendigkeit geschuldeten Erwerbstätigkeit von Frauen gab es allenfalls einige Sonderwege in die Berufstätigkeit, in sogenannte 'Frauenberufe' vor allem im pädagogischen und sozialen Bereich.⁶¹ Diese waren jedoch auf spezifische Weise ebenfalls der bürgerlichen Weiblichkeitsideologie untergeordnet. Frauen in diesen Bereichen, wie Pädagoginnen, Sozialarbeiterinnen, Kinderpflegerinnen, Krankenschwestern (häufig zugleich Nonnen), nahmen ihre 'Kulturaufgabe'

58 Normalität im Sinne einer statistisch zu ermittelnden Regelmäßigkeit.

59 Vgl. z.B. Friese 1991.

60 Dieses Konzept weiblicher Normalbiographie kann man in Parallele zu späteren Phasenmodellen auch als »Einphasenmodell« bezeichnen (vgl. Metz-Göckel 1990, 154): »Ein solches Modell bestand mit normativer Kraft und ökonomisch-rechtlich sanktioniert für vergangene Frauengenerationen darin, mehrfach Mutter zu werden und darin den ausschließlichen Lebenssinn zu sehen mit der Folge, daß eine Berufsausbildung sich weitgehend erübrigen konnte.« (ebd.)

61 Vgl. Rabe-Kleberg 1987, 1993.

als Frau und Mutter gewissermaßen auf gesellschaftlicher Ebene, als »Volkmütter«⁶², wahr, was häufig mit dem Ausschluß von der Familien- und Mutterrolle im Privaten verbunden war.

Selbst da, wo in der jüngeren Vergangenheit seit dem Zweiten Weltkrieg Frauenerwerbsarbeit zum eigenständigen Thema sozialwissenschaftlicher Betrachtung wurde⁶³, standen bis in die 1960er Jahre hinein noch Fragen der Familie im Vordergrund. Es ging um die (schädlichen) Auswirkungen weiblicher Berufstätigkeit auf die Familie und insbesondere die Kinder.⁶⁴ Die »Doppelrolle« der Frau bedurfte einer besonderen wissenschaftlichen Legitimation (Myrdal und Klein 1971). Insgesamt beherrschte, wo die Arbeitssituation von Frauen thematisiert wurde⁶⁵, lange Zeit die These vom 'familienbezogenen Instrumentalismus' das Feld⁶⁶, die Frauenerwerbsarbeit unter dem Aspekt des notwendigen (oder konsumsteigernden) 'Zuverdienstes'⁶⁷ zum Familieneinkommen betrachtet.

Auch unter dem Primat der Instrumentalismusthese mußte jedoch gesellschaftlich wie wissenschaftlich zögernd anerkannt werden, daß Erwerbsarbeit durchaus zu einem 'normalen' Bestandteil weiblicher Lebensläufe geworden war. Nun galt es allerdings, Modelle der *Vereinbarkeit* von Beruf und Familie und eine Neubestimmung der weiblichen Normalbiographie zu entwickeln. In der Bundesrepublik Deutschland⁶⁸ hat sich dabei das sogenannte Drei-Pha-

62 Zeller 1987; vgl. auch Sachße 1986; Brehmer (ed.) 1990.

63 Es würde zu weit führen, hier eine Geschichte der wissenschaftlichen Behandlung von Frauenerwerbsarbeit auch nur anzudeuten. Vgl. deshalb zu einzelnen Aspekten des Themas: Frieße 1991, zur historischen Diskussion über proletarische Frauenarbeit; Rabe-Kleberg 1987, 1993 über Frauenberufe; Krell 1984 über die Wahrnehmung der Frau in der Arbeitswissenschaft; Ursula Müller 1985 und Schütze 1988 über die Thematisierung in der Soziologie sowie die Bibliographie von Collin und Schultz (eds.) 1986 u.v.a.

64 Vgl. dazu Schütze 1988.

65 Zu den wenigen frühen industriesoziologischen Studien, die sich explizit mit Frauenarbeit befassen zählen Lappe und Schöll-Schwinghammer 1978, Weltz et al. 1979, Eckart et al. 1979, Becker-Schmidt et al. 1982, 1983, 1984.

66 Diese Position wird bis heute, auch im Bereich der Frauenforschung vertreten (vgl. z.B. Eckart u.a. 1979; Nyssen 1990, 197). Eine deutliche Gegenthese ist in den wegweisenden Arbeiten von Becker-Schmidt u.a. entwickelt worden (vgl. dazu vor allem die grundlegende Auseinandersetzung mit der Instrumentalismusthese von Knapp 1981).

67 Hier sei noch einmal an Rossis Formulierung der »cake-winner«-These erinnert.

68 Auf die Situation in der ehemaligen DDR, in der das Vereinbarkeitsproblem - unter anderen ökonomischen und gesellschaftlichen Prämissen - völlig anders gelöst und durch entspre-

sen-Modell nachhaltig durchgesetzt. Dieses Konzept wurde bereits von Myrdal und Klein (1971 (zuerst 1956, dt. 1960)) diskutiert, fand seinen Durchbruch innerhalb der Soziologie aber erst in den 1970er Jahren. Verantwortlich dafür ist nicht allein die prominente Arbeit von René Levy (1977), die die »weibliche Normalbiographie« in makrosoziologischer Perspektive untersucht⁶⁹, sondern vor allem das veränderte Erwerbsverhalten der Frauen, ihre steigende Nachfrage nach Qualifikation und Berufstätigkeit, neue Orientierungen im Bereich von Partnerschaft und Familie, nicht zuletzt die Existenz der neuen Frauenbewegung. Levys Untersuchung kann durchaus als Reaktion auf diese Entwicklungen betrachtet werden.

Sein entscheidendes Ergebnis ist ein Kombinationsmuster von Beruf und Familie, das genau genommen nur eine Variante des sogenannten Drei-Phasen-Modells darstellt, gemeinhin aber mit dem Label 'Drei-Phasen-Modell' gleichgesetzt wird: Vor der Ehe bzw. Geburt von Kindern ist die Frau erwerbstätig, für die Zeit der Kinderaufzucht nimmt sie ausschließlich die »Familienrolle« wahr, und anschließend steigt sie wieder in den Beruf ein. Levy postuliert dieses Modell - neben dem Zwei-Phasen-Modell (Berufstätigkeit nur vor der Ehe und Familienphase) und dem Fall der »klassischen Doppelrolle« (vornehmlich ein 'Notfall' in unteren sozialen Schichten) - als empirisch wie normativ wichtigstes Muster weiblicher Biographien.

Daß dieses Modell, obwohl es empirisch nie in signifikantem Ausmaß realisierbar war, bis heute erhebliche normative Gültigkeit besitzt, hat Gründe. Es suggeriert eine Lösung des Vereinbarkeitsproblems von Beruf und Familie durch das harmonische Nacheinander von Lebensphasen, ohne die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern anzutasten. Im Gegenteil, die Zuständigkeit für den Reproduktionsbereich bleibt bei den Frauen und wird noch einmal festgeschrieben. Ihre eigene Berufsperspektive wird zwar toleriert und in zunehmendem Maße sogar erwartet⁷⁰, im Fall der Geburt von Kindern aber der Familienaufgabe untergeord-

chend andere normative Modelle abgestützt wurde kann im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen werden.

69 Zur ausführlicheren Auseinandersetzung mit dieser Studie vgl. Dausien 1990, 126ff.

70 Vgl. die Diskussion neuer Partnerschaftsmodelle bei Axhausen 1992.

net.⁷¹ Das Modell ist nicht nur geeignet, je nach Bedarf arbeitsmarkt- und gesellschaftspolitische Steuerungen ideologisch abzusichern, es besitzt auch für die Frauen selbst zweifellos eine hohe Attraktivität - zumindest in der Phase der Lebensplanung. Angesichts fehlender Alternativen⁷² bietet es scheinbar eine praktikable Möglichkeit, 'beides' zu leben, eine doppelte Lebensplanung überhaupt zu wagen.⁷³

Nach der bisherigen Diskussion wissen wir jedoch, daß dies allenfalls eine Scheinlösung ist. Das Modell widerspricht beidem: »a) der familiären Realität, den bei Flüggewerden der Kinder nun neu entstehenden Unterbrechungsanforderungen durch pflegebedürftig werdende eigene Eltern, und b) den Anforderungen der Berufstätigkeit in der Praxis: Frauen, die wieder in die Berufstätigkeit zurückkehren, werden dort nur mangelhaft mit ihren speziellen Bedürfnissen berücksichtigt, so daß sie im Normalfall im Verhältnis zu ihrer Qualifikation unangemessene und schlecht entlohnte Tätigkeiten ausführen...« (Axhausen 1992, 70). Die berufliche Realität setzt den Vollzeitarbeitnehmer voraus, der von Reproduktionsaufgaben entlastet ist.⁷⁴ Wo dies nicht gewährleistet ist und Frauen, im Gegenteil, als potentielle und zumeist auch reale 'Doppelarbeiterinnen' betrachtet werden, haben sie keine Chancen, an 'normalen' (sprich: männlichen) beruflichen Aufstiegs- und Gratifikationsprozessen teilzuhaben. Dieses wiederum gibt bei der 'Wahl' zwischen Berufs- und Familientätigkeit häufig den Ausschlag dafür, daß die Frau 'zuhause bleibt'.

71 Dies geschieht nicht nur mittels gesellschaftlicher Normen und Bewertungen ('Rabenmutter'), sondern durch gesellschaftliche Regelungen, allem voran fehlende Kinderbetreuungs-möglichkeiten, aber auch gezielte Maßnahmen wie Mutterschaftsgeld oder strukturelle Zwänge wie das ökonomische Gefälle zwischen den Einkommen der beiden Ehepartner.

72 Das neuerdings häufiger diskutierte Vereinbarkeitsmodell der »geteilten Elternschaft« (vgl. Axhausen 1992, 70ff) kann, solange keine Veränderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erfolgt, m.E. nur unter privilegierten Bedingungen gelingen und hat kaum Chancen auf Verallgemeinerung. In dieser Einschätzung schließe ich mich Axhausen (ebd.) an.

73 Die Attraktivität des Modells hängt zweifellos von den vorhandenen Ressourcen ab und dürfte schicht- und berufsspezifisch variieren. Für Beamtinnen, z.B. Lehrerinnen, mit günstigen Arbeitszeiten und der Möglichkeit einer längeren Beurlaubung mit Beschäftigungsgarantie spielt es vermutlich eine andere Rolle als für Frauen in schlechter abgesicherten, schlechter bezahlten und weniger qualifizierten Berufen.

74 Vgl. noch einmal die treffende Formulierung des »Anderthalbpersonenberufs« von Beck-Gernsheim und Ostner (1978).

Schließen wir die Überlegungen zunächst mit der Frage, wie die Orientierung an der heute 'gültigen' weiblichen Normalbiographie zu bewerten ist, die - wenn sie auch kein funktionstüchtiges Vereinbarkeitsmodell darstellt - immerhin die Doppelperspektive beinhaltet. Ob sich dabei tatsächlich die Wahlmöglichkeit in der Lebensplanung von Frauen erhöht⁷⁵, die »Normalbiographie« womöglich schon zur »Wahlbiographie«⁷⁶ geworden ist, ob die doppelte Perspektive eine doppelte Entfaltungsmöglichkeit eröffnet oder am Ende nur eine neue, noch subtilere Variante der doppelten Belastung bedeutet - diese Fragen lassen sich nicht theoretisch entscheiden. Beide Pole sind denkbar und in Biographien von Frauen werden beide Möglichkeiten gelebt, mit all den konkreten Spannungen und Widersprüchen, die sich daraus ergeben.

Im folgenden Kapitel werden die bislang diskutierten gesellschaftlichen Bedingungen weiblicher Lebensverläufe auf eine biographisch orientierte Betrachtungsweise von Frauenleben bezogen und hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Subjektperspektive befragt. Daß es dabei stellenweise zu Redundanzen kommt, ist angesichts des Verhältnisses der beiden Konzepte Lebenslauf und Biographie (s.o.) kaum zu vermeiden.

75 Wie bereits deutlich geworden ist, betrachtet Axhausen in ihrem Resümee die biographischen Wahl- und Planungsmöglichkeiten eher skeptisch. »Es ergibt sich als der *normale* Verlauf des weiblichen Lebens, zeitweise einer Berufstätigkeit nachzugehen. Wann diese Zeiten sind, hat nichts damit zu tun, daß Familienaufgaben und Berufstätigkeit als identitätserfüllende Aufgabe sich abwechseln könnten. Die Zeit für Berufstätigkeit genauso wie die Zeitdauer, während derer den Familienaufgaben nachgegangen wird, ergibt sich vorrangig aus Notwendigkeiten, die von außen gesetzt sind.« (Axhausen 1992, 49)

76 Vgl. Ley 1984; Metz-Göckel 1990, 154ff.

Weibliche Biographien. Sozialwissenschaftliche Befunde und Konstruktionen

Anders als die Darstellung der Life-course-Forschungen, die aufgrund ihres gemeinsamen methodischen Rahmens relativ überschaubar sind, ist die folgende Bestandsaufnahme mit einem äußerst heterogenen Forschungsfeld konfrontiert. Die für die vorliegende Studie weitaus interessanteren Ansätze im Umfeld des *Biographieparadigmas* unterscheiden sich vielfach nach Methoden und Theorietraditionen und können nicht ohne weiteres aufeinander bezogen werden. Gemeinsam ist ihnen jedoch, daß sie nach strukturellen Bedingungen - auf der objektiven wie auf der subjektiven Seite - von Frauenleben fragen, die gewissermaßen 'hinter' den empirischen Oberflächendaten liegen. Interessanterweise setzen viele dieser Ansätze, seien sie aus eher traditionell sozialwissenschaftlichen oder aus feministischen Fragestellungen heraus entwickelt, am Phänomen der *Arbeit* an.

Ein Strang dieser Forschungen läßt sich unter dem Stichwort *weibliche Berufsbiographien* fassen. Die damit verbundene spezifisch deutsche Tradition des Berufsbegriffs und die durchaus kritisch geführte Diskussion um die Berufsförmigkeit von Arbeit soll hier nicht aufgerollt werden.¹ Für unseren Zusammenhang interessant ist, daß der Bezug auf den Berufsbegriff² eine spezifische Sichtweise impliziert: Vorausgesetzt wird eine (berufliche) Vorstrukturiertheit von Arbeit, die eine eigenständige Logik von Bildungs- und Arbeitsprozessen für die individuelle Biographie nach sich zieht, und - deutlicher normativ gefärbt als der Arbeitsbegriff - für das individuelle Handeln eine Sinndimension impliziert, die an die biographische Entwicklung gebunden ist. Dabei ist zu berücksichtigen, daß dieser traditionelle Berufsbegriff eine geschlechtsspezifische Schlagseite hat, 'Beruf' für Frauen und für Männer keineswegs das gleiche be-

1 Vgl. z.B. Drechsel et al. (eds.) 1988.

2 Vgl. auch Bolte, Beck und Brater 1983.

deutet (vgl. Rabe-Kleberg 1987, 1993). Der Blick auf weibliche Berufsbiographien versucht diese Unterschiede herauszuarbeiten, die eben gerade im lebensgeschichtlichen Verlauf erkennbar werden. In diesem Sinn hat der Biographiebegriff vor allem forschungsstrategische Bedeutung. Er verweist auf eine bestimmte Perspektivität des wissenschaftlichen Blicks. Eine weitergehende theoretische Reflexion des Biographiebegriffs ist in diesen Ansätzen eher nachgeordnet, und so wird die zweifelhafte pragmatische Unterscheidung zwischen Berufsbiographie und »Lebensbiographie«³ - gewissermaßen als 'Teilbiographien' - in ihren theoretischen Konsequenzen kaum problematisiert.⁴

Eine zweite Diskussionslinie knüpft eher am *Arbeitsbegriff* und an der gesellschaftlich-historischen Organisation der Arbeitsteilung an. In diesem Kontext ist die doppelte Konstitution des weiblichen Lebenszusammenhangs durch Produktion und Reproduktion, Erwerbsarbeit und Familienarbeit, Ausgangspunkt für die Erforschung von Frauenleben. Biographische Methoden werden - sofern es sich um empirische Studien handelt und nicht um theoretische Auseinandersetzungen mit dem Arbeitsbegriff - häufig verwendet, da sie die 'Ganzheitlichkeit' und Subjektbezogenheit des forschenden Blicks ermöglichen.⁵ Auch hier jedoch wird der Biographiebegriff selbst in der Regel nicht Gegenstand theoretischer Reflexion.

'Weibliche Biographie' als *theoretischer Gegenstand* könnte schließlich eine dritte Forschungsperspektive begründen, die bislang allerdings weder in der Biographieforschung noch in der Frauenforschung systematisch verfolgt wird.⁶ Es existiert jedoch ein breites Spektrum an Forschungsrichtungen, die sich nicht explizit des Biographiebegriffs bedienen, sondern auf theoretische Konzepte wie 'Identität'⁷ oder 'Subjektivität'⁸ rekurren. Es erscheint durchaus

3 Vgl. z.B. die Verwendung dieses Begriffs bei Krüger und Born (1990, 53), Volst und Wagner (1992, 81) oder Schiersmann (1991, 280).

4 Vgl. exemplarisch die Kritik am Konzept der »Berufsbiographie« in der empirischen Studie von Schumann et al. (1981) bei Alheit und Dausien 1985, 22f.

5 Zum Stellenwert biographischer Forschungsmethoden im Rahmen feministischer Sozialwissenschaften vgl. Dausien 1994a.

6 Ansätze in dieser Richtung hat es durchaus gegeben (vgl. z.B. die Tagung 'Weibliche Biographien' (1981) sowie Alheit und Dausien 1990d), doch fehlt bislang noch ein biographie-theoretischer Diskurs innerhalb der feministischen Sozialwissenschaft, auf die sich derartige Forschungen beziehen könnten.

7 Vgl. z.B. Vollmer-Schubert 1991.

lohnend, sie unter einer biographietheoretischen Perspektive zu reformulieren und aufeinander zu beziehen. Dies allerdings wäre eine Aufgabe, die den Rahmen einer Bestandsaufnahme weit überschreiten würde.

Auch die drei genannten Diskussionsstränge sind nicht geeignet, vorliegende Forschungsergebnisse zu systematisieren, da sie sich in konkreten Untersuchungen in der Regel überschneiden. So beziehen sich berufsbiographische Analysen selbstverständlich auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Segmentation nicht nur der Erwerbsarbeit, sondern auch der 'Lebensarbeit'. Andererseits haben am Arbeitsbegriff orientierte Forschungen häufig konkrete Berufsfelder und berufsspezifische Besonderheiten zum Gegenstand, etwa wenn es um die Vereinbarkeit zwischen Erwerbsarbeit und Familie geht. Schließlich ist gerade auch aus berufsbiographischen Forschungen heraus das Interesse entstanden, die biographische Dimension explizit zum Thema zu machen und nach den Subjektpotentialen beruflicher Statuspassagen und Verlaufsmuster zu fragen.

Im folgenden wird deshalb der etwas unkonventionelle Versuch gemacht, konkrete 'Labels' zur Beschreibung weiblicher Biographien zusammenzutragen, die für eine bestimmte theoretische oder empirische Einsicht stehen, die im Rahmen der eben umrissenen Forschungsansätze entstanden sind. Ausgewählt werden dabei vorwiegend Konzepte mittlerer Reichweite, die in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung breiter diskutiert worden sind und Einfluß genommen haben, auch wenn einige inzwischen von neueren Ansätzen überholt worden sind. Es geht weniger um die Kritik im einzelnen als um den Versuch, einige typische Diskussionslinien nachzuzeichnen.⁹

8 Vgl. z.B. die Diskussionen im Umfeld der 'Argument'-Frauenredaktion ('Subjekt Frau' 1985).

9 Die Darstellung wird auf solche Ansätze begrenzt, die sich auf das Thema 'weibliche Biographien' beziehen lassen. Dies ist natürlich keine präzise Eingrenzung, da die Komplexität des Biographiebegriffs letztlich 'alles' integrierbar macht. Ein pragmatischer Anhaltspunkt für die hier getroffene Auswahl ist vor allem, ob in den Ansätzen selbst ein Bezug zu Biographie oder verwandten Konzepten hergestellt wird. Daß die folgende Diskussion Schwerpunkte setzt im Hinblick auf die empirische Studie und dabei nicht immer der Eigenlogik der jeweiligen Ansätze gerecht werden kann, ist unvermeidbar.

1 Halbiertes Leben

Folgt man der griffigen Formulierung Elisabeth Beck-Gernsheims vom »halbierten Leben«¹⁰, so wäre die vorliegende Arbeit womöglich überflüssig. Die Ausgangsfrage zumindest wäre schon eindeutig beantwortet: Es gibt zwei Welten - eine »Frauenwelt« und eine »Männerwelt«.¹¹ Das »Leben« als Inbegriff des Ganzen, ist halbiert, deutlich getrennt zwischen Männern und Frauen, zwischen »Beruf« und »Familie«. Doch betrachten wir diese provokante Diagnose etwas genauer.

Sie ist entstanden im Kontext eines der ersten umfangreicheren sozialwissenschaftlichen Programme in der Bundesrepublik, die sich systematisch mit Frauenarbeit befaßt haben.¹² Ausgangspunkt war zunächst eine typische abweichungslogische Perspektive, die sich um die »Besonderheiten der Situation von Frauen im Beruf« (Bolte 1988, 12) kümmerte und mit dem Konzept des »weiblichen Arbeitsvermögens« eine umfassendere theoretische Erklärung beanspruchte.¹³ In diesem Rahmen wurden zwei grundlegende Erkennt-

-
- 10 Der vollständige Titel der Buchveröffentlichung (1980) lautet: »Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf - Frauenwelt Familie«.
 - 11 Vgl. auch die Arbeit von Rentmeister (1985), die das Thema »Frauenwelten - Männerwelten« unter kulturgeschichtlicher und bildungspolitischer Perspektive diskutiert.
 - 12 Gemeint ist der DFG-Sonderforschungsbereich 101, der unter dem Oberthema »Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung« stand und seit Mitte der 1970er Jahre einen eigenständigen Projektbereich »Berufliche und familiäre Arbeit von Frauen« verfolgt hat (vgl. zusammenfassend Bolte (ed.) 1988). Dieser »Münchener Ansatz« ist vor allem mit den Namen Elisabeth Beck-Gernsheim, Ilona Ostner, Barbara Pieper u.a. verbunden und insbesondere durch das Konzept des 'weiblichen Arbeitsvermögens' bekannt geworden (s.u.).
 - 13 Vgl. Beck-Gernsheim 1976; Beck-Gernsheim und Ostner 1977, 1978; Ostner 1978. Das Konzept des 'weiblichen Arbeitsvermögens' hat der Frage der Besonderheit von Frauenerwerbsarbeit erstmals größere Aufmerksamkeit in der sozialwissenschaftlichen Berufs- und Arbeitskräfteforschung verschafft. Insofern hat es, bezogen auf die etablierte Fachöffentlichkeit, zweifellos eine Pionierfunktion gehabt. Darüber hinaus hat es auch in der Frauenforschung eine Diskussion darüber (mit) ausgelöst, wie Frauenarbeit theoretisch zu fassen ist. Diese Debatte hat sich bis Ende der 1980er Jahre immer wieder mit dem Begriff des weiblichen Arbeitsvermögens kritisch auseinandergesetzt. Inzwischen sind die Grenzen und Irrwege des Begriffs so deutlich aufgezeigt worden, daß seine weitere Verwendung, zumindest in der ursprünglich gedachten Reichweite, nicht mehr sinnvoll erscheint (vgl. Knapp 1987, Rudolph und Rabe-Kleberg (eds.) 1988). Auch von den Autorinnen selbst wird der Anspruch eines Schlüsselkonzepts zur Erforschung von Frauenarbeit nicht mehr erhoben (vgl. Ostner 1990). Dennoch hat das Konzept auch innerhalb der Frauenforschung eine nicht zu unterschätzende Katalysatorfunktion gehabt.

nisse formuliert: Erstens, herkömmliche sozialisationstheoretische Konzepte wie 'Frauenrolle' oder 'Geschlechtsrolle' greifen in der Analyse von Frauenarbeit zu kurz; und, zweitens, kann die 'Besonderheit' weiblicher Erwerbsarbeit nicht ohne Bezugnahme auf das Tätigkeitsfeld Familie und damit auf die zugrundeliegende gesellschaftliche Arbeitsteilung insgesamt erfaßt werden. Der als Problemlösung angebotene konzeptionelle Entwurf bezieht beide Aspekte aufeinander: »Geschlechtsrollen« sind »fest verankert ... in den Strukturen der gegenwärtigen Arbeitswelt und Familiensituation« (Beck-Gernsheim 1980, 20).

Die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern erhält damit eine Schlüsselfunktion nicht nur zur Analyse ökonomischer Strukturen¹⁴, sondern gerade auch kultureller Normen, Rollenzuweisungen, Verkehrsformen und individueller Dispositionen, Hoffnungen, Erwartungen. *Arbeit*, die immer schon als geschlechtsspezifisch geteilte Arbeit existent ist¹⁵, konstituiert somit nicht nur gesellschaftliche Strukturen, »soziale Räume«, »Rollen«, sondern

14 Ein Beispiel sind die Forschungen, die in der Situation der Massenarbeitslosigkeit der 1970er Jahre unter dem Stichwort »gespaltener Arbeitsmarkt« entstanden sind. Es wurden sozialwissenschaftliche Arbeitsmarkttheorien entwickelt, die insbesondere Phänomene der Segmentierung und Struktur des Arbeitsmarktes untersuchten (vgl. z.B. Sengenberger (ed.) 1978). In diesem Zusammenhang wurden auch Frauen als relevante 'Problemgruppe' thematisiert (vgl. Projektgruppe Arbeitsmarktpolitik/Offe (ed.) 1977) bzw. die Geschlechtszugehörigkeit als Strukturkategorie des Arbeitsmarktes erkannt (vgl. Beck-Gernsheim 1976, Peikert 1977).

15 Beck-Gernsheim geht zwar davon aus, daß die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern historisch geworden und in verschiedenen Gesellschaftsformen unterschiedlich ausgeprägt ist, mißt aber im Fortgang ihrer Argumentation der konkret-empirischen Dimension dieser Frage kein Gewicht bei. Im Vordergrund steht vielmehr der »Grundgedanke« der geschlechtsspezifischen Segregation, der sich »auf Männer und Frauen in den verschiedensten Kulturen (anwenden läßt), mögen sie auf einer Südseeinsel leben oder in einem abgelegenen Bergdorf der Türkei.« (1980, 23) Gegenüber dieser sehr allgemeinen Bestimmung macht die Autorin allerdings noch eine entscheidende Eingrenzung, ehe sie zur eigentlichen Analyse übergeht: Ihr geht es »um den Typ von Gesellschaft, in dem wir selbst leben, die hochentwickelte Industriegesellschaft« (ebd.). Diese Gesellschaft sieht sie gekennzeichnet durch eine spezifische Form der Arbeitsteilung, »die im 19. Jahrhundert entstanden ist und noch immer weitgehend sich durchhält: ... die Arbeitsteilung zwischen Beruf und Familie, wobei Beruf primär dem Mann, Hausarbeit primär der Frau zugewiesen ist.« (ebd.) Auch diese 'Präzisierung' freilich reduziert den Allgemeinheitsgrad nicht wesentlich.

Nun ist historische Differenzierung nicht in jedem Fall erforderlich. Die mangelnde historisch-empirische Genauigkeit wird jedoch dann kritisch anzuführen sein, wo Beck-Gernsheim selbst historisch argumentiert: vor allem in ihrer zentralen These eines »neuen« Individualisierungsschubs, der »früher« existierende Lebensformen, Rollenerwartungen usw. außer Kraft gesetzt habe (vgl. Beck-Gernsheim 1983).

auch Biographien, »Welten« und »Lebenszusammenhänge«, (vgl. ebd., 23). Diese zweite Perspektive ist für unsere Diskussion von besonderem Interesse.

Mit der Spaltung des gesellschaftlichen Lebens in zwei zentrale Bereiche - Beruf und Familie - sind auch je »bestimmte Lebenschancen verbunden, sie definieren den gesellschaftlichen Rang, den sozialen Status, geben Formen der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit vor.« (ebd., 22) Über einen Prozeß der »sozialen Zuweisung« werden zum einen bestimmte »Bündel von Anforderungen« geschlechtstypisch differenziert, die dann zur Herausbildung »typisch weiblicher bzw. männlicher« Fähigkeiten, »Einstellungen« und »Verhaltensweisen« führen (vgl. ebd., 24), z.B. »'männlicher' Sachlichkeit« und »'weiblicher' Gefühlsnähe« (ebd., 73). Der Effekt der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung geht jedoch über partielle Sozialisationsaspekte hinaus und betrifft die Gesamtheit biographischer Entwicklungsmöglichkeiten.

»Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern steckt gewissermaßen den Horizont ab, innerhalb dessen sich der Lebensentwurf von Männern/Frauen ausformt, aus dem er seine je unterschiedlichen Konturen gewinnt. Darin angelegt sind typische Verlaufsmuster, typische Einschnitte und Höhepunkte der Biographie; nicht zuletzt auch bestimmte Konflikte, Brüche, Krisen, die im Übergang zwischen den einzelnen Altersstufen für Männer/Frauen je unterschiedlich erfahrbar werden.« (ebd., 23; im Original z.T. kursiv)

Mit dieser Perspektive bezieht sich Beck-Gernsheim explizit auf das Konstrukt der »männlichen« bzw. »weiblichen Normalbiographie«, die sie als Resultat eben jener »Zuweisung zu Beruf/Hausarbeit« betrachtet (vgl. ebd., 24). Aber sie verwendet den Begriff uneindeutig: einmal eher als Strukturbegriff, der sich auf »Verlaufsmuster«, »typische Einschnitte« usw. bezieht, zum anderen als Kennzeichnung subjektiver Sichtweisen und »Lebensentwürfe«. Die gleiche Unklarheit läßt sich am »Welt«-Begriff festmachen. Auch er changiert zwischen den beiden Bedeutungspolen »objektive Welt«, Gesellschaft, Welt als sozialer Raum einerseits und »Lebenswelt« der handelnden Subjekte andererseits. Die Spannung zwischen den beiden Polen wird durch eine vergleichsweise einfache Formel gelöst: Als zentrales Vermittlungsglied zwischen objektiver Struktur und subjektiver Perspektive fungiert der Begriff der »sozialen Zuweisung«, d.h. der Zuweisung bestimmter »Tätigkeitsfelder« an Männer und Frauen.

Trotz dieser theoretisch brisanten Konstruktion wird genau jenes Vermittlungsproblem in keiner Weise genauer diskutiert - weder als theoretisches noch als empirisches Problem. So gerät der weitgespannte Erklärungsanspruch des Ansatzes am Ende in die Gefahr, auf eine bloße Tautologie zurückzufallen: Die zwei Welten existieren und stehen als Norm und Anforderungsstruktur den Individuen gegenüber. Sie werden je nach Geschlecht 'sozial zugewiesen', die Individuen werden in die ihnen 'zugewiesene' Welt hineinsozialisiert - durch offene Steuerungsprozesse, aber auch durch »geheime Lernprogramme« (vgl. ebd., 25), die von Kindheit an auf die geschlechtsspezifisch geteilten Arbeitsbereiche ausgerichtet sind. So reproduzieren die Individuen die Geschlechtertrennung und tragen zum Fortbestand der beiden 'Welten' bei, deren Identifizierung Ausgangspunkt der Argumentationskette war.¹⁶

Nimmt man den theoretischen Gehalt der Aussage ernst, so ist hier vor allem der Gedanke der *Reproduktion* sozialer Strukturen aufzugreifen. Es spricht einiges dafür, daß dieser Aspekt in den meisten Gesellschaftstheorien unterbewertet worden ist.¹⁷ Andererseits muß bezweifelt werden, ob das Problem mit einem Modell der *einfachen* Reproduktion gefaßt werden kann. Ganz sicher jedoch ist der vorgeschlagene Ansatz zu allgemein, um empirische Differenzierungen, Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten, 'mißlingende' Zuweisungs- und Sozialisationsprozesse, kurz: Aspekte sozialen *Wandels*, erfassen zu können. So verwundert es nicht, wenn die Autorin an entsprechenden Stellen immer wieder ausweicht, gewissermaßen 'Ausnahmen von der Regel' zulassen muß bzw. auf die normative Ebene wechselt.

So z.B., wenn sie Berufsarbeit einlinig als Zwangsstruktur kennzeichnet, die in negativer Weise auf die Persönlichkeit der Berufstätigen durchschlage, »eine drastische Vereinseitigung und Verengung der Interessen, Fähigkeiten, Ansprüche und Bedürfnisse« bewirke, Verhaltensmuster in Richtung Konkurrenz entwickle und von »konkret-sinnlichen Qualitäten« entleere (vgl. ebd. 79). Dagegen steht die empirische Evidenz, daß keineswegs alle Berufstätigen derart verzerrte Persönlichkeitszüge aufweisen. Beck-Gernsheim 'löst'

16 Vgl. auch die Kritik von Knapp (1990) an dieser Argumentationsfigur.

17 Vgl. hierzu die theoretischen Überlegungen zur Rekursivität des Handelns im Rahmen einer »Theorie der Strukturierung« von Anthony Giddens (1988).

diesen Widerspruch, indem sie ihre fast apodiktischen Aussagen über reale Strukturen (»Die gegenwärtige Form der Berufsarbeit bedeutet ...«) kurzerhand auf eine andere, schwerer faßbare Ebene überträgt: auf die Ebene von allgemeinen Normen, die von den konkreten Individuen akzeptiert und eingehalten werden - oder nicht, vergleichbar »den Zehn Geboten, die das Handeln aller Christen anleiten sollen, aber damit noch keineswegs ihr tatsächliches Verhalten im Alltag beschreiben.« (ebd., 79) Mit diesem Rückzug nimmt sich die Autorin nicht nur selbst die Pointe ihrer Argumentation, sie entfernt sich zugleich von dem soziologisch eigentlich interessanten Problem, dem »tatsächlichen Verhalten im Alltag«, dem konkreten Handeln der Akteure, das geschlechtsspezifische Trennungslinien produziert, reproduziert und ggf. auch verändert.

Darüber hinaus hat die hier am Beispiel der Berufsarbeit kritisierte Argumentationsfigur eine nicht unerhebliche Immunisierungsfunktion: Zunächst einmal werden bestimmte augenfällige Aspekte der sozialen Wirklichkeit (z.B. die gegensätzliche Strukturierung von Beruf und Familie) herausgegriffen und in deutlicher Überzeichnung einander gegenübergestellt.¹⁸ Dann wird, wo diese Schwarz-Weiß-Charakterisierung mit den vielfältigen Zwischen-

18 Gegen diese Methode der Polarisierung ist nichts einzuwenden, solange sie als idealtypische Konstruktion zur Herausarbeitung von theoretischen Begriffen verwendet und in dieser Konstruiertheit kritisch reflektiert wird, z.B. indem die beiden 'Pole' nur in ihrer wechselseitigen Bezogenheit verwendet werden. Problematisch wird es allerdings, wo die beiden Pole als Kategorien zur *Beschreibung* der Wirklichkeit herangezogen werden und zu einer schlichten Dichotomie geraten: hier die »Einseitigkeit, Alltagsabgehobenheit, Bedürfnisferne« der Berufsarbeit (vgl. Beck-Gernsheim 1980, 82), dort die Bindung an die »elementaren Bedürfnisse und typischen Entwicklungslinien, die charakteristischen Krisen und 'Zwischenfälle' der menschlichen Existenz« in der »privaten Alltagsarbeit« (vgl. ebd., 74f) - etwas überspitzt: hier tobt, seufzt, lacht, weint, ißt und liebt das Leben, dort waltet die coole Welt des Berufs, fernab vom Leben, von menschlichen Existenzkrisen und vom 'Alltag' schlechthin, geschüttelt allenfalls vom harten Wind auf dem Weg nach oben. - Diese, zugegebenermaßen etwas ironisierte, Betrachtungsweise gibt vor allem Aufschluß über die Sicht von Beruf, Erwerbsarbeit wird als entfremdete, aus dem Leben ausgegrenzte oder ihm gegenübergestellte Zwangsstruktur betrachtet, die Menschen, Männer wie Frauen, letztlich nur verstümmeln kann. Einer solchen Sichtweise stehen die Ergebnisse unserer biographischen Untersuchung (vgl. Alheit und Dausien 1985, 1990a) diametral gegenüber. Sie zeigen, daß Erwerbsarbeit nicht außerhalb des Alltags stattfindet, sondern einen wesentlichen Teil gerade der alltäglichen Erfahrung und Lebenswelt ausmacht, daß Gefühle und 'das Leben' im Büro oder in der Fabrik nicht ausgesperrt, sondern ebenso virulent sind wie in der Küche, auf dem Spielplatz oder in der Kneipe. - Der versteckte Essentialismus, der in der Dichotomisierung zwischen 'männlichen' und 'weiblichen' Welten liegt, wird besonders in der aktuellen Debatte über die (De-)Konstruktion der Geschlechterkategorie hervorgehoben (vgl. Gildemeister und Wetterer 1992).

tönen der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, darauf verwiesen, daß 'natürlich' (im Einzelfall, im Besonderen, in bestimmten Berufsgruppen usw.) alles auch ganz anders sein könne. Diese Logik mag zwar die andauernde Popularität derartiger Thesen erklären - jede(r) kann sich in der einen oder anderen Erfahrung 'wiederfinden' -, muß aber theoretisch unbefriedigend bleiben.¹⁹ Die These vom halbierten Leben, wie sie von Beck-Gernsheim entwickelt wird, reformuliert letztlich die Widersprüchlichkeit alltäglicher Erfahrungen und Interpretationen, ohne qualitativ darüber hinausgehende Erkenntnis zu verschaffen.

Nun beansprucht die These nicht unbedingt, einen komplexen theoretischen Zusammenhang zu formulieren.²⁰ Man kann sie auch als Versuch betrachten, verschiedene Aspekte von Frauenarbeit und Frauenleben aus einem bestimmten Blickwinkel zusammenhängend zu beschreiben, empirische Beobachtungen, Tendenzen, Hypothesen unterschiedlichster Art zusammenzuführen. So gesehen, liefert sie durchaus Anregungen und Einsichten. Die zentrale Pointe der zwei Welten betont auf provokante Weise einen Aspekt der sozialen Wirklichkeit, der bislang häufig übersehen worden ist. Künftige Forschungen und auch die vorliegende Untersuchung, werden sich mit dieser Interpretation auseinandersetzen haben. Dabei käme es zunächst weniger auf die Bestätigung oder Widerlegung der 'Zwei-Welten-These' im allgemeinen an, sondern vor allem auf eine genauere empirische Untersuchung der Frage, wie und in welcher Hinsicht die beiden 'Hälften' des gesellschaftlichen Lebens in der Gestalt *konkreter Biographien* erkennbar werden.

19 Erkenntnistheoretisch wird hier das Problem des Verhältnisses zwischen Allgemeinem und Besonderem berührt, das an dieser Stelle nicht diskutiert werden kann.

20 Dies gilt zumindest für den deskriptiven Ansatz von Beck-Gernsheim, der hier exemplarisch diskutiert wurde. Das 'Zwei-Welten'-Problem wird im feministischen Diskurs in verschiedenen Varianten, z.T. mit weitergehendem Theorieanspruch, verhandelt. Stichworte sind hier etwa 'Gleichheit und/oder Differenz', 'Weiblichkeit' und 'weibliche Werte', die 'dem Männlichen' entgegengestellt werden (zur kritischen Analyse dieser Debatte vgl. Knapp 1990, Gildemeister und Wetterer 1992). Knapp weist im übrigen, mit Rekurs auf Hedwig Dohm, darauf hin, daß weder die 'Zwei-Sphärentheorie' noch ihre Kritik neu sind.

2 Doppeltes Leben

Dieser anscheinend unbedeutende Perspektivwechsel von der Sicht auf die in zwei 'Hälften' geteilte gesellschaftliche Struktur zur Sichtweise der in dieser Gesellschaft lebenden Subjekte hat Folgen. Er macht auf eine Dimension sozialer Wirklichkeit aufmerksam, die in strukturtheoretischen Betrachtungen leicht abhandeln kommen kann: auf die Unteilbarkeit (*Individualität*) und Einheit des Subjekts. Borkowsky et al. (1985) haben dies auf eine einprägsame Formel gebracht: »Zwei Welten - ein Leben«. Die Segmentierung der gesellschaftlichen Realität in die beiden Großstrukturen Erwerbssystem und Familie (bzw. privat organisiertes Reproduktionssystem) bedeutet für konkrete Frauen, daß sie in zwei 'Welten' leben und arbeiten, daß sie beide Arten von Arbeit in einem Leben - alltäglich und biographisch - integrieren müssen.²¹ Diese - der These vom halbierten Leben unmittelbar korrespondierende - Einsicht findet sich in der verbreiteten Verwendung des Bildes vom doppelten Leben wieder: 'Doppelrolle' (Myrdal und Klein 1956, 1971), 'Doppelarbeit' und 'Doppelorientierung', 'doppelte Sozialisation' (z.B. Hoff (ed.) 1990) und 'doppelte Vergesellschaftung' (Becker-Schmidt 1987) sind gängige Vokabeln im sozialwissenschaftlichen Diskurs über Frauen(arbeit) geworden.

Hinter diesen Begriffen verbirgt sich allerdings Unterschiedliches. Der komplexe Erklärungsansatz der doppelten Vergesellschaftung von Frauen steht neben verschiedenen Varianten einer einfachen Dichotomisierung des Geschlechterverhältnisses, auch innerhalb feministischer Wissenschaft, die - wie Gudrun-Axeli Knapp kritisch analysiert - in der Gefahr stehen, über eine »Vereignschaftlichung« (1990, 24) der Geschlechterdifferenz vermeintlich längst überwundene Dualismen und Weiblichkeitsmythen fortzusetzen (ebd., 21)²².

21 Zweifellos leben auch Männer in beiden Welten, jedoch stellt sich ihre Einbindung in die beiden Strukturen qualitativ anders dar. Dies wird exemplarisch am Problem der Arbeitserfahrung deutlich, die für Männer eindeutig auf Berufsarbeit konzentriert ist, während »Frauenarbeit als Einheit von Haus- und Berufsarbeit« gesehen werden muß, wie die Analyse weiblicher Arbeitsbiographien zeigt (vgl. Borkowsky und Ley 1984, 203).

22 Vgl. den ähnlich polarisierten Diskurs im 18. und 19. Jahrhundert über »Geschlechtscharaktere« (Hausen 1976, Honegger 1991) mit seinen essentialistischen Vorstellungen von Weiblichkeit.

Hier findet sich das gleiche Argumentationsmuster wie im oben dargestellten Bild vom 'halbierten Leben': »den polaren Eigenschaftszuschreibungen der Geschlechter korrespondiert sowohl der Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit als auch die darauf bezogene Vorstellung der Vergesellschaftung von Frauen und Männern, von sozialen Geschlechtsrollen und die ihnen entsprechende geschlechtliche Arbeitsteilung.« (Knapp 1990, 23)

Auch außerhalb feministischer Wissenschaft ist die Rede vom 'Doppelten' inzwischen aufgegriffen worden. Sie signalisiert dort eine Erweiterung traditioneller Fragestellungen, etwa nach Sozialisation und Lebenslauf, die bislang einlinig auf die männliche Lebenswirklichkeit mit der Dominanz des Erwerbsarbeitssystems über alle anderen Lebensbereiche ausgerichtet waren, während die 'weibliche Sozialisation' unter dem Primat der Familienorientierung von nachgeordnetem Interesse blieb (vgl. kritisch Krüger und Born 1990, 53ff).²³

Allerdings, die kritisierte Trennung von 'weiblicher und männlicher Wirklichkeit' bzw. den damit befaßten Wissenschaftsdisziplinen wird durch den Blick auf das 'Doppelte' keineswegs automatisch überwunden. Dies läßt sich beispielhaft am Phänomen der Frauenerwerbstätigkeit veranschaulichen. Wenn zunehmend anerkannt wird, daß Frauen nicht ausschließlich auf ihre familiären Aufgaben hin sozialisiert werden und nicht 'nur' aus ökonomischen

23 Vor allem die »Subjektorientierung« in den Arbeits- und Bildungswissenschaften (vgl. z.B. Bolte und Treutner (eds.) 1983; Schmiede (ed.) 1988) hat dazu geführt, daß traditionelle Grenzen zwischen einzelnen Disziplinen und Forschungsgebieten, z.B. zwischen 'Arbeit' und 'Sozialisation', 'Beruf' und 'Familie' bzw. 'Privatleben' oder gar 'Freizeit' überschritten werden (vgl. z.B. Hoff 1990, 13; Femers und Hörmann 1990). Ausgangspunkt waren auch hier meist Forschungen, die sich mit den Arbeits- und Lebenserfahrungen von Frauen befassen. Allerdings findet sich eine große Bereitschaft der AutorInnen, die so gewonnenen neuen Einsichten rasch zu verallgemeinern zu der grundsätzlichen Feststellung, daß 'der Mensch' - und so seine Sozialisation, seine Biographie, seine Alltagserfahrung usw. - ein Ganzes ist, dessen Lebenszusammenhang sich nicht in verschiedene Teilbereiche und -abschnitte untergliedern läßt. Dies gilt natürlich für Männer ganz ebenso wie für Frauen (vgl. Hoff 1990, 7), und interessanterweise scheinen ('neue') Männer bevorzugter Gegenstand einer derart sensibilisierten empirischen Forschung zu werden (vgl. z.B. Brock 1990). Durch diese - voreilige - Verallgemeinerung wird der feministischen These der doppelten Vergesellschaftung die Pointe gerade wieder genommen. Die Entdeckung der *strukturellen* Bedeutung der Geschlechterkategorie wird erneut fallengelassen, zugunsten eines 'allgemeingültigen' Modells, das letztlich nicht viel mehr aussagt, als daß Menschen verschiedene »Lebensstränge« integrieren müssen und daß dies in einer immer komplexer werdenden Gesellschaft zunehmend schwieriger wird (so zumindest die Untertöne in der Argumentation von Hoff 1990, auch Amann 1990).

Gründen erwerbstätig sind, so heißt das noch lange nicht, daß die Familie als traditionelles Zentrum weiblicher Biographien, als 'eigentlicher' Orientierungs- und Zuständigkeitsbereich von Frauen aufgegeben wird. Die (zunehmende) Erwerbstätigkeit von Frauen könnte durchaus als Partizipation an einem genuin 'männlichen' Strukturzusammenhang interpretiert werden, was jedoch eine theoretisch und praktisch folgenreiche Verkenntung des Eigen-Sinns von Frauenerwerbsarbeit wäre.

Problematisch an der 'Doppel'-Konstruktion ist also nicht nur ihre dichotomische Logik, die Wechselwirkungen und Zwischentöne zumindest in den Hintergrund treten läßt²⁴, sondern vollends die Identifizierung der registrierten gesellschaftlichen Dichotomien mit der Geschlechterlinie. Die Ineinsetzung von 'männlich - Beruf - Öffentlichkeit' bzw. 'weiblich - Familie - Privatheit' potenziert theoretische Vergrößerungen zu einem kaum noch wissenschaftlich zu nennenden 'Tunnelblick'. - Obwohl dieser schlichte Dualismus wissenschaftlich kaum explizit vertreten wird, taucht er doch unterschwellig immer wieder auf. Es ist davon auszugehen, daß er ein überaus resistenter Bestandteil des Alltagswissens auch von (kritischen) WissenschaftlerInnen ist und als solcher - unreflektiert - in empirische und theoretische Forschungsprozesse mit eingeht.²⁵

Nun ist auch dem Begriff des Doppelten nicht die Lösung eines komplexen theoretischen Problems aufzubürden. Wie die These vom halbierten Leben ist er zunächst eher als Signal für eine neue Forschungsperspektive und als heuristische Herausforderung zu verstehen, theoretisch weiterzudenken. Hier sind zweifellos jene Ansätze am interessantesten, die 'Doppelheit' nicht im Sinne von (häufig nur additiv gedachter) Parallelität, als 'Nebeneinander' begreifen (vgl. kritisch Krüger und Born 1990), sondern nach der wechselseitigen Beziehung beider Bereiche fragen und diese aus der *Subjektperspektive* zu fassen versuchen. Noch einmal also die Frage:

24 Vgl. hierzu z.B. Hoffs Bedenken gegenüber dem von ihm selbst protegierten Begriff der »doppelten Sozialisation«, der »keineswegs eine Unabhängigkeit zweier synchron verlaufender Prozesse, sondern gerade deren Verschränkung« zwischen »beruflichem und privatem Lebensstrang« meinen soll (1990, 13). Dieser Hinweis bedürfte freilich einer genaueren theoretischen Argumentation über die Art jener »Verschränkung«.

25 Vgl. hierzu noch einmal Gildemeister und Wetterer 1992 sowie die interessante Interpretation der Geschlechterkategorie als Deutungsmuster und die Analyse ihrer sozialen Wirksamkeit bei Meuser 1992.

Wie gehen Frauen, gewissermaßen als »Grenzgängerinnen« (Eckart 1988), mit der 'doppelten' Realität um? Was bedeutet es, tagtäglich in zwei (oder mehr) Welten eingebunden zu sein, die unterschiedlichen, häufig unmittelbar widersprüchlichen Regeln unterliegen? Leben auch Männer in dieser doppelten Orientierung, die sie aber womöglich anders *erleben*?

Beim gegenwärtigen Forschungsstand, der mit Krüger und Born zweifellos als defizitär bezeichnet werden kann (vgl. 1990, 67), verlangt die Beantwortung dieser Fragen zunächst weitere empirische Untersuchungen. Hier wäre vor allem die Pionierarbeit von Regina Becker-Schmidt und Mitarbeiterinnen²⁶ fortzusetzen, wobei insbesondere die von Helga Krüger und Claudia Born eingeschlagene Richtung einer *biographischen* Perspektive weiterführend erscheint (vgl. zusammenfassend Krüger et al. 1991a).

Die Eingebundenheit von Frauen in Beruf und Familie - das resümieren die letztgenannten Studien - läßt sich nicht als einfache Doppelung beschreiben. Sie produziert vielmehr 'Interferenzen', für die es keine harmonischen Lösungsmodelle gibt. Die Vorstellung einer gelingenden wechselseitigen Kompensation von Beruf und Familie verfehlt die Lebenswirklichkeit von Frauen ebenso wie die Annahme einer eindeutigen Hierarchie und Gerichtetheit des Wechselverhältnisses durch die Dominanz eines Bereichs - in der Regel des Erwerbssystems - über den anderen.²⁷ Wie Becker-Schmidt u.a. für die synchrone Perspektive des alltäglichen Vereinbarkeitskonflikts und Krüger u.a. für die diachrone Perspektive biographischer Bewältigungsstrategien zeigen, ist die »Zweidimensionalität« (Krüger und Born) weiblicher Biographien vielmehr mit »Verwerfungen« und Ambivalenzen verbunden. Das gilt, wie wir in Kapitel 1 gesehen haben, für die unterschiedlichen Ebenen der *gesellschaftlichen Struktur*, z.B. für die Herausbildung überindividueller biographischer Muster der 'Vereinbarkeit' von Beruf und Familie oder für die gesellschaftliche Organisation verschiedener Teilbereiche des Reproduktionssystems, aber auch für ganz pragmatische Organisationsprobleme des sozialen Lebens wie die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeitszeiten und

26 Wichtige Veröffentlichungen in diesem Kontext sind: Becker-Schmidt 1980, 1987; sowie Becker-Schmidt et al. 1982, 1983, 1984.

27 So etwa die von Amann (1990) vertretene These.

öffentlich abgesicherten Kinderbetreuungszeiten; es gilt aber ebenso für die Ebene des *individuellen Handelns*.

Da sie in der Regel nicht bereit sind, auf einen der beiden Bereiche ganz zu verzichten, und zwar unabhängig davon, ob sie diesen Anspruch realisieren können oder faktisch einen Bereich ganz oder zeitweise aufgegeben haben, sind Frauen alltäglich und biographisch zu einer permanenten »Balance-Arbeit«²⁸ gezwungen. Dieser Begriff ist jedoch selbst ambivalent. Zum einen drückt er die vitalen Ansprüche und Leistungen der Subjekte aus, beide »Welten« in »einem Leben« zu integrieren, zum anderen suggeriert er jedoch die Erreichbarkeit eines Balance-Zustandes, der in der Realität systematisch verunmöglicht ist und allenfalls 'zufällig', d.h. nur unter besonderen, nicht generalisierbaren Bedingungen, oder 'punktuell', d.h. vorübergehend, nicht auf Dauer sichergestellt, erreicht werden kann.

3 Brüchiges Leben

Angesichts dieser dilemmatischen Situation verwundert es nicht, daß weibliche Biographien weniger geradlinig sind als männliche, die idealtypisch durch kontinuierliche Erwerbsbeteiligung und berufliche Karrieremuster gekennzeichnet sind. Typische Frauenbiographien verlaufen anders: Borkowsky und Streckeisen charakterisieren einen aus der empirischen Analyse weiblicher Erwerbsbiographien gewonnenen Typus als »Unterbrecherinnen« und bezeichnen damit eine Erwerbs-Familien-Konfiguration, die nicht nur quantitativ bedeutsam ist und weiter an Bedeutung gewinnt, sondern auch auf einen zunehmend wichtigen Typus subjektiver Lebensentwürfe von Frauen verweist: den Anspruch auf ein Leben mit Beruf *und* Familie, der sich auf der Oberfläche lebenszeitlicher Daten durch eine oder, häufiger, durch mehrere Erwerbsunterbrechungen bzw. ein Hin- und Herwechseln zwischen verschiedenen Statuskonfigurationen dokumentiert.²⁹ Auch die bereits mehrfach zitierte Stu-

28 Vgl. diesen Begriff bei Amann (1990, 177) sowie die kritische Studie von Born (1986) über »alltägliche Balance-Akte« von erwerbstätigen Müttern.

29 Vgl. Borkowsky und Ley 1984, Borkowsky et al. 1985, Streckeisen 1991. Daß diese »Unterbrüche« in der Regel mehr mit mangelnden Vereinbarkeitsbedingungen zu tun haben als

die von Krüger und Born kommt zu dem Ergebnis, daß weibliche Erwerbs-Familien-Biographien durch vielfältige Unterbrechungen und Kombinationen der beiden Arbeitsbereiche gekennzeichnet sind. Dabei macht sie auf den selten beachteten Zusammenhang von unterbrochener Erwerbskarriere und Berufsspezifität aufmerksam (vgl. Krüger und Born 1991, Krüger 1991). Ostner schließlich spricht allgemein von einer »Normalität von Diskontinuität im weiblichen Lebensverlauf« (1987, 78). Diese Studien stehen stellvertretend für den Konsensbefund sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, daß weibliche Biographien »diskontinuierlicher« sind als männliche (vgl. Becker-Schmidt 1991a, 163).

Damit ist zunächst die schlichte Tatsache gemeint, daß die Erwerbsbeteiligung von Frauen im lebenszeitlichen Ablauf häufiger und insgesamt länger unterbrochen ist als bei Männern. Dieser Umstand ist jedoch nicht nur wissenschaftlich hinlänglich belegt (s.o.), sondern wird auch von den 'Trägerinnen' derart unterbrochener Biographien registriert. Spätestens durch den institutionalisierten Bilanzierungsprozeß am Ende des Arbeitslebens, die Rentenberechnung, werden die Fallen der weiblichen Normalbiographie auch individuell erfahrbar.

Die These von der Diskontinuität oder Brüchigkeit weiblicher Erwerbsbiographien impliziert jedoch mehr als nur eine quantitative Bilanz. Bei näherem Hinsehen zeigt sich nämlich, daß weibliche Erwerbskarrieren nicht etwa regelmäßig unterbrochen werden, wie z.B. in dem kritisierten 'Drei-Phasen-Modell' suggeriert wird, sondern tatsächlich so unregelmäßig und diskontinuierlich verlaufen, daß sich *keine* allgemeingültigen Sequenzmuster von Erwerbs- und Familienphasen feststellen lassen:

»Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der Erwerbsarbeitsverlauf der Frauen in unserem Sample sich keineswegs sinnvoll nach 'Modellen' ordnen läßt. Er scheint keinem institutionalisierten Programm in der zeitlich-biographischen Koordination von Erwerbs- und Familienarbeit zu folgen. Hatten wir angenommen, daß die in die Untersuchung einbezogene Teilkohorte aufgrund der über die Berufsausbildung dokumentierten Berufsorientierung Vorreiterfunktion für die Durchsetzung des sogenannten 'Drei-Phasen-Modells' hat, so weisen die in-

mit 'intrinsischen' bzw. auf die Familie bezogenen Motiven der Frauen, ist bereits angemerkt worden (vgl. Kap. 1). Erst wenn Frauen die Bedingungen selbst bestimmen können, unter denen sie sich für oder gegen Erwerbsarbeit und Familie entscheiden, kann von einer Wahl gesprochen werden (zum Problem der »Wahlbiographie« vgl. noch einmal Ley 1984).

dividuellen Verlaufsmuster sie nun eher als Vorreiterinnen verschiedener Parallelisierungsmodelle von Erwerbs- und Familienarbeit aus. Sie nähern sich den heute von jungen Frauen erwarteten Beteiligungsmustern an. Die Unterbrechungen folgen sehr viel 'wilderer' Mustern, als durch die Geburt von Kindern vermutbaren Einschnitten; und kaum eine Verlaufssequenz gleicht der anderen.« (Krüger, Born und Kelle 1989, 12f)

Dieser Befund ergibt sich - übrigens schon für die Frauengeneration, die jetzt das Rentenalter erreicht hat -, wenn die vielfältigen, vom 'Normalarbeitsverhältnis' abweichenden Formen von Erwerbsarbeit³⁰ berücksichtigt werden, die für Frauenerwerbsarbeit typisch sind. Darüber hinaus reflektiert das Ergebnis die Tatsache, daß auch der familiäre Lebensstrang - in Konzepten zur Frauenerwerbsarbeit meist stillschweigend als kontinuierlich gesetzt - Diskontinuitäten, Variationen und Brüche aufweist. Diese Perspektive eröffnet sich jedoch erst, wenn die Familiendimension nicht mehr allein über die leicht operationalisierbaren Ereignisse 'Geburt von Kindern' und das daran unhinterfragt gekoppelte 'Rollenset' Mutter (mit einem durchschnittlichen Lebenszeitbudget von ca. 15 bis 20 Jahren) erfaßt wird.³¹

Wie leben und erleben, planen und bilanzieren nun die Subjekte selbst jene biographischen Diskontinuitäten? Die aus der Außenperspektive registrierten Brüche im Lebensverlauf von Frauen besagen ja noch nicht, daß sie auch subjektiv als 'brüchiges Leben' interpretiert werden. Dagegen spricht zumindest die Beobachtung, daß Subjekte bestrebt sind, Brüchiges zu glätten, die Bruchstücke zusammenzubinden, biographische Kontinuität und Integrität zu wahren.³² Die so entstehenden Biographien sind nicht 'aus einem Guß', sie haben eher den Charakter von »Patchwork« (Sichtermann)³³ oder »Puzzles« (Krüger) - aber sie sind nichtsdestoweniger gestaltete *Biographien*, Ergebnis individueller Identitätsarbeit, die sich gegen die

30 Gemeint sind vor allem unterschiedliche Formen der Teilzeitarbeit sowie sogenannter 'geringfügiger Beschäftigung', die zum ganz überwiegenden Teil von Frauen ausgeübt werden (vgl. dazu Eckart 1990, sowie noch einmal Axhausen 1992).

31 Dieser Aspekt ist in Kap. 1 bereits behandelt worden. Vgl. noch einmal Krüger, Born und Kelle 1989, 13.

32 Vgl. Negt und Kluge 1981, Kap. 3; Alheit und Dausien 1985; Bahrndt 1982; Rath 1988.

33 Vgl. 1987, 32; auch Alheit (1994, 192ff), der im Prozeß der »Modernisierung des sozialen Raums« auch neue biographische Konstruktionsmuster beobachtet.

Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit der 'objektiven Strukturen' behauptet.

Diese Leistung der Subjekte, die aktuelle Handlungsfähigkeit und biographische Identität überhaupt erst ermöglicht, gerät beim Thema Frauen zwischen Beruf und Familie allzu häufig aus dem Blick. Stattdessen wird von Vereinbarkeitsmodellen wie dem Drei-Phasen-Modell ausgegangen, das jener Brüchigkeit die mildernden Umstände eines geordneten Nacheinander zur Seite stellt. Der daran anschließende Blick auf das Subjekt sucht in der Regel nach der 'subjektiven Entsprechung' bzw. Umgehensweise mit diesem Modell. Die genannten empirischen Befunde (bes. von Krüger et al.) stellen die individuelle Realisation derartiger Phasenmodelle allerdings infrage und relativieren darüber hinaus auch ihre normative Bedeutung. Es scheint fraglich, ob Frauen - angesichts realer Diskontinuitäts Erfahrungen in beiden Lebensbereichen - tatsächlich an die in den Modellen »sugerierte Planbarkeit der Erwerbsarbeitssequenzen« glauben oder sie nicht vielmehr ebenso als Fiktion erkennen wie wissenschaftliche Betrachterinnen (vgl. Krüger und Born 1991, 148). Welche Bedeutung gesellschaftlich angebotene 'Soll-Bruch-Stellen' und Sequenzmuster für konkretes Handeln und biographische Entscheidungen haben, welche Rolle sie auf der Ebene der Selbstinterpretation und subjektiver Bilanzierungsprozesse spielen, ist bislang kaum untersucht worden (vgl. Krüger 1993), ebensowenig wie die eigen-sinnige Leistung der Subjekte, mit oder ohne Bezug auf gesellschaftlich angebotene Deutungsmuster über die Brüche hinweg eine biographische Kontinuität und Identität zu wahren.

4 Ungelebtes Leben

An dieser Stelle muß der Gedanke zumindest aufgegriffen werden, daß Biographien nicht immer in diesem Sinne 'gewahrt' werden können. Der Übergang vom »beschädigten Leben« (Alheit und Glaß 1986) zum 'ungelebten Leben' ist als Möglichkeit in jede Biographie eingebaut. Allerdings werden solche Biographien, in denen 'brüchiges' Leben tatsächlich zerbricht, Patchwork in einzelne Flicker zerfällt, die Puzzleteile nicht mehr zusammengefügt werden, in der Regel als 'Grenzfälle' normalbiographischer Verläufe behandelt und

eher dem abweichungslogischen Krankheits- und Therapiediskurs zugeordnet. Im Rahmen des hier zugrundegelegten Biographiekonzepts käme es stattdessen darauf an, derartige Grenzüberschreitungen als biographische Transformationsprozesse ernstzunehmen, die im Zusammenhang mit den 'normalen' Widersprüchen weiblicher Arbeits- und Lebenserfahrungen stehen.

Der Begriff des 'ungelebten Lebens' wird in unterschiedlichen Kontexten verwendet, in der Literatur, in der Therapie, aber auch in der Alltagssprache (vgl. Zacher 1984, 237). Seine Bedeutung kann zunächst als »Unerfülltheit, Unabgeschlossenheit oder eine sich-bewahren-wollende Wartestellung im Leben« umschrieben werden (ebd.). Ungelebtes Leben ist zweifellos ein Bestandteil der Alltagserfahrung. Wir wissen³⁴, daß es so etwas gibt, haben es vielleicht 'am eigenen Leib' schon gespürt oder bei anderen wahrgenommen. Es kommt typischerweise in biographischen Krisensituationen zum Ausdruck, z.B. bei einer Trennung oder in einer Krankheit.

Im Bereich der Alltagserfahrung begegnet uns ungelebtes Leben häufig bei Menschen, die sich ihr 'ganzes Leben' für andere aufgeopfert, die verzichtet und sich eingeschränkt haben oder aufgrund restriktiver äußerer Bedingungen eigene Impulse und Entwicklungsmöglichkeiten nicht verwirklichen konnten. Diese Bedingungen treffen, aufgrund der gesellschaftlichen Rollenverteilung, besonders häufig auf Frauen zu. Wenn Frauen 'krank' werden oder 'verrückt'³⁵, so läßt sich dies nicht selten als Ausdruck ungelebten Lebens verstehen.

Das gilt aber für die Sozialwissenschaften allgemein. Als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung mutet das Phänomen eher fremd an, denn es verschließt sich - durch seine unaufhebbare Bindung an das erlebende Subjekt - der Logik des herrschenden Wissenschaftsparadigmas.³⁶ Ungelebtes Leben läßt sich nicht 'datieren'

34 'Wissen' ist hier gemeint als präskriptives Wissen oder »praktisches Bewußtsein« (Giddens) oder, wie von Victor von Weizsäcker sagt, als »gefühlsmäßige Evidenz der Lebenserfahrung« (1973, zit. nach Zacher 1984, 238), das dem reflexiven Denken und seinen Regeln nur begrenzt zugänglich ist.

35 Zum Thema Frauen und Krankheit/Gesundheit vgl. z.B. Chesler 1977, Jansen und Nemitz 1986, Schneider (ed.) 1981, Vogt 1986, Rommelspacher (ed.) 1987, Klesse et al. 1992, Koch und Müller 1994 u.a.

36 Die Dominanz des naturwissenschaftlichen Modells ist auch in den Human- und Sozialwissenschaften immer noch weitgehend ungebrochen, trotz der aktuellen Konjunktur qualitativer Methoden und alternativer Forschungsansätze. Sie zeigt sich nicht nur in der Ausgren-

und schon gar nicht mit (quasi)naturwissenschaftlicher Exaktheit 'beweisen', aber es läßt sich - im Unterschied zum erlebten Leben - auch nicht ohne weiteres als 'Text' in einem biographischen Interview erfassen. Die Grenze zum Spekulativen rückt - auch aus der Perspektive qualitativer Biographieforschung - bedrohlich nahe.

Eine Ausnahme in der wissenschaftlichen Behandlung des Themas bildet die phänomenologische Tradition. Hier ist vor allem Viktor von Weizsäcker zu nennen, der den Gedanken des ungelebten Lebens aufgegriffen und im Rahmen seiner »anthropologischen Medizin« weiterentwickelt hat.³⁷ Ein Aspekt seiner Arbeit ist für die vorliegende Fragestellung besonders interessant: der Gedanke, daß Biographien nicht aus dem Faktischen der Vergangenheit allein verstanden werden können, sondern im Hinblick auf das »Nicht-faktisch-Gewordene« eines konkreten Lebens rekonstruiert werden müssen. Einfach ausgedrückt: Die konkrete Gestalt einer Lebensgeschichte³⁸ ergibt sich nicht nur aus der Abfolge realisierter Handlungen und Entscheidungen, tatsächlich stattgefundener Ereignisse und Erlebnisse (die nicht selten kausal oder final interpretiert wird). Sie konstituiert sich vielmehr vor dem - sich selbst im Laufe der Biographie ändernden - Hintergrund der *nicht* verwirklichten Möglichkeiten, der Verhinderungen und Versagungen, der Verzichte und verpaßten Chancen.³⁹ Von Weizsäckers These, die sich im übrigen auf empirische Beobachtungen an Krankengeschichten stützt, ist radi-

zung bestimmter Fragestellungen als unwissenschaftlich, sondern, sehr viel wirksamer noch, in der Zurichtung ('Operationalisierung') des Gegenstandes, so daß er 'meßbar' bzw. mit den geltenden Rationalitätskriterien erfäßbar wird. Dies gilt teilweise auch für die neuere soziologische Biographieforschung, obwohl gerade sie in besonderem Maße qualitative Ansätze angewandt und entwickelt hat. Andererseits aber besteht auch hier häufig die herkömmliche Forschungslogik in modifizierter Form weiter. Ein Phänomen muß - als legitimer Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung - nicht mehr 'meßbar', aber es muß in der Regel als 'Text' (Interviewprotokoll, Interaktionsprotokoll usw.) erfäßbar sein. Damit bleiben Kategorien wie 'Leben', 'Erleben' oder 'Leib' suspekt, die traditionell Thema phänomenologischer Ansätze sind. Eine Ausnahme bilden in diesem Kontext die Arbeiten von Wolfram Fischer-Rosenthal, der sich seit längerem konsequent um die theoretische und empirische Umsetzung phänomenologischer Konzepte innerhalb der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung bemüht (vgl. 1989, 1991a, 1992, 1995).

37 Bei von Weizsäcker findet sich keine systematische, geschlossene Entfaltung des Begriffs. Er taucht vielmehr in verschiedenen theoretischen Zusammenhängen sowie in Falldarstellungen auf (vgl. deshalb die zusammenfassende Darstellung bei Zacher 1984; 1988, bes. 59-76).

38 Von Weizsäcker formuliert seine Theorie nicht nur im Hinblick auf Krankengeschichten, sondern für Biographien allgemein. Vgl. auch Hanses 1992; Keil 1988, 1994.

39 Vgl. dazu genauer Zacher 1988, 68-76.

kal: »Es ist die Behauptung, daß nicht das Gelebte, sondern das Ungelebte allein wirksam ist, und zwar nicht das Mögliche, sondern das Unmögliche verwirklicht wird ...« (v. Weizsäcker 1956; zit. nach Zacher 1984, 239)

Dies ist zweifellos ein ungewohnter, nicht unmittelbar eingängiger Gedanke. Er sperrt sich gegen das übliche Ursache-Wirkungs-Verständnis von 'Verwirklichung'. Andererseits wird er, angewandt auf den empirischen Gegenstand Frauenleben, konkreter und sinnvoller zugleich. Betrachten wir beispielsweise die historische Frauenforschung: Wird Frauenleben im historischen Wandel nicht erst in all seinen Konturen erkennbar durch die Analyse der »Verhältnisse und Verhinderungen« (Gerhard 1978), der *Beschränkungen*, der *nicht* realisierbaren Möglichkeiten? Ist z.B. das Leben einer nicht verheirateten Bürgerstochter im 19. Jahrhundert, die 'anspruchlos' im Haushalt des Bruders lebt, nicht gerade durch das Nicht-Realisierte charakterisiert? Gleiches gilt für die nicht verwirklichte künstlerische oder wissenschaftliche Entwicklung begabter Frauen (vgl. die Beispiele in Pusch (ed.) 1985), aber auch für die aufgrund ökonomischer und institutioneller Grenzen nicht gegebenen Bildungsmöglichkeiten interessierter und begabter Frauen aus den unteren Volksschichten⁴⁰.

Warum sollte dies nicht auch für gänzlich unspektakuläre zeitgenössische Frauenbiographien gelten? Zumindest könnte ein solcher Perspektivwechsel, gewissermaßen zur anderen Sichtweise des Vexierbildes, einiges erhellen, was in der einseitigen Fixierung auf das Positive, Faktische nicht verständlich wird: 'sprunghafte' Entwicklungen, 'plötzliche' biographische Einbrüche wie eine Krankheit oder eine für Außenstehende und das handelnde Subjekt womöglich selbst überraschende Entscheidung. Man denke nur an das Beispiel der 'braven' Ehefrau und Mutter, die nach dreißigjähriger Ehe aus scheinbar nichtigem Anlaß die Koffer packt und für immer ihren Mann und das Haus verläßt.⁴¹ Dieser Schritt ist wohl eher aus dem Nicht-Verwirklichten ihres Lebens zu erklären als aus dem faktischen Verlauf der dreißig Ehejahre.

40 Eine Reihe solcher Beispiele finden sich in autobiographischen Dokumenten proletarischer Frauen seit Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Alheit und Dausien 1990d, 1992).

41 Dieses Beispiel ist nicht nur ein gesellschaftliches Klischee, sondern findet sich durchaus in der Realität. Ein konkreter Fall ist mir aus dem biographischen Forschungsmaterial meines Kollegen Antonius Scheuermann bekannt, ein weiterer aus persönlicher Bekanntschaft.

Dabei muß betont werden, daß die 'Negativperspektive'⁴² das handelnde Subjekt nicht notwendig zum Opfer macht. Das ungelebte Leben ist nicht einfach 'nichts'. Auch als Nicht-Faktisches ist es Bestandteil der biographischen Dynamik und wird 'wirksam', wie von Weizsäcker sagt. Es bleibt in gewissem Sinn virulent als eine *Potentialität*. »Die unrealisierten Möglichkeiten, das ungelebte Leben ist die Kraft, die das Leben vorwärts treibt, zu sich, und das heißt: über sich hinaus« (v. Weizsäcker 1947; zit. nach Zacher 1984, 238). Der Prozeß, in dem diese Potentialität u.U. einen biographischen Ausdruck findet, folgt nicht notwendig der üblichen linearen Betrachtungsweise lebenszeitlichen Voranschreitens. Es ist typischerweise die rückwärts gerichtete Perspektive von der Gegenwart in die Vergangenheit, die solche 'liegendebliebenen' Entwicklungsmöglichkeiten oder ungenutzten Potentiale sichtbar macht.⁴³

Für die Analyse weiblicher Biographien bleibt es nicht zuletzt eine wichtige methodische Anregung, faktisch Gelebtes und Erlebtes immer in Bezug zu setzen mit den relativen Handlungsspielräumen, den konkreten biographischen Möglichkeiten und den nicht realisierten Hoffnungen, Wünschen oder konkreten Handlungsalternativen. So läßt sich u.U. genauer erfassen, daß eine vergleichbare Lebensentscheidung, z.B. für die Rolle der Familienfrau, von einer Frau als 'Erfüllung' erlebt wird, von einer anderen dagegen als äußerst unbefriedigend. Der Blick auf den ungelebten Hintergrund, auf mögliche Verzichtleistungen und nicht realisierte Alternativen könnte hier Erklärungen liefern.

5 Leben für andere oder eigenes Leben?

Was mit dem Begriff des ungelebten Lebens gemeint ist, überschneidet sich in einigen Aspekten mit dem in der Frauenforschung verwendeten Begriff des 'Lebens für andere'. Es gehört zweifellos zur traditionellen Geschlechterideologie unserer Gesellschaft (und zu

42 Das Positiv-Negativ-Bild ist nicht zu verstehen im Sinne von 'existent - nicht existent', sondern als wechselseitiges Figur-Grund-Verhältnis, als Komplementarität.

43 Vgl. hierzu v. Weizsäckers geschichtsphilosophische Überlegungen (1950; auch Zacher 1984, 238) sowie Regina Becker-Schmidts soziologisch-biographietheoretische Reinterpretation des Freudschen Begriffs der »Umschrift« (1994); vgl. auch Fischer-Rosenthal (1995).

deren alltagspraktischer Präsenz), daß Frauen - insbesondere Mütter - für andere da zu sein haben. Ansprüche auf ein 'eigenes Leben' stehen demzufolge eher zurück, bleiben oft unverwirklicht, ungelebt.

Das Leben für andere, was konkret vor allem *Arbeit* für andere bedeutet⁴⁴, ist in der feministischen Sozialwissenschaft verschiedentlich untersucht worden.⁴⁵ Unter dem Stichwort der Reproduktionsarbeit sind dabei vor allem jene Aktivitäten von Frauen sichtbar gemacht worden, die auf die Bedürfnisse anderer und auf die Funktionsfähigkeit des privaten Lebensbereichs Familie ausgerichtet sind. In dieser Perspektive werden einerseits die individuellen und kollektiven Leistungen von Frauen im Kontext der gesellschaftlichen Reproduktion hervorgehoben, andererseits jedoch auch die negativen Rückwirkungen auf die Frauen selbst. Das Dasein für andere ist nicht die 'beglückende' und 'erfüllende' Aufgabe schlechthin, gewissermaßen die 'Selbstverwirklichung' der Frau, wie es die aufgeklärt-bürgerliche Weiblichkeitsideologie unverblümt diktiert hat⁴⁶ und, mit veränderten Formulierungen und Begründungen, im Kern bis heute fortsetzt.⁴⁷ Es bedeutet immer (auch) eine Beschränkung

44 Genauer: Hausarbeit, psychische und physische Versorgungsarbeit, Kranken- und Altenpflege, Erziehungsarbeit (vgl. dazu die immer noch aktuelle Arbeit von Kontos und Walser 1979).

45 Auf die historische Dimension dieser Fragestellung wird hier nicht näher eingegangen (vgl. dazu z.B. Friese 1990).

46 Ein besonders prägnantes Beispiel dieser Ideologie sind die Ausführungen »Über die allgemeine und besondere Bestimmung des Weibes«, die Joachim Heinrich Campe in seinem »Väterlichen Rath für meine Thochter« macht (1789; auszugsweise abgedruckt bei Gerhard 1978, 369ff). Darin heißt es unter anderem: »Ihr seyd wahrlich nicht dazu bestimmt, nur große Kinder, tändelnde Puppen, Närrinnen oder gar Furien zu seyn; ihr seyd vielmehr geschaffen - o vernimm deinen ehrwürdigen Beruf mit dankbarer Freude über die große Würde desselben! - um beglückende Gattinnen, bildende Mütter und weise Vorsteherinnen des innern Hauswesens zu werden; Gattinnen, die der ganzen zweiten Hälfte des menschlichen Geschlechts, der männlichen, welche die größern Beschwerden, Sorgen und Mühseligkeiten zu tragen hat, durch zärtliche Theilnehmung, Liebe, Pflege und Fürsorge das Leben versüßen sollen; Mütter, welche nicht bloß Kinder gebären, sondern auch die ersten Keime jeder schönen menschlichen Tugend in ihnen pflegen, die ersten Knospen ihrer Seelenfähigkeiten weislich zur Entwicklung fördern sollen; Vorsteherinnen des Hauswesens, welche durch Aufmerksamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit, wirthschaftliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten, den Wohlstand, die Ehre, die häusliche Ruhe und Glückseligkeit des erwerbenden Gatten sicher stellen, ihm die Sorgen der Nahrung erleichtern, und sein Haus zu einer Wohnung des Friedens, der Freude und der Glückseligkeit machen sollen...« (zit. nach Gerhard 1978, 372)

47 Hier sei nur an die umfangreiche 'Ratgeberliteratur' erinnert, die Frauen auf ihre Rolle als Mutter und Ehefrau vorbereiten soll.

von Lebensmöglichkeiten und eine Verhinderung der Verwirklichung eigener Interessen und Lebensperspektiven.

Die gesellschaftlich verfügbaren bzw. zur Verfügung gestellten Räume für eine biographische Entwicklung sind zweifellos für jedes Gesellschaftsmitglied begrenzt und begrenzend, aber die Grenzen sind für die Geschlechter unterschiedlich definiert, für Frauen ungleich enger als für Männer. Das »Dasein für andere« (Beck-Gernsheim 1983) als 'natürliche' Lebensform der Frau ist durch die feministische Forschung zwar wissenschaftlich entmystifiziert⁴⁸ und als Ausdruck patriarchaler Herrschaft⁴⁹ erkennbar geworden, damit aber noch keineswegs historisch überwunden.

Welche konkreten Ausprägungen 'Frauen-Dasein' in unserer heutigen Gesellschaft hat und welche (Gegen-)Tendenzen sich möglicherweise für die nähere Zukunft abzeichnen, wird seit einiger Zeit im Kontext der Individualisierungsthese diskutiert (vgl. Beck 1983, 1986; Beck-Gernsheim 1983; Diezinger 1991, 1993 u.v.a.). Dabei ist die ursprüngliche These, daß Frauen in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten gewissermaßen verspätet einen »Individualisierungsschub« erfahren, den Männer bereits Generationen früher durchgemacht haben (vgl. Beck-Gernsheim 1983), kritisch zu differenzieren.⁵⁰ Angelika Diezinger (1991) betont, daß die »Nachzüglerinnen«-These zu einseitig am »männlichen« Modell der »Arbeitsmarktindividualisierung« orientiert sei und zu wenig die Komplexität des weiblichen Lebenszusammenhangs »zwischen« Arbeitsmarkt und sozialer Einbindung im Reproduktionsbereich berücksichtige. Diese doppelte soziale Lagerung führt dazu, daß Frauen eine spezifische Form der »Individualisierung in sozialen Beziehungen« erfahren, die nicht einfach als Anpassung an das männliche Vorbild zu begreifen ist, sondern einem anderen Muster folgt: »In diesem ... werden zwei widersprüchliche Prinzipien zusammengebracht: einerseits Autonomie im Sinne von Eigenständigkeit und Eigenverant-

48 Vgl. hierzu insbesondere die kritischen Arbeiten, die sich mit dem Kern des Weiblichkeitsbildes, dem Mutterbild, auseinandersetzen (z.B. Badinter 1981; Schütze 1986 u.v.a.).

49 Zum Begriff des Patriarchats und seiner unveränderten Aktualität in der Wissenschaft vgl. Gerhard 1990.

50 Zur Kritik vgl. Dausien 1992 und Diezinger 1991, bes. 24ff.

wortlichkeit, andererseits ein Leben in persönlicher Abhängigkeit und persönlicher Verantwortung für andere.« (Diezinger 1991, 26)⁵¹

Sowohl in der Nachzüglerinnen-These von Beck-Gernsheim als auch bei Diezinger wird ein Aspekt diskutiert, der biographietheoretisch interessant ist. Die beiden, meist polarisiert gegenübergestellten Konzepte 'Leben für andere' und 'eigenes Leben'⁵² lassen sich nämlich nicht nur querschnittartig im Hinblick auf aktuelle Handlungsspielräume, Arbeitsbereiche und Beziehungsstrukturen betrachten, sie implizieren auch zwei unterschiedliche biographische Modelle.

In der Biographieforschung wird, mehr oder weniger unhinterfragt, vom Konzept des 'eigenen Lebens' ausgegangen. Im Zentrum einer (auto-)biographischen Rekonstruktion steht das (autonome) biographische Ich. Wir gehen zwar davon aus, daß sich die *Form* der individuellen Selbstrepräsentanz mit den historisch-gesellschaftlichen Bedingungen wandelt⁵³, aber die *Existenz* einer solchen individuell-biographischen Perspektive der Selbstthematisierung wird in der Biographieforschung und bei der Anwendung biographischer Methoden vorausgesetzt. So können wir, einfach gesagt, biographische Interviews nur mit Personen machen, die über eine biographische Form der Rekapitulation eigener Erfahrungen verfügen. - Diese Voraussetzung wird jedoch fragwürdig angesichts historischer wie geschlechtskritischer Analysen.

Dagegen steht der genannte empirische und theoretische Befund, daß Frauenleben, zumindest bis vor kurzem, im wesentlichen ein 'Leben für andere' gewesen ist, also nicht durch autonome, individuell-biographische Entwicklung, sondern durch Subsumtion und »Subjektion« (Haug und Hauser 1986, 6) unter patriarchale Herr-

51 Unter den gegebenen gesellschaftlichen Strukturbedingungen bedeutet dies vor allem eine »halbierte Individualisierung«, eine Anforderungsstruktur, die einerseits das Modell der Arbeitsmarktindividualisierung auch von Frauen verlangt, andererseits aber auch »bremst«. Das »Nachholen« der Individualisierung über den Markt wird durch gesellschaftliche Strukturbedingungen, materielle und ideelle Ressourcen nur soweit unterstützt, »als die notwendige Erfüllung privater Alltagsarbeit in Beziehungen und die Beziehungsfähigkeit der Subjekte nicht gefährdet werden« (Diezinger 1991, 26). Diezinger spricht deshalb von »kontrollierter Individualisierung« (vgl. ebd.) und zeigt an empirischen Beispielen die Konflikte und Probleme, die auf individueller Ebene damit verbunden sind.

52 Vgl. den viel zitierten Aufsatz von Elisabeth Beck-Gernsheim (1983).

53 Vgl. dazu Hahn 1982, Hahn und Kapp (eds.) 1987, Alheit und Dausien 1990b, Orth-Peine 1990.

schaftsverhältnisse - und deshalb durch eine vom Mann und den familiären Bedingungen *abhängige* Perspektive - charakterisiert war und noch ist. Es wird deutlich, daß unser gesellschaftliches und auch unser wissenschaftliches Biographiemodell⁵⁴ androzentrisch konstruiert ist. Genauer: es setzt das - männliche - autonome Subjekt des modernen Bürgertums voraus.⁵⁵

Statt dieser »autonomen«, auf die individuelle Entwicklung und Entfaltung gerichteten Perspektive wird Frauen eher ein »beziehungsorientiertes Selbst« (vgl. Bilden 1989) diagnostiziert.⁵⁶ Nicht ihre eigenen Interessen und Entwicklungsmöglichkeiten, sondern die Sorge *für andere* - allem voran für die Familie und die Kinder - stehen im Zentrum ihres Lebens. Bezeichnenderweise wird für diese Art der Lebenskonstruktion⁵⁷ seltener der Biographiebegriff, sondern häufiger die Kategorie des *Daseins* - als »Dasein für andere« - verwendet (vgl. Beck-Gernsheim 1983).

Diese Begrifflichkeit ist m.E. nicht unproblematisch, durchaus ambivalent. Ursprünglich zur Kritik an der Blindheit gegenüber weiblichen Lebensformen und ihrer historischen Veränderung formuliert, birgt die Gegenüberstellung vom »eigenen Leben« und dem »Dasein für andere« zweifellos die Gefahr einer vereinfachenden dualistischen Interpretation.⁵⁸ Wenn Beck-Gernsheim beispielsweise davon spricht, daß Frauenleben »früher quasi porenlos im Dasein für die Familie aufgesogen« wurde (1983, 320), so ist dies nicht nur eine historisch unzulässige Vergrößerung. Hier wird ein Schwarz-

54 Daß es durchaus unterschiedliche Varianten von Biographiemodellen gibt, tangiert diese Feststellung solange nicht, wie sie alle die grundlegende Bedeutung der Geschlechterkategorie ignorieren.

55 »Frauen waren schon in der bürgerlich-aufgeklärten Vorstellung vom Individuum weder gedanklich noch real eingeschlossen; diese war und ist androzentrisch und beruht auf der Abgrenzung gegenüber Frauen als Besonderem, Inferiorem, Anderem: *Das bürgerliche Individuumskonzept impliziert das hierarchische bürgerliche Geschlechterverhältnis.*« (Bilden 1989, 29)

56 Auch Diezinger diskutiert die Probleme des Autonomiebegriffs. Sie verweist auf ein in der Lebenspraxis von Frauen enthaltenes Potential für eine »neue Form von Individualisierung«, die Autonomie und soziale Bindungen nicht als Gegensätze betrachtet (vgl. 1991, 30f): »Daher darf ein Konzept der Individualisierung von Frauen weder mit einem 'monadischen' Begriff der Autonomie operieren, noch mit einem eingeschränkten Begriff von Bindungen. So wie das Konzept von Autonomie wechselseitige Verbundenheit aufnehmen muß, muß das Konzept von Bindung Unabhängigkeit zulassen.« (ebd., 27)

57 Zu diesem Begriff vgl. Bude 1984.

58 Vgl. kritisch Dausien 1992.

weiß-Bild gezeichnet, das der Komplexität und Widersprüchlichkeit biographischer Konstruktionen in keiner Weise gerecht wird.

Andererseits eröffnet die These vom Dasein für andere eine über die Funktion des Kontrastbegriffs hinausgehende Perspektive, denn sie sensibilisiert für bislang übersehene Ausprägungen biographischer Selbstrepräsentanz, womöglich rückt sie sogar 'neue' Dimensionen von Biographie in den Vordergrund. Dazu müßte jenes 'Dasein für andere' jedoch selbst genauer betrachtet und vor allem hinsichtlich seiner Relevanz für subjektive biographische Konstruktionen empirisch untersucht werden.

Eine dieser Dimensionen, die in theoretischen Überlegungen zu Biographie als Voraussetzung zwar mitgedacht, aber selten expliziert und in ihrer Bedeutung für konkrete biographische Analysen untersucht wird, ist die Sozialität. Das 'Leben für andere', das uns in weiblichen Biographien nahezu unausweichlich begegnet, verweist nicht allein auf die Verhinderung einer biographischen 'Karriere'. Es macht auch darauf aufmerksam, daß individuelle Biographien in ein Netz sozialer Beziehungen eingebunden sind. Das Ich konstituiert sich in Bezug auf andere, wie phänomenologische Konzepte in der Tradition von Schütz und Luckmann⁵⁹ und vor allem an Mead anknüpfende handlungs- bzw. interaktionstheoretische Ansätze herausgearbeitet haben. Die Analyse von Frauenbiographien und des darin möglicherweise aufscheinenden (Kontrast-)Modells einer sozial bezogenen Biographie könnte hier neue empirische Anhaltspunkte liefern.

6 Gebundene Lebens-Zeit

Ein weiterer Akzent der Aufmerksamkeit könnte dabei auf die *Zeitdimension* gesetzt werden, die in der Biographieforschung üblicherweise den Status einer »Hintergrundvariablen« hat (Voges 1987, 126). Bei genauerer Betrachtung zeigt sich nämlich, daß die Gegenüberstellung des 'eigenen' und des 'enteigneten' Lebens auch als Kontrast zweier Zeitperspektiven interpretiert werden kann. Im Begriff des 'Daseins' ist zumindest implizit das Fehlen eben jener linea-

59 Vgl. stellvertretend Schütz und Luckmann 1979.

ren, voranschreitenden Zeitdimension angedeutet, die für die biographische Perspektive charakteristisch ist.⁶⁰ Stattdessen scheint Frauenleben, zumindest bis vor kurzem bzw. in noch bestehenden eher traditionellen Kontexten⁶¹ - durch eine Dominanz zyklischer Zeitstrukturen und zyklischen Zeiterlebens, also der alltagszeitlichen Perspektive, gekennzeichnet zu sein.

Dabei sollte auch hier eine einfache dichotomische Interpretation nach dem Muster: Linearität vs. Zyklizität, vermieden werden. Interessanter ist die empirische Frage, welches Verhältnis zwischen den beiden Zeitebenen - (zyklische) Alltagszeit und (lineare) Lebenszeit (vgl. Alheit 1990a, Fischer 1982a) - in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Frauen und Männern besteht, ob sich hier u.U. spezifische »temporale Grundmuster« (Voges 1987, 136f) rekonstruieren lassen und mit welchen Faktoren sie in Zusammenhang stehen.

Die norwegische Soziologin und Feministin Kristin Tørnes setzt die Zeitdimension in Beziehung zur Analyse der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern.⁶² Dem 'Leben für andere', welches eben ein wesentlicher Aspekt der geschlechtsspezifischen Gesellschaftsstruktur ist, korrespondiert eine spezifische Zeitgestalt:

»Die Tatsache, daß typische Frauentätigkeit auf Bedürfnisse anderer ausgerichtet ist, bewirkt, daß das Zeitbudget der Frau daran gebunden ist, wie ihre Zeit von anderen in Anspruch genommen wird. ... Da in unserer Gesellschaft Zeit als knappe Ressource erlebt wird, spare ich an eigener Zeit, wenn andere Dinge für mich erledigen. ... Die Selbstfürsorge anderer zu fördern, ist im wesentlichen

60 Voges (1987) weist zurecht darauf hin, daß die Zeitdimension in der Biographieforschung bislang methodisch und theoretisch noch nicht ausreichend thematisiert worden ist und allzu häufig mit impliziten, oft an der physikalisch-chronologischen Zeit orientierten Zeitvorstellungen gearbeitet wird. Ausnahmen bilden die ausführlichen theoretischen Überlegungen zu Biographie und Zeit von Alheit (1982, 1990a) und Fischer (1982a,b).

61 Vgl. hierzu die Studie von Inhetveen über Biographie und Zeiterleben von Bäuerinnen (1982).

62 »Mein Ausgangspunkt ist, daß unterschiedliche Arbeitsanforderungen unterschiedliche Zeitorientierungen implizieren ... Meine Hypothese ist, daß Männer und Frauen in wesentlichen Lebensbereichen ein unterschiedliches Zeitverhältnis haben, und dies als Folge der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Sie prägt den Zeitbegriff, den Altersbegriff, das Verständnis der Handlungsmuster für die Nahzeit und die Art der Zukunftsperspektiven - den Zeithorizont ... Geschlechtsspezifisch unterschiedliche Zeiträume sind eine wesentliche Voraussetzung für jene Entscheidungen, die die Lebensläufe von Männern und Frauen unterschiedlich bestimmen.« (Tørnes 1988, 14)

eine der Hauptaufgaben der Frau in der Familie, wie sich in Zeitbudgetstudien zeigen läßt (...). Die Frau verzichtet auf einen Teil ihrer Zeit, damit andere zusätzliche Aktivitäten miteinander kombinieren können, was sonst kaum möglich wäre.« (Tornes 1988, 18)

Was hier zunächst auf der Ebene des alltäglichen (quantitativen) Zeitbudgets verdeutlicht wird, hat auch eine *qualitative* Dimension. Die Tatsache, daß die »eigene« Zeit an die Fürsorge und die Bedürfnisse anderer *gebunden* ist, führt zu einem Verhältnis zur Zeit, das von der dominanten Logik der öffentlichen Zeit, der (Lohn-)Arbeitszeit, abweicht. Zeit wird nicht als »Maßeinheit für Arbeitseinsatz« erlebt, der rational in aufeinanderfolgende Zeitintervalle eingeteilt wird, sondern *aufgabenorientiert*, d.h. konkrete Aufgaben werden, in der Regel mehrere gleichzeitig, bewältigt, wobei die verrinnende Zeit keine strukturierende Funktion hat. Nicht die Zeitintervalle organisieren die Aufgabenabfolge, sondern die Erledigung der Aufgaben füllt die Zeit aus (vgl. ebd., 17ff). Frauen leben also in *zwei Zeiten*, in der an Aufgaben und (fremden) Bedürfnissen orientierten »Familienzeit« und in der am Lohnarbeitskalkül orientierten öffentlichen Zeit, der sie nicht nur durch ihre eigene Erwerbstätigkeit, sondern durch die Lohnarbeitszeiten der Familienmitglieder und die gesamte öffentliche Zeitorganisation unterworfen sind.⁶³ Frauen, insbesondere Familienfrauen, sind alltäglich zur Synchronisation der beiden widersprüchlichen Zeitstrukturen gefordert.

Interessant für die vorliegende Fragestellung ist nun, daß sich das Phänomen der »gebundenen Zeit«⁶⁴ auch auf der Ebene der *Lebenszeit* und des biographischen Planungshorizonts festmachen läßt. Auch hier geht es nämlich darum, daß die Zukunftsorientierung von Frauen, durch ihre Position und Aufgabenstellung in der Familie, von der Verantwortung »für die Zukunft *anderer*« geprägt ist (Tornes 1988, 24). Dies eröffnet einerseits einen weiten, offenen Zeithorizont mit langfristigen Planungen und Interessen (Erziehung und Ausbildung der Kinder, ggf. Berufskarriere des Partners). Dadurch wird gleichzeitig jedoch der Planungshorizont für das eigene Leben empfindlich eingeschränkt. »Perspektiven für die eigene Zu-

63 Vgl. hierzu die Analyse der Familienzeiten in Schichtarbeiterfamilien und der besonderen Synchronisationsleistungen der Frauen (Alheit, Dausien und Flörcken-Erdbrink 1986).

64 Vgl. dazu auch die anderen norwegischen Beiträge in dem von Hernes (1988) herausgegebenen Sammelband sowie Rabe-Kleberg 1984.

kunft müssen den Interessen anderer untergeordnet werden, und dies erschwert die Planung der eigenen Zukunft jedenfalls für lange Zeit.« (ebd., 24).

Was beinhaltet die »eigene Zukunft« und *wie lange* muß sie 'hinausgeschoben' werden? Wie oben diskutiert, ist eines in der Debatte um weibliche Individualisierung zweifelsfrei festgestellt und durch wiederholte empirische Ergebnisse abgesichert worden: Für die überwiegende Mehrzahl der jungen Frauen sind eine Ausbildung und qualifizierte Erwerbsarbeit selbstverständlicher Bestandteil des 'eigenen Lebens' und der eigenen Zukunftsplanung. Dies gilt in zunehmendem Maß auch für Mütter von betreuungsbedürftigen Kindern bzw. für den Lebensabschnitt aktiver Mutterschaft. Die 'Kernzeiten' der ausschließlichen Familien- und Mutterrolle für Frauen schrumpfen, sowohl auf der Ebene gesellschaftlicher Normen und Erwartungen als auch in der subjektiven Perspektive von Frauen. Die Kombination von Familie und Beruf ist zur Normalerwartung geworden. Allerdings fehlt es an gesellschaftlichen Möglichkeiten der Realisierung. Pläne und Zukunftsperspektiven scheitern regelmäßig am »Vereinbarkeitsproblem« (Born 1987) bzw. müssen den verfügbaren Vereinbarkeitsmöglichkeiten unter- und nachgeordnet werden. Frauen planen eine eigene Zukunft, aber es ist von vornherein eine »Zukunft mit beschränkten Möglichkeiten« (Diezinger u.a. 1983).

Nimmt man die oben skizzierten Veränderungen in der Altersstruktur unserer Gesellschaft hinzu, so zeichnen sich - trotz der gestiegenen Planungsmöglichkeiten und -interessen von Frauen - neue Behinderungen einer »eigenen Zukunft« ab: Das zunehmende Problem der privaten Versorgung und Fürsorge der Alten bindet die biographischen Planungsmöglichkeiten von Frauen erneut. Die Hoffnung auf die Lösung des Dilemmas durch ein Phasenmodell, also eine lebenszeitliche 'Abschichtung' der einzelnen Lebensbereiche und Interessen, stößt einmal mehr an Grenzen.

7 Arbeitsleben

Die vorliegende Bestandsaufnahme sozialwissenschaftlicher Konzepte und Forschungsansätze zum Thema weibliche Biographien

soll mit einem erneuten Hinweis auf den *Arbeitsbegriff* beendet werden. Die Phänomene des halbierten oder doppelten Lebens, die diagnostizierte Brüchigkeit und die zeitliche Zerrissenheit in den Biographien von Frauen haben im Kern mit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und ihrem spezifischen Zusammenhang mit der Reproduktion der Gesellschaft zu tun. Die in der bisherigen Diskussion vorgestellten Ansätze haben dies an verschiedenen Stellen bereits deutlich gemacht.⁶⁵ Zieht man daraus eine erste Bilanz, so läßt sich ein Ergebnis festhalten: Arbeit weist in weiblichen Biographien eben jenen zentralen *Doppelcharakter* von Erwerbsarbeit und privater Reproduktionsarbeit auf, der eine Revision des herkömmlichen, auf Lohnarbeit zentrierten Arbeitsbegriffs erforderlich macht. Dies wird beim Thema 'Arbeitsleben', also bei der Frage nach dem Zusammenhang von Arbeit und Biographie, zu berücksichtigen sein.

Die - kontroverse - Diskussion um einen erweiterten Arbeitsbegriff⁶⁶ gehört systematisch nicht in diesen Zusammenhang, aber sie besitzt durchaus Relevanz für die Analyse von Frauenbiographien. Um dies zu verdeutlichen, soll zunächst ein Umweg über das theoretisch keineswegs selbstverständliche Verhältnis von Arbeit und Biographie gemacht werden, zunächst ohne explizite Berücksichtigung der Geschlechterdimension.

65 Die gewählte Darstellungslogik hätte - von der Sache her - durchaus auch die umgekehrte Richtung verfolgen und den Arbeitsbegriff an den Anfang stellen können. Arbeit und Arbeitsteilung sind in der Tat grundlegende Kategorien der Analyse des Geschlechterverhältnisses. Die kritische feministische Wissenschaft und die (neue) Frauenbewegung haben nicht zufällig im Thema Frauenarbeit, insbesondere 'Hausarbeit', einen zentralen Ausgangspunkt gehabt. Neben den Themen Sexualität und Gewalt sowie Frauengeschichte ist die 'Hausarbeitsdebatte' bzw. die feministische Re-Interpretation der gesellschaftlichen Reproduktion in den 1970er und 1980er Jahren, und im Grunde bis heute, ein Hauptgegenstand der Frauenforschung. 'Arbeit' ist im übrigen die Kategorie, an der sich das nicht nur in der Frauenforschung diskutierte Verhältnis von *Klasse* und *Geschlecht* an zentraler Stelle festmachen läßt (vgl. Beer (ed.) 1987; Friese 1987, 1989, 1991).

In der vorliegenden Studie geht es jedoch nicht um eine 'kategoriale Bestimmung' von Frauenarbeit und -leben und erst recht nicht um die Rekonstruktion feministischer Theorien zum Arbeitsbegriff, sondern um den Zusammenhang von Arbeit und Biographie auf der Ebene konkreter Individualität. Deshalb wurden die Überlegungen zu Frauenleben als 'Arbeitsleben' bewußt ans Ende gestellt.

66 Vgl. hierzu Alheit (1994, 66-87) sowie die Diskussionen im Bremer Forschungsschwerpunkt »Arbeit und Bildung« (Drechsel et al. (eds.) 1988, Alheit, Körber und Rabe-Kleberg (eds.) 1990; darin insbesondere die Beiträge von Rabe-Kleberg 1988, Dausien 1990, Drechsel 1990, Friese 1990 und Krüger 1990).

Exkurs: Anmerkungen zum Zusammenhang von Arbeit und Subjektivität

Wie verschiedene, vor allem durch die Marxsche Theorie inspirierte Untersuchungen zur (Arbeiter-)Subjektivität zeigen konnten⁶⁷, hat Erwerbsarbeit als *lebendige Arbeit*, d.h. 'unterhalb' der Ebene des abstrakten, objektiven Lohnarbeitsverhältnisses, hohe Bedeutung für die biographische Binnensicht der Subjekte. Arbeit - so ein empirisches Ergebnis - ist ein »zentrale(s) Thema biographischer Erzählungen«, sie »dominiert (...) den alltäglichen Handlungsrahmen und offenbar auch das 'autobiographische Gedächtnis' (Halbwachs) von Lohnarbeitern« (Alheit und Dausien 1985, 258). Dies resultiert zunächst einmal daraus, daß (Erwerbs-)Arbeit in der Regel einen wichtigen, wenn nicht sogar den zentralen Fokus des alltäglich erfahrbaren sozialen Rahmens ausmacht. »Sie gestaltet und konstituiert auf vielfältige Weise den überschaubaren *gesellschaftlichen Erfahrungsraum* der biographischen Erzähler. Sie bestimmt den lebensweltlichen Horizont.« (ebd.)

Die weitergehende und zugleich subtilere Interpretation dieses Befundes führt zu der These, daß nicht die Arbeit 'an sich' - d.h. die konkrete Arbeit mit all ihren analysierbaren situationalen, sozialen, materiellen u.a. Aspekten - das Bedeutsame für die Subjektperspektive herstellt, indem sie bestimmte Reaktionen oder Interpretationen beim Subjekt auslöst. Entscheidend, und das heißt: Bedeutung konstituierend, ist vielmehr die *individuelle Auseinandersetzung* des konkret-einmaligen Subjekts mit den Bedingungen seiner Erwerbsarbeit. Diese Aktivität, die wir auch »individuelle Arbeit« genannt haben (vgl. Alheit und Dausien 1985, 258ff), kann nach zwei Seiten hin betrachtet werden, da sie sich gewissermaßen an einer Nahtstelle befindet zwischen Objektivem und Subjektivem, zwischen Gesellschaftsstruktur und Subjektstruktur, zwischen ökonomisch-gesellschaftlichen Prozessen und individuellem Handeln.

Die »individuelle Arbeit« ist einerseits notwendiges Moment des ökonomischen Verwertungsprozesses, »gesellschaftlich produktiv«, da »die menschliche Arbeitskraft nur als 'lebendige Arbeit' im Verwertungsprozeß funktional ist; der Lohnarbeiter stellt nicht nur seine 'Muskelfraft', sondern auch seine motivationalen, emotionalen und intellektuellen Ressourcen zur Verfügung und agiert ... als *Subjekt*« (ebd., 259). Die Grenzen des Taylorismus und die Produktivität eben jenes Faktors Subjektivität sind inzwischen erkannt und haben in »neuen Produktionskonzepten« (Kern und Schumann 1984) ebenso ihren Niederschlag gefunden wie in variantenreichen Versuchen seitens der Unternehmen, ihre Beschäftigten durch spezifische Bildungsangebote, Personalentwicklungspläne oder die Schaffung einer 'Unternehmenskultur' als *Subjekte* in den Produktions-

67 Ich beziehe mich hier weniger auf orthodox-marxistische Analysen zum 'Arbeiterbewußtsein' der später 1970er und frühen 1980er Jahre, die, ableitungslogisch konzipiert, in der Regel empirisch wenig überzeugen (kritisch vgl. Alheit 1990a, 139-166), sondern auf eher 'unorthodoxe' Versuche, an Marx anknüpfend, die Bedeutung von Arbeit für die Konstitution von Subjektivität herauszuarbeiten (vgl. insbesondere den Entwurf von Negt und Kluge (1981, bes. 87ff); Alheit 1990a, Kap. III; sowie eigene empirische Arbeiten (Alheit und Dausien 1985, 1990a).

prozeß einzubinden⁶⁸. Was hier von Unternehmen insbesondere für höher qualifizierte Beschäftigte und Führungskräfte wieder neu entdeckt worden ist, hat für Frauenerwerbsarbeit in gewisser Weise schon immer gegolten. Das 'weibliche Arbeitsvermögen', d.h. spezifische Fähigkeiten und Dispositionen, die Frauen qua sozialer Geschlechtszugehörigkeit gewissermaßen an den Arbeitsplatz mitgebracht haben, ohne formale Qualifikation und deshalb auch ohne Bezahlung(!), haben die Unternehmen schon immer offensiv mit eingeplant und vernutzt.

Andererseits ist die individuelle »Auseinandersetzung mit den Bedingungen und Erfahrungen der Lohnarbeit eine für das Individuum selbst unmittelbar notwendige Aktivität. Das Individuum muß in und außerhalb der Lohnarbeit als *Subjekt* 'überleben', es muß seine 'Persönlichkeit' auch gegen die einschränkenden und vereinnahmenden Bedingungen der Lohnarbeit behaupten. Zugleich aber findet es bestimmte Voraussetzungen für die Entfaltung seiner Persönlichkeit überhaupt erst in der Lohnarbeit als gesellschaftlicher Arbeit« (Alheit und Dausien 1985, 259f). Dies wird wiederum an den Biographien von Frauen, vor allem am Konflikt zwischen Erwerbsarbeit und 'Nur-Hausfrauen-Dasein', besonders deutlich.

Die 'individuelle Arbeit' ist somit nicht nur der systemfunktionale Schmierstoff, der die Produktionsmaschine und den Verwertungsprozeß am Laufen hält. Sie ist zugleich »eine zentrale Aktivität der *Produktion und Reproduktion von Subjektivität*, 'Alltagsarbeit' und 'Lebensarbeit' in einem.« (ebd., 260) Oder, anders ausgedrückt: »Jede Arbeitserfahrung bindet einen spezifischen '*Subjektüberschuß*'.« (ebd., 263) Und dieses 'Surplus' an Subjektivität dokumentiert sich nicht zuletzt in lebensgeschichtlichen Erzählungen, in Form von subjektiven Erfahrungen, Interpretationen und Fokussierungen, die Ereignisse aus der Erwerbsarbeit überhaupt erst zu erinnerns- und erzählenswerten Bestandteilen der autobiographischen Sicht machen. Wir haben es mit einem dialektischen Prozeß zu tun: die Erwerbsarbeit wird erst durch die lebendige Aktivität des Subjekts als Erfahrungsbestandteil konkret angeeignet, andererseits konstituiert sich in diesem Prozeß Subjektivität: Die 'Arbeit an der Lohnarbeit' ist immer zugleich 'Arbeit an sich selbst', und das heißt: *Identitätsarbeit*.

Diese - vorwiegend an den Biographien männlicher Lohnarbeiter entwickelten - Interpretationen zur subjektiven Bedeutung von Arbeit⁶⁹ sind zunächst auf den Bereich der Lohnarbeit konzentriert. Mit der These der »Arbeit an der Arbeit« geht es gerade *auch* um eine qualitative Erweiterung der wissenschaftlichen Analyse von Erwerbsarbeit, indem die 'Subjektarbeit' an den Bedingungen der

68 Vgl. hierzu das Forschungsprojekt »Betrieblich-unternehmerische Weiterbildung und Belegschaftsinteressen« im Forschungsschwerpunkt »Arbeit und Bildung« (Görs und Goltz 1993 sowie Görs 1990).

69 Vgl. noch einmal die Ergebnisse unserer qualitativen Studie (Alheit und Dausien 1985, 1990a).

Lohnarbeit und an sich selbst (Identitätsarbeit) in den Blick genommen wird. Die Erfahrung der Lohnarbeit ist, der These zufolge, eine zentrale 'Säule' der Arbeit an der eigenen Biographie. - Mit dieser erweiterten Perspektive wird allerdings die übliche Abgrenzung von 'Arbeit' (als Lohnarbeit) und Biographie als dem 'Rest des Lebens' ('Privatleben', 'Freizeit') unhaltbar.

Wenn diese Erkenntnis in der Analyse männlicher Biographien gewonnen werden kann, so ist sie doch ungleich überzeugender an der Lebenswirklichkeit von (erwerbstätigen) Frauen festzumachen. Regina Becker-Schmidt und ihren Mitarbeiterinnen ist mit dem Konzept der doppelten Vergesellschaftung wohl die theoretisch prägnanteste Fassung dieses Problems gelungen. Die Eingebundenheit in zwei strukturell unterschiedliche, teilweise inkompatible und sich widersprechende Arbeitssysteme, Erwerbsarbeit und Familie⁷⁰, strukturiert die subjektive Erfahrung von Frauen in spezifischer Weise. Mit Blick vor allem auf die alltägliche 'Lebensarbeit', auf die immer wieder neu herzustellende Leistung der Subjekte, strukturell Unvereinbares praktisch 'unter einen Hut zu bekommen', haben Becker-Schmidt et al. den Zusammenhang zwischen Widerspruch und Ambivalenz herausgearbeitet. Der doppelt widersprüchlichen Anforderungsstruktur auf seiten der gesellschaftlichen Bedingungen korrespondiert eine grundlegend ambivalente Konfliktstruktur auf subjektiver Seite (vgl. stellvertretend Becker-Schmidt et al. 1983). Sie prägt das Arbeitsleben und eben auch jene 'Lebensarbeit' von Frauen.

Interessant erscheint es nun, diesen Analyseansatz auf den skizzierten Zusammenhang von Arbeit und Biographie rückzubeziehen.⁷¹ Wie ist dieser Zusammenhang unter den Bedingungen einer doppelt vergesellschafteten Arbeit zu fassen? Was bedeutet die The-

70 Hier stoßen wir wieder auf das Problem der 'Erweiterung' des Arbeitsbegriffs: Läßt sich der familiäre Lebenszusammenhang in seiner Bedeutung für die Subjektkonstitution und die Konstruktion subjektiver Binnensicht ebenfalls mit dem *Arbeitsbegriff* fassen - indem der Lohnarbeit mit ihren spezifischen Merkmalen eine andere Kategorie von Arbeit, nämlich private Arbeit, an die Seite gestellt wird? Oder handelt es sich bei der Identität, die Frauen aus ihrer Eingebundenheit in die Familie gewinnen, um einen völlig unvergleichbaren Mechanismus, der eigene, womöglich oppositionelle Kategorien erforderlich macht? Sicher geht der komplexe Lebenszusammenhang Familie nicht mit allen Aspekten im Arbeitsbegriff auf, andererseits haben Becker-Schmidt u.a. jedoch überzeugend die Grundstrukturen des familiären Handlungsfeldes als Arbeitsbereich analysiert.

71 Becker-Schmidt et al. beziehen die biographische Dimension in ihre Untersuchung ein, allerdings im Rahmen des psychoanalytischen Paradigmas.

se von Widerspruch und Ambivalenz bezogen auf die biographische Verlaufsperspektive? Welche Rolle spielen die beiden konfligierenden Bereiche Erwerbsarbeit und Familie für subjektive biographische Entwürfe und Rekonstruktionen?

Wenn die These, daß *Arbeit* - als lebendige Arbeit des Subjekts - im Kern biographischer Selbstkonstruktionen steht, auf Frauen bezogen wird, welche Art von Arbeit ist dann gemeint? Konstituiert sich die autobiographische Perspektive (bzw. die biographisch konzipierte 'Identität') an beiden Lebensbereichen? Welche Gewichte haben Erwerbsarbeit (Ausbildung, Beruf, Karriere, Existenzsicherung u.a.) und Familie (Beziehungen, Kinder, Sexualität, Familienprojekte u.a.) für die Lebensentwürfe von Frauen, woran orientieren sie ihre »Lebensbilanzen«?⁷² Nach einer langen kritischen Debatte besteht inzwischen Konsens, daß Erwerbsarbeit von Frauen nicht einfach 'instrumentell' gehandhabt wird⁷³, sondern eine sehr komplexe Bedeutung für die eigene Identität hat. Wie aber kann diese Bedeutung im Hinblick auf das Biographiekonzept analysiert werden?

Es ist plausibel anzunehmen, daß Konflikte und Ambivalenzen auch die biographische Perspektive kennzeichnen, doch wäre es interessant zu fragen, ob es unterschiedliche 'Typen' biographischer Konfliktwahrnehmung und -bewältigung gibt bzw. wie diese ggf. beschrieben werden könnten. Wie auch immer diese Fragen in konkreten Empirien differenziert und beantwortet werden, aufgrund der vorliegenden Forschungen ist zu erwarten, daß die spezifische Struktur des Arbeitslebens - objektiv wie subjektiv - eine wesentliche Unterscheidungsdimension von weiblichen und männlichen Biographien darstellt.

72 Vgl. noch einmal Krüger 1993.

73 Vgl. hierzu ein Fallbeispiel (Dausien 1990).

Kapitel 3

Lebensverlauf und Subjektperspektive. Zusammenfassung und offene Fragen

Damit ist die Aufmerksamkeit auf Fragen für die eigene Untersuchung gelenkt, in deren Mittelpunkt die subjektive Perspektive von Frauen steht. Zuvor soll jedoch eine Zwischenbilanz der zusammengetragenen Befunde gezogen werden. Die Mehrzahl der vorliegenden Forschungen bezieht sich auf Strukturmerkmale von Lebensverläufen und ihre Veränderung im gesellschaftlichen Wandel. Damit sind sowohl Befunde über empirisch rekonstruierte Verlaufsmuster gemeint als auch solche, die sich auf normative Modelle, gesellschaftliche Anforderungsstrukturen und Interpretationsmuster beziehen. Demgegenüber sind Thesen und Befunde über biographische Erfahrungsstrukturen, Wissensbestände und lebensweltliche Orientierungen auf Seiten der Subjekte nicht in vergleichbarem Maße durch empirische Forschungen abgesichert. Mit Ausnahme weniger Ansätze wie z.B. dem Konzept der doppelten Vergesellschaftung und der Ambivalenzstruktur weiblicher Subjektivität¹, das im besten Sinne als empirisch fundierte Theorie² gelten kann, bewegen sich die meisten Überlegungen zur Subjektseite auf der Ebene allgemeiner Thesen und häufig impliziter Schlußfolgerungen. Die Grenze zwischen fundierten Urteilen und Spekulationen³ ist fließend. An der These des 'familienbezogenen Instrumentalismus' ist exemplarisch die Wirksamkeit von Vor-Urteilen auch im wissenschaftlichen Diskurs erkennbar geworden. - Welche inhaltlichen Er-

1 Vgl. noch einmal die Studie von Becker-Schmidt et al. über die Lebenswirklichkeit von Akkordarbeiterinnen (1982, 1983).

2 Vgl. Glaser und Strauss 1979, Strauss 1991.

3 Dabei soll der Wert des Spekulierens in wissenschaftlichen Zusammenhängen nicht grundsätzlich infrage gestellt werden. Im Gegenteil, gerade wenn alte Denkmuster verlassen und neue Zusammenhänge entdeckt werden sollen, kann Spekulation ein sehr fruchtbares Verfahren sein. Allerdings ist gerade dann ein methodisch kontrolliertes Vorgehen zu fordern, das den jeweiligen Status einer Aussage und ihre Basis transparent macht, wie dies weitgehend im Verfahren der gezielten Produktion von 'Lesarten' in der objektiven Hermeneutik der Fall ist (vgl. z.B. Rosenthal 1987).

gebnisse sind jedoch, über diese eher formale Einschätzung hinaus, festzuhalten? Was also wissen wir nach der vorangegangenen Diskussion über weibliche Biographien?

1 Weibliche Biographien und Individualisierung. Veränderungen und Tendenzen

Die diskutierten Forschungsansätze haben gezeigt, daß Biographie und Lebenslauf keine statischen Konzepte sind, sondern als *soziale Konstruktionen*⁴ an die sich wandelnden Bedingungen der modernen Gesellschaft, an deren System der Arbeitsteilung, an gesellschaftliche Zeitstrukturen und normative Regelungen, gebunden ist. Sie sind einerseits Produkt gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse, andererseits aber selbst strukturierendes Moment in diesen Prozessen. Wir haben dies am Beispiel des historischen Wandels weiblicher Lebensverläufe gesehen (Kap. 1, Teil 1):

Die Veränderung der Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen (und Männern) hat zu einer historisch völlig neuartigen Erwartbarkeit des »längeren Lebens« (Imhof) geführt. Die Etablierung einer 'normalen' Lebensspanne zeichnet sich jedoch nicht nur durch ihre zeitliche Ausdehnung und die gestiegene Erwartungssicherheit aus, sondern durch eine innere Strukturierung in geregelte Sequenzen und Passagen, die wesentlich durch die beiden gesellschaftlichen Großstrukturen, Erwerbssystem und Familiensystem, gesteuert sind. Dies konnte am Problem veränderter Mutterschafts- und Erwerbsarbeitszeiten konkretisiert werden: an der Verkürzung und zeitlichen Konzentration der Phase der aktiven Mutterschaft, an der gleichzeitigen Zunahme intergenerationeller Versorgungsbeziehungen, am veränderten Timing familien- und erwerbsarbeitsbezogener Entscheidungen, sowohl im langfristigen historischen Wandel als auch in der kürzeren Phase seit den 1950er und 1960er Jahren (Kap. 1, Teil 2.1). Die Veränderungen der Lebensverläufe werden begleitet durch die Herausbildung neuer gesellschaftlicher Normalvorstel-

4 Der Begriff der Konstruktion wird an dieser Stelle relativ allgemein verwendet und umfaßt die gesellschaftliche Konstruktion von Institutionen ebenso wie biographische Konstruktionsleistungen der einzelnen Gesellschaftsmitglieder (vgl. Fischer-Rosenthal 1992). Im empirischen Teil der Arbeit liegt der Schwerpunkt auf dem zweiten Aspekt.

lungen und normativer Anforderungen an die Individuen (Kap. 1, Teil 2.2). Sie werden zu einem Strukturmoment gesellschaftlicher Regelungsprozesse und wirken damit zurück auf kollektives und individuelles Handeln.

Eben diese Dialektik hat Kohli als Institutionalisierung des Lebenslaufs plausibel beschrieben. Dabei unterscheidet auch er zwei Seiten dieses Prozesses: Die Etablierung jenes neuen Vergesellschaftungsmodus war für die Erfordernisse der modernen Arbeitsgesellschaft nämlich nicht nur funktional als Instrument sozialer Kontrolle, sondern auch als Orientierungsrahmen für die handelnden Subjekte (vgl. 1985, 13ff, 19ff). Wie diskutiert, weist Kohlis These jedoch eine deutliche geschlechtsspezifische Schlagseite auf. Das ohnehin schwierige theoretische Problem, *wie* handelnde Subjekte sich auf jenen Orientierungsrahmen beziehen, muß mit Blick auf Frauenbiographien bereits auf der Ebene der Institution Lebenslauf als *offene Frage* formuliert werden: Wie sieht der 'normalbiographische' Orientierungsrahmen für lebensgeschichtliche Entwürfe von Frauen aus, und woran orientieren sich Frauen bei der (Re-)Konstruktion ihrer Biographie? Es erscheint durchaus fraglich, ob sie sich auf jenes von Kohli beschriebene dreiegliederte Lebenslaufmodell beziehen, oder ob für sie andere Normalitätsvorstellungen gelten. Diezinger (1991) kann in ihrer qualitativen Studie über Biographien junger Frauen zumindest zeigen, daß es neben der Orientierung an traditionellen oder modernen Leitbildern eine relevante Lebenspraxis »zwischen Beruf und Familie« gibt, für die keine gesellschaftlichen Vorbilder oder Deutungsmuster verfügbar sind (vgl. 1991, 154f).⁵

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Frauen- wie Männerleben sind durch eine Vielzahl formaler und informeller Anforderungen und Regeln in beiden Bereichen, Beruf und Familie, geprägt. Bei Männern führen diese Regelungen zu einer biographischen Oberflächenstruktur, die Kohli idealtypisch als Dreiteilung des Lebenslaufs beschrieben hat. Dagegen fehlt es an einem vergleichbar eindeutigen Modell 'weiblicher Normalbiographie'. Dies hat, wie wir gesehen haben, zum einen Gründe in der Lebens- und Arbeitswirklichkeit von Frauen selbst, zum anderen jedoch in der

5 Dies ist umso bemerkenswerter, als es sich bei den Befragten um junge Frauen aus unteren sozialen Schichten handelt, die über vergleichsweise knappe Ressourcen für alternative Lebensentwürfe und die Realisierung 'neuer' biographischer Modelle verfügen.

wissenschaftlichen Wahrnehmung und Interpretation dieser Realität.

Nachdem die Diskussion um die weibliche Normalbiographie lange Zeit durch das Primat der Familienorientierung bestimmt war, hat sich spätestens mit der aktuellen Individualisierungsdebatte ein Wandel vollzogen. Die doppelte Vergesellschaftung ist in den Blick geraten, und damit wird der Erwerbsarbeit von Frauen eine eigenständige Bedeutung zugemessen. Dies gilt im übrigen nicht nur für die wissenschaftliche Perspektive, sondern ebenso für gesellschaftliche Normen und Bewertungen sowie die subjektive Orientierung von Frauen.

Aus der doppelten Einbindung in Beruf und Familie ergibt sich eine spezifische Konfliktlage, die objektiv und subjektiv den Lebensverlauf von Frauen prägt. Obwohl die traditionelle familienbezogene Frauenrolle - verstanden als gesellschaftliche Anforderungsstruktur - 'in the long run' immer noch wirkmächtiger ist als die moderne Variante weiblicher Arbeitsmarkt-Individualisierung, Frauen also in der biographischen Gesamtperspektive eher einer »kontrollierten Individualisierung« unterliegen (Diezinger; vgl. Kap. 2, Teil 5), ergibt sich daraus kein gesellschaftlich akzeptiertes und vor allem kein praktikables Lebenslaufmodell. Anders als Männer sind Frauen über lange Phasen ihrer Biographie mit der Situation konfrontiert, daß es für sie keine einfache Dominanzstruktur zwischen Erwerbsystem und Familiensystem gibt. Beide stehen als doppelt widersprüchliche Anforderungsstrukturen nebeneinander und erzeugen notwendig konflikthafte, instabile biographische Konfigurationen.

Diese sind nicht nur auf der Ebene biographischer Oberflächenstrukturen als Vielfalt und Instabilität von Lebenslaufmustern beobachtbar, sondern spiegeln sich auch in widersprüchlichen gesellschaftlichen Erwartungsstrukturen. Was gilt als 'normales Frauenleben' in der Fremd- wie in der Selbstwahrnehmung, und welche Rolle spielen dabei Familie und Beruf? Gilt auch auf dieser Ebene die Feststellung einer doppelten Widersprüchlichkeit, oder existieren hier (noch) deutlichere Dominanzen zwischen dem Leitbild der Frau als Ehefrau und Mutter und der Orientierung auf Beruf und Erwerb?

Wie die mehrfach zitierten Arbeiten Beck-Gernsheims und anderer IndividualisierungstheoretikerInnen deutlich machen, zeichnet sich gerade auf der Ebene gesellschaftlicher Orientierungen ein mar-

kanter Wandel im Geschlechterverhältnis ab. Zwar gilt auch heute noch weitgehend, was Beck-Gernsheim und Ostner vor fünfzehn Jahren als kulturelles Leitbild, auch in der Wissenschaft, konstatierten: »daß Frauen (...) in ihrer Lebensgeschichte mit Ehe und Familie rechnen, daß für jede Frau Ehe ein gesellschaftlich vorgezeichnetes 'Leistungsziel' ist, mit dem sie sich in der einen oder anderen Form auseinandersetzen muß.« (1978, 267) Die konkreten Formen dieser Auseinandersetzung und vor allem deren Konsequenzen bezüglich der Eheentscheidung beginnen sich jedoch langsam zu ändern. Die Gruppe der unverheirateten, geschiedenen und 'getrennten' Frauen mit oder ohne Kinder wird nicht nur zahlenmäßig immer bedeutsamer, sondern tritt in einem Prozeß veränderter Fremd- und Selbstwahrnehmung deutlicher ins Bewußtsein (vgl. Martiny 1989). Hieraus läßt sich jedoch kein stabiler 'Wertewandel' ableiten. Die aktuellen Tendenzen verlaufen schicht- und generationsspezifisch sehr ungleichzeitig. Im Zweifelsfall überwiegt immer noch die normative Kraft des traditionellen Mutter- und Frauenbildes.

Deutlicher noch als gesellschaftliche Familien- und Beziehungsmodelle hat sich die gesellschaftliche Wahrnehmung und Bewertung weiblicher Erwerbsarbeit verändert. Die zunehmende Bedeutung von Bildung und qualifizierter Erwerbsarbeit für die Lebensplanung junger Frauen ist eines der Kernphänomene des beobachteten Individualisierungsprozesses. Frauen sind immer besser gebildet⁶ und fordern immer selbstbewußter eine entsprechende gesellschaftliche Positionierung, die nicht mehr von ihrem familiären Status abgeleitet ist. Wie die zitierten Arbeiten von Krüger et al. zeigen, ist allerdings fraglich, ob es sich bei dieser Tendenz in jeder Hinsicht um eine dramatische Neuentwicklung der jüngeren Frauengeneration handelt. Die Autorinnen können belegen, daß Berufsausbildung und eigenständige Erwerbstätigkeit bereits in der Frauengeneration, die heute das Rentenalter erreicht hat, einen hohen Stellenwert in der Lebensplanung einnehmen. Diese Frauen haben bereits so *gehandelt*, wie es für junge Frauen heute beschrieben wird. Allerdings *interpretieren* sie ihr Leben eher in traditionellen Kategorien. Sie vertreten ihre Entscheidungen für den Beruf weniger offensiv, sondern legitimieren sie defensiv mit konservativen Argumenten (notwendiger Zuverdienst), wie sie insgesamt ein traditionelles Deutungsmu-

6 Vgl. noch einmal Krüger (ed.) 1992; Rabe-Kleberg (ed.) 1990, 1993; Schiersmann 1987, 1993.

ster bezüglich ihrer Frauenrolle erkennen lassen.⁷ Junge Frauen heute formulieren dagegen deutlich ihren Anspruch auf ein eigenes Leben und können sich in ihrer Selbstdefinition auf ein, wenn auch widersprüchliches Lebensmodell mit Beruf und Familie beziehen. In gewisser Weise spiegelt die Individualisierungsdebatte in der Frauenforschung diese verzögerte ideologische Entwicklung wider. Ihre Reaktion auf ein Handlungsmuster erfolgt offensichtlich erst, als für dieses auch ein gesellschaftlich relevantes Interpretationsmuster verfügbar ist.

2 Ansatzpunkt der eigenen Untersuchung

Angesichts der Komplexität des Forschungsproblems erscheint es sinnvoll, den Ansatzpunkt für die eigene Untersuchung mit Bezug auf die benannten Forschungsebenen zu lokalisieren. In der bisherigen Diskussion wurden im wesentlichen drei Ebenen unterschieden⁸:

- (1) Eine Ebene untersucht die 'objektiven' Lebensbedingungen und beobachtbaren Verhaltenweisen⁹ von Frauen, d.h. die Doppel-

7 Vgl. Krüger 1991, 1993; Dausien 1994b.

8 Die hier vorgenommene Unterscheidung ähnelt Mehrebenenmodellen, wie sie z.B. in neuen Sozialisationsmodellen diskutiert werden (vgl. kritisch v. Prondczynsky 1982). Im Unterschied zu diesen zielt der hier gemachte Vorschlag jedoch nicht auf ein theoretisches Konzept, sondern lediglich auf eine pragmatische Strukturierung der Diskussion. Der Nutzen von Mehrebenenmodellen liegt m.E. in der Systematisierung von Fragestellungen, Forschungsschritten und Befunden. Zur Organisation von Theorie sind sie nur bedingt geeignet, gewissermaßen als Hilfskonstruktionen, da sie das theoretische Kernproblem, das Ineinandergreifen der verschiedenen 'Ebenen' nicht lösen können (vgl. hierzu Giddens 'Theorie der Strukturierung' (1988) sowie Altheits Rekurs (1994, 179ff) auf das Konzept der »Handlungsumwelten« von Jeffrey Alexander sowie dessen eigenen Vorschlag zur Lösung des 'Mikro-Makro-Problems' (1993)). Ohne eine Konzeption dieses Problems bleiben Mehrebenenmodelle 'hohl', beliebig 'auffüllbar'. Mit einer Lösung des Vermittlungsproblems sind sie im Grunde überflüssig geworden, zumindest verlieren sie ihre Bedeutung zur Organisation der Theorie.

9 Mit dem Begriff der *Verhaltensweisen* im Unterschied zum *Handeln* wird auf den äußerlich sichtbaren Aspekt von Handlungen abgehoben, also auf 'meßbare' Handlungsergebnisse wie z.B. die Geburt eines Kindes, die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit oder die Meldung als Arbeitssuchende bei der Behörde. Aus der bisherigen Argumentation ist hinreichend deutlich geworden, daß ich diese Daten - im Unterschied zu den meisten Makrostrukturanalysen - nicht per se als 'subjektive Daten' betrachte, sondern eher als Oberflächenindikatoren, deren Hintergrund erst erschlossen werden muß.

perspektive von Erwerbsverhalten und Familienverhalten mit all den daran geknüpften Konsequenzen. Hier sind vor allem Strukturanalysen zum Verhältnis von Erwerbs- und Familiensystem sowie, auf individueller Ebene, Untersuchungen zu weiblichen Lebensverläufen angesiedelt.

- (2) Daneben thematisiert eine zweite Ebene Normen, Ideologien, gesellschaftliche Leitbilder und Interpretationsmuster, die Teil der sozialen und kulturellen ('Meso')-Struktur sind, aber von den Subjekten (re)produziert werden und im Horizont ihrer Wahrnehmung und Selbstdefinition stehen. Auf dieser Ebene bewegen sich viele der Befunde und Argumentationen im Kontext der Individualisierungsdebatte. Die Feststellung, daß sich Ansprüche und Erwartungen an weibliche Biographien gewandelt haben, basiert empirisch hauptsächlich auf einer Verbindung von Befunden der ersten Ebene (z.B. verändertes Erwerbs- und Familiengründungsverhalten von Frauen) mit beobachteten ideologischen Wandlungsprozessen (z.B. neue Leitbilder für Frauen in qualifizierten Berufen, Karrieremodelle, neue Partnerschaftsmodelle). Wieweit diese veränderten Deutungsmuster in konkreten Biographien handlungsorientierend sind, läßt sich auf dieser Ebene jedoch nicht klären.
- (3) Dazu muß eine dritte Forschungsperspektive eingenommen werden, die die Erfahrungen und Interpretationen konkreter Frauen untersucht. Auf dieser Ebene sind alle Untersuchungen lokalisiert, die die Sichtweise der Subjekte direkt erfassen, die also mit geeigneten qualitativen Erhebungsmethoden Frauen über ihre Lebenswirklichkeit befragen. Biographisch angelegte Studien¹⁰ eröffnen hier einen naheliegenden und besonders geeigneten, wenn auch nicht den einzig denkbaren Zugang. Durch die Thematisierung der biographischen Tiefendimension werden jedoch Entwicklungen und Veränderungen subjektiver Sichtweisen im Zusammenhang eher zugänglich als mit Forschungskonzepten, die diese querschnittartig thematisieren.

Gegenwärtig wissen wir vermutlich am meisten über die ersten beiden Ebenen, weniger dagegen über die subjektive Verarbeitung dieser widersprüchlichen Realitäten und die aktiven Handlungsent-

10 Vgl. neben den Arbeiten von Becker-Schmidt et al. und Krüger et al. z.B. die Studien von Diezinger (1991), Volst und Wagner (1992), Wohlrab-Sahr (1993).

würfe und -strategien von Frauen. Darüber hinaus ist noch weitgehend offen, wie die analytisch lediglich grob unterschiedenen Ebenen zusammenwirken. Gerade in der Individualisierungsdiskussion besteht die Gefahr, von der Veränderung empirisch beobachtbarer Handlungsmuster und normativer Größen vorschnell auf subjektive Perspektiven oder gar neue Bewußtseinslagen zu schließen. Dazu fehlt es m. E. an empirischen Studien auf der dritten Ebene. Aus dieser Einschätzung legitimiert sich nicht zuletzt die vorliegende Arbeit.

Die vorangegangene Diskussion diente der Explikation der eigenen wissenschaftlichen Voraussetzungen der Studie. Die Auswahl der diskutierten Befunde und die kritischen Anmerkungen dazu markieren Bezugspunkte, die gewissermaßen einen Fundus gegenstandsbezogener sensibilisierender Konzepte (s.u.) für die Interpretation des empirischen Materials darstellen. Um die theoretische Ausgangsposition mit Bezug auf die beiden ersten Ebenen¹¹ zu benennen, formuliere ich zwei Prämissen:

- Die Lebensverläufe von Frauen (erste Ebene) sind durch die beiden widersprüchlich organisierten gesellschaftlichen Bereiche Erwerbssystem und Familiensystem strukturiert (Konzept der doppelten Vergesellschaftung).
- Es gibt keine institutionalisierten Normen oder Interpretationsmuster eines 'normalen Frauenlebens', die dieser objektiven Struktur angemessen sind. Die vorhandenen Ideologien und Deutungsmuster (zweite Ebene) sind mit dieser Realität unvereinbar (immer noch bestehende Dominanz familienbezogener Normen gegenüber berufsbezogenen). Allerdings sind sie selbst zunehmend widersprüchlich geworden, wie die Thesen zur Individualisierung und der konstatierte Wechsel vom Lebensmodell des 'Daseins für andere' zum 'eigenen Leben' anzeigen.

Ausgehend von diesen beiden Thesen, die in der vorliegenden Arbeit nicht systematisch weiterverfolgt werden, ergeben sich auf der dritten Ebene eine Reihe offener Fragen, die als Leitfragen der folgenden empirischen Studie gelten können.

11 Diese beiden Ebenen werden gewissermaßen als »Parameter« behandelt, während die zu untersuchenden »Variablen« auf der dritten Ebene liegen (zu diesem begrifflichen Lösungsvorschlag des Mirko-Makro-Problems vgl. Alexander 1993, bes. 197f).

3 Offene Fragen für die empirische Studie

Das allgemeine Ziel der Studie könnte als »dichte Beschreibung« (Geertz 1987) der autobiographischen Perspektive von Frauen bezeichnet werden. Wie sehen Frauen ihren aktuellen Lebenszusammenhang und ihre Lebensgeschichte selbst? Diese vermeintlich einfache Frage beinhaltet zwei Schwierigkeiten. Zum einen verbietet sie, als ausdrücklich *offene* Frage eine inhaltliche Präformierung dessen, was als biographische Konstruktion von Frauen charakterisiert werden soll. Andererseits aber setzt sie - gewissermaßen auf der Metaebene - eine gewisse Vorverständigung darüber voraus, was mit 'biographischer Konstruktion' gemeint ist. Dieses Problem kann nicht durch eine theoretische Diskussion von Biographie-Konzepten gelöst werden. Die folgenden Analysen biographischer Erzählungen sollen vielmehr, im Rahmen einer abduktiven Forschungslogik (s.u.), dazu beitragen, eine genauere - empirisch fundierte - Konzeption des Gegenstands zu formulieren. Deshalb wird im folgenden (Kap. 4) ausführlich der theoretische und methodologische Rahmen beschrieben, mit dem die offene Fragestellung bearbeitet wird. An dieser Stelle mag ein kurzer theoretischer Hinweis auf diesen Hintergrund genügen.

Die folgende Studie basiert auf einer Konzeption, die im Kontext eines langjährigen empirischen Forschungszusammenhangs¹² entwickelt worden ist. Die *biographische Subjektperspektive* wird im Rahmen dieser Konzeption, kurz gesagt, als ein 'geschichtetes' lebensweltliches Wissen über die eigene Biographie betrachtet, in dem »Erinnerungsschemata« und »Deutungsschemata«¹³ ineinandergreifen. Dieses Wissen ist nicht statisch abgespeichert und beliebig abrufbar, sondern wird von den Subjekten im Laufe ihrer Biographie konstruiert, verändert und rekonstruiert.¹⁴ Es konstituiert sich also *prozeßhaft*, in Abhängigkeit von der biographischen Entwicklung selbst,

12 Es handelt sich um empirische Projekte unter Leitung von Peter Alheit (genauere Angaben in Kap. 5), deren theoretische Ergebnisse vor allem in Alheits Arbeiten formuliert worden sind.

13 Vgl. hierzu das Konzept von Alheit (1989), auf das ich in Kap. 4, Teil 2.3 und 2.4, näher eingehe.

14 Alheit verwendet für die Fähigkeit des Subjekts zu dieser Konstruktions- und Integrationsleistung den Begriff der »Biographizität« (vgl. 1990b; 1992a; 1993, 388ff). Auf dieses Konzept wird in Kap. 9 ausführlicher eingegangen.

vom jeweiligen engeren und weiteren lebensgeschichtlichen 'Standort' des Subjekts, von aktuellen Situationen, Interaktionen, den 'Methoden' und 'Medien' seiner (Re-)Konstruktion. Um den Aspekt der sozialen und kommunikativen Erzeugung dieses Wissens durch das handelnde Subjekt zu betonen, wird im folgenden der Begriff der *biographischen Konstruktion* verwendet. Diese Konzeption meint ausdrücklich nicht nur den kognitiven Prozeß des 'Konstruierens', sondern betrachtet Konstruktion als einen Aspekt der *Praxis* der Individuen.¹⁵ Durch den methodischen Ansatz des narrativen biographischen Interviews (vgl. Kap. 4, Teil 2) werden verschiedene Schichten von Erfahrungen, Argumentationen und Interpretationsmustern im Prozeß ihrer (Re-)Konstruktion durch das Subjekt zugänglich.

So knapp dieser Ansatz auch angedeutet ist, mit Bezug auf den diskutierten Forschungsstand ermöglicht er durchaus eine Differenzierung der offenen Fragestellung. Ein erster Komplex von Fragen läßt sich nämlich auf die Struktur jenes biographischen Re-Konstruktionsprozesses beziehen und behandelt u.a. folgende Probleme:

- Auf welche konkreten Erlebnisse und Erfahrungen beziehen sich Frauen in ihren Lebensgeschichten, und welche Informationen über alltägliche Handlungsstrategien, Konfliktsituationen und Handlungsgrenzen lassen sich daraus gewinnen?
- In welcher Weise beziehen sich Frauen in der Rekapitulation ihrer Biographie auf gesellschaftliche Deutungsmuster?
- Wo thematisieren sie ggf. Widersprüche zwischen ihren eigenen Erfahrungen und Perspektiven einerseits und gesellschaftlichen Anforderungen, Normen, Bewertungen andererseits, zwischen Handlungsentwürfen und Realisierungsbedingungen?
- Kurz: Welche Darstellungsformen verwenden die Frauen für die Re-Konstruktion ihrer Biographie?

Obwohl diese Aspekte eher die formale Struktur biographischer Konstruktionen betreffen, lassen sie sich nicht vollständig von der inhaltlichen Dimension lebensgeschichtlicher Erfahrung trennen. Vor dem Hintergrund der diskutierten Forschungsergebnisse interessiert vor allem die Frage, wie sich die widersprüchliche Eingebundenheit von Frauen in Beruf und Familie auf die Dimension des biographischen Entwurfs bzw. der biographischen Rekapitulation aus-

15 Der Praxisbegriff ist hier im Sinne Giddens' (1988) gemeint, er schließt also die Ebene des praktischen Bewußtseins (vgl. ebd., 91ff) ein.

wirkt, ob es womöglich eine Art 'doppelte Lebenskonstruktion' gibt. Dabei können folgende Aspekte näher untersucht werden:

- Wie werden *Familie* und *Beruf* in den biographischen Erzählungen thematisiert?
- Wie stellt sich das objektiv beschreibbare *Vereinbarkeitsproblem* in der alltagszeitlichen Erfahrung und in der lebenszeitlichen Perspektive der Frauen dar?
- Welche Rolle spielen die beiden Bereiche für die Konstruktion der *biographischen Identität*?
- Welche Erklärungskraft hat in diesem Kontext ggf. ein 'erweiterter', d.h. auch auf Reproduktionsarbeit bezogener *Arbeitsbegriff*?
- Wie werden *soziale Beziehungen* in Beruf und Familie thematisiert?
- Welche Rolle spielt die *Zeitdimension* im Hinblick auf das Verhältnis von Lebenszeit und Alltagszeit? Lassen sich das diskutierte Konzept der 'gebundenen Zeit' oder die These der 'biographischen Zeitsouveränität' auf der Ebene der Lebensgeschichten wiederfinden?
- In welcher Weise artikuliert sich der biographische Anspruch auf ein 'eigenes Leben', und wie erscheint ein 'Leben für andere'? Sind die beiden Begriffe geeignet, die Subjektperspektive von Frauen zu erfassen?

Diese Fragen sind jedoch lediglich als Aufmerksamkeitsrichtungen oder sensibilisierende Konzepte zu verstehen, nicht als kategorienbildende Dimensionen ex ante. Die allgemeine Frage lautet deshalb: *Welche Begriffe, Kategorien oder Dimensionen lassen sich anhand des empirischen Materials herausarbeiten, die geeignet sind, die subjektive biographische Sichtweise von Frauen zu erfassen?*

Schließlich geht es auf allgemeinerer Ebene um das Problem der *Geschlechterdifferenz*. Rechtfertigen die zu erwartenden Befunde die These, daß Geschlecht nicht nur eine Strukturkategorie des sozialen Raumes ist, sondern auch eine grundlegende Dimension der 'inneren Vergesellschaftung'? Anders gesagt, ist es legitim oder sogar notwendig, von einer systematischen Differenz weiblicher und männlicher Biographien auszugehen? Um dieses Problem behandeln zu können, muß in die Analyse der weiblichen Lebensgeschichten auch eine Vergleichsmöglichkeit mit biographischen Konstruktionen von Männern einbezogen sein. Maßstab für die Analysen und die Feststellung von Differenzen bzw. Gemeinsamkeiten bleiben je-

doch die an den Frauenbiographien interpretativ herausgearbeiteten Kategorien. Damit wird der übliche Forschungsweg, die Lebenswirklichkeit von Frauen zunächst in der 'Abweichung' von androzentrischen wissenschaftlichen Modellen zu rekonstruieren, gleichsam umgekehrt. Primär geht es um die Rekonstruktion biographischer Sinnstrukturen von Frauen, mit denen in einem zweiten Schritt Männerbiographien verglichen werden.

TEIL II

BIOGRAPHISCHE KONSTRUKTIONEN

IN WIDERSPRÜCHEN.

EMPIRISCHE STUDIE

Kapitel 4

Theoretisch-methodische Anlage der Studie

Die folgende empirische Untersuchung hat eine Vorgeschichte. Sie beginnt nicht mit den üblichen Schritten des Forschungsprozesses, der Formulierung einer Fragestellung, der Felderschließung und der Datenerhebung¹, sondern baut auf ein bereits abgeschlossenes Forschungsprojekt² auf. Die hier vorgelegten Einzelfallanalysen basieren auf dem empirischen Material dieses Projekts. Darüber hinaus sind die damaligen Forschungsergebnisse³ in jenes theoretische Vorwissen eingegangen, das in den vorangegangenen Kapiteln expliziert wurde (vgl. besonders Kap. 2, Teil 7).

Bereits diese kurze Bemerkung verweist auf eine Forschungslogik, in der Theorie und Empirie eng miteinander verzahnt sind. Mit der *Grounded Theory* haben Glaser und Strauss ein Konzept entwickelt, das diese Logik forschungspraktisch umsetzbar macht. Sie beschreiben den Forschungsprozeß als spiralförmige Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie. Der Forschungsprozeß stellt sich demnach nicht als Abfolge formal festgelegter Auswertungsschritte dar, sondern als Folge sich teilweise überschneidender Phasen, die sich aus der inneren Logik des Forschungsprozesses ergibt. Die vorliegende Arbeit verwendet dieses Konzept als methodologisches Rahmenmodell, wenngleich sie kein typischer Anwendungsfall ist.⁴

-
- 1 Vgl. den idealtypisch schematisierten Ablauf eines qualitativen Forschungsprozesses bei Flick 1991.
 - 2 Dieses Forschungsvorhaben, an dem ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin beteiligt war, wurde in den 1980er Jahren an der Universität Bremen unter dem Titel »Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung« unter Leitung von Peter Alheit durchgeführt (genauere Angaben zu diesem Projekt in Kap. 5).
 - 3 Vgl. besonders Alheit und Dausien 1985, 1990a; Alheit und Reif 1988; Alheit et al. 1986.
 - 4 Glaser und Strauss haben ihr Konzept idealtypisch für einen Forschungsprozeß beschrieben, an dessen Anfang ein offenes Problem und die Erschließung eines bislang unbekannten Forschungsfeldes stehen (z.B. eine bislang nicht untersuchte berufliche Belastungssituation, eine Krankheitsgruppe o.ä.). Wie bereits gesagt, beginnt die vorliegende Studie jedoch nicht am 'Nullpunkt' der Felderschließung, sondern setzt mit einer neuen Frage an einem fortgeschrittenen Punkt der Theorie-Empirie-Spirale ein. Auch Strauss (1991) weist ausdrücklich

Obwohl der Verweis auf das Konzept von Glaser und Strauss in qualitativen Studien durchaus üblich geworden ist und als methodologische Legitimation vielfach schon auszureichen scheint, kann dabei m.E. keineswegs ein Konsens über methodische Standards vorausgesetzt werden. Hinter dem lapidaren Hinweis, 'nach Glaser und Strauss zu arbeiten', stehen häufig qualitativ und konzeptionell unterschiedliche Vorgehensweisen, was z.T. auch mit der Weiterentwicklung des Ansatzes selbst zu tun hat. Ich möchte deshalb im folgenden genauer auf die Grundprinzipien dieser Methodologie eingehen.

1 Zum Verhältnis von Theorie und Empirie. 'Grounded Theory' als methodologisches Rahmenkonzept

Das Konzept der empirisch fundierten Theoriebildung wird von Glaser und Strauss erstmals 1967 umfassend vorgestellt⁵, gewissermaßen als Gegenprogramm zum herrschenden Modell soziologischer Forschung, in dem eine prekäre Arbeitsteilung zwischen »großer Theorie« und empirischer Sozialforschung besteht: Empirische Forschung erledigt hauptsächlich Handlangerdienste, »Proletarierarbeit«, für die Produzenten von Großtheorien, die »theoretischen Kapitalisten«, wie Glaser und Strauss (1967) polemisch formulieren. Die Empirie dient der Überprüfung von Hypothesen, die rein deduktiv aus großen Theorien ('grand theories') bzw. daraus abgeleiteten Theorien mittlerer Reichweite ('middle range theories') gewonnen und durch Operationalisierung 'kleingearbeitet' worden sind. Dabei kommt es zu einer großen Ferne, ja, einem Bruch zwischen Theorie und Empirie. Die Theorie wird abstrakt und 'leer', sie

auf die Möglichkeit eines solchen 'sekundären' Forschungsdesigns hin. Ein weiterer Unterschied zum typischen Grounded-Theory-Design besteht darin, daß dieses in Studien entwickelt worden ist, in denen es primär um die Erforschung von Handlungsstrategien und Handlungsbedingungen in konkreten Interaktionsfeldern (z.B. im Krankenhaus) ging, und erst sekundär um Biographien individueller Subjekte, die im Zentrum meiner Studie stehen (s.u., Kap. 4, Teil 2).

5 Vgl. Glaser und Strauss (1967); die erste deutschsprachige Darstellung des Ansatzes findet sich 1979 in dem von Hopf und Weingarten herausgegebenen Band über Qualitative Sozialforschung.

verliert den Bezug zu der Realität, die sie zu erklären beansprucht, da sie ohne systematischen empirischen Kontakt mit ihr entsteht.

Umgekehrt sind jedoch auch große Teile der empirischen Forschung der sozialen Wirklichkeit fremd. Sie untersuchen in der Regel künstlich isolierte Variablen, deren Relevanz, ja Existenz, aus den Theorien abgeleitet ist, die 'nichts' (oder nur Weniges, Zufälliges) von der Wirklichkeit wissen. Doch nicht nur der Realitätsbezug einzelner empirischer Variablen bzw. Hypothesen steht in Frage. Forschungen nach dem herrschenden hypothetiko-deduktiven Modell scheitern vor allem daran, komplexe *Zusammenhänge* in lebendigen sozialen Interaktionsgefügen zu erfassen.

In ihrem Gegenentwurf wenden sich Glaser und Strauss diesen entscheidenden Schwachstellen zu und stellen, statt der Überprüfung deduktiv gewonnener Hypothesen, die *Generierung* von neuen theoretischen Ideen in den Vordergrund. Dabei betonen sie besonders die Rolle der Empirie als Basis einer Theoriebildung, die in der Lage sein soll, soziales Handeln in konkreten Interaktionsfeldern zu erklären.⁶ Neue Hypothesen, Begriffe, Ideen für theoretische Konzepte lassen sich gerade nicht aus bereits bestehenden Theorien ableiten. Sie können nur in der Konfrontation mit dem empirischen Feld 'entdeckt' und in einem kontrollierten methodischen Verfahren zu einer (gegenstandsbezogenen) Theorie mittlerer Reichweite verdichtet werden.

Die vorliegende Studie übernimmt dieses Verfahren nicht in den einzelnen Arbeitsschritten, die deshalb hier auch nicht ausführlich dargestellt werden.⁷ Sie orientiert sich aber an dem grundlegenden Konzept, mit dem die zentrale Frage nach dem *Verhältnis von Theorie und Empirie* in qualitativer Forschung gelöst wird.

6 Der Wert solcher Theorien mittlerer Reichweite bemisst sich nicht nur im Vergleich mit anderen soziologischen Theorien, sondern vor allem in der *praktischen Anwendbarkeit*. Soziologische Theorie ist kein Selbstzweck. Es geht - ganz in der Tradition der Chicago School of Sociology - darum, menschliches Handeln zu verstehen und ggf. vorherzusagen, beispielsweise um Leitkonzepte für professionelles Handeln in pädagogischen, medizinischen, sozialen Handlungsfeldern zu entwickeln. Die empirischen Arbeiten von Glaser und Strauss spiegeln dieses Anliegen deutlich in ihrer Themenwahl (Interaktion mit Sterbenden, professionelles Handeln im Krankenhaus unter den Bedingungen moderner Apparatemizin oder Handlungsstrategien in Risikoschwangerschaften). - Die Forderung der Praxisrelevanz ist auch ein wichtiges Kriterium feministischer Forschung (vgl. Becker-Schmidt 1985), wobei Praxis im politisch-emanzipatorischen Sinne auf die Veränderung der Lebensbedingungen von Frauen in unserer Gesellschaft abzielt.

7 Vgl. Strauss 1991; Strauss und Corbin 1990; Glaser und Strauss 1979; Kelle 1992.

In der Rezeptionsgeschichte der Grounded Theory hat es diesbezüglich durchaus Unklarheiten und Mißverständnisse gegeben, die auch in der Entwicklungsgeschichte des Ansatzes selbst begründet sind. Die forschungspolitische Offensive gegenüber dem vorherrschenden deduktiv-nomologischen Modell hat nämlich in den ersten Veröffentlichungen (besonders Glaser und Strauss 1967) zu einer Überpointierung des 'umgekehrten' Prinzips geführt. In der starken Gewichtung der Empirie und der logischen Bewegungsrichtung von den Daten zur Theorie profilieren Glaser und Strauss ihren Ansatz als induktives Verfahren, was in Formulierungen wie »the discovery of theory from data« (1967,1), oder der Erwartung zum Ausdruck kommt, daß theoretische Ideen und Konzepte gleichsam von selbst aus dem Material »emergieren«.

Wie eine systematische Aufarbeitung der Grounded-Theory-Methodologie (Kelle 1992, 253-304) überzeugend belegen kann, handelt es sich dabei jedoch um ein »induktivistisches Selbstmißverständnis« der Autoren (ebd., 278).⁸ Kelle konfrontiert ihre frühen methodologischen Darstellungen mit den empirischen Forschungsarbeiten, auf deren Grundlage die Monographie von 1967 entstanden war. Dabei zeigt sich, daß die Autoren in ihren eigenen empirischen Forschungen keineswegs strikt induktiv vorgehen, sondern, im Gegenteil, die Probleme des Induktionsprinzips deutlich vor Augen haben. So warnen sie beispielsweise, daß das von ihnen entwickelte

8 Vgl. dazu auch die Bemerkung von Strauss (1991, 90, Anm. 5). Dieses 'Mißverständnis' ist von qualitativen ForscherInnen durchaus bereitwillig aufgegriffen worden, da es ein 'theorieloses' Forschen suggerierte, ja geradezu als methodische Notwendigkeit zu legitimieren schien. Empirische Forschung schien auf einmal möglich ohne umfangreiches 'theoretisches Kapital', nur mit Aufmerksamkeit und Empathie für die Feldsubjekte. Der Zugang wurde scheinbar demokratischer: jede(r) kann forschen, wenn sie/er nur genügend Interesse und Sensibilität für das untersuchte Feld entwickelt. Es verwundert deshalb nicht, daß der Ansatz gerade in Forschungsprojekten 'von unten' aufgegriffen wurde. In der Forschungspraxis hat die induktivistische Interpretation des Ansatzes jedoch häufig zu einer »impressionistischen« Generierung von Theorie (Kelle) geführt oder aber zu einem Ertrinken im empirischen Material, aus dem grundsätzlich unendlich viele Ideen 'emergieren' können, sich immer neue Begriffe und Zusammenhänge herausgreifen und analysieren lassen. Wie Kelle aufzeigt, läßt sich jedoch »ein unsystematisches, theorieloses und impressionistisches Vorgehen bei der Analyse qualitativer Daten nicht mit dem Verweis auf die Methodologie der *grounded theory* rechtfertigen« (1992, 254). Im Gegenteil, es war das ausdrückliche Anliegen von Glaser und Strauss, qualitativer Forschung aus der Defensive herauszuhelfen und durch die Explikation eines kontrollierbaren methodischen Verfahrens abzusichern (vgl. Kelle 1992, 254ff).

Prinzip des permanenten Vergleichs keineswegs bedeute, alles Vergleichbare miteinander zu vergleichen (vgl. Kelle 1992, 272).

Stattdessen müsse der Forscher seine »theoretische Sensibilität« einbringen, die »Fähigkeit ..., über empirisch gegebenes Material *in theoretischen Begriffen* zu reflektieren« (ebd.). »Theoretische Sensibilität bedeutet die Verfügbarkeit brauchbarer heuristischer Konzepte, die die Identifizierung theoretisch relevanter Kategorien im Datenmaterial und die Herstellung von Zusammenhängen zwischen diesen Kategorien, d.h. von Hypothesen, ermöglicht.« (ebd., 278; im Original hervorgehoben) Die Forscherin benötigt also durchaus ein Vorwissen, einen heuristischen Rahmen, eine theoretische Perspektive – kurz: eine Bezugsmöglichkeit jenseits der Binnenperspektive des Feldes, wenn sie eine Theorie über dieses Feld entwickeln will.⁹

Sind die frühen Veröffentlichungen also zumindest inkonsistent, was die Rolle theoretischer Vorannahmen im Forschungsprozeß betrifft, so wenden sich Glaser und Strauss in ihren späteren Arbeiten explizit diesem Thema zu. Es wird deutlich, daß dem Konzept der Grounded Theory eine *abduktive* Logik unterliegt.¹⁰ Theorie emergiert keineswegs von allein aus den Daten oder wird sonstwie induktiv aus ihnen hervorgebracht, sondern spielt von Anfang an eine wichtige Rolle im Forschungsprozeß. Theoretische Vorannahmen existieren bereits *vor* der Berührung mit dem empirischen Feld und leiten heuristisch seine Definition und Erschließung an. Sie lenken die Aufmerksamkeit des Forschers und sensibilisieren ihn für bestimmte Phänomene im Feld, die immer nur eine Auswahl aus der Vielzahl möglicher Beobachtungsgegenstände darstellen. Darüber hinaus begleiten sensibilisierende theoretische Konzepte den Forscher durch die gesamte Phase der empirischen Arbeit hindurch. Sie sind vor allem notwendig, um Entscheidungen zu treffen, welche der im Material entdeckten Kategorien und Zusammenhänge zu Kernkonzepten der entstehenden Theorie ausformuliert werden sollen.

Die erhöhte Aufmerksamkeit für diese Prozesse ist jedoch mehr als nur ein Zugeständnis an den unvermeidbaren Einfluß theoreti-

9 Am Beispiel der Studie über die »Interaktion mit Sterbenden« läßt sich die Rolle theoretischer Vorannahmen an der Kategorie des »Bewußtseinskontextes« festmachen (vgl. dazu die Analyse von Kelle 1992, 274ff).

10 Vgl. Kelle 1992, 123-158.

schen Wissens der ForscherInnen in der Forschungspraxis. Es geht vielmehr um eine aktive Nutzung und Kontrolle dieses Potentials, kurz um dessen *methodische Explikation*. Klarer als in der Arbeit von 1967, die auf die *Entdeckung* neuer Phänomene und Zusammenhänge zielt, die bislang nicht in die soziologische Theorie eingegangen sind, tritt jetzt die *Theoriekonstruktion* als übergeordnetes Ziel hervor. Mit der aktiven Konstruktionsleistung der ForscherInnen rückt dabei auch die strukturierende Funktion theoretischer Konzepte und Vorannahmen in den Vordergrund. Dabei gilt es jedoch, stillschweigende Deduktionen ebenso zu vermeiden wie 'impressionistische' Induktionen. Das *Prinzip der Offenheit* (vgl. Hoffmann-Riem 1980) gegenüber der Empirie, die allein die 'Entdeckung' möglich macht, muß mit der notwendigen *Strukturierungsleistung* kompatibel gemacht werden.

In der Reflexion dieses Problems und den Vorschlägen für eine methodologische Explikation des Ineinandergreifens von Theorie und empirischer Erfahrung gehen Glaser und Strauss verschiedene Wege.¹¹ In beiden Ansätzen stellt jedoch die *Kodierung* des empirischen Materials den zentralen Ansatzpunkt für die Verbindung zwischen Theorie und Empirie dar.

1.1 *Das Kodieren als Prinzip des Zusammentreffens von Theorie und Empirie*

'Kodieren' meint, allgemein formuliert, die Verknüpfung zwischen empirischem Material und theoretischen Begriffen oder Kategorien nach einem Konzept-Indikator-Modell (vgl. Strauss 1991, 54f). Der Vorgang des Kodierens in der Grounded Theory ist jedoch nicht mit dem 'mechanischen' Kordivorgang in der herkömmlichen empirischen Sozialforschung vergleichbar und muß deshalb im Hinblick auf das methodologische Rahmenkonzept näher erläutert werden.¹²

Ausgangspunkt ist das Ziel der Theoriekonstruktion, genauer: der Formulierung einer Theorie mittlerer Reichweite, die sich auf einen bestimmten Bereich der sozialen Wirklichkeit ('bereichsbezogene Theorien'; substantive theories) oder auf einen Bereich soziolo-

11 Vgl. die Zusammenfassung von Kelle 1992.

12 Die folgende Darstellung stützt sich auf Strauss (1991), Kelle (1992) und eigene Forschungserfahrungen (vgl. Alheit und Dausien 1985, 1990a).

gischer Theorie wie z.B. Sozialisation (formal theories) bezieht.¹³ Die formale Struktur dieser Theorien wird gebildet aus *Kategorien* (categories) und deren *Eigenschaften* bzw. theoretisch bedeutsamen Ausprägungen (properties) sowie aus Hypothesen über die *Beziehungen* zwischen den Kategorien (und ihren Merkmalen). Im Forschungsprozeß geht es also um die Generierung von Kategorien und Hypothesen durch Konzeptualisierung, eben die komplexe 'Kodierung' des empirischen Materials.

Die Explikation des Kodiervorgangs ist bereits in den frühen methodologischen Arbeiten von Glaser und Strauss ein wichtiger Aspekt, an dem die Differenz zum hypothetiko-deduktiven Forschungsmodell konkretisiert wird. Im Unterschied zu diesem arbeitet die Grounded Theory nicht mit einem ex ante formulierten Kategorienschema, dem das empirische Material nach bestimmten Vorschriften zugeordnet wird.¹⁴ Es handelt sich vielmehr um »eine Methode der expliziten *ad hoc* Kodierung des Datenmaterials, bei der das Kategorienschema schrittweise aufgebaut wird« (Kelle 1992, 263).¹⁵ Der Prozeß des Kodierens folgt dabei dem grundlegenden *Prinzip des permanenten Vergleichs*.¹⁶

Während Glaser und Strauss in der 'induktionistischen' Phase ihrer Konzeption nahelegen, daß sich die Kategorien nahezu selbsttätig aus dem Material heraus entwickeln (emergieren), revidieren sie gerade dieses Verständnis des Kodiervorgangs in ihren späteren Arbeiten. Denn das 'Entdecken' signifikanter Kategorien und Zusam-

13 Zur Begrifflichkeit vgl. Strauss 1991. In der Forschungspraxis kommt die Entwicklung reichsbezogener Theorien häufiger vor, es besteht jedoch kein Unterschied zwischen beiden Typen von Theorie hinsichtlich ihrer formalen Struktur. Entscheidend ist, daß diese Theorien abduktiv gewonnen werden: im engen Kontakt mit dem empirischen Material, dabei aber theoretisch angeleitet (z.B. durch andere formale Theorien oder 'große Theorien').

14 In diesem Modell gehört Kodieren zu den 'niederen Arbeiten' empirischer Forschung, die üblicherweise routinisiert und wissenschaftlichen 'Hilfskräften' überlassen wird.

15 Durch das Prinzip der Explikation unterscheidet sich dieser Ansatz auch vom »impliziten Kodieren«, d.h. der »impressionistischen« Gewinnung von Kategorien aufgrund einer nicht dokumentierten (und deshalb nicht kontrollierbaren) Bearbeitung des empirischen Materials. Wie Kelle schreibt, handelt es sich dabei häufig nur um ein Durchlesen des Materials und ein unsystematisches Festhalten von theoretischen Ideen, ohne daß die empirische Basis für diese Kategorien (etwa durch Angabe von Textstellen) festgehalten wird (vgl. 1992, 263).

16 Dieses Prinzip ist für die Methodologie der Grounded Theory von entscheidender Bedeutung und leitet den Forschungsprozeß auf allen Ebenen an: beim *theoretischen Sampling*, bei der Kodierung und in der Konstruktion der Theorie (vgl. Glaser und Strauss 1979; Strauss 1991; Kelle 1992, 262ff).

menhänge in der Komplexität des Datenmaterials¹⁷ setzt ein 'Wahrnehmungsschema' auf seiten der 'Entdeckerin' voraus. Die Signifikanz von empirischen Phänomenen wird erst durch das 'Zusammentreffen' mit einer ordnenden und orientierenden Perspektive hergestellt. Das *Kontextwissen* der Forscherin ist somit neben den empirischen Daten die zweite Quelle, aus der sich der Kodier- bzw. Interpretationsprozess speist (vgl. Strauss 1991, 36f, 58f). Zu diesem Kontextwissen gehören sowohl das fachtheoretische Wissen mit all seinen Facetten als auch das komplexe Erfahrungswissen aus dem Kontext des aktuellen Projekts, aus vorangegangenen Forschungsprozessen und auch aus Alltagszusammenhängen jenseits der explizit wissenschaftlichen Arbeit.

Was oben allgemeiner als Einfluß theoretischer Vorannahmen diskutiert wurde, kann nun also konkretisiert werden: Welche 'Phänomene' ich im Datenmaterial 'erkenne' und welche Begriffe und 'Kodes' ich dafür finde, hängt entscheidend von meinem Kontextwissen ab. Dabei gilt es, eine prekäre Balance zu halten zwischen dem 'Ertrinken' im Material und der Vervielfachung von Komplexität einerseits und dem Überstülpen theoretischer Kategorien nach dem Modell des deduktiven Kodierens andererseits. Diese Fahrt zwischen Skylla und Charybdis kann, so Strauss (1991), nur mit viel Übung und zunehmender Erfahrung in der Arbeit des Interpretierens gelingen.

Exkurs: Offenes und selektives Kodieren

Um diese Arbeit zu erleichtern und kontrollierbarer zu machen, unterscheiden Glaser (1978) und Strauss (1991) bzw. Strauss und Corbin (1990) verschiedene Phasen des Kodierens, die aufeinander aufbauen und allgemein als ein Prozeß zunehmender Konzentration - und das heißt auch Selektivität - um bestimmte 'Kernkategorien' herum beschrieben werden kann. Dem Anliegen der Grounded Theory zufolge geht es bei dieser allmählich sich herausbildenden konzeptuellen Struktur um den Kern einer neuen, empirisch gesättigten Theorie, nicht um die Reproduktion einer bereits zuvor bestehenden Theorie, die mithilfe der Daten lediglich illustriert würde. Konkret: Die Formulierung von 'Codes' und deren Ordnung sind zwar theoretisch *angeleitet*, sie werden aber nicht unmittelbar aus Theorien *abgeleitet*.

17 Da das Material qualitativer Forschung (z.B. ein biographisches Interview) grundsätzlich von gleicher Komplexität ist wie die soziale Wirklichkeit, die es abbildet (oder anders gesagt: wie der Prozeß, aus dem heraus es entstanden ist), lassen sich prinzipiell unendlich viele Kategorien und Relationen zwischen den Kategorien herstellen.

Um dies zu gewährleisten, beginnt die Analyse des vorliegenden Materials mit einer Phase des *offenen Kodierens*.¹⁸ In dieser Phase wird das Potential, das aus dem Zusammentreffen zwischen Datenmaterial und forschendem Subjekt (Kontextwissen) entsteht, gewissermaßen erkundet und sichtbar gemacht. Der Forscher kodiert zunächst in einer detaillierten 'Line-by-line'-Analyse seines Materials - ohne Rücksicht auf inhaltliche Konsistenz oder formal-strukturelle Anforderungen der zukünftigen Theorie - alles, was ihm unter einer bestimmten Perspektive¹⁹ wichtig erscheint. Dabei kann er »natürliche Codes« ebenso verwenden wie soziologisch-theoretisch konstruierte.²⁰ Für dieses Kodieren gibt es keine festen Zuordnungsregeln, da kein vorab definiertes Kategorienschema existiert. Strauss nennt allerdings einige »Faustregeln« (vgl. 1991, 60ff, 122f), die sich aus der Funktion des Kodierens ergeben (ebd., 56ff, 91):

Diese besteht vor allem darin, die Ebene der Daten zu verlassen, sie 'aufzubrechen'. Statt der deskriptiven Verdoppelung der Daten durch bloßes Paraphrasieren, ein häufiger Anfängerfehler, den unter bestimmten Bedingungen aber auch noch erfahrene Forscher machen (vgl. ebd., 59), soll eine theoretische Konzeptualisierung erfolgen. Diese Distanzierung von den Daten ist erforderlich, »wenn man in bezug auf die Phänomene, die in den Materialien reflektiert sind, ein rein wissenschaftliches Verstehen und Theorien entwickeln möchte« (ebd. 59). Der Übergang von der empirischen Datenebene zu Codes bzw. Konzepten wird möglich durch leitende Fragen, Aufmerksamkeitsrichtungen oder sensibilisierende Konzepte, die zu explizieren sind (s.u.).

Im Verlauf des offenen Kodierens geht es zunehmend auch um die Beziehung der Kategorien zueinander und zu ihren Eigenschaften, also um eine Ordnung und »Dimensionalisierung« der Codes (Strauss 1991, 41).²¹ Dabei kristallisieren sich eine oder ggf. mehrere Schlüsselkategorien heraus. Diese sollten aus theoretisch-soziologischen Codes hervorgegangen sein, da sie das Kernstück der zukünftigen Theorie bilden. Am Ende sollte möglichst eine *Kernkategorie*²² formuliert werden, die im Zentrum eines dichten und empirisch gehaltvollen Beziehungsnetzes aus Kategorien und Eigenschaften steht. Die formale Struktur dieses Netzes ist nun nicht beliebig, sondern basiert wiederum auf den theoretischen Vorannahmen des explizierten heuristischen Rahmenkonzepts der ForscherInnen. Bei Glaser und Strauss wird dieser Rahmen durch ein *handlungstheoretisches Grundmodell* gebildet (s.u.).

18 Vgl. Strauss 1991, 57-62; Kelle 1991, 281f, 288ff.

19 Hiermit ist neben der allgemeinen theoretischen Sensibilität vor allem die *offen* formulierte Fragestellung des Projekts gemeint.

20 Zur Bildung von Codes sind verschiedene Wege möglich: zum einen können sie »geradewegs der Terminologie des Forschungsfeldes entnommen oder daraus abgeleitet« (Strauss 1991, 64), zum anderen vom Forscher auf der Basis seines soziologischen Wissens konstruiert oder direkt einer Fachterminologie entnommen sein (vgl. ebd., 64f).

21 Theoretische Ideen über die Kategorien und ihre Relationen zueinander sind parallel zum Kodiervorgang in Form von »Memos« festzuhalten.

22 Zur Bedeutung dieser Schlüsselkategorie und den Kriterien, nach denen entschieden wird, welche der entwickelten Kategorien als Kernkategorie geeignet ist vgl. Strauss 1991, 65ff.

Strauss nennt die Phase des Kodierens, in der die Beziehungen zwischen mehreren empirisch gehaltvollen Kategorien und ihren Eigenschaften formuliert werden, »*axiales Kodieren*« (1991, 101ff), da diese Strukturierungs- und Integrationsarbeit gewissermaßen um jene handlungstheoretische Achse herum erfolgt. Sie geht über in die Phase des *selektiven Kodierens* (ebd., 106ff), in der die Entscheidung für eine Kernkategorie gefallen ist und die anderen Kategorien und Merkmale systematisch auf diese bezogen werden. Das Datenmaterial wird also selektiv im Hinblick auf diese Kernkategorie geordnet und weiter analysiert, bis die Integration möglichst aller Kodierungen bzw. Kategorien erfolgt und der (vorläufige) Schlußpunkt der 'Sättigung' erreicht ist.

1.2 Konzeptualisierung des Theoretischen.

Die handlungstheoretische Explikation des »Kodierparadigmas«

Die vorausgegangene Diskussion sollte weniger einzelne methodische Schritte darstellen²³, als vielmehr, am Beispiel des Kodierens, das Verhältnis von Theorie und Empirie untersuchen, das am Ausgangspunkt unserer Überlegungen stand. Es geht um das Prinzip, nach dem empirische Daten in theoretische Konzepte überführt werden. Zwei Aspekte scheinen hier besonders hervorhebenswert: (1) Der Übergang von den Daten zur Theorie vollzieht sich in einem komplexen *abduktiven Prozeß*, in dem empirisches Material und theoretische Konzepte aufeinander bezogen werden und sich allmählich eine 'materialreiche', empirisch gehaltvolle Struktur der angestrebten Theorie herausbildet. Und (2) wird dieser Prozeß - was in den vordergründig pragmatischen »Faustregeln« nicht ohne weiteres zu erkennen ist - durch ein expliziertes *theoretisches Rahmenkonzept* angeleitet. Dieses ist auf einem höheren Abstraktionsniveau formuliert als die Theorie mittlerer Reichweite, die durch die Analyse des Feldes hervorgebracht werden soll. Vereinfacht gesagt, das Rahmenkonzept ist - im Unterschied zu der angezielten empirisch fundierten Theorie - 'gegenstandsunabhängig'. Nur so kann das Rahmenkonzept einerseits die notwendige Strukturierungsfunktion erfüllen, andererseits aber offen bleiben für die noch nicht bekannten konkreten Verhältnisse im Feld.²⁴

23 Das von Strauss (1991) vorgeschlagene Kodierverfahren wird in der vorliegenden Untersuchung nicht unmittelbar übernommen, sondern im Hinblick auf die Forschungsfrage nach autobiographischen Konstruktionen verändert.

24 Vgl. dazu auch die Konzeption Lewins 1981 sowie Alheit 1990a, 113ff.

Diese 'Metatheorie' ist im Falle der Grounded Theory deutlich festgelegt als allgemeines handlungs- bzw. interaktionstheoretisches Rahmenkonzept: »Grounded theory is an *action/interactional oriented method of theory building*. Whether one is studying individuals, groups, or collectives, there is action/interaction, which is directed at managing, handling, carrying out, responding to a phenomenon as it exists in context or under a specific set of perceived conditions.«²⁵

Der am weitesten ausgearbeitete Vorschlag zur systematischen Explikation jenes heuristischen Rahmenkonzepts stammt von Strauss und Corbin (1990). Sie formulieren ein »Kodierparadigma«, das die handlungs- bzw. interaktionstheoretische Logik²⁶ der Theoriekonstruktion offenlegt, indem verschiedene Typen von Kategorien und ein Grundmodell für ihre Verknüpfung benannt werden. Paradigma ist das Modell einer elementaren Handlungs-/Interaktionssequenz mit den Aspekten *Kontext*, *Handlung(sstrategie)* und *Konsequenz*.²⁷ Das abstrakte Modell dieses Zusammenhangs ist durch die handlungstheoretischen Annahmen gegeben. Empirisch gehaltvoll kann dieser Zusammenhang jedoch nur für spezifische Interaktionsfelder ermittelt werden. Aus einer Reihe derart gewonnener empirisch fundierter Theorien z.B. über »Bewältigungsstrategien« oder »Bewußtseinskontexte« in speziellen Feldern ließe sich eine formale Theorie über Bewältigungsstrategien oder Bewußtseinskontexte entwickeln (Beispiele in Strauss 1991).

Dem Handlungsparadigma liegen im übrigen zwei zentrale Annahmen über das Wesen sozialen Handelns zugrunde, die auch für das Biographieparadigma relevant sind: Das Prinzip der *Intentionalität*, d.h. es wird unterstellt, daß Handeln von Subjekten ausgeht, die in bestimmte Interpretations-, Motivations- und Sinnzusammenhänge eingebunden sind; und das Prinzip der *Prozessualität*, d.h. Handlungen werden nicht isoliert betrachtet, sondern als Sequenzen von

25 Strauss und Corbin; zit. nach Kelle 1992, 291.

26 Zur Einordnung dieses in der Tradition des amerikanischen Pragmatismus und der Chicago School of Sociology stehenden Handlungsbegriffs in das Spektrum soziologischer Theorie-traditionen, die sich mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft befassen vgl. Fischer-Rosenthal 1991a und b.

27 Genauer: Die im Verlauf des Kodierens entwickelten Kategorien lassen sich danach ordnen, »ob es sich dabei (1.) um *Phänomene*, auf die das Handeln gerichtet ist, (2.) um *kausale Bedingungen* für diese Phänomene, (3.) um *Eigenschaften des Handlungskontextes*, (4.) um *intervenierende Bedingungen*, (5.) um *Handlungs- und Interaktionsstrategien* oder (6.) um deren *Konsequenzen* handelt.« (Kelle 1992, 292)

Handlungs- und Interaktionsketten, in denen vollzogene Handlungen und ihre intendierten und nichtintendierten Konsequenzen zugleich wieder zu Voraussetzungen weiterer Handlungen werden (vgl. Kelle 1992, 291f).

Im Unterschied zu Strauss und Corbin läßt Glasers Explikationsversuch der metatheoretischen Vorannahmen, welche die Kodierung anleiten²⁸, mehr Offenheit bei der Wahl des leitenden Paradigmas zu. Obwohl die interaktionstheoretische Heimat des Autors nicht zu leugnen ist, bemüht er sich, bei der Explikation sogenannter »Kodierfamilien«, d.h. halb-systematisierter Batterien von theoretischen Begriffen und Konzepten, die bei der Kodierung herangezogen werden, verschiedene theoretische Perspektiven zur Anwendung kommen zu lassen (vgl. ebd., 284ff). Sein heuristisches Modell ist somit, was die Wahl der verwendeten soziologischen Codes betrifft, flexibler zu handhaben und offener, auf der anderen Seite aber auch unbestimmter und beliebiger. Vor allem klärt es nicht die Frage, wie die Konzepte verschiedener, beliebig erweiterbarer »Kodierfamilien« - und damit die Kategorien der zu erzeugenden Theorie - miteinander in Beziehung stehen. Dazu wäre wiederum eine 'Metatheorie' auf höherer Abstraktionsebene erforderlich, die - läge sie vor - das Konzept der Kodierfamilien überflüssig machen würde.

Erscheint die Beliebigkeit und fehlende Systematik des Glaser-Vorschlags theoretisch wenig überzeugend, so könnte beim Ansatz von Strauss und Corbin gerade die Festlegung auf ein bestimmtes theoretisches Modell zu Problemen führen. Dies soll hier jedoch nicht grundsatztheoretisch erörtert werden. Im folgenden geht es vielmehr um die konkrete Prüfung, inwiefern das heuristische Modell von Strauss und Corbin mit der Fragestellung und dem Design der vorliegenden Studie vereinbar ist.²⁹ Diese Frage muß gestellt

28 Glaser spricht von »theoretischer Kodierung« (vgl. Kelle 1992, 280-287).

29 Das Verhältnis zwischen Biographiekonzept und Handlungstheorie (vgl. Matthes, Pfeifenberger, Stosberg (eds.) 1981) ist hinreichend diskutiert, so daß eine grundsätzliche Kompatibilität vorausgesetzt werden kann (zum Stellenwert des Biographiekonzepts im Spannungsfeld zwischen Handlungs- und Strukturtheorie vgl. Fischer und Kohli 1987; Alheit 1992a). Im übrigen hat sich das Forschungsprojekt, an das die vorliegende Studie anknüpft, von Beginn an am Modell der Grounded Theory orientiert (vgl. Alheit und Dausien 1985, 80ff), wobei allerdings das Konzept des »Kodierparadigmas« noch nicht verfügbar war. Erhebung und Auswahl der Interviews sind jedoch nach dem Prinzip des theoretischen Sampling bzw. des permanenten Vergleichs erfolgt (vgl. ebd.), so daß von seiten des empirischen Materials keine 'Passungsprobleme' entstehen.

werden, weil nicht Handlungs- und Interaktionsprozesse als solche untersucht werden sollen, sondern biographische Binnensichten, in denen Handlungen und 'Interaktionsgeschichten' immer schon retrospektiv verarbeitet und (re-)konstruiert sind.

2 Biographische Erfahrungsaufschichtung und narrative Repräsentation. Das Kodierparadigma der empirischen Studie

Nun läge es nahe, Biographien gewissermaßen als Handlungs- und Interaktionssequenzen von sehr langer Dauer zu betrachten und somit eine Strukturparallele zwischen Handlungsprozessen kürzerer zeitlicher Ausdehnung und 'Mega-Handlungssequenzen' von biographischer Zeitdauer anzunehmen. Damit wäre die unmittelbare Anwendbarkeit des Kodierparadigmas von Strauss und Corbin keine Frage mehr. Ein solches Modell wäre allerdings mit dem Problem konfrontiert, die ungeheure Menge von Interaktionssequenzen, aus denen sich ein Leben zusammensetzt, in irgendeiner Form 'dingfest' zu machen. Beobachtungen oder Befragungen in situ ermöglichen ja nur den methodischen Zugriff auf ausgewählte zeitlich überschaubare oder vielfach wiederholte, routinisierte Handlungsabläufe. Blicke also - neben der Erhebung 'objektiver' Lebenslaufdaten aus verschiedenen Quellen, welche, wie 'vollständig' auch immer, stets nur die Außenperspektive einer Biographie abbilden könnte und somit ein wesentliches Merkmal des handlungstheoretischen Paradigmas, nämlich den Aspekt der Intentionalität, verfehlte³⁰ - nur die Möglichkeit, Personen nach ihrem Leben zu befragen. Dann aber haben wir es mit Biographien, präziser: mit *autobiographischen Darstellungen* zu tun, in denen Außen- und Innenaspekt untrennbar miteinander verknüpft sind. Das Material unserer empirischen Analyse sind subjektive Konstruktionen, 'Binnensichten', in denen 'objektive' Bedingungen in verschiedener Hinsicht gebrochen sind.

Methodologisch stellt sich damit das Problem der *Angemessenheit der Rekonstruktionsmethode*. Wenn wir nicht eine platte Abbildkon-

30 Zum Unterschied zwischen biographischer Rekonstruktion und dem »idealen Chronisten« vgl. Alheit und Dausien 1985, 55f; Alheit 1990a, 121.

zeption unterstellen wollen, welche die subjektive Sicht als Reflex auf eine - wie immer faßbare - 'objektive Realität' betrachtet, benötigen wir ein Konzept über die subjektive Aneignung der sozialen Welt (vgl. Fischer-Rosenthal 1991a) und über die Perspektive ihrer wissenschaftlichen Analyse. In der Sprache des »interpretativen Paradigmas« (vgl. Wilson 1973) läßt sich diese Beziehung prinzipiell so formulieren: Die soziologische Analyse produziert theoretische »Konstrukte zweiter Ordnung«, die notwendig an die lebensweltlichen Konstruktionen »erster Ordnung« anknüpfen, welche von Teilnehmern der Lebenswelt in der alltäglichen interaktiven Herstellung sozialer Wirklichkeit produziert werden. Bei der (sekundären) Rekonstruktion lebensweltlicher Konstruktionen müssen also die Regeln jener Konstruktionsleistungen erster Ordnung berücksichtigt werden. Ich muß die *allgemeine* Logik subjektiver Konstruktionen 'kennen' bzw. ein begründetes Modell darüber haben, wenn ich *konkrete* subjektive Konstruktionen analysieren will.³¹

Im vorliegenden Fall handelt es sich nun um eine spezifische Form subjektiver Sichtweisen, nämlich um komplexe narrative Rekonstruktionen der eigenen Lebensgeschichte, um autobiographische Stegreiferzählungen. Im Unterschied zu den Studien von Glaser und Strauss, die auf die Analyse von Handlungsstrategien in einem spezifischen Interaktionsfeld abzielen, geht es in der vorliegenden Untersuchung gewissermaßen um die Aufschichtung und erfahrungsmäßige Verarbeitung von Handlungen und Ereignissen in autobiographischer Retrospektive. Wir können die erzählten Lebensgeschichten also nicht einfach als Summation von Handlungssequenzen auf einer biographischen Zeitachse betrachten, sondern müssen die 'Eigenlogik' der autobiographischen Rekonstruktionsleistung berücksichtigen.³²

31 Daß diese methodologische Position keineswegs für alle qualitativen Verfahren gilt, sondern mit der grundlagentheoretischen Konzeption der subjektiven Aneignung sozialer Wirklichkeit zu tun hat (vgl. Fischer-Rosenthal 1991a), läßt sich am Beispiel der qualitativen Inhaltsanalyse zeigen. Hier werden subjektive Äußerungen nach Kriterien analysiert, die weniger an der Binnenlogik der subjektiven Konstruktionen als vielmehr an externen Modellen (z.B. von Text und Kontext) orientiert sind.

32 Zur Unterscheidung von erzähltem und gelebtem Leben vgl. Rosenthal 1995; Fischer-Rosenthal 1989, 1995.

2.1 Prozessualität, Perspektivität und Gestalthaftigkeit biographischer Erzählungen

Daß eine solche Eigenlogik existiert, läßt sich bereits mit wenigen Überlegungen verdeutlichen. Betrachten wir noch einmal den Aspekt der Prozessualität, der im elementaren Handlungskonzept enthalten ist. Einzelne Handlungen sind Teil eines Prozesses, sie knüpfen an Vorhergegangenes an und ziehen Konsequenzen nach sich, die zugleich Ausgangspunkt für eine neue Handlung sein können. Sie enthalten das Moment der Veränderung, der Überschreitung einer zeitlichen Schwelle. Im Handeln vergeht Zeit. Nach obigem Vorschlag können wir nun eine einzelne Handlung oder einen Interakt als 'Momentaufnahme' in einem größeren Fluß von Handlungen oder Interaktionen betrachten. Parallel dazu könnten wir für die Ebene der autobiographischen Erzählung sagen: Die erinnerte bzw. erzählte Handlung ist Teil einer lebensgeschichtlichen Gesamterzählung wie ein Bild, oder genauer: eine einzelne Szene, Teil eines Films ist.

Dieser Vergleich verweist uns unmittelbar auf ein wesentliches Merkmal narrativer Konstruktionen: auf ihre komplexe *Gestalthaftigkeit*.³³ Bereits ohne die Gesetze der Gestalttheorie zu kennen, wissen wir, daß ein Film einerseits aus der Aneinanderreihung einzelner Szenen besteht, andererseits jedoch 'mehr' ist als die Summe dieser Szenen. Er wirkt durch seine Gesamtgestalt, durch das Verhältnis der Szenen zueinander und die Perspektive, aus der heraus die einzelnen Szenen zusammengefügt worden sind.

Bezogen auf den Aspekt der Prozessualität läßt sich nun eine qualitative Differenz zwischen (Einzel-)Handlung und Biographie erkennen. Anders als im einzelnen Erlebnis bzw. einer einzelnen Handlung sind in der Erinnerung und Erzählung von Handlungssequenzen biographischer Reichweite grundsätzlich *zwei* Zeithorizonte zu unterscheiden (vgl. Schütze 1984, 90f): erstens, der Horizont der Handlungszeit, d.h. die zeitlichen Markierungen der einzelnen Handlung, des einzelnen Erlebnisses, das im Rahmen einer Geschichte erzählt wird (die Ebene der einzelnen 'Filmszene'); zweitens, die Dimension der übergreifenden biographischen Zeitperspektive, der 'lebensgeschichtlichen Dynamik', die sich aus der Ver-

33 Vgl. dazu die grundlegende Arbeit von Rosenthal 1995.

knüpfung einzelner Sequenzen³⁴ zu übergreifenden »Prozeßstrukturen« (Schütze 1981; 1984, 88-98) ergibt.³⁵

Wie beim Film die Verknüpfung von Szenen zu übergreifenden Sequenzen (und letztlich der Gesamtgestalt des Films) von der Einstellung der Kamera und der Perspektive des Drehbuchautors und des Regisseurs abhängt, so sind Prozeßstrukturen abhängig vom Blickwinkel des »Biographieträgers«, von seiner »Erfahrungshaltung« zu einzelnen Erlebnissen und Sequenzen seiner Biographie (vgl. Schütze 1984, 92ff). Diese Haltung ist allerdings nicht fix, sondern verändert sich selbst im Laufe der Lebensgeschichte. Die Abfolge der Prozeßstrukturen (Schütze) und ihre Veränderungen dokumentieren deshalb die sich verändernde Haltung des Biographieträgers zu sich selbst und seiner Biographie. Dabei spielt neben den 'damals' eingenommenen Haltungen die aktuelle Prozeßstruktur, d.h. die Perspektive zum Jetzt-Zeitpunkt, aus der heraus eine Person ihr Leben erzählt, eine entscheidende Rolle (vgl. ebd., 105).³⁶ Es macht einen Unterschied, ob ein Film tragisch ausgeht oder mit einem Happy-End³⁷, ob ich mein Leben aus der Position der Erfolgreichen auf der Höhe meiner Karriere erzähle, oder ob ich mich gerade in einer Phase der Scheiterns, der Resignation, des Umbruchs oder der Suche nach neuen Perspektiven befinde. D.h., neben der

34 Diese Sequenzen können, sofern sie narrativ sind, auf konkrete Handlungssituationen mit alltagszeitlichem Horizont rekurren (szenische Erzählung). Das Handlungsparadigma, läßt sich also durchaus auf narrative Binnensichten anwenden, und zwar überall dort, wo in alltagszeitlicher Dimension erzählt wird. Alheit hat die Strukturparallele zwischen Handlung und (Einzel-)Erzählung (»Geschichte«) durch den Begriff der »Als-ob-Handlung« verdeutlicht (1990a, 22f).

35 Zur Unterscheidung von Lebenszeit und Alltagszeit vgl. Alheit 1990a, 34ff sowie Fischer 1982a und b.

36 Fischer-Rosenthal, der sich ausführlich mit der Temporalität biographischer Erzählungen befaßt hat, verwendet hierfür den Begriff der »Gegenwartsperspektive«: »Die Perspektivität der biographischen Eigendarstellung ist wesentlich bestimmt durch die gegenwärtige Situationswahrnehmung, denn man kann nur 'jetzt' erzählen, wie man nur in der Gegenwart wirklich handeln kann... Mit Gegenwart ist nun im biographischen Kontext nicht nur ein punktuelles Nunc, nicht nur der Moment des Sprechens gemeint, sondern die Gegenwarts-perspektive eignet einer ausgedehnten Gegenwart, die sich erfahrungszeitlich häufig an einem Erlebnis festmachen läßt, das Vergangenheit und Gegenwart trennt. Lebenszeitlich kann man also von einer 'Gegenwartsschwelle', für die Bedeutungskonstitution des biographischen Textes von einem 'Interpretationspunkt' sprechen.« (1995, 53f)

37 Eine Szene, die beim Betrachten z.B. als hoffnungsvolle Entwicklung, als 'Aufbruchsituation' wahrgenommen wurde, erscheint im Nachhinein u.U. in einem anderen Licht, z.B. als tragische Fehleinschätzung vorhandener Zukunftsoptionen.

Erfahrung (Vergangenheit) und der Gegenwartsperspektive spielt auch die Dimension der *Erwartung* (Zukunft) eine Rolle für die Gestaltung biographischer Konstruktionen.³⁸

Prozessualität bedeutet also im Handlungsmodell und im Biographiemodell nicht einfach dasselbe. In ersterem wird Prozeßhaftigkeit durch die zeitliche Verknüpfung einzelner Handlungen zu Handlungsketten hergestellt. Die Verknüpfung von Handlungen interessiert dabei vornehmlich unter dem *Interaktionsaspekt* (wie greifen Handlungen ineinander, wie lösen Interakte neue Interakte aus?). Im Biographieparadigma ist dieser Aspekt zwar ebenfalls enthalten, Prozeßhaftigkeit stellt sich jedoch komplexer dar: als Aufschichtung von Erlebnissen und Erfahrungen im biographischen Zeithorizont, in die vielfache Überlagerungen und Brechungen eingebaut sind.³⁹ Die Verknüpfung einzelner Elemente interessiert hier primär unter dem Aspekt der subjektiven lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung, gewissermaßen dem *Identitätsaspekt* (wie verknüpft eine Person ihre Erfahrungen zu dem, was sie als 'meine Biographie' präsentiert?).

Wie der Aspekt der Prozessualität erscheint auch die *Perspektivität* im Biographiemodell komplexer als im Handlungsmodell. Im Handlungsparadigma ist die Binnenperspektive als eine wesentliche Voraussetzung enthalten (Theorem der 'Definition der Situation'). Sie interessiert als Planungs- und Exekutivinstanz von Handlungsstrategien. Dabei erfolgt der Zugang gewissermaßen 'von außen nach innen', von der beobachtbaren Interaktion zu den subjektiven Motivationen, Interpretationen und Erwartungen, die jedoch nur eine Variable im Gesamtkonzept der Handlung darstellen. In einer biographischen Erzählung wird dagegen die Binnenperspektive direkt thematisiert. Ihre Struktur und prozeßhafte Entfaltung stehen im Vordergrund des Interesses.⁴⁰ Dabei erfolgt der Zugang zum

38 Dieses Phänomen der Perspektivität läßt sich auf elementarer Ebene mit den Gesetzen der Gestalttheorie erfassen. So gilt für die Wahrnehmung temporaler Gestalten (Prozesse) wie für räumliche Gestalten, daß sich die einzelnen Teile *wechselseitig* modifizieren. D.h. eine zeitliche Gestalt ergibt sich nicht nur durch die gerichtete Abfolge einzelner 'Teile' (von früheren zu späteren) und ihr Verhältnis zueinander, sondern kann durch zeitlich spätere 'Teile' insgesamt reorganisiert werden (vgl. Rosenthal 1995, bes. 27ff).

39 Zur systematischen Analyse dieser Brechungen, die mit der Unterscheidung von Erlebnis-, Erinnerungs- und Erzählaspekt zu tun haben, aber auch mit dem Ineinandergreifen von Lebensgeschichte und Geschichte vgl. Rosenthal 1987, 1995; Fischer-Rosenthal 1989, 1995.

40 Zur 'Vielschichtigkeit' subjektiver Binnensichten vgl. das Modell von Alheit 1990a, 178ff.

'Außenaspekt' nur 'durch die Binnensicht hindurch'. Interaktionen und Erlebnisse werden zugänglich als erinnerte und erzählte⁴¹ Ereignisse, wobei nicht nur die bewußt verarbeiteten, intentional adressierbaren Aspekte, sondern auch »heteronome Systembedingungen lebensgeschichtlichen Handelns und Erleidens« (Schütze 1984, 99) zu berücksichtigen sind.⁴²

Am Filmmodell läßt sich, wie bereits angedeutet, zeigen, daß das Biographieparadigma gegenüber dem Handlungsparadigma eine komplexere Struktur aufweist, die mit gestalttheoretischen Konzepten interpretiert werden kann. Gabriele Rosenthal (1995) exponiert überzeugend die Gestaltqualität des Erinnerns und Erzählens, die der Organisation autobiographischer Konstruktionen zugrundeliegt. Ausgangspunkt ihrer Analyse ist die elementare Gestaltqualität der Wahrnehmung bzw. psychischer Operationen überhaupt, die nicht nur dem aktuellen Handeln und Erleben zueigen ist, sondern auch der Erinnerung und retrospektiven Fokussierung vergangener Ereignisse und Erlebnisse sowie schließlich deren Darstellung und Kommunikation im Kontext einer autobiographischen Erzählung. Auf allen drei Ebenen - Erleben, Erinnern und Erzählen - ist von einer Struktur, d.h. von einer empirisch auffindbaren formalen Organisiertheit auszugehen, die im Sinne der Gestalttheorie als *Gestalthaftigkeit* bezeichnet und analysiert werden kann.

Rosenthal leitet aus ihrer Analyse einige methodologische Konsequenzen ab (vgl. ebd., 186ff), von denen insbesondere das »Verbot zur Gestaltzerstörung«, oder positiv formuliert: die »Rekonstruktion der Gestalt« einer erzählten Lebensgeschichte (vgl. ebd., 208), die oben formulierte Forderung bestätigt, daß die soziologische Rekonstruktion an die Regeln der alltagsweltlichen Konstruktion erster Ordnung anzuknüpfen hat. Mit Rosenthals Analyse lassen sich diese Regeln auf das Wirksamwerden fundamentaler Organisationsprinzipien von »Erzähl- (und Erlebens-)Gestalten« zurückführen.

41 Genauer müßte hier von kommunikativ dargestellten Ereignissen gesprochen werden, denn die Erzählung ist nur *ein* denkbare »Kommunikationschema der Sachverhaltsdarstellung« (vgl. Kallmeyer und Schütze 1977; Schütze 1987).

42 Diese sind dem erzählenden Subjekt, aber auch dem Zuhörer in der Situation des Interviews allenfalls teilweise zugänglich und erst in der späteren Analyse rekonstruierbar. Fischer-Rosenthal spricht in diesem Zusammenhang von der Rekonstruktion des »verborgenen Scripts« einer Biographie als Ziel interpretativer Fallanalyse (vgl. 1995, 52).

Ziehen wir aus diesen Überlegungen ein Fazit für die Ausgangsfrage nach der Angemessenheit der Rekonstruktionsmethode: Wenn die Analyse der Besonderheit einer biographischen Darstellungsperspektive Rechnung tragen soll, so muß ein heuristisches Rahmenkonzept verwendet werden, daß sich auf die Prinzipien eben jener biographischen (Re-)Konstruktionen bezieht. Statt eines Handlungsmodells ist ein (handlungstheoretisch fundiertes) Biographiemodell als 'Kodierparadigma' anzusetzen. Mit Fritz Schützes Konzept der »Kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens« (1984) liegt ein theoretischer Entwurf vor, der die genannten Merkmale biographischer Erzählungen - Gestalthaftigkeit, Prozessualität und Perspektivität - auf der Basis empirischer Forschungen expliziert hat⁴³ und deshalb als Kodierparadigma geeignet ist.

2.2 *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*

Fritz Schützes Konzept, das in Strauss' Terminologie als formale Theorie mittlerer Reichweite bezeichnet werden kann, beinhaltet eine differenzierte Analyse der kognitiven Gestaltungsaktivitäten der Subjekte im Prozeß des Erzählens und expliziert detailliert die Gestaltqualität des dabei kommunikativ hervorgebrachten Produkts »autobiographische Stegreiferzählung«. Schütze geht davon aus, daß Basisregeln bzw. »elementare kognitive Ordnungsprinzipien« die »darstellungsmäßige Erfahrungsrekapitulation« (hier: speziell in autobiographischen Stegreiferzählungen) steuern. Diese Basisregeln gehen ihrerseits auf »allgemeine Ordnungsprinzipien der Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers« zurück, welche durch »interaktive Einübung ... in frühen Phasen der Ontogenese« erworben werden und beim erwachsenen Erzähler selbstverständlicher Bestandteil der Alltagskompetenz sind (Schütze 1984, 80). Was und wie eine Erzählerin (in einer Stegreifsituation) erzählt, hat also zu tun mit sehr allgemeinen kognitiven Regeln oder Schemata. Schützes Theorie zielt damit nicht allein auf die Binnenstruktur von Erzählungen, sie liefert kein bloßes 'Auswertungsraster' für narrative Interviews, sondern befaßt sich mit dem theoretisch weitreichenden

43 Schützes Theorie fügt sich in die Logik eines abduktiven Verfahrens ein, da sie selbst aufgrund umfangreicher empirischer Analysen entstanden und laufend weiterentwickelt worden ist.

Problem der Explikation jener Konstruktionsprinzipien des subjektiven Welt- und Selbstbezugs, sowohl in der Modalität der narrativen Rekonstruktion und Darstellung als auch im persönlichen Erleben selbst.

»Die *kognitiven Figuren des Stegreiferzählens* sind die elementarsten Orientierungs- und Darstellungsraster für das, was in der Welt an *Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens* der Fall sein kann und was sich die Interaktionspartner als *Plattform gemeinsamen Welterlebens* wechselseitig als selbstverständlich unterstellen. Die retrospektive Erfahrungsrekapitulation kann nicht ohne die Aufordnungsfunktion der kognitiven Figuren auskommen; ohne sie könnte der Erzähler keine Erzählsegmente, die Verkettung dieser und Bezüge auf narrative Gesamtgestalten im aktuellen Erzählvorgang hervorbringen.« (ebd., 80f)

Die relative Nähe der Darstellungsform des Erzählens zur Ebene des 'ursprünglichen Handelns' und Erlebens⁴⁴, ist deshalb kein blosses Postulat, kein methodischer Trick, sondern begründet sich theoretisch konsistent damit, daß die Konstruktionsregeln, die der Erzähler in der Produktion seiner Stegreiferzählung anwendet, auf den gleichen basalen kognitiven Schemata beruhen, die auch die Wahrnehmung und das Erleben zum Zeitpunkt der Handlung bzw. des Ereignisses strukturieren (vgl. Schütze 1984, 80f).⁴⁵ Es kann des-

44 »Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der *Erfahrungsrekapitulation* in beträchtlichem Maße rekonstruieren ...« (Schütze 1978, 1). Erzählen ist somit näher am »faktischen« Handeln als andere Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung (Berichten oder Argumentieren, vgl. Kallmeyer und Schütze 1977).

45 Auf die in diesem Kontext geführte Debatte um die 'Homologie-These' des Schütze'schen Ansatzes wird hier nicht näher eingegangen, da es sich m.E. um einen Scheinkonflikt handelt. Die von Bude (1985) am prägnantesten formulierte Kritik trifft - eher als Schützes Ansatz selbst - vereinfachende Schütze-Interpreten, die durch narrative Interviews herauszufinden hoffen, 'wie es wirklich war'. Das Problem liegt dabei jedoch in der Frage nach der 'wirklichen Wirklichkeit' selbst, nach der 'historischen Wahrheit', die als konstante und vom erlebenden/erzählenden Subjekt distante Realität gedacht wird (zur Kritik dieser Wirklichkeitskonzeption vgl. Alheit 1990a, 125ff; insbesondere zur Konstanzannahme vgl. Rosenthal 1995, 15ff; Nassehi 1994). Bude hat mit seiner Kritik noch einmal nachdrücklich auf den *konstruktiven Charakter* autobiographischen Erzählens hingewiesen, eine Grundannahme, die in Schützes Ansatz durchaus enthalten ist.

Die Homologie zwischen Handeln/Erleben und Erzählen besteht also nicht in der abbildgetreuen Darstellung dessen, 'was' ich erlebt habe, wenngleich autobiographische Stegreiferzähler aufgrund der Zugzwänge des Erzählens auf bestimmte 'Eckdaten' zurückgreifen müssen, die das Ereignis ausmachen (vgl. Schütze 1978), sondern in der Anwendung der gleichen 'Konstruktionsregeln'. Daß die am Vorgang des Erzählens rekonstruierten kogniti-

halb eine Strukturparallele zwischen Handlung und »Als-ob-Handlung« der Erzählung angenommen werden (vgl. Alheit 1990a, 22f).

Für das Kommunikationsschema des Erzählens unterscheidet Schütze vier »elementare Ordnungsbausteine«, die er als *kognitive Figuren* bezeichnet: (1) »Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehung«; (2) »Ereignis- und Erfahrungsverkettung«; (3) Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse« und (4) »die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte« (1984, 81; im Original teilweise hervorgehoben). Schützes Theorie liefert zu diesen Figuren eine Vielzahl theoretischer und empirischer Differenzierungen und Unteraspekte⁴⁶, die hier nicht abstrakt dargestellt werden sollen, sondern im nachfolgenden empirischen Teil selbst entfaltet werden.

Daß diese kognitiven Figuren keine Kunstprodukte hochspezialisierter Analysen sind, sondern tatsächlich elementare Schemata, die wir beim Erzählen eigener Erlebnisse selbstverständlich verwenden, ja überhaupt nicht umgehen können, ohne das Erzählschema selbst zu verlassen, erscheint unmittelbar plausibel: Wenn ich meine Biographie oder auch nur ein Erlebnis vom gestrigen Tag erzähle, muß ich mich in irgendeiner Form auf mich selbst beziehen und, da ich nicht alleine auf der Welt bin, auch auf andere, die an dem Ereignis direkt oder indirekt beteiligt oder davon in irgendeiner Weise betroffen sind (erste kognitive Figur).

Wenn ich eine Geschichte erzähle, stelle ich ein Ereignis, meist eine Handlung, dar, die ich selbst initiiert habe oder von der ich betroffen wurde, unter der ich 'gelitten' habe. Dies beinhaltet einen Ablauf, eine Veränderung von einer Situation A zu einer Situation B, also das Überschreiten einer Zeitschwelle. In der Narration verknüpfe ich einzelne Aspekte dieses Prozesses zu einer Prozeßstruktur, in der sich, wie oben diskutiert, meine Perspektive oder Haltung zu den Ereignissen ausdrückt (zweite Figur). Schütze unterscheidet dabei vier prinzipielle Haltungen bzw. »Prozeßstrukturen« (vgl.

ven Figuren nur eine *spezifische Auswahl* aus dem »Gesamtvorrat kognitiver Figuren« darstellen (vgl. Schütze 1984, 81), sollte betont werden, um von vornherein dem - insbesondere von Kritikern des narrativen Interviews produzierten - Mißverständnis zu begegnen, alles Erleben sei narrativ (und nicht z.B. collagenhaft-assoziativ) organisiert bzw. erzählende Rekapitulation sei die einzig 'wahre' Methode.

46 Vgl. dazu noch einmal Schütze (1981, 1984, 1987).

1981; 1984, bes. 92ff): *biographische Handlungsschemata, institutionelle Ablaufmuster* der Lebensgeschichte, *Verlaufskurven* und *Wandlungsprozesse*. Damit werden verschiedene Variationen des Verhältnisses zwischen Intentionalität und Heteronomität, zwischen Innensteuerung und Außensteuerung von Geschehensabläufen in einer Biographie oder, wie Schütze formuliert, von »Handlungs- und Erleidensprozessen« erfaßt.⁴⁷

Wenn ich ein Erlebnis oder eine Ereignisfolge erzähle, stelle ich darüber hinaus immer auch die Situation, den näheren oder weiteren sozialen Rahmen, in dem sich das Ereignis abgespielt hat, dar (dritte Figur). Schließlich hat eine längere Erzählung über mein Leben eine übergeordnete Gesamtgestalt. Es ist 'meine Lebensgeschichte', die ich in einer bestimmten Situation und aus einer bestimmten Perspektive heraus erzählt habe⁴⁸ (vierte Figur).

Doch kommen wir zurück zur methodologischen Bedeutung des Ansatzes für die Interpretation biographischer Interviews (vgl. dazu Schütze 1984, 108ff). Die Existenz der kognitiven Figuren und die Wirksamkeit der »Zugzwänge des Erzählens« in einer 'face-to-face'-Situation der Kommunikation, wie sie im narrativen Interview gegeben ist (vgl. Schütze 1978), führen zu einer *formalen Geordnetheit* der Stegreiferzählung. Diese zeigt sich vor allem in der sequentiellen Struktur (Segmentierung in selbständige Erzähleinheiten) und hierarchischen Gliederung des Erzählstromes (dominante und rezessive Erzähllinien, Seiten- und Hintergrundkonstruktionen), darüber hin-

47 Vgl. dazu Alheit und Dausien (1985, bes. 89ff) sowie Alheits Überlegungen zum Zusammenhang von Darstellungsperspektive und sozialem Milieu (1990a, 25ff, 166ff). Er nimmt den Hinweis von Bertaux und Bertaux-Wiame (1980) auf, daß bürgerliche Erzähler, insbesondere »berühmte Persönlichkeiten«, dazu neigen, sich als Akteure ihrer Biographie zu präsentieren, die die 'Fäden' ihres Lebens selbst in der Hand gehalten haben, und setzt dagegen die empirische Beobachtung, daß proletarische ErzählerInnen sehr viel eher »Betroffenheits-Geschichten« erzählen, in denen wichtige biographische Stationen von äußeren Bedingungen und Ereignissen abhängig waren (z.B. Betriebsstillegung, Wohnungskündigung). Wenn diese Gegenüberstellung auch möglicherweise zu schematisch ist und nicht in jedem Einzelfall zutreffen mag, so macht sie doch auf einen wesentlichen Aspekt aufmerksam, der in der narrationsstrukturellen Analyse biographischer Erzählungen in der Regel unterbelichtet bleibt: auf den Zusammenhang von biographischer Perspektive und sozialem Raum (s. Teil 2.4 dieses Kapitels).

48 Vgl. noch einmal das 'Film'-Beispiel sowie Fischer-Rosenthal, der betont, daß die Konstruktion einer Lebensgeschichte stets ein kommunikativer Akt ist, eine biographische Erzählung 'mein Leben' vom Erzähler und vom Zuhörer gestaltet wird: »Regie bei der aktuellen Vorstellung biographischer Selbstpräsentation führen Erzähler und Zuhörer gemeinsam.« (1995, 51).

aus aber auch in der höherprädikativen Kennzeichnung der allgemeinen Erfahrungsqualität des Dargestellten. Solche Charakterisierungen kommen an bestimmten Stellen der Erzählung, vor allem in Ankündigungs- und Ergebnissicherungspassagen⁴⁹, in Kommentierungen oder eingeschobenen Hintergrundkonstruktionen vor und geben Hinweise auf die Perspektive des Erlebens und die Haltung der Erzählerin zu einzelnen Erfahrungsstücken oder Passagen ihrer Biographie, aber auch hinsichtlich der übergeordneten Gesamtgestalt ihrer Lebensgeschichte (vgl. Schütze 1984, 108ff).

Diese allgemeine Ordnungsstruktur macht sich die soziologische Forscherin nun zunutze. Sie ist für sie - wie für den alltagskompetenten Zuhörer - der Schlüssel zur Interpretation des Erzählten. Die von der Erzählerin produzierte 'Gestalt' wird nicht zugunsten externer Gliederungskriterien zerstört. Sie kann im Gegenteil identifiziert und in ihrer konkreten, einmaligen 'Ausführung' (Performanz) durch die jeweilige Erzählerin (Einzelfallebene) analysiert werden. Das Konzept der kognitiven Figuren liefert somit die *allgemeinen* Kategorien zur Analyse der *konkreten* Erfahrungsaufschichtung und narrativen Rekapitulation eines Falles.

Die so konzipierte Analyse erfüllt damit die oben diskutierten methodologischen Prinzipien. Das Verhältnis von Theorie und Empirie folgt einer abduktiven Logik. Da sie auf höherem Abstraktionsniveau formuliert sind, bleiben die orientierenden theoretischen Konzepte *offen* für die Besonderheiten des Einzelfalles und für die Entdeckung 'neuer' Zusammenhänge im Gegenstandsbereich, die dann zu einer Veränderung oder Erweiterung der Ausgangskonzepte führen können. Beim Interpretationsvorgang selbst handelt es sich um ein *rekonstruktives* Vorgehen. Es knüpft an die Konstruktionsregeln der lebensgeschichtlichen Erzählung an und deckt die Gestalt des Erzähltextes auf. Durch das Prinzip der Sequentialität, das den konkreten Auswertungprozeß bestimmt (s.u.), trägt es dem Prozeßcharakter lebensgeschichtlicher Erzählungen Rechnung.

49 Z.B.: »Und dann passierte etwas ganz wichtiges ...« oder »Das war für mich damals alles ganz neu und aufregend«.

2.3 Erfahrungsaufschichtung und Deutungsmuster. Zur »Schichtung« des autobiographischen Gedächtnisses

Wie der Hinweis auf höherprädikative Aussagen bereits deutlich gemacht hat, bestehen erzählte Lebensgeschichten nicht nur aus explizit narrativen Rekapitulationen, sondern ebenso aus erlebnisferneren, beschreibenden oder theoretischen Aussagen, die in Erzählungen eingelagert sind oder aber, als selbständige Einheiten, einem anderen Kommunikationsschema der Sachverhaltsdarstellung (des Berichtens oder Argumentierens) angehören und z.T. anderen kognitiven Basisregeln folgen (vgl. Schütze 1984, 80; Kallmeyer und Schütze 1977). Von besonderem Interesse sind dabei theoretische Passagen, in denen der Erzähler zu sich selbst, seiner Beziehung zur Welt und zu seiner Biographie Stellung nimmt. Schütze spricht hier von »autobiographischer Thematisierung« (1984, 103; vgl. auch Riemann 1987, 59; Rosenthal 1987, 1995). Riemann und Rosenthal haben in ihren empirischen Analysen diese Darstellungsebene systematisch in die Auswertung einbezogen und mit den explizit narrativen Passagen kontrastiert.

Relevant ist dabei nicht nur die Differenzierung zwischen verschiedenen *Textsorten* im Hinblick auf die Auswertung⁵⁰, sondern auch die Frage, in welchem Verhältnis autobiographische Erinnerungen an konkrete Erlebnisse zu alltagstheoretischen Deutungen und autobiographischen Selbstinterpretationen stehen. Mit Bezug auf Alheits wissenstheoretisches Modell des *sozialen Gedächtnisses*⁵¹ lassen sich Erinnerungsschemata und Deutungsschemata unterscheiden.

»Erinnerungsschemata' sind individuelle und kollektive Wissensformen, deren Konstitutionskern die Ereignis- und Erlebnisebene darstellt. Zu den 'untersten' Erinnerungsschemata gehören zweifellos spontane (narrative) Rekapitulationen, also *Stegreiferzählungen* ... freilich auch Rekapitulationsformen ..., die sich auf der Stufe *beginnender Traditionsbildung* befinden, deren Ereignisbezug ... deutlich zurückgeht und die mit lebensweltlichem Deutungswissen angereichert werden. Schließlich gehören auch 'feste' *Traditionsbildungen* (ästhetische Stilisierung, Gattungsbildung etc.) zu den Erinnerungsschemata ...« (Alheit 1989, 140)

⁵⁰ Vgl. die Übersicht bei Rosenthal (1995, 240f).

⁵¹ Vgl. dazu bereits Halbwachs' Überlegungen (1967).

»Deutungsschemata« sind dagegen relativ selbständige, ereignisunabhängige Verarbeitungsformen sozialer Wirklichkeit (...). Dabei ist die *alltagsweltliche Deutungspraxis* noch vergleichsweise nah an den konkreten Handlungsorientierungen der Individuen. Es geht um 'Alltagstheorien', um klassen- und schichtspezifische Orientierungen, um Deutungsmuster, ... die von subkulturellen und milieuspezifischen Erfahrungen geprägt sind. Darüber liegen *organisierte Deutungssysteme* ... Schließlich gehören *institutionalisierte Deutungssysteme* in diesen Zusammenhang ..., das Rechtssystem, das Bildungssystem, die Wissenschaften, die Religionen.« (ebd., 142)

Im ('gelungenen') narrativen Interview werden in erster Linie Erinnerungsschemata aktiviert. Neben Stegreiferzählungen, also spontan erzählten Geschichten, die von der Erzählerin u.U. zum ersten Mal überhaupt narrativ dargestellt werden, kommen auch Geschichten vor, die bereits mehrfach erzählt worden sind und eine 'geschliffenere' Form besitzen (beginnende, evtl. feste Traditionsbildung). Daneben werden jedoch Deutungssysteme wirksam, vor allem in autobiographischen Kommentaren, Bilanzierungen, Evaluationen und 'Moralen' am Ende von biographischen Abschnitten, an wichtigen Wendepunkten oder Lebensereignissen. Durch die Verankerung in unterschiedlichen Wirklichkeitsbereichen - einmal in konkreten Ereignissen und Erfahrungen, zum anderen in erfahrungsabgehobenen Deutungssystemen - existiert in jeder lebensgeschichtlichen Erzählung eine Spannung zwischen narrativen und »transnarrativen« Passagen (vgl. Alheit 1990a, 25ff; Alheit und Dausien 1990a). Inkonsistenzen und Widersprüche in narrativen Interviews sind somit keine 'Fehlleistung' des erzählenden Subjekts, sondern regelhaft zu erwarten.

Für die Auswertung heißt das konkret, daß zwischen verschiedenen 'Darstellungsebenen' zu differenzieren ist: zwischen narrativen Passagen, in denen eine Erzählerin darstellt, was sie (oder ggf. ein anderer Ereignisträger) erlebt hat, und der theoretischen Haltung, die sie zu diesen Erlebnissen, zu sich selbst und ihrer Biographie einnimmt. Letztere drückt sich in der Erzählperspektive aus, vor allem in transnarrativen Passagen, in denen die Erzählerin explizit deutend, erklärend, argumentierend, kurz: theoretisch Stellung nimmt. Inkonsistenzen und Widersprüche in lebensgeschichtlichen Erzählungen müssen deshalb mit Bezug auf die jeweiligen Erinnerungs- und Deutungsschemata und auf die damit verbundenen

Kommunikationsschemata (Erzählen, Berichten, Argumentieren) interpretiert werden.⁵²

2.4 Autobiographische Binnensicht und sozialer Raum

Die Zusammensetzung von Erinnerungsschemata und Deutungsschemata läßt sich als strukturiertes, »geschichtetes« Wissensprofil interpretieren (vgl. Alheit 1989, 142ff). Wie die biographischen Erfahrungen selbst nur in konkreten sozialen Kontexten gemacht werden, sind auch diese »Wissensprofile« nicht universell, sondern abhängig vom sozialen Raum, in dem sie kollektiv hervorgebracht und reproduziert werden. Alheit unterscheidet ein »herrschende(s) Wissensprofil«, das »einen *Deutungsüberhang* und einen äußerst eingeschränkten Erfahrungs- und Handlungsbezug« hat, und »mehr oder minder habitualisierte und sedierte 'Gegenwissensprofile'« (ebd., 144), die sich in gesellschaftlichen Subkulturen und spezifischen sozialen Milieus entwickeln (z.B. traditionelles Arbeitermilieu, ethnische oder soziokulturelle Subkulturen). Solche Formen sozialen Gegenwissens bewegen sich in der Regel auf der Ebene alltagstheoretischer Deutungssysteme und sind »ereignis- und aktionsnah«. Sie sind relativ eng an konkrete soziale Räume, an unmittelbar geteilte und/oder tradierte Erfahrungen und Ereignisse gebunden. Als gesellschaftliches Gegenwissen sind sie kaum organisiert oder institutionalisiert, sondern weisen einen *Erfahrungsüberhang* auf (vgl. ebd., 145).

Für die vorliegende Studie sind diese Überlegungen nicht nur deshalb relevant, weil sie teilweise am gleichen empirischen Material entwickelt wurden.⁵³ Die sozialräumliche Positionierung der befragten Erzählerinnen läßt vielmehr Elemente eines derartigen Gegenwissens vermuten. Es ist davon auszugehen, daß die Frauen im

52 Dies heißt keinesfalls, daß alle nicht-narrativen Textpassagen ausgesondert oder gar als weniger 'authentisch' behandelt werden dürfen. Für die Interpretation der Binnensicht ist es aber nicht unerheblich, die verschiedenen 'Schichten' des Gedächtnisses bzw. der Darstellung zu berücksichtigen.

53 Die Untersuchungen von Alheit und MitarbeiterInnen zielen besonders auf verschiedene Milieus der Arbeiterschaft (traditionelles und traditionsloses Arbeitermilieu, proletarische Jugendsubkulturen, proletarische und kleinbürgerliche Milieus in der ehemaligen DDR; vgl. Alheit und Dausien 1985, 1990a; Alheit und Glaß 1986; Alheit und Reif 1988; Alheit und Mühlberg 1990). Die Frage nach geschlechtsspezifischen 'Subkulturen' wurde in diesem Kontext bislang jedoch nicht systematisch untersucht.

Laufe ihrer Biographie mit kollektiven klassen- und geschlechtsspezifischen Erinnerungs- und Deutungsschemata in Berührung gekommen sind. Und es wäre interessant zu fragen, welche Rolle derartige Wissens Elemente, aber auch hegemoniale Deutungsmuster in den autobiographischen Thematisierungen und Alltagstheorien der Erzählerinnen spielen. Das Auffinden kollektiver 'frauenspezifischer' Erinnerungs- oder Deutungsbestandteile könnte eine mögliche Antwort auf die Frage nach der Besonderheit 'weiblicher' Lebensgeschichten sein. Eine spezielle Aufmerksamkeit für derartige empirische Hinweise erscheint schon deshalb geboten, weil - wie oben ausgeführt - herrschende 'normalbiographische' Deutungsschemata am Modell des 'Berufs- und Karriere-Mannes' orientiert sind.

So interessant das Problem der sozialen Konstitution von Biographien auch ist, es kann in der vorliegenden Studie nicht ausführlich behandelt werden. Hier geht es primär um den *Konstruktionsaspekt* von Biographien. Andererseits hat die gesamte bisherige Diskussion gezeigt, daß Konstruktion und Konstitution nicht zu trennen sind.

Welche konkreten Erfahrungen ich mache, welche 'biographischen Vorbilder' ich habe und welche 'Lebensregeln' mir mitgegeben werden; welche Möglichkeiten mir offenstehen und welche Ressourcen mir verfügbar sind, sie auszuschöpfen oder sogar zu überschreiten; wie ich mein Leben plane und was ich nicht für planbar halte, welche Ziele ich mir stecke und wie ich mit konkreten Chancen und Hindernissen umgehe - all dies ist entscheidend geprägt durch das soziale Milieu, in dem sich meine Biographie entwickelt. Prägend sind dabei nicht 'die Klassenlage' oder 'das Geschlecht' als solche, sondern die soziale Welt in Reichweite⁵⁴, die konkrete Familie, in der ich aufwache, die Begegnung mit konkreten Menschen und Bedingungen, z.B. in der Schulzeit, während der Ausbildung, im persönlichen Bereich; die kontingenten Möglichkeiten, die mir geboten werden, die Entscheidungen, die ich im Laufe meiner Biographie treffe (oder die für mich getroffen werden) und meine nachfolgenden Möglichkeiten beeinflussen, Wege eröffnen oder andere

54 Vgl. Schütz und Luckmann 1979.

verschließen. Kurz das konkrete gelebte und ungelebte Leben ist immer auch eine Bewegung in einem *konkreten sozialen Raum*.⁵⁵

Die Bedeutung dieser Dimension von Biographie soll hier nicht theoretisch diskutiert werden. Sie ist im übrigen auch nicht primär durch theoretische Überlegungen in das Konzept der vorliegenden Arbeit aufgenommen worden, sondern durch Beobachtungen am empirischen Material. Dabei spielten nicht nur die unterschiedlichen proletarischen Milieus, aus denen die ErzählerInnen stammen, eine Rolle, sondern auch erste Hinweise auf geschlechtsspezifische Ausprägungen der subjektiven Bezugnahme auf den (näheren) sozialen Raum. Entsprechend der abduktiven Rahmenkonzeption des Forschungsdesigns wurde dieser Aspekt deshalb in die theoretisch-methodische Konzeption mit aufgenommen.

Exkurs: Zur Dimension der Sozialität in der Analyse biographischer Konstruktionen

Wenn wir eine biographische Erzählung rekonstruieren, bleiben wir häufig zu sehr auf die sich abzeichnende 'Figur' einer individuellen Entwicklungslinie fixiert und widmen der Beziehung zum sozialen Kontext nicht die gleiche Aufmerksamkeit. Der isolierte Blick auf die Einzelbiographie korreliert dabei mit einer weiteren problematischen Tendenz biographischer Analyse, nämlich der Neigung, das 'Faktische' des gelebten Lebens (bzw. dessen Rekapitulation) zu rekonstruieren und das 'ungelebte Leben', die nicht realisierten Möglichkeiten und Entscheidungen im sozialen Raum, die Potentialitäten und Verhinderungen außer acht zu lassen (vgl. Kap. 2, Teil 4 der vorliegenden Arbeit). Beide Tendenzen zusammengenommen erhöhen die Gefahr einer linearisierenden oder sogar kausalisierenden Interpretation von Biographien erheblich. Kritiker biographischer Forschung setzen nicht ohne Grund genau an dieser empfindlichen Stelle an.⁵⁶

Nun ist die biographische Perspektive auf der Ebene alltagsweltlicher Interpretation zweifellos durch diese Tendenzen geprägt: Im Mittelpunkt stehen das Ich des biographischen Erzählers und seine Geschichte. Erzählungen unterliegen schon aufgrund ihrer sequentiellen Organisation einem Prozeß der Linearisierung; aufgrund ihrer kommunikativen Eingebundenheit den Regeln der Ge-

55 Zur Theorie des sozialen Raums vgl. Bourdieu 1983, 1987; Alheit 1994. Die Konkretheit und Segmentiertheit der »Umwelten« sozialen Handelns ist ein zentraler Ausgangspunkt auch in Alexanders Argumentation (vgl. 1993, bes. 225f).

56 Vgl. hierzu Bourdieus (1990) Kritik an der Biographieforschung, die vor allem darauf abzielt, daß BiographieforscherInnen jene - der lebensgeschichtlichen Perspektive inhärente - Tendenz bloß reproduzieren, sie geradezu verdoppeln und verstärken, eine Biographie als stringente, kohärente, ja kausale und einzig folgerichtige Verknüpfung von Ereignissen zu begreifen. Vgl. auch Osterlands Vorwurf an die Biographieforschung, einer »retrospektiven Illusion« aufzusitzen (1983, 285). Zur kritischen Auseinandersetzung mit Bourdieus Argument vgl. Alheit 1990a, 229ff.

staltschließung, die immer auch Ausschließung, sprich: Selektivität bedeutet. Als subjektive Konstruktionsleistungen unterliegen sie zudem den psychologischen Gesetzen des Denkens und Erinnerns. Ihre identitätssichernde Funktion erfüllen sie gerade durch die Zentrierung auf das Ich und die »retrospektive Illusion«, so habe ich mein Leben gelebt oder gar gestaltet.⁵⁷ All diese und noch viele weitere Aspekte sind keine 'Verzerrungen', sondern integrale Bestandteile der biographischen Perspektive. Sie erst machen die Analyse biographischer Erzählungen so interessant.

Problematisch werden die genannten Tendenzen allerdings, wenn wir sie auf der Ebene der sekundären Interpretation, also in der wissenschaftlichen Analyse, *unreflektiert verdoppeln*. Bezogen auf unser Thema: wenn wir die Fokussierung auf das individuelle Ich des Biographieträgers verstärken, indem wir unser Augenmerk ganz auf die »Prozeßstrukturen des Lebensablaufs« richten und diese gewissermaßen aus einem undifferenzierten 'sozialen Umfeld' herausisolieren; wenn wir die sozialen Beziehungen, den näheren und weiteren sozialen Raum weniger berücksichtigen. Wie in der Erzählung selbst fungiert dieser dann auch in der Rekonstruktion durch die ForscherIn eher als Hintergrund, als Rahmen, innerhalb dessen sich das 'eigentliche', nämlich die individuelle biographische Entwicklung, abspielt und analysieren läßt. Dem ist nur gegenzusteuern, indem wir die vom Subjekt selbst hergestellten Verweise auf den sozialen Kontext in der Analyse voll ausschöpfen. Gerade wenn wir die Befunde aus der Frauenforschung ernstnehmen, daß Frauen sich in ihrem Selbstbild systematisch auf andere beziehen, sich gewissermaßen als Subjekt in einem sozialen Beziehungsnetz erleben, muß die empirische Analyse für diesen Aspekt sensibel sein.

In dem für die vorliegende Studie gewählten Kodierparadigma, dem Konzept der kognitiven Figuren, sind beide Aspekte enthalten: die individuelle Entwicklungslinie, akzentuiert im Konzept der »Prozeßstrukturen des Lebensablaufs« (zweite Figur), und das soziale Beziehungsnetz, in das die biographische Entwicklung gewissermaßen hineinverwoben ist. Der zweite Aspekt wird besonders in den beiden kognitiven Figuren der »Biographie- und Ereignisträger *nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehung*« und der »sozialen Rahmen« bzw. »Situationen, Lebensmilieus, soziale Welten« angesprochen (s.o.).

In der Auswertung der Interviews wird die sozialräumliche Dimension soweit berücksichtigt, als sie durch diese 'Figuren' der lebensgeschichtlichen Konstruktion erfaßt werden kann. Dabei ist zu erwarten, daß die Dimension des sozialen Raumes in erster Linie als *sozialer Nahbereich* dargestellt wird: als Netz konkreter Beziehungen

57 Vgl. dazu Bahrndt 1982; Rath 1988.

zu biographisch relevanten Personen (z.B. Eltern, Geschwister, Freunde, Kontrahenten, Kollegen) und als Darstellung konkreter sozialer Bewegungsräume («Lebensmilieus» wie z.B. Stadtteil, Schule oder Arbeitsplatz). Diese können von der Erzählerin explizit beschrieben oder u.U. theoretisch-argumentativ dargestellt werden. In jedem Fall tauchen sie aber auch 'implizit' in der narrativen Darstellung konkreter Ereignisse und Situationen auf, da diese nicht erzählt werden können, ohne daß - mehr oder weniger elaboriert, mehr oder weniger reflektiert - der soziale Rahmen eines jeden Ereignisses entfaltet wird.

Dokumentation des Forschungsprozesses

Nach diesen ausführlichen methodologischen Überlegungen sollen die einzelnen Schritte des Forschungsprozesses kurz beschrieben werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die vorliegende Studie mit Interviewmaterialien arbeitet, die in einem vorgängigen Kontext erhoben wurden.

1 Die empirische Basis. Erhebung und Dokumentation der Interviews

Daß narrative Interviews eine adäquate empirische Grundlage für die Fragestellung der vorliegenden Studie darstellten, muß nach den vorangegangenen Überlegungen zur methodologischen Bedeutung autobiographischer Stegreiferzählungen nicht mehr ausführlich begründet werden. Narrative Interviews sind geeignet, weil sie Raum geben, »die Relevanzgesichtspunkte der Forschungssubjekte bei weitgehender Zurücknahme des Forschereinflusses zur Geltung (zu) bringen« (vgl. Hoffmann-Riem 1980, 359), und den narrativen Rekapitulationsprozeß sowie die theoretisch-argumentativen Sichtweisen der Subjekte nach den eigenen Gestaltungsregeln des Erinnerns und Erzählens ablaufen lassen. Die theoretischen Zugriffsmöglichkeiten, die sich damit insbesondere im Hinblick auf die Prozeßhaftigkeit von Erfahrung und das Gewordensein subjektiver Perspektiven ergeben, sind ausführlich diskutiert worden. Im folgenden sollen lediglich ein paar knappe Angaben zur Datenerhebung gemacht werden.

Das ursprüngliche Sample, aus dem die Interviews für die Studie ausgewählt wurden, besteht aus achtzehn narrativen biographischen Interviews mit Frauen und Männern aus proletarischen Milieus. Die Interviews wurden in den Jahren 1981/82 nach dem von

Fritz Schütze entwickelten methodischen Konzept durchgeführt¹ und nach dem Prinzip des 'theoretischen Sampling' erhoben², um eine ausreichend große Varianz nicht nur einzelner soziologischer Kategorien (Generation, Geschlecht, betriebliche Arbeitserfahrung) zu erhalten, sondern vor allem um maximale Vergleiche hinsichtlich der lebensgeschichtlichen Verkettung von - für die Arbeiterexistenz typischen - (berufs)biographischen Bruchereignissen zu ermöglichen.

Im Hinblick auf die Männerbiographien wurden dabei zwei biographische 'Pfade' durch den sozialen Raum idealtypisch gegenübergestellt: einerseits der Übergang aus einem kleinbäuerlichen oder proletarischen Leben auf dem Lande in die Existenz als ('angelernter') Lohnarbeiter in der städtischen Großindustrie (traditionsloses Arbeitermilieu) und andererseits die Veränderung und allmähliche Auflösung eines vergleichsweise stabilen städtisch-proletarischen Lebenszusammenhangs (traditionelles Arbeitermilieu), die für einige Erzähler auch den Wechsel von der Tätigkeit als Industriearbeiter in andere Beschäftigungsformen (z.B. Angestellter im öffentlichen Dienst) bedeutet hatte (vgl. Alheit und Dausien 1985, 78). Durch die Erhebung biographischer Interviews mit Frauen wurde die theoretische Varianz um die typischen Bruch-Erfahrungen weiblicher Lohnarbeitsbiographien und um die Perspektive der Ehefrau und Familie ergänzt, »deren 'Schicksal' eng an die Widersprüche und Unsicherheiten der Lohnarbeiterexistenz des Mannes gekoppelt ist« (ebd.).

Die *Dauer* der Interviews, die z.T. über zwei Sitzungen erhoben wurden, variiert zwischen 35 Minuten und 8 Stunden. Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet und vollständig nach einem Verfahren der literarischen Umschrift transkribiert, das in Anlehnung an die »Halbinterpretativen Arbeitstranskriptionen« (vgl. Ehlich und Rehbein 1976) für den Projektzusammenhang ent-

1 Vgl. Schütze 1978, 1983; Alheit und Dausien 1990a, 86ff; Rosenthal 1987, 119-127; 1995, 186-207. Zur Durchführung der Interviews, ihrer Vor- und Nachbereitung sowie sonstige Angaben vgl. Alheit und Dausien 1985, 78f; 1990a, 82ff; Alheit et al. 1982, 1983. Die Interviews wurden im Rahmen des genannten Forschungsvorhabens »Soziale Biographien von Industriearbeitern...« erhoben. Der von Peter Alheit geleiteten Forschungsgruppe gehörten außer mir Helga Flörcken-Erdbrink, Christian Glaß, Angelika Heine und Norbert Reif an.

2 Zum 'theoretischen Sampling' vgl. Glaser und Strauss 1967, 45ff; genauere Angaben zum Bezugssample der vorliegenden Studie vgl. Alheit und Dausien 1985, 77f; 1990a, 83ff.

wickelt und seitdem weiterverwendet wird.³ Alle Personen- und Ortsnamen wurden zum Zweck der Anonymisierung verändert. Der Transkriptionsschlüssel ist am Ende des Buches abgedruckt (s. S. 613).

2 Eingrenzung des empirischen Gegenstandsbereichs und Auswahl der Interviews für die Fallstudien

Das zugrundegelegte methodologische Rahmenkonzept (s. Kap. 4) sieht vor, daß die Theoriekonstruktion über die vergleichende Interpretation von Einzelfällen⁴ erfolgt. Damit kommt der Auswahl der Einzelfälle und der Methode ihrer Bearbeitung ein hoher Stellenwert zu. Da die Studie jedoch als 'Sekundäranalyse' bereits vorliegender Materialien konzipiert ist, sind dem theoretischen Sampling, das als Prinzip weiterhin Gültigkeit behält, Grenzen gesetzt. Die Auswahl der Einzelfälle bleibt auf den Rahmen des ursprünglichen Samples beschränkt.

Die Qualität dieses Samples und die vorhandene Varianz der in den Interviews aufscheinenden biographischen Erfahrungen rechtfertigen jedoch, trotz dieser Restriktionen mit dem vorliegenden Material zu arbeiten. Die Interviews repräsentieren - jedes einzelne für sich - eine solche Komplexität biographischer Erfahrungen, daß ihre Auswertung nicht nur lohnenswert erscheint, sondern angenommen bereits eine riesige Datenmenge umfaßt⁵, auf deren Basis sich theoretische Aussagen entwickeln lassen. Zur Absicherung gegenstandsbezogener Hypothesen ist es allerdings erforderlich, die Grenzen des empirischen Gegenstandsbereichs näher zu bestimmen.

3 Das Verfahren entspricht etwa dem Genauigkeitsgrad der üblichen Transkriptionssysteme für narrative Interviews (vgl. z.B. Rosenthal 1995, 239; Riemann 1987) und zeichnet sich durch die weitgehende Vermeidung von Sonderzeichen und eine gute Lesbarkeit aus (genauere Angaben in Alheit und Dausien 1985, 80; 1990a, 94f).

4 Auf die Methodologie des Einzelfalls ist in der vorliegenden Arbeit nicht näher eingegangen worden, da sie an anderer Stelle mit Bezug auf das konkrete Forschungsmaterial ausführlich diskutiert wird (vgl. Alheit und Dausien 1985, 80f; 1990a; Alheit 1990a, 113-124; 1992a, 17ff; grundlegend noch einmal Lewin 1981).

5 Dies wird, auch für LeserInnen, die mit qualitativer Forschung wenig vertraut sind, plausibel, wenn man zur Abschätzung der Datenbasis nicht die Zahl der Interviews, sondern die in einem Interview akkumulierten und interpretierten 'accounts' ins Auge faßt.

Zunächst waren zwei 'Eckdaten' für das theoretische Sampling durch die Fragestellung und das vorhandene Interviewmaterial bereits festgelegt: das Geschlecht und die sozialräumliche Positionierung. Dazu wurde ein drittes Kriterium zur Eingrenzung des Gegenstandsbereichs herangezogen, das sich aufgrund der theoretischen Vorstudien als relevant erwiesen hatte: die doppelte Vergesellschaftung. Für die vorliegende Analyse wurden nur Interviewpartnerinnen ausgewählt, deren Biographien konkret durch die Doppelperspektive Beruf und Familie bestimmt waren⁶: Frauen die verheiratet sind, Kinder haben und über Erfahrungen mit eigener Erwerbsarbeit verfügen. Angesichts der geringen Fallzahl schien eine solche Homogenität des Samples geboten, um minimale Vergleiche überhaupt möglich zu machen.⁷ Innerhalb des so definierten empirischen Bereichs sollte jedoch eine möglichst große Varianz biographischer Erfahrungen erfaßt werden (maximale Vergleiche).

Die Auswahl der Fälle folgte - wie die ursprüngliche Zusammenstellung des Interviewmaterials - dem Prinzip des theoretischen Sampling und verlief im konkreten Forschungsprozeß teilweise mit der Auswertung parallel: Die Interpretation eines Falles und die daran gewonnenen theoretischen Kategorien leiteten die Auswahl des jeweils nächsten zu interpretierenden Falles an. Insgesamt wurden vier kontrastierende Interviews mit Frauen ausgewählt und den unten dargestellten Analyseschritten unterzogen.

Die Merkmale, die zur Kontrastierung und Auswahl der Fälle geführt haben, beziehen sich (a) auf die strukturierende Bedeutung von Familie und Beruf in den Biographien. Darüber hinaus kristallisierte sich im Laufe der Auswertung eine zweite Vergleichsdimension heraus, die für die weiteren Fallstudien und die spätere Theoriekonstruktion entscheidend wurde: (b) die Bedeutung der sozialen

6 Prinzipiell ist die Lage aller Frauen in unserer Gesellschaft durch die doppelte Vergesellschaftung gekennzeichnet. Es geht in der vorliegenden Analyse aber nicht um die Analyse des strukturellen Aspekts, sondern um die konkrete Erfassung dieser Bedingung 'durch die Sichtweise der Subjekte hindurch'.

7 Damit wurden denkbare, aber durch das vorliegende Material nicht in ausreichendem Maße verfügbare maximale Vergleiche ausgeschlossen: zu nicht verheirateten und/oder kinderlosen Frauen sowie - äußerst untypisch für proletarische Lebenslagen - zu Frauen, die keinerlei Erwerbsarbeitserfahrungen haben. Angesichts der Breite der Fragestellung erscheint eine Begrenzung auf einen bestimmten Ausschnitt weiblicher Lebenswirklichkeit jedoch auch unabhängig von der konkreten Materiallage geboten. Der Vergleich zu anderen biographischen oder sozialräumlichen Positionierungen von Frauen müßte durch weitergehende Studien erfolgen.

Beziehungen, insbesondere der *Beziehung zum Lebenspartner* für die Konstruktion der autobiographischen Perspektive. Die empirische Evidenz dieser Dimension in einer ersten Fallstudie⁸ veranlaßte mich zur systematischen Einbeziehung der Partnerinterviews als unmittelbare Vergleichsmöglichkeit hinsichtlich des Beziehungsaspekts. Vor diesem Hintergrund läßt sich die Auswahl der Fälle gewissermaßen in ein 'Primärsample' von vier biographischen Interviews mit Frauen und ein 'Vergleichssample' mit den Interviews der männlichen Partner differenzieren.

3 Die Auswertungsschritte im einzelnen

3.1 *Formale Textanalyse und Verlaufsprotokoll; biographische Kurzbeschreibung*

In einem ersten Auswertungsschritt sind alle Interviews einer textstrukturellen Analyse unterzogen worden. Dabei wurden (a) die formalen Strukturelemente (suprasegmentale, segmentale und subsegmentale Gliederung, Textsorte⁹ usw.) und (b) der thematische Verlauf der biographischen Haupterzählung¹⁰ identifiziert und miteinander in Beziehung gesetzt, so daß am Ende die segmentierte hierarchische Struktur des Textes dargestellt werden konnte. Grundlage für diese sehr feingliedrige erzählstrukturelle Analyse sind die von Schütze beschriebenen Aspekte des narrativen (und argumentativen) Darstellungsverfahrens¹¹, die hier nicht mehr erläutert werden müssen.

Als Ergebnis dieses Auswertungsschrittes wurde für jedes Interview ein *Verlaufsprotokoll* angefertigt, das den thematischen Verlauf und die formale Binnenstruktur des Interviews festhält und darüber hinaus Raum für erste Interpretationsideen bietet (erstes offenes Kodieren). Das Instrument des Verlaufsprotokolls hat die Funktion, die jeweilige Struktur eines Interviews sichtbar zu machen und damit

8 Vgl. Dausien 1992, sowie Kap. 6 der vorliegenden Studie.

9 Die drei Hauptkategorien von Texten sind Erzählung, Beschreibung und Argumentation (vgl. Kallmeyer und Schütze 1976, Rosenthal 1995, 240f).

10 Die Nachfrageteile eines Interviews wurden dabei in der Regel gröber segmentiert.

11 Vgl. Schütze 1984, bes. S. 112f, hier vor allem die Auswertungsschritte a-f.

eine Basis für die weiteren Auswertungsschritte zu liefern (vgl. Alheit und Dausien 1990a, 96ff).

Darüber hinaus ermöglichte es im vorliegenden Fall die vergleichende Einbeziehung der Interviews mit den Ehepartnern in einer Weise, in der einerseits nur ausgewählte Textpassagen untersucht wurden, in der aber andererseits der Prozeßcharakter und die Gesamtgestalt dieser Erzählungen dennoch berücksichtigt werden konnten. Konkret: Aus ökonomischen Gründen wurden die Männerinterviews nicht vollständig strukturell beschrieben, sondern - auf der Basis der Verlaufsprotokolle, die für jedes Interview erarbeitet wurden - ausschnittshaft interpretiert. Dieser Schritt entspricht in gewisser Weise dem selektiven Kodieren bei Glaser und Strauss. Selektion meint dabei keinesfalls die methodisch nicht vertretbare Auswahl 'passender' Belegstellen, sondern die abduktionslogisch begründete, gezielte Analyse eines Interviews im Hinblick auf eine ausgewählte Interpretationsdimension, im vorliegenden Fall die Dimension der sozialen Beziehungen, die in der Analyse der Fraueninterviews bedeutsam geworden war. Die Verlaufsprotokolle ermöglichen somit eine Kontrolle dieses Selektionsvorgangs nicht nur im Forschungsprozeß selbst, sondern, sofern sie dokumentiert werden, auch für Außenstehende.¹²

Anhand des Verlaufsprotokolls und des Interviews wird außerdem für jeden Einzelfall der biographische Ablauf in chronologischer Folge rekonstruiert. Ergebnis ist eine kurze, aber prägnante schriftliche Zusammenfassung des biographischen Verlaufs, wobei die Perspektive des Erzählers bzw. der Erzählerin, seine/ihre Bewertungen von Ereignissen, Handlungen, Plänen berücksichtigt werden müssen. Die so verfaßten *biographischen Kurzbeschreibungen* haben vor allem die Funktion, Außenstehenden einen schnellen Überblick über den biographischen Verlauf eines jeden Falles zu verschaffen, sie dienen

12 Um die Anonymität der Erzählerinnen und Erzähler zu schützen, werden die Verlaufsprotokolle der untersuchten Interviews in der vorliegenden Publikation, deren Kreis von Rezipienten nicht kontrollierbar ist, nicht dokumentiert. Trotz Anonymisierung der Orts- und Personennamen enthalten sie, aufgrund ihrer Differenziertheit, so viele Details, daß eine Dekodierung deutlich erleichtert würde. An methodischen Fragen interessierten LeserInnen kann ggf. nach persönlicher Absprache mit der Autorin Einsicht in die Forschungsmaterialien (Dausien 1994c) gegeben werden.

aber auch im Interpretationsprozeß zur rascheren Orientierung über den Ablauf einer Biographie.

3.2 Strukturelle Beschreibung

Auf der Basis der bisherigen Analyse folgt als nächster Schritt das eigentliche Kernstück der Einzelfallanalyse: die »inhaltlich-strukturelle Beschreibung« der autobiographischen Haupterzählung eines Interviews. Bei diesem von Fritz Schütze für die Auswertung narrativer Interviews vorgeschlagenen Interpretationsverfahren¹³ geht es um eine detaillierte Line-by-line-Interpretation mit dem Ziel, die biographischen Ereignisse in ihrer dargestellten Verkettung¹⁴ und die (sich verändernde) Haltung der Erzählerin zu diesen Ereignissen, ihrer Lebensgeschichte und zu sich selbst herauszuarbeiten. Der Interpretationsvorgang verläuft dabei Zeile für Zeile und Segment für Segment durch das gesamte Interview.

Das analytische Instrumentarium sind die oben diskutierten 'kognitiven Figuren' (Biographieträger, Prozeßstrukturen, soziale Rahmen und Gesamtgestalt der Lebensgeschichte) und die damit verbundenen Differenzierungsmöglichkeiten. Um es noch einmal festzuhalten: Diese Kategorien entstammen dem Kodierparadigma und kennzeichnen somit einen spezifischen 'Blickwinkel' der Forscherin, aus dem heraus das empirische Material analysiert wird. Sie geben *keine inhaltlichen* Interpretationen für das konkrete empirische Feld vor. Und sie beanspruchen nicht, die einzig sinnvollen oder gar erschöpfenden Interpretationsmöglichkeiten zu sein. Im Verlauf des Auswertungsprozesses können Entscheidungen für bestimmte Schwerpunkte der Analyse getroffen werden, wie z.B. im vorliegenden Fall die besondere Beachtung der dritten kognitiven Figur (sozialer Rahmen).

Grundlage für die strukturelle Beschreibung sind die dargestellten *inhaltlichen* Ereignisabfolgen sowie die bereits rekonstruierte *formale Struktur* des Interviews. Beide Aspekte werden bei der Inter-

13 Vgl. Schütze 1983, 1984; Riemann 1987; Alheit und Glaß 1986, 53-172.

14 Daß dies bereits eine sehr komplexe Aufgabe ist, wird deutlich, wenn man berücksichtigt, daß ein Ereignis in der Regel unter verschiedenen Perspektiven analysiert werden muß. Dabei sind die verschiedenen in der Erzählung enthaltenen Perspektiven der Erzählerin bzw. anderer in der Erzählung dargestellter Personen zu differenzieren (vgl. Riemann 1987, 57).

pretation jeweils für sich und in ihrem Zusammenhang berücksichtigt. So können Hypothesen (z.B. über die Haltung der Biographieträgerin zu einer spezifischen Ereigniskonstellation) nicht nur an den dargestellten Inhalten festgemacht werden, sondern auch an Merkmalen der narrativen Struktur und der sprachlichen Gestalt.

Trotz des Namens handelt es sich bei der strukturellen Beschreibung also keineswegs um eine einfache Deskription im Sinne einer Paraphrasierung, sondern um eine voraussetzungsvolle 'rekonstruktive Beschreibung' bzw. die Beschreibung einer theoretisch begründeten Rekonstruktion der narrativen und (alltags)theoretischen Konstruktionen des befragten Subjekts.¹⁵ Die Datenebene wird theoretisch aufgebrochen und konzeptualisiert (s.o.). Dieser sehr komplexe Interpretationsprozeß¹⁶ wird schließlich in einer zusammenhängenden schriftlichen Form, eben der 'strukturellen Beschreibung', festgehalten. Die Gliederung dieses Interpretationstextes entspricht der suprasegmentalen und segmentalen Struktur des Interviewtextes.

Die strukturelle Beschreibung faßt jedoch nicht nur die Ergebnisse der Interpretation zusammen, sondern dokumentiert in wesentlichen Zügen den Prozeß der Interpretation selbst.¹⁷ Dabei soll die

15 Zur Logik fallrekonstruktiver Verfahren allgemein vgl. Hildenbrand 1991.

16 Grundsätzlich ist bei einem interpretativen Verfahren wie dem hier angewandten eine Arbeit in der Gruppe erforderlich, nicht nur um Einseitigkeiten und blinde Flecken zu kontrollieren, die bei jedem Interpretieren unvermeidbar sind, sondern auch, um die mühsame und zeithesche Arbeit an kleinflächigen Phänomenen, die durchaus zu Motivationskrisen und Selbstzweifeln beim einzelnen Forscher führen kann (vgl. Riemann 1987, 57), durch den Austausch in der Gruppe zu unterstützen. Wie in so vielen Eine-Frau-Projekten stand jedoch auch in meinem Forschungsprozeß die ökonomische Realität den inhaltlichen Erfordernissen entgegen. Meine Interpretationen sind weitgehend alleine am Schreibtisch entstanden, wobei ich mich jedoch nie wirklich 'alleine', sondern immer im Dialog mit den Erzählerinnen und Erzählern gefühlt habe.

Abgesehen davon konnte ich meine Interpretationen in einigen Fällen durch gemeinsame Arbeitssitzungen mit meinen Kollegen Andreas Hanses, Werner Mauch und Antonius Scheuermann kontrollieren, die mit der gleichen Methode arbeiteten. In einer Art kollegialer Supervision haben wir fertige Interpretationen zur Diskussion gestellt, gemeinsame Interpretationssitzungen zu ausgewählten Kernstellen eines Interviews oder zur ersten interpretativen Annäherung an ein Interview (offenes Kodieren) durchgeführt. Für mich boten die männlichen Kollegen, die sich weder mit feministischen Perspektiven noch mit Frauenforschung beschäftigt hatten, darüber hinaus die Möglichkeit, die Plausibilität meiner Interpretationen, mögliche Überinterpretationen oder undurchschaute Identifikationen mit den interviewten Frauen zu reflektieren.

17 Dies bedeutet, daß u.U. auch Fragen, Lesarten und Hypothesen, die später verworfen werden, usw. in die schriftliche Endfassung der Interpretation mit aufgenommen werden, wenn sie für den Gang der Interpretation wichtig sind.

Verankerung wichtiger Interpretationsschritte im Erzähltext deutlich werden. Konkret: die 'Kodierung' bestimmter Ereignisse mit bestimmten Kategorien, die Formulierung von Hypothesen oder die Entscheidung für eine Interpretation in Auseinandersetzung mit 'Gegenlesarten' muß für Außenstehende expliziert und durch Hinweise auf den Originaltext nachvollziehbar sein. Aus diesem Grund wird zu jedem 'line-by-line' interpretierten Segment der entsprechende Ausschnitt des Originaltranskripts vorangestellt.¹⁸

In der strukturellen Beschreibung werden nicht nur 'kleinflächige' Phänomene in ihrem erzählkommunikativen und biographischen Kontext analysiert, sondern auch übergreifende biographische Erfahrungs- und Ereignismuster in ihrer lebensgeschichtlichen Aufschichtung herausgearbeitet. Diese werden der Übersichtlichkeit halber am Ende jedes Suprasegments in 'kondensierter' Form zusammengefaßt.

3.3 Analytische Abstraktion (Einzelfallebene)

Im nächsten Schritt, der analytischen Abstraktion, geht es - abweichend von Schütze und Riemann - nicht um eine biographische »Gesamtformung«, in der die lebensgeschichtliche Abfolge der Prozeßstrukturen expliziert wird.¹⁹ Stattdessen sollen übergreifende Dimensionen der biographischen Erfahrungsaufschichtung herausgearbeitet werden, die noch im konkreten Fall verankert sind (fallspezifische Hypothesen), zugleich aber über ihn hinausweisen und als

18 Die Dokumentation der Interviewtexte hat noch einen weiteren Sinn. Wie bereits gesagt, geht es bei einer strukturellen Beschreibung nicht um die deskriptive Verdoppelung des empirischen Materials. Nicht alle im Text enthaltenen Aspekte werden explizit 'reformuliert', auch wenn sie als Bedeutungskontext in die Interpretation eingehen. Da das Bezugsmaterial für die Interpretation immer das Originaltranskript ist, bleibt dieses ergänzender Bestandteil der Interpretation. Durch dieses Prinzip der »dokumentierenden Interpretation« (vgl. Alheit und Dausien 1985, 122f) bleiben »die Komplexität und Differenziertheit der erzählten Lebensgeschichten auf der Stufe der ... Einzelfallanalysen noch weitgehend repräsentiert« (ebd., 122). Der Außenstehende hat damit prinzipiell die Möglichkeit, aus der gleichen Materialfülle wie die Forscherin zu eigenen Interpretationen zu gelangen bzw. die angebotenen Interpretationen zu überprüfen.

19 Vgl. dazu Schütze 1984; Riemann (1987, 58f). In der vorliegenden Fallstudie ist der von den Autoren gemeinte Analyseschritt teilweise durch die Zusammenfassungen am Ende jedes Suprasegments ersetzt worden. Ein Zusammenlesen dieser Abschnitte würde alle wesentlichen Informationen zur biographischen Gesamtformung integrieren.

Vergleichsdimensionen für die Analyse weiterer Fälle herangezogen werden können.

Die analytische Abstraktion stützt sich auf die jeweils vorliegende strukturelle Beschreibung, insbesondere auf die dort formulierten Hypothesen und Zusammenfassungen am Ende suprasegmentaler Abschnitte. In der Begrifflichkeit der Grounded Theory handelt es sich bereits auf der Ebene der strukturellen Beschreibung um eine zunehmend 'axiale' Verdichtung der im Verlauf des (offenen) Kodierens gewonnenen Kategorien und um die Ausarbeitung der Beziehungen zwischen ihnen. Am Ende wird mit dem Schritt der analytischen Abstraktion - zunächst auf der Ebene des Einzelfalls - ein Hypothesengerüst formuliert, das als Baustein bzw. vorläufiger Entwurf für die Struktur der angezielten gegenstandsbezogenen Theorie fungiert.

Wie bei jeder Abstraktion sind damit Selektions- und Entscheidungsprozesse verbunden. In der Zusammenfassung eines Falles können - trotz Bezugnahme auf die vorgängige strukturelle Beschreibung und das Kodierparadigma - durchaus verschiedene Interpretationsschwerpunkte gesetzt werden. Bei der Entscheidung für eine oder mehrere 'Kernkategorien' oder Dimensionen auf höherem Abstraktionsniveau werden deshalb auch die zu Beginn der empirischen Studie formulierten Fragestellungen und sensibilisierenden Konzepte noch einmal herangezogen (s. Kap. 3, Teil 3).

3.4 *Vergleichende Analysen und Formulierung gegenstandsbezogener Hypothesen*

Die bislang genannten Arbeitsschritte werden sukzessive bei allen Fällen durchgeführt, die in einem mehrstufigen Prozeß aufeinander bezogen und miteinander verglichen werden. Die auf der Ebene der analytischen Abstraktion entwickelten - zunächst noch fallspezifischen - 'Kernkategorien' (um in der Sprache der Grounded Theory zu bleiben) werden in einem weiteren Abstraktionsprozeß zu einer oder mehreren *Dimensionen* verdichtet, die geeignet sind, die empirischen Beobachtungen möglichst prägnant und vollständig zu 'organisieren'. Eine vorläufige Formulierung dieser Dimensionen erfolgt bereits im Rahmen der ersten Fallstudie und wird in der vergleichenden Interpretation der weiteren Fälle sukzessive modifiziert

und differenziert und im Hinblick auf eine Theorie mittlerer Reichweite ausgearbeitet.²⁰

Die nähere Beschreibung der zwei bzw. drei Dimensionen, die in der vorliegenden Studie herausgearbeitet worden sind, erfolgt im Anschluß an die als 'Ankerfall' präsentierte Fallstudie, mit Bezug auf das darin entfaltete Material (vgl. Kap. 6, Teil 4 und 6). An dieser Stelle soll lediglich kurz auf ihren erkenntnislogischen Status eingegangen werden.

Bei den vorgeschlagenen Dimensionen handelt es sich nicht um 'Eigenschaften' weiblicher Biographien, sondern um Möglichkeiten der (wissenschaftlichen) Betrachtung und Analyse, um (Re-)Konstruktionen 'zweiter Ordnung', die allerdings den Anspruch erheben, an die lebensweltlichen Konstruktionen der empirischen Subjekte (Konstruktionen erster Ordnung) anzuknüpfen und sie gehaltvoll zu reformulieren (s.o., Kap 4, Teil 1.2). Die vorgeschlagene Hypothesenstruktur über die Dimensionen, ihre Unterkategorien und ihre Beziehungen zueinander leistet somit zwar nicht die einzig denkbare Organisation der empirischen Befunde, aber sie ist auch nicht beliebig. Sie beansprucht, alle wichtigen, in der empirischen Detailanalyse herausgearbeiteten Interpretationen auf allgemeinerer Ebene zu integrieren.

Das Verhältnis zwischen diesem theoretischen 'Gerüst' und der Empirie ist somit abduktiv. Die Hypothesenstruktur ist auf der Basis der konkreten Fälle erarbeitet worden, aber sie formuliert, gewissermaßen auf einer Metaebene, die abstrakteren Dimensionen und Kategorien, die 'Grammatik', deren empirische Realität wiederum nur auf der Ebene individueller Biographien in ihrer Einmaligkeit und Konkretheit stattfindet ('Performanz'), nur 'durch den Einzelfall hindurch' wissenschaftlich greifbar ist. Mit anderen Worten, die Dimensionen und Kategorien sind so konzipiert, daß sie prinzipiell auf jede (weibliche) Biographie anwendbar sind, in jedem Einzelfall jedoch eine konkrete, zu anderen Fällen u.U. hochdifferente 'Ausprägung' zulassen und signifikant beschreibbar machen.²¹ Ziel ist also

20 Dieser Prozeß wird durch die Darstellungsstruktur des empirischen Teils in Grundzügen 'nachgestellt', so daß das Prinzip der Theoriebildung für die LeserIn transparent wird (zum Problem der Darstellung s. Teil 4).

21 Vgl. hierzug die Konzeption von 'allgemeingültigen Gesetzmäßigkeiten' und 'Typik' in der Psychologie (bzw. Subjektwissenschaft) von Kurt Lewin (1981; vgl. auch Bude 1984; Alheit und Dausien 1985, 67ff; Alheit 1990a, 113ff).

nicht eine Typologie von Frauenbiographien, der einzelne Lebensgeschichten, Gruppen von Frauen oder auch nur Erfahrungselemente distinktiv zugeordnet werden könnten. Die hypothetisch formulierten Dimensionen sollen vielmehr ein begrifflich-kategoriales Instrumentarium bereitstellen, mit dem grundsätzlich jede Lebensgeschichte analysiert und in ihren 'typischen' Aspekten begriffen werden kann.

4 Das Problem der Darstellung

Es ist leicht vorstellbar, daß ein Verfahren mit derart weitgehenden Ansprüchen an Explikation und Transparenz zu einem so umfangreichen Interpretationstext führt, daß dieser vom Leser kaum noch zu verarbeiten ist und somit das formulierte Anliegen konterkariert wird. Dies gilt insbesondere für den Analyseschritt der strukturellen Beschreibung. Im Rahmen einer geschlossenen Darstellung wie der vorliegenden können nicht alle interpretierten Fälle als vollständige strukturelle Beschreibungen präsentiert werden. Damit stellt sich das Problem der Reduktion und der Darstellung. Eine denkbare Lösungsmöglichkeit bestünde darin, alle infragestehenden Fälle in komprimierter Form oberhalb der eigentlichen Daten- und Interpretationsebene darzustellen, also eine Art 'zusammengefaßter struktureller Beschreibung' für jeden Fall zu präsentieren. Dies ginge jedoch auf Kosten der Glaubwürdigkeit und Transparenz des Interpretationsprozesses. In der vorliegenden Arbeit ist deshalb ein anderer Weg gewählt worden.

An den Anfang des empirischen Teils wird eine ausführliche Fallstudie gestellt, die gewissermaßen als *Ankerfall* für die in nachfolgenden Vergleichen entwickelten Hypothesen fungiert. Die Interpretation dieses Falles wird vollständig dokumentiert (strukturelle Beschreibung und analytische Abstraktion), um das methodische Vorgehen und die Verankerung der an diesem Fall gewonnen Hypothesen im empirischen Material transparent zu machen.

Die Auswahl der Fallstudie *Heike Witte* erfolgte auf Basis der Analyse aller Fälle, von denen - inhaltlich gesehen - jeder die gleiche Funktion hätte erfüllen können. Entscheidend für die Auswahl waren jedoch vor allem darstellungsstrategische Gründe. An der Le-

bensgeschichte von Frau Witte lassen sich besonders prägnant einige zentrale Dimensionen²² biographischer Konstruktion aufzeigen, die in einem zweiten Schritt mit den anderen Fällen in Beziehung gesetzt werden. In diesem mehrschichtigen Vergleichsprozess können die individuellen 'Varianzen' dieser Dimensionen verdeutlicht werden. Dabei werden die anderen Fälle nicht mit der gleichen Ausführlichkeit präsentiert, sondern in einer analytisch akzentuierten und konzentrierten Form. Orientierend sind dabei der Bezug auf die herausgearbeiteten Dimensionen und die Quervergleiche zu den übrigen Lebensgeschichten. Das so entstehende Netz wechselseitiger Bezüge und Vergleiche bildet die Basis für die abschließende Formulierung einer empirisch fundierten Theorie.

22 An dieser Stelle sei noch einmal ausdrücklich auf den Unterschied zwischen Forschungslogik und Darstellungslogik hingewiesen. Anders als die Darstellung es nahelegt, basiert die Entscheidung für Kernkategorien nicht allein auf der einen präsentierten strukturellen Beschreibung, sondern auf allen vier Einzelfallanalysen sowie weiteren Vergleichen innerhalb des Gesamtsamples, die schließlich zur Auswahl einer strukturellen Beschreibung als Ankerfall geführt haben.

Kapitel 6

Der Kampf um das eigene Leben. Eine biographische Fallstudie

Die folgende Studie präsentiert einen Fall, von dem ausgehend die am gesamten Interviewmaterial entwickelten Hypothesen darstellungsmäßig herausgearbeitet werden. Das für diesen Zweck ausgewählte Interview ist, trotz einiger methodischer Mängel, aufgrund der dargestellten biographischen Erfahrungen geeignet, die Funktion des 'Ankerfalls' zu erfüllen (vgl. Kap. 5, Teil 4).¹

1 Einführende Bemerkungen zum Interview

Das Interview mit Frau Witte ist kein 'gelungenes' narratives Interview. Die Gründe dafür liegen bei den Interviewern, die - entgegen den Regeln des narrativen Interviews - zu früh mit Fragen und Bemerkungen intervenieren und mehrfach nicht nur den Erzählfluß der Interviewpartnerin unterbrechen, sondern diese gelegentlich sogar zum Verlassen des Erzählschemas und zum Übergang in das Darstellungsschema der Argumentation nötigen. Der Kontext der Interaktion im Interview soll kurz beschrieben werden.

Das Interview ist eines der ersten, die 1981 in dem oben beschriebenen Forschungskontext² durchgeführt wurden. Die Methode des narrativen Interviews war den ProjektmitarbeiterInnen damals nur durch wenige 'graue Papiere' und erste eigene Versuche zugänglich. In dem Interviewerverhalten dokumentiert sich zudem eine Grund-

1 An dieser Stelle soll noch einmal auf die Verwendung der Zitationszeichen hingewiesen werden. Einfache Anführungszeichen kennzeichnen besondere Hervorhebungen von Begriffen. Doppelte Anführungszeichen (»...«) markieren direkte Zitate aus theoretischen Texten oder aus dem Interviewtext sowie Begriffe, die von den Erzählerinnen verwendet werden. Letzteres dient der Unterscheidung von Begriffen im Interpretationstext nach ihrer Herkunft.

2 Vgl. Kap. 5, Teil 1.

haltung der 'emphatischen Solidarität' mit der Erzählerin, die einer politisch-moralischen Parteinahme für die Arbeiterschaft entsprang. Die politische und wissenschaftliche Motivation zur Anwendung der biographischen Methode in der Erforschung proletarischer Lebenslagen hatte - in der ersten Phase dieses Projekts³ - bei den Interviewern zweifellos zu einer Überidentifikation im konkreten Kontakt zu den Befragten geführt. Andererseits hat die engagierte Parteilichkeit vermutlich entscheidend dazu beigetragen, die befragten Arbeiter und Arbeiterinnen - und auch Frau und Herrn Witte - überhaupt für eine Mitarbeit zu gewinnen und im Interview zu einer offenen narrativen Darstellung zu motivieren.⁴

Ein zweites, für das Interview nicht unwichtiges Problem besteht darin, daß hier eine (Arbeiter-)Frau von zwei (Mittelschicht-)Männern interviewt wird. Dies hat nicht nur mit der mangelnden Sensibilität für die Geschlechterdimension⁵ in der ersten Projektphase zu tun, sondern mit dem konkreten Zustandekommen des Interviews: Die beiden Interviewer hatten zunächst ein biographisches Interview mit dem Ehemann der Erzählerin durchgeführt und bei dem entsprechenden Vorbereitungstermin auch die Erzählerin kennengelernt. Dabei hatte sich rasch ein guter Kontakt hergestellt, in dessen Verlauf die Erzählerin, Frau Witte, selbstverständlich davon ausging, daß sie von denselben Interviewern befragt würde wie ihr Mann. Im übrigen war sie hochmotiviert, ein biographisches Interview zu geben. Die Interviewer haben in dieser Situation, ohne die möglichen Probleme zu reflektierten, das naheliegende Arrangement aufgegriffen und einen Termin mit Frau Witte vereinbart.⁶

3 Dies ist gewiß kein spezielles Problem des hier beerbten Projekts, sondern kann allgemein in der Aufbruchphase parteilicher Forschung in den verschiedensten Bereichen beobachtet werden, so z.B. in der feministischen Forschung, in der das emphatische Postulat der »Betroffenheit« (Mies 1978) erst allmählich durch (selbst-)kritischere Positionen abgelöst wurde (vgl. Thürmer-Rohr 1984, Becker-Schmidt und Bilden 1991), aber auch in anderen Versuchen, eine 'Gegenwissenschaft' aus der Perspektive 'von unten' zu entwickeln.

4 Die Frage der methodischen 'Reinheit' läßt sich m.E. nicht unabhängig von der Zugänglichkeit und den sozialen Beziehungen in einem konkreten Feld beantworten. Das eine ist u.U. nur auf Kosten des anderen zu haben.

5 Der Milieuunterschied zwischen Interviewern und Interviewten wurde dagegen durchaus reflektiert, und der Wunsch, ihn zumindest situativ zu 'überwinden', hat vermutlich mit zu dem Verhalten der Interviewer beigetragen.

6 In der Auswertung dieses ersten Feldkontakts wurde der Fehler erkannt, was in Folgeinterviews zu veränderten Konstellationen führte. Interviewt wurde mit gemischten oder gleichgeschlechtlichen Interviewerpaaren bzw. gleichgeschlechtlichen Einzelinterviewern.

Angesichts der genannten methodischen Fehler ist das Verhalten der Erzählerin im Interview umso bemerkenswerter. Wie in der folgenden strukturellen Beschreibung nachvollzogen werden kann, läßt sie sich durch die Interviewerfragen keineswegs grundsätzlich vom Erzählen abbringen. In der Regel geht sie zwar auf die Fragen ein, übernimmt aber immer wieder die Steuerung des Interviewverlaufs und kehrt zu ihrer Erzähllinie zurück. Es entsteht auch nicht der Eindruck, daß sie sich gegenüber den beiden männlichen Interviewern gehemmt fühlt, über bestimmte Themen zu sprechen. Im Gegenteil, Frau Witte spricht sehr offen auch intime und 'heikle' Themen an (Schwangerschaft, Partnerbeziehung). Sie macht den Eindruck, daß sie die Kommunikation mit Männern gewohnt ist und sich selbstbewußt einbringen und behaupten kann. Sie fühlt sich während des Interviews offensichtlich wohl. Der durch das Setting mitverantwortete Interaktionsstil scheint der Erzählerin also durchaus vertraut zu sein.⁷ Dennoch ist es nicht unwahrscheinlich, daß dabei andere Aspekte der Selbstdarstellung, insbesondere die Thematisierung und Darstellung von Unsicherheit und Emotionen, nicht zum Zuge gekommen sind.

Obwohl wir also nicht wissen, was und wie Frau Witte bei einer (zurückhaltenderen, sensibleren) Interviewerin erzählt *hätte*, liefert das vorliegende, ca. 2,5stündige Interview, trotz dieser Einschränkungen, eine große Fülle narrativen und beschreibenden Materials, so daß eine lebensgeschichtliche Rekonstruktion nicht nur möglich, sondern äußerst lohnend ist.

Wie bereits angedeutet, ging dem eigentlichen Interview, das in der Wohnung der Erzählerin stattgefunden hat, ein ausführliches Informationsgespräch⁸ voraus, bei dem sich Frau Witte, wie ihr Mann, sehr interessiert zeigte. Wie die meisten anderen ErzählerInnen griff sie das angebotene Argument auf, durch ein Interview die Chance zu haben, auch einmal die Lebenswirklichkeit von ArbeiterInnen und ihren Familien öffentlich zu machen und 'den Wissenschaftlern' zu sagen, wie das Leben der 'kleinen Leute' aussieht. Darüber hinaus schien sie ausgesprochen gerne die (für sie seltene)

7 Immerhin wäre es denkbar, daß sie sich durch die beiden männlichen Wissenschaftler eingeschüchtert, verunsichert oder gehemmt fühlt.

8 Dieses Gespräch wurde, nach einer telefonischen Kontaktaufnahme, zwischen den beiden Interviewern und dem Ehepaar Witte in der Wohnung der Wittes geführt. Der Erstkontakt wurde über eine Mittelsperson zu Herrn Witte hergestellt.

Gelegenheit zu ergreifen, von sich zu erzählen. Frau Witte und ihr Mann beteiligten sich auch sehr motiviert an verschiedenen Feedback-Treffen, die nach der Erhebungsphase zwischen den ProjektmitarbeiterInnen und den ErzählerInnen stattfanden.⁹

2 Biographische Kurzbeschreibung

Heike Witte wird Mitte der 1950er Jahre geboren. Sie lebt mit ihren Eltern und einer drei Jahre älteren Schwester zunächst auf dem Dorf. Ihr Vater arbeitet als Schmied. Als Heike ca. sechs Jahre alt ist, muß er seinen Beruf infolge einer Bandscheibenerkrankung aufgeben. Nach einem längeren Krankenhausaufenthalt macht er eine Umschulung in der nahegelegenen Großstadt (A-Stadt).

Heikes Zuhause ist durch den trinkenden und schlagenden Vaters geprägt. Erinnerungen an sein Verhalten hat Heike schon aus der frühesten Kindheit. Er schlägt die Mutter und Heikes ältere Schwester. Heike wird, ihren Angaben zufolge, in der Regel nicht geschlagen. Dennoch leidet sie unter der familiären Situation. Positive Erinnerungen aus der ersten Phase ihrer Kindheit hat Heike vor allem an die weitläufigen Spiel- und Bewegungsmöglichkeiten auf dem Dorf sowie die Beziehung zu den Großeltern und Freunden.

Als Heike neun Jahre alt ist, zieht die Familie nach A-Stadt, wo der Vater eine Arbeitsstelle gefunden hat. Heike besucht die Schule bis zur neunten Klasse. Die Schwierigkeiten zuhause dauern an. Der Vater trinkt und prügelt, was u.a. dazu führt, daß der Familie die Wohnung gekündigt wird und sie erneut umziehen muß.

Nach dem Hauptschulabschluß, Ende der 1960er Jahre, macht Heike eine zweieinhalbjährige Lehre als Näherin in einer kleinen Fabrik, von der sie, noch nicht ganz 18jährig, nach Abschluß ihrer Lehre übernommen wird. Im Akkord verdient sie, für ihre Verhältnisse, »ganz gut Geld«. Der eigene Lohn ist die Basis dafür, daß sie von zuhause ausziehen kann.

Voraus geht eine Reihe dicht aufeinander folgender Ereignisse: eine ungewollte Schwangerschaft, die mit einer Totgeburt endet; die

9 Nähere Angaben zu den verschiedenen Formen des Feedbacks der Projektarbeit an die InterviewpartnerInnen sind den entsprechenden Projektberichten zu entnehmen (Alheit et al. 1982, 1983).

Heirat der Schwester und der Einzug ihres Mannes in die elterliche Wohnung; eine Eskalation der familiären Situation, insbesondere durch den Vater, der exzessiv trinkt und nicht mehr (regelmäßig) zur Arbeit geht; schließlich eine besonders schwere Gewalttätigkeit des Vaters gegen die Mutter. Letztere gibt den Anlaß zur ersten offenen Auseinandersetzung zwischen Heike und ihrem Vater, in deren Folge Heike auszieht.

Zwischenzeitlich hat Heike ihren späteren Mann Thomas kennengelernt, der selber Auseinandersetzungen mit seinen Eltern hat und eine Zeitlang zur See fährt. Nach einigen Monaten zieht er zu ihr in die kleine Einzimmerwohnung. Die 'wilde Ehe' ist nicht ohne Probleme. Heike verliert durch den Klatsch einer Kollegin ihre Arbeitsstelle in einer Zeitungsgrößhandlung, die sie zwischenzeitlich angenommen hatte. Sie fängt wieder in ihrem alten Lehrbetrieb an.

Im Gegensatz zu ihr, geht Thomas keiner geregelten Arbeit nach. Er trinkt viel und zieht mit Freunden durch die Kneipen. Es kommt immer wieder zu Streit zwischen Heike und ihm. Als Heike schwanger wird und Thomas, der zwischenzeitlich eine Arbeit im Straßenbau gefunden hatte, zur Bundeswehr eingezogen wird, heiraten beide. Heike ist zu diesem Zeitpunkt zwanzig Jahre alt und seit mehr als zwei Jahren mit Thomas zusammen.

Kurz nach der Geburt des Sohnes Matthias ziehen Heike und Thomas in eine größere Wohnung. Die ersten Ehejahre sind nicht nur durch ständige Auseinandersetzungen mit den Eltern und Schwiegereltern geprägt, sondern auch durch Streitereien innerhalb der Partnerschaft. Thomas setzt seine »Sauferei« fort und bekommt deshalb Schwierigkeiten mit dem sozialen Umfeld, bis hin zur Entlassung bei der Baufirma, wo er nach dem Wehrdienst wieder gearbeitet hatte. Dann scheint sich eine Wende der familiären Situation abzuzeichnen. Thomas macht auf Vermittlung des Arbeitsamtes eine Umschulung zum Betriebsschlosser in einem Stahlwerk und wird im Anschluß von der Firma übernommen. Inzwischen arbeitet er dort seit vier Jahren im Konti-Schicht-System.

Heikes Erwerbsarbeitsperspektive ist durch die Geburt des Sohnes zunächst unterbrochen, aber nicht aufgegeben. Nach einem ersten Versuch mit Heimarbeit nimmt sie für etwa 1,5 Jahre eine Putzstelle an (täglich zwei Stunden am Abend). Als Matthias in den Kindergarten kommt, sucht sie sich eine Halbtagsstelle als Änderungsschneiderin in einem Modegeschäft. Dort wird ihr nach etwa einem

Jahr mit einer fadenscheinigen Begründung gekündigt. Das Arbeitsamt vermittelt ihr kurz darauf eine Stelle in einer Schürzenfabrik. In dem positiven Arbeitsklima fühlt sie sich wohl. Sie arbeitet zunächst halbtags, als Matthias in einen Ganztagskindergarten kommt, zwei Stunden länger. Insgesamt ist sie drei Jahre in der Fabrik.

Als Matthias in die Schule kommt, gibt sie diese Stelle - nach einem schwierigen, konflikthaften Entscheidungsprozeß - auf. Da sie das Zuhause sein als sehr unbefriedigend erlebt, hat sie sich in den Vormittagsstunden wieder eine Putzstelle gesucht. Dies ist ihre Situation zum Zeitpunkt des Interviews.

Für die Zukunft wünscht sich Frau Witte, wieder in ihrem Beruf zu arbeiten, sobald ihr Sohn längere, regelmäßige Schulzeiten hat und selbständiger geworden ist. Sie hat die Hoffnung, in dem Geschäft, in dem sie z. Zt. putzt, als Änderungsschneiderin einsteigen zu können.

3 Strukturelle Beschreibung

Die folgende strukturelle Beschreibung gliedert sich, entsprechend der formalen Textanalyse (vgl. Kap. 5, Teil 3.1), nach Suprasegmenten und kleineren segmentalen Einheiten und erfolgt nach dem oben beschriebenen Verfahren (vgl. ebd., Teil 3.2). Den Interpretationen werden die interpretierten Textsegmente jeweils vorangestellt.¹⁰

3.1 Suprasegment I: Kindheit (1/1-6/236)

- (1a) E: Gut also ich bin - auf m Dorf geboren -
und zwar gegenüber von Sanden
in - Altendeich nennt sich das.

10 Für alle im folgenden zitierten Interviewausschnitte bzw. Verweise auf Textstellen gelten folgende Regeln: (a) Textstellen aus dem Transkript werden in der Regel durch Seiten- und Zeilenangabe - abgetrennt durch einen Schrägstrich - gekennzeichnet (z.B. 20/388). Die Zeilennummerierung ist im vorliegenden Fall über die Seiten hinweg fortlaufend. (b) Hinweise auf Textsegmente werden wie folgt abgekürzt: römische Ziffern stehen für das Suprasegment, arabische - abgetrennt durch einen Punkt - für das Segment (II.1 heißt: Suprasegment II, Segment 1).

I₁: Ja
 E: Das fand ich alles ganz toll -
 hab auch - ne ganz normale Jugend - also ne Kindheit da gehabt - -
 (1/1-6)

(1a) Die Erzählerin beginnt das Interview mit einer Selbsteinführung: »ich bin auf 'm Dorf geboren«. Das vorausgehende »gut, also« kann als Ratifizierung der Erzählaufforderung (»Können wir anfangen?« o.ä.) verstanden werden, die nicht auf dem Tonband dokumentiert ist. Die Erzählerin markiert den Beginn ihrer Biographie zunächst mit der Nennung ihres Geburtsortes; über den Zeitpunkt der Geburt und die Eltern macht sie an dieser Stelle keine Angaben.¹¹

Das Dorf, in dem sie geboren ist, wird im folgenden näher beschrieben und benannt. Es befindet sich in der Nähe von A-Stadt, wo die Erzählerin später wohnen wird. Es gibt also von Beginn an einen Bezug zur Stadt, wenn auch einen gegensätzlichen: das Dorf liegt »gegenüber von Sanden« (einem Stadtteil von A-Stadt). Zeile 3 beinhaltet eine Präzisierung der Ortsangabe durch Namensnennung. Die gewählte Formulierung deutet eine gewisse Distanz der Erzählerin zu ihrem Geburtsort an (»nennt sich das«).

Wurde das »Dorf« bislang eher sachlich eingeführt, so wird es in der folgenden Zeile 5 geradezu emphatisch positiv bewertet. (Das verdient besondere Beachtung, zumal die Erzählerin im gesamten Interview sehr selten und zurückhaltend persönliche Gefühle und Empfindungen zum Ausdruck bringt.) Die Aussage macht zugleich deutlich, daß das Dorf nicht nur in seiner räumlich-physikalischen Existenz gemeint ist, sondern als Ort, von dem die Erzählerin sagen kann, daß sie »da« ihre Kindheit »gehabt« habe. Das Dorf ist die Lebenswelt ihrer Kindheit, die in der biographischen Rekapitulation spontan mit positiven Bewertungen verknüpft wird: »Das fand ich alles ganz toll«. Auch diese Formulierung beinhaltet jedoch eine gewisse Distanz. Die Erzählerin »findet« etwas - ein nicht näher umschriebenes »das« - »ganz toll«. Eine solche Bewertung könnte auch von einer (unbeteiligten) Zuschauerin, gewissermaßen 'von außen', stammen.

11 Viele biographische Interviews beginnen mit diesen Angaben (»Ich bin (Jahr) in (Ort) geboren. Mein Vater war ..., meine Mutter ...«).

In der folgenden bilanzierenden Aussage (Zeile 6) spricht die Erzählerin nicht mehr von einem vagen »das«, sondern präziser von ihrer »Kindheit« bzw. »Jugend«. Hier wird die Emphase zurückgenommen. Die Jugend bzw. Kindheit war »ganz normal«. Der weitere Verlauf der Lebensgeschichte bestätigt die Irritation, die durch diese Bewertung hervorgerufen wird, nachdem etwas 'ganz Tolles' annonciert war. Daß sich hinter der »ganz normalen« Kindheit nicht nur keine »tollen« Erfahrungen, sondern Erinnerungen an massive »Schwierigkeiten« verbergen, wird schon in der Folgezeile (s.u.) deutlich. Auch die Unsicherheit in der Wahl der Bezeichnung »Jugend« oder »Kindheit« könnte ein Hinweis auf eher problematische Kindheitserfahrungen sein. Die Benennung dieses Zeitabschnitts als »Jugend« könnte darauf verweisen, daß zumindest die übliche Vorstellung einer ('glücklichen') Kindheit - mit Attributen wie 'Schonraum', kindgemäße Entwicklung, Spiel und Spaß usw. - nicht ganz paßt, daß der Erzählerin vielmehr schon während ihrer frühen Kindheit Erfahrungen zugemutet wurden, die sie vorzeitig aus ihrer Kindheit gerissen haben, weil sie eine erwachsenere Bewältigung erfordert haben. Welche Probleme in ihre Kinderwelt hereingebrochen sind, benennt die Erzählerin im folgenden Abschnitt mit geradezu brutaler Offenheit.

- (1b) E: *wenn auch mit einigen Schwierigkeiten
muß ich sagen -
denn mein Vadder der war früher -
oder jetzt noch
nee jetzt nich mehr -
n richtiger Alkoholiker
ka man sagen -
oder Trinker - ne*
- I₁: *hm*
- E: *wie man das so nennt -*
- I₁: *hm*
- E: *und da hatten wir schon damals immer Schwierigkeiten /zuhaus ((hebt
Stimme))/- -
weil er hat meine Mudder verprügelt -
und meine Schwester verprügelt und -
mich nich ne
mich hat er nich verprügelt*

*warum weiß ich och nich - und -
(1/7-23)*

(1b) Die Einschränkung, daß die Kindheit mit »einigen Schwierigkeiten« verbunden war (1/7f), läßt zunächst nicht derart massive Probleme erwarten, wie sie im folgenden offenbart werden: der Vater ist ein »richtiger« Alkoholiker und »verprügelt« Mutter und Schwester. Dabei fällt die eher trockene, fast 'lockere' Art auf, mit der die Erzählerin über sehr dramatische Ereignisse und Erfahrungen spricht. Sie ist charakteristisch für das gesamte Interview.¹²

Die Ursache der »Schwierigkeiten« (der alkoholranke Vater) benennt die Erzählerin klar. Weniger eindeutig ist die Frage, ob der Vater heute noch Alkoholiker ist (1/9ff). Was »jetzt« ist, scheint für Heike Witte allerdings auch von zweitrangiger Bedeutung zu sein. Entscheidend ist, daß der Vater »früher« Alkoholiker war. »Früher« bezieht sich zunächst auf die Kindheit und Jugend der Erzählerin. (Im Kontext des gesamten Interviews läßt es sich auch als Bezeichnung für die Zeit interpretieren, in der Heike Witte noch etwas mit ihrem Vater zu tun hatte, während »jetzt« alle Kontakte abgebrochen sind.) In jedem Fall werden durch die zeitlichen Indexikalisierungen »früher« - »jetzt« *Entwicklungen* angekündigt.

Die Erzählerin bezeichnet ihren Vater mit »'n richtiger Alkoholiker ... oder Trinker«. Daß sie damit stigmatisierte Begriffe verwendet, wird ihr offensichtlich bewußt, denn sie fügt distanzierende Formulierungen hinzu (»kann man sagen«, »wie man das so nennt«). Die Distanzierung ist jedoch eine doppelte: Zum einen erfolgt sie gegenüber dem Vater, der mit diskreditierenden Begriffen belegt wird. Zum anderen bezieht sie sich aber auch auf die Verwendung (bzw. virtuelle Verwender) der Begriffe selbst. »Man« kann Alkoholiker sagen, »man« nennt »das« Trinker. Besonders in der zweiten Formulierung (1/14) wird deutlich, daß die Erzählerin 'das so *nicht* nennen' würde. Sie wählt hier - möglicherweise gegenüber den Interviewern, denen sie einen vergleichbaren Erfahrungshorizont nicht unterstellen kann - eine Bezeichnung (»Trinker«), die eher hinter die vorgehaltene Hand eines Beobachters aus 'besseren Kreisen' paßt als in den Mund der betroffenen Tochter. Was es be-

12 Zur Sprache der Erzählerin vgl. die Bemerkungen in der Zusammenfassung dieses Supra-segments.

deutet, mit einem »richtigen« Alkoholiker als Vater leben zu müssen, schwingt in dieser Bezeichnung kaum als Assoziation mit.

In der Folgezeile wiederholt die Erzählerin zunächst ihre Ankündigung der »Schwierigkeiten«, diesmal jedoch in einer eindringlicheren (»immer«) und persönlicheren (»wir«, »zu Hause«) Formulierung. Das »damals schon« deutet zudem an, daß sich die »Schwierigkeiten« über einen längeren Zeitraum hin - dramatisch - entwickelt haben.

Die wiederholte Verwendung des Begriffs »Schwierigkeiten« verlangt, auch nach Nennung der Ursache, eine weitere Detaillierung. Im folgenden konkretisiert die Erzählerin, was es wirklich bedeutet, mit einem »Trinker« zu leben: Der Vater schlägt (»verprügelt«) Mutter und Schwester. Hier wird zum erstenmal im Interview auf die Existenz der Mutter und einer Schwester Bezug genommen. Beide werden an dieser Stelle nicht näher charakterisiert, außer als vom Vater 'Verprügelte'. Bereits hier deutet sich an, daß der Vater der dominante Elternteil war, der - im negativen Sinn - Heike Wittes Kindheit und Jugend geprägt hat.

Überraschend folgt die Einschränkung der Erzählerin, daß der Vater sie nicht geschlagen habe. Die hervorgehobene Betonung und die Wiederholung (»*mich* nicht, ne, *mich* hat er nicht verprügelt«) weisen darauf hin, daß es auch für das Kind Heike überraschend, oder besser: unerklärlich war, daß sie nicht den Mißhandlungen des Vaters ausgesetzt war. Eine Erklärung hat sie auch heute noch nicht dafür (1/23).

Daß Heike von ihrem Vater nicht geschlagen wird, bringt sie in eine eigentümliche Situation der Distanz. Auch als Betroffene gehört sie nicht ganz dazu. In welche Richtung sie sich auch orientiert, sie steht 'draußen'. Als Kind kann sie sich nicht vollständig von ihrem Vater distanzieren, wie sich vermutlich viele andere (u.U. gegenüber der ganzen Familie) verhalten. Als Tochter, die im Gegensatz zu Mutter und Schwester nicht geschlagen wird, behält sie aber auch innerhalb der Familie eine relative Außenposition.¹³

13 Diese Position schützt sie jedoch möglicherweise auch ein Stück weit davor, ganz in die familiäre Dynamik hineingezogen zu werden.

- (1c) I₁: Warst Du das kleinste Kind?
 E: Ja. Die Jüngste -
 also wir hatten zwei Kinder
 meine Schwester und ich
 und - ich war die Kleinste
 weiß ich ob ich n Wunschkind war oder -
 jedenfalls wurde ich nicht verprügelt
 und ich mußte aber trotzdem immer darunter leiden - -
 /tja ((nachdenklich))/- -
 ma sammeln ((lacht etwas unsicher))
 das fand ich eigentlich nicht so gut und=e
 I₂: Aber trotzdem wars
 hattest du ne normale Kindheit -
 sagst du?
 E: Ja normal - nur - -
 weiß ich och nicht
 nö eigentlich normal is das ja nu auch nicht
 I₂: oder gerade deshalb?
 E: Ja - - /weiß ich nicht. ((unsicher lachend))/
 (1/24-2/42)

(1c) Während die Erzählerin die Tatsache ihrer Verschonung vor Prügel möglicherweise unaufgeklärt stengelassen hätte und in der Erzählung fortgefahren wäre (»und« in Zeile 1/23), besteht bei den Interviewern offensichtlich ein Erklärungsbedarf. Die Interviewerfrage enthält implizit eine mögliche Begründung: Als »kleinstes Kind« haben sie möglicherweise ihre Zartheit oder 'Niedlichkeit' geschützt. Die Erzählerin bestätigt, die Jüngste gewesen zu sein (1/25), greift aber die angebotene Erklärung nicht auf. Stattdessen gibt sie genauere Informationen zur Familienkonstellation. Die gewählte Formulierung, »also, wir hatten zwei Kinder - meine Schwester und ich«, läßt wieder eine gewisse Distanz, zumindest eine Unsicherheit in bezug auf die eigene Position in der Familie erkennen. Die Verwendung des Pronomens »wir« spricht zwar für eine Identifikation der Erzählerin mit ihrer Familie, diese scheint jedoch nicht ungebrochen zu sein. Mit der nachfolgenden Formulierung (»hatten« statt »waren«) scheint die Erzählerin neben sich zu treten, ihre Existenz 'von außen' zu bemerken.

Trotz erneuter Bestätigung, die »Kleinste« gewesen zu sein (1/28), macht sich die Erzählerin die daran geknüpfte These des Interviewers nicht zu eigen. Stattdessen deutet sie einen anderen mög-

lichen Grund an, den sie allerdings nicht ernsthaft weiterverfolgt. (Immerhin schließt sie es nicht völlig aus, ein »Wunschkind« gewesen zu sein.) In der Folgezeile schließt sie die virtuelle Suche nach einer stichhaltigen Erklärung ab. Was auch immer der Grund gewesen sein mag, entscheidend ist »jedenfalls«, daß sie »nicht verprügelt« worden ist.

Das heißt jedoch nur, daß sie physisch von Schlägen (weitgehend) verschont geblieben ist. Gelitten hat sie »trotzdem immer darunter«, wie sie hinzufügt. Damit wird die These über ihre Sonderposition in der Familie wieder relativiert. Auch sie muß, wenngleich vom Vater anders behandelt, wie die Mutter und die Schwester leiden. Heike Witte verzichtet darauf, die dramatischen Szenen auszumalen, die sich vermutlich häufig vor ihren Augen abgespielt haben. Dennoch läßt sich leicht vorstellen, wie sehr sie davon betroffen ist.

An dieser Stelle macht die Erzählerin eine deutliche Pause (1/31f), die möglicherweise solchen in der Erinnerung auftauchenden Szenen geschuldet ist. Sie scheint sogar den eben aufgenommenen Faden ihrer Erzählung verloren zu haben (»mal sammeln«). Möglicherweise ist sie gleich zu Beginn des Interviews ungewollt tief 'eingestiegen', zu nah an ein problematisches Thema ihrer Biographie herangekommen. Mit dem folgenden Resümee (»das fand ich eigentlich nicht so gut und=e«) begibt sie sich wieder auf die Ebene ihrer nüchternen, distanzierten Sprache. Sie hat sich »gesammelt«, zusammengenommen. Die abgeschwächte Formulierung (»eigentlich nicht so gut«; 1/34) ruft nur schwer Gefühle wach, die bedrohlich werden könnten.

Mit der Bewertung in Zeile 34 ist eine formale Parallele zu der eingangs gewählten Formulierung »das fand ich alles ganz toll« hergestellt; das Subsegment ist abgeschlossen. Inhaltlich widersprechen sich die beiden Bewertungen allerdings unmittelbar - eine Tatsache, die einen der beiden Interviewer zu einer spontanen Intervention veranlaßt, die die Regeln des narrativen Interviews verletzt. I₂ konfrontiert die Erzählerin (gleich zu Beginn des Interviews!) mit einem Widerspruch in ihren Aussagen. Sie reagiert unsicher, erkennt den Widerspruch und nimmt ihre anfängliche Bewertung zurück, daß die Kindheit »normal« gewesen sei. Damit wäre der Widerspruch zumindest oberflächlich ausgeräumt, wenn der Interviewer nicht mit einer weiteren Intervention überraschte, deren (Hinter-)Sinn

nicht unmittelbar erkennbar ist. Die Erzählerin jedenfalls läßt sich verunsichern und wehrt ab: »weiß ich nich«.

- (2a) I₁: Was hat denn der Vater gemacht?
 I₂: Hm
 E: der war ((atmet aus)) - - Schmied -
 so ja Schmied
 und=e - konnte seinen Beruf aber nicht lange ausüben
 denn hat ers mitem Rücken gekricht -
 irgendwie Bandscheibe oder so
 is er operiert worden
 und danach fing das erst so richtig an ne -
 dann konnte er seinen Beruf nicht mehr ausüben - -
 und=e - hat dann umgeschult
 hier in A-Stadt
 und wir warn dann in Altendeich noch gewesen -
 hat dann umgeschult -
 und war immer die Woche über hier in A-Stadt
 und am Wochenende kam er -
 zu uns zurück nach Altendeich
 ja und da hat er wahrscheinlich seine ganzen Aggressionen zuhause
 abgebaut -
 uns verprügelt
 meine Schwester
 meine Mutter -
 /un mich nicht ((bedächtig, langsam formulierend))/- -
 (2/43-64)

(2a) Der zweite Interviewer greift mit einer konkreten Frage ein, um die peinliche Interviewsituation zu entspannen und wieder auf die narrative Ebene zurückzuführen. Daß er dabei nach dem Vater fragt, liegt nahe, nachdem dieser als dominante Figur in der Anfangserzählung hervorgetreten war. Die Frage nach dem Beruf bzw. der Tätigkeit des Vaters entspringt vermutlich dem Interesse, auch andere Seiten seiner Person und ggf. Ursachen für den Alkoholismus kennenzulernen.

Offensichtlich erleichtert beantwortet die Erzählerin die Frage. Der Vater war Schmied. Damit verbindet sie zunächst jedoch keine erzählenswerten Erinnerungen. Einzig bemerkenswert scheint zu sein, daß der Vater diesen Beruf wegen eines Bandscheibenschadens nicht lange ausgeübt hat (2/47ff). Die Zeitangabe »nicht lange« be-

zieht sich hier vermutlich weniger auf die tatsächliche Berufstätigkeit des Vaters als vielmehr auf den Zeitabschnitt, an den sich die Erzählerin erinnern kann. (Der Vater muß den Beruf aufgeben, als sie ca. 6 Jahre alt ist.)

Die Berufsunfähigkeit des Vaters ist für Heike Witte ein entscheidendes Datum, denn »danach fing das erst so richtig an« (2/51). Aus dem Kontext (s. Segment I.1b) wissen wir, daß hier nicht der Anfang des Alkoholismus, sondern der Beginn der »Schwierigkeiten« (Prügeln) markiert wird. Nach der Operation kann der Vater seinen Beruf nicht mehr ausüben, er muß umschulen (2/52f). Mit der Umschulung ist eine für die Familie spürbare Veränderung verbunden. Der Vater kommt nicht mehr jeden Abend von der Arbeit nach Hause, sondern nur noch an den Wochenenden. Während er die Woche über in A-Stadt ist, organisieren die Mutter und die beiden Töchter ihren Alltag ohne ihn in der gewohnten Umgebung des Dorfes.

Aus ihrer heutigen Sicht ist der Erzählerin A-Stadt näher als das Dorf Altendeich. »Hier in A-Stadt« lebt sie heute selbst. Damals wird es umgekehrt gewesen sein. »Hier« hätte sich auf das Dorf bezogen, in dem Heike Witte lebte, während A-Stadt - trotz der räumlichen Nähe - entfernt, fremd, möglicherweise auch bedrohlich gewirkt haben mag. A-Stadt hat mit dem Vater zu tun. Er lebt und arbeitet die Woche über dort, und wenn er am Wochenende zur Familie nach Altendeich kommt, bringt er nichts Gutes mit. Er ist - so die Erklärung der Erzählerin - voller »Aggressionen«, die er »wahrscheinlich ... zuhause abgebaut« hat (2/60). Er schlägt Heikes Mutter und Schwester.

Auffällig ist, daß die Erzählerin sich an dieser Stelle spontan miteinschließt (»uns verprügelt«; 2/61), obwohl sie vorher betont hatte, daß sie von den Schlägen des Vaters verschont geblieben sei, und sich auch im nachhinein wieder korrigiert (2/62ff). Mit der (zeitweisen) räumlichen Trennung der Familie geht für das Kind Heike eine Polarisierung in der familiären und der weiteren sozialen Lebenswelt einher: dort, in A-Stadt, ist der Vater, aggressiv, ein Trinker, der seine Familie schlägt, wenn er nach Hause kommt; hier, in Altendeich, wo »alles ganz toll« ist, lebt die Familie (»wir«), eingebunden in einen größeren sozialen Kontext, die Woche über unbehelligt, am Wochenende (wenn »er zu uns zurück nach Altendeich« kam) gestört, von Aggressionen bedroht, verprügelt. In dieser Frontstel-

lung' kann sich Heike eindeutig zuordnen. Sie gehört nach Alten-deich und zu Schwester und Mutter - auch wenn sie vom Vater nicht verprügelt wird.¹⁴

- (2b) E: *un denn war das aber soweit
daß er hier in A-Stadt ne Stelle krichte ((Räuspern)) zum Arbeiten*
 I₁: *In der Zeit -
wo er dann hier nach A-Stadt gefahren ist -
da hat er hier auch gearbeitet?
Oder was?*
 E: *Nee da hat er hier umgeschult
da war er hier in der Schule -*
 I₁: *Ach so - hm.*
 E: *Weiß nich da hinten am Ostplatz oder so war das früher mal
da hat er umgeschult auf=e - Lager_ Lagerist ja Lagerist*
 I₁: *hm*
 I₂: *wie lange?*
 E: */drei Jahre glaub ich ((erkennbar überlegend))/
drei Jahre ja.
Zwischenzeitlich war er natürlich anderthalb Jahre krank da -
Krankenhaus und so
mitem Rücken -
das dauert unheimlich lange -
s warn glaub ich anderthalb Jahre - ja.
(2/65-3/84)*

(2b) Die Erzählerin fährt in der Chronologie fort und kündigt eine erneute Veränderung an, die mit der Berufstätigkeit des Vaters zusammenhängt. Nach (längerem) Andauern der eben beschriebenen Situation bekommt Heikes Vater eine Stelle in A-Stadt, eine Stelle »zum Arbeiten«. Diese Ergänzung veranlaßt einen der Interviewer zur Rückfrage nach der vorausgehenden Tätigkeit des Vaters in A-Stadt. Daraufhin wiederholt die Erzählerin, daß ihr Vater umgeschult habe. Da der Interviewer dies zuvor nicht verstanden hatte, fühlt sie sich zu Detaillierungen veranlaßt: wo die Schule war (2/74) und auf welchen Beruf der Vater umgeschult hat (2/75). Eine weite-

14 Es ist durchaus denkbar, daß die Erzählerin hier eine Realität konstruiert, die vor traumatischen Erinnerungen schützen soll. Ob sie tatsächlich geschlagen worden ist oder nicht, kann anhand des Interviews nicht entschieden werden, ist aber auch nicht die soziologisch interessante Frage. Hier geht es vielmehr darum, wie die Erzählerin ihre Erfahrungen re-konstruiert.

re Detaillierung liefert sie mit der Antwort auf eine Frage von I₂: Drei Jahre hat die Umschulung oder genauer: die Phase zwischen Arbeitsunfähigkeit und der neuen Arbeitsstelle in A-Stadt gedauert (2/78f). Daß diese drei Jahre nicht allein durch eine Umschulung zum Lageristen legitimiert sind, ist der Erzählerin bewußt. Erklärend fügt sie hinzu, daß der Vater »natürlich« einen beachtlichen Teil dieser Zeit nicht für die Umschulung aufgewendet hat: anderthalb Jahre war er krank (2/80). Wegen seines »Rückens« (3/82) war ein Krankenhausaufenthalt erforderlich (3/81). Aus dem Kontext ist bekannt, daß sich der Vater einer Bandscheibenoperation unterziehen mußte. Wie sich die Krankheit auf den familiären Alltag ausgewirkt hat, expliziert die Erzählerin nicht. Sie betont nur die Dauer der Krankheit (»unheimlich lange«, 3/83; »anderthalb Jahre«, 3/84). Daß die Krankheit bzw. die daraus resultierende Berufsunfähigkeit den Beginn der »Schwierigkeiten« markieren, ist schon vorher deutlich geworden (2/51).

- (3a) E: *Und ich war - neun Jahre
als wir hier nach A-Stadt kamen
meine Schwester zwölf. -
Da hat er hier wie gesacht - ne Stelle gekricht
und - das lohnte sich nich mehr
hin und herzufahren
und sind wir hier nach A-Stadt gezogen.
Und daran kann ich mich ganz gut erinnern
denn ich wollte das nich nich?
denn - mir hat das aufem Lande irgendwie besser gefallen
ich kannte A-Stadt überhaupt nich
nur wir sind zweidreimal im Jahr hierher gefahren
zum Einkaufen bei C un A oder so -*
- I₂: *hm*
- E: *und - wollt ich nich
und hab ich noch ganz tüchtig geheult -
das weiß ich o noch -
meine Schwester o noch -
und /da ham wir erst ma ((leicht belustigt))/
/da hab ich ma richtig n Arschn voll gekricht nech ((in Lachen
übergehend))/
I₁: ((lacht))
E: *weil ich das nich wollte.*
I₂: *Weil de traurig warst.**

E: Ja war ich traurisch
 die ganzen Freunde -
 und Oma und Opa und -
 die wohnten da alle
 s war son richtiges kleines Dorf nech.
 (3/85-112)

(3a) Mit diesem Segment nimmt Heike Witte den Faden ihrer Erzählung wieder auf (s. 2/65f). Nun allerdings wird deutlich, daß nicht die neue Arbeitsstelle des Vaters, sondern der dadurch veranlaßte Umzug der Familie nach A-Stadt das eigentlich erinnerte Ereignis ist. Die Erzählerin markiert zunächst den Zeitpunkt des Umzuges, und zwar mit Bezug auf ihr damaliges Alter (3/85f) und das der Schwester (3/87). Mit diesen Zeitindizes verdeutlicht die Erzählerin, aus welcher Perspektive sie das infrage stehende Ereignis erlebt hat und auch im Interview rekapituliert: aus der Perspektive des betroffenen neunjährigen Kindes.

Daß sie ihre Schwester an dieser Stelle miteinbezieht, bestätigt die oben charakterisierte polarisierte Beziehungskonstellation in der Familie. Heike kann ihre Betroffenheit mit der Schwester teilen. Als Kinder werden sie nicht gefragt, sondern haben sich den Entscheidungen des Vaters bzw. der Eltern zu fügen. Obwohl die Mutter zunächst genauso wie die Kinder genötigt ist, dem Vater 'hinterherzuziehen', erwähnt die Erzählerin sie nicht. Es kann plausibel angenommen werden, daß die Mutter sich nicht einfach mit den Kindern solidarisiert und gegen den Vater gestellt hat. Vielmehr wird sie eine Art Vermittlerposition eingenommen und versucht haben, den Kindern die Gründe des Vaters für den Umzug verständlich zu machen. Aus der Sicht der Kinder ist sie damit u.U. zur Verbündeten des Vaters, mindestens aber zu einer unsicheren Bündnispartnerin geworden. In diesem Kontext ist die Argumentation, daß sich das Pendeln nicht mehr »lohnte« (3/89f), nicht nur als Erklärung gegenüber den Interviewern zu verstehen. Sie deutet darauf hin, daß sich die Erzählerin auch in der damaligen Situation mit Argumenten konfrontiert sah, denen sie sich nicht entziehen konnte und durfte.

Insgesamt erhält die von der Erzählerin wiederholte Tatsache, daß der Vater in A-Stadt eine Stelle bekommen hat (3/88), den Status einer Hintergrundinformation. Unmißverständlich weist die Erzählerin noch einmal darauf hin, daß es der Umzug nach A-Stadt

ist, woran sie sich »ganz gut erinnern« kann (3/91f). Dabei ist es nicht das Umzugsgeschehen an sich, was sie erinnert, sondern in erster Linie ihr eigener Willen, der - erstmals (?) - offen dem Vater und seinen Verfügungen gegenübersteht: Sie »wollte das nicht« (3/93). Diese Aussage wird kurz hintereinander noch zweimal wiederholt (3/99, 106), was die Bedeutung dieser Willensbekundung unterstreicht.

Heike Witte hat gute Gründe, den Umzug in die Stadt nicht zu »wollen«. Auf dem Lande »gefällt« es ihr - und sie ist sich sicher, obwohl sie A-Stadt »überhaupt nicht« kennt (3/95) - »besser« als in der Stadt (3/94). Diese »kennt« sie nur von »zwei, drei« Einkaufsfahrten im Jahr, die vermutlich die ganze Familie unternommen hat, um der Jahreszeit entsprechend die Garderobe aufzufrischen (3/96f). Möglicherweise waren diese Fahrten anstrengend, verwirrend, mit Ärger verbunden und haben so zu der negativen Einstellung gegenüber A-Stadt beigetragen. Auf jeden Fall war das Bild der Stadt von den negativen Erfahrungen aus den Jahren geprägt, in denen der Vater von dort voller Aggressionen jedes Wochenende nach Hause kam.

Allerdings hat Heike Witte als neunjähriges Kind, wie auch ihre drei Jahre ältere Schwester, keine Macht, um ihre Position gegenüber dem Vater darzulegen, geschweige denn durchzusetzen. Die einzige Möglichkeit, ihr Nicht-Wollen dennoch zu äußern, besteht darin, »ganz tüchtig zu heulen« (3/100). In dieser Formulierung steckt ein Stück aktiver Protest. Heike hat sich nicht stillschweigend gefügt oder 'im stillen Kämmerlein' geweint. Ihr »tüchtiges Heulen« hat vielmehr den Charakter einer nach außen gewandten Aktivität. Wie im weiteren Verlauf ihrer Biographie geht sie bereits hier mit einem Problem eher *handelnd* statt *erleidend* um - und das selbst noch im Weinen, einer Aktivität die eng mit dem Erleidensmodus verknüpft ist.

Die erneute Betonung, »das« noch zu wissen (3/101) und die Berufung auf die Schwester als Zeugin (3/102) unterstreichen die Bedeutung des damaligen Konflikts. Wenngleich sie eindeutig die Schwächere ist und sich am Ende fügen muß, steckt in dem »Heulen« auch schon eine Kampfansage an den Vater. Diese versteht der Vater offensichtlich, denn gegen seine Gewohnheit schlägt er Heike - nicht weil sie weint, sondern weil sie damit ihren Gegenwillen bekundet. In diesem Sinn ist auch der die Geschichte beendende Satz

zu verstehen (3/106). Bis in die Form der narrativen Rekapitulationen hinein bewahrt sich die Erzählerin trotz ihres Willens.

Die nun folgende Intervention des Interviewers ignoriert diesen Zusammenhang und konstruiert eine andere Kausalität: »weil du traurig warst« (3/107). Diese wird von der Erzählerin nicht ratifiziert. Allerdings greift sie die vom Interviewer gewählte Formulierung auf (3/108) und lässt sich damit - wie nur selten im Interview - auf eine Beschreibung ihrer Gefühlslage ein. Sie ist »traurig«, das Dorf verlassen zu müssen, und sie begründet, warum: Ihre Freunde und ihre Großeltern »wohnten da alle« (3/109ff). Es gibt einen überschaubaren und stabilen sozialen Zusammenhang, wie ihn eben ein »richtiges kleines Dorf« (3/112) ausmacht. Der für Frau Wittes Erzählweise ungewohnte Anflug von Sentimentalität in dieser letzten Formulierung verleitet die Interviewer, das Klischee vom »kleinen Dorf« weiter auszumalen:

- (3b) I₂: Hattet ihr da n Hof -
 also - oder - son Schmiedehof oder als_
 E: Nee ne. - Wir ham da gewohnt in som - Zweifamilienhaus ne -
 I₂: Ach so.
 E: (...) war ringsum alles frei -
 und - vorne gleich die (Fluß) und so
 und meine Oma wohnte da - mein Opa - Cousins -
 und kenn kannte man da ja alle ne -
 das fand ich irgendwie gut.
 (3/113-4/121)

(3b) Zum »richtigen Dorf« gehört der Hof, »so'n Schmiedehof oder« - was immer sich der Interviewer darunter vorgestellt haben mag. Mit ihrer Antwort (3/115) dementiert die Erzählerin das Klischee. Sie hat schlicht in einem Zweifamilienhaus gewohnt - vermutlich zusammen mit den Großeltern. Weder diese noch die Eltern hatten einen Hof. Doch die Erzählerin benötigt auch keine bäuerliche Hofromantik, um sich positiv an ihre Kindheit auf dem Dorf zu erinnern. Für sie sind andere Faktoren wichtig, vor allem das vertraute soziale Umfeld, auf das sie hier zum wiederholten Mal hinweist (3/119f). Aber auch die räumlichen Bedingungen des Dorfes - im Unterschied zur Stadt - spielen eine Rolle: die Weite und 'Freiheit' des Landes (»war ringsum alles frei«) und die unmittelbare Nähe zur

Natur (»vorne gleich die (Fluß)«). Mit dem nüchternen Resümee: »das fand ich irgendwie gut«, beendet die Erzählerin das Thema Dorf und daran geknüpfte romantische Spekulationen. Gleichzeitig steht diese Formulierung in Beziehung zu der am Anfang des Interviews gemachten emphatischen Ankündigung: »das fand ich alles ganz toll« (1/5). Erst jetzt, in der Situation des Verlassens, im Kontrast zu den (erwarteten) negativen Erfahrungen in der Stadt wird der tiefere Sinn dieser Aussage verständlich. »Toll« ist keine flapsig übertreibende Formulierung, sondern die angemessene Bezeichnung für eine Qualität, die in dieser Deutlichkeit erst im Verlust empfunden wird.

- (4) I₁: War das so
als der Vater noch gearbeitet hat -
also - kannst dich noch daran erinnern?
E: Ja.
I₁: Wie er so gearbeitet hat - in der Schmiede selber.
E: Ja da ham wir ihn öfter ma besucht ne.
I₁: War das so ne so ne Dorfschmiede -
wo er drin gearbeitet hat?
E: Ja ja hm hm
I₁: Oder gehörte die irgendjemand?
E: Ne die gehörte jemandem=ne
I₁: ja
E: (...) so ne richtige Dorfschmiede. -
I₁: Ja ja
E: das war die einzige im Dorf
und im ganzen Umkreis ne -
I₁: und er - war quasi der Angestellte
E: ja
I₁: und arbeiteten noch andere drin -
wahrscheinlich der -
dem se gehörte und er ne -
E: der dem se gehörte und er ne -
I₁: ja.
E: mehr nich.
Ja s weiß ich noch -
ham wir ihn paarma besucht und so -
das sah auch alles ziemlich schlimm aus da -
I₁: hm
E: also die Arbeit -

- so dreckig und heiß ne
 un im Sommer - da sin wir dann hingefahren
 ham dem Essen gebracht -
 mittags oder so -
- I₁: ja.
- E: un ham ihn abgeholt
 /un dann war er meistens schon voll - hm hm ((schneller, dabei ins
 Lachen geratend))/
 I₁: und hast du das denn noch so -
 so im Kopf -
 wie sich das verändert hat?
 Weil - weil du vorhin gesagt hast -
 s hat eigentlich erst angefangen
 als der arbeitslos war -
 als das mit der Bandscheibe kam
 E: vorher auch.
 Also jetzt so Sonnabend -
 am Wochenende ne -
 da weiß ich das dann auch noch
 da mußt ich denn -
 wo wir gewohnt haben -
 da diese Dorfstraße
 gegenüber war so ne - ne Kneipe nicht. -
 So - son normales - ne Wohnhaus -
 und die hatten denn Bier außer Haus.
- I₁: Hm
- E: Und mußt ich denn noch abends um elf aussem Bett raus
 und in ihm sein Bier da holen ne.
- I₁: Hm
- E: Da - kann ich mich noch ganz genau dran erinnern. - -
 (4/122-5/179)

(4) Mit seiner langen, etwas umständlich formulierten Frage nach der Arbeit des Vaters in der Schmiede durchbricht der Interviewer den Erzählablauf endgültig und übernimmt die Steuerung des Interviews. In Fortführung der vorausgehenden Interventionen des zweiten Interviewers installiert er eine 'Fragephase'. Das Fragen nach der Arbeitssituation des Vaters ist vermutlich Ausdruck eines - eher diffusen - Interesses des Interviewers, bei dem verschiedene Aspekte eine Rolle spielen dürften: Zunächst scheint mit der Frage nach der »Dorfschmiede« der Versuch verbunden, ein Stück der am »Hof«-Beispiel dementierten Dorfromantik mindestens für die Arbeitssi-

tuation zu retten. Die Erzählerin bestätigt zwar, daß es sich um »so ne richtige Dorfschmiede« gehandelt hat (4/134), ihre konkreten Erinnerungen (»Ja, 's weiß ich noch ...«; 4/146ff) bieten jedoch wenig Anlaß für romantische Vorstellungen. Ehe sie jedoch davon erzählen kann, möchte der Interviewer sein Bild von der Arbeitssituation des Vaters offensichtlich in einem weiteren, soziologisch interessanten Punkt klären: Ist der Vater selbständiger Handwerker, Besitzer einer Schmiede, oder arbeitet er als »quasi Angestellter«, und wie groß ist ggf. der Betrieb? Wir erfahren, daß Heikes Vater der einzige »Angestellte« des Dorfschmiedes ist. Schließlich sind die Fragen auch durch die Erwartung motiviert, in der Arbeitssituation möglicherweise einen Schlüssel für die Erklärung des Alkoholproblems zu finden (vgl. die Interviewerfrage 4/158ff).

Die konkreten Erinnerungen der Erzählerin an die Arbeit ihres Vaters beziehen sich auf Besuche in der Schmiede, die sie (da sie von »wir« spricht, vermutlich gemeinsam mit der Schwester) »öfter mal« gemacht hat, um dem Vater mittags das Essen zu bringen oder ihn von der Arbeit abzuholen. Was sie erinnert, ist, wie gesagt, wenig romantisch. Es war »dreckig« und »heiß«, vor allem im Sommer, insgesamt »sah ... alles ziemlich schlimm aus« (vgl. 4/148ff). Die »schlimmen« Eindrücke hängen gewiß auch mit der Erfahrung des Alkohols zusammen. Der Vater war »meistens schon voll« (4/157), wenn Heike ihn von der Arbeit abgeholt hat. Und auch wenn sie ihm das Mittagessen gebracht hat, wird er - angesichts der Hitze in der Schmiede - vermutlich schon einige Flaschen Bier getrunken haben, u.U. schon merklich angetrunken gewesen sein.

An dieser Stelle schaltet sich der Interviewer wieder ein und fragt nach den Anfängen des Alkoholproblems. Offensichtlich trifft seine ursprüngliche These nicht zu, daß Berufsunfähigkeit und Arbeitslosigkeit den Vater zum Trinker gemacht haben (4/158ff). Die Antwort der Erzählerin ist eindeutig: Der Vater hat »vorher auch« schon getrunken (5/165). Sie erinnert sich daran, daß sie »noch abends um elf aussem Bett raus (mußte)« (5/176), um ihm in einem »Außer-Haus«-Verkauf in der Nachbarschaft Bier zu holen. Frau Witte ist - ihren Angaben im weiteren Kontext zufolge - damals höchstens sechs Jahre alt gewesen. Es muß eine schlimme Erfahrung gewesen sein, wegen dieser 'Einkäufe' nachts aus dem Schlaf gerissen zu werden, und es verwundert nicht, daß sie sich »noch ganz genau dran erinnern« kann (5/179).

- (5) E: *Ja und dann sin wir hier nach A-Stadt hergezogen -
wie gesacht das wollt ich nich -
von der gewohnten Umgebung -
Schule und Freunde und Oma und so ne -
fand ich gar nich gut -
aber ich hab mich hier ganz gut eingelebt
auch - sofort eigentlich ne -
s hat bei mir nich lange gedauert -
zwei drei Tage -
da hatt ich gleich Kontakt. - -*

I₁: Hm
(5/180-190)

(5) Nach einer kurzen Pause übernimmt die Erzählerin wieder die Steuerung des Interviews. Sie nimmt den Faden der Umzugsgeschichte wieder auf (5/180) und wiederholt den damaligen Trennungskonflikt (5/181-184). Dabei hebt sie noch einmal die Bedeutung der »gewohnten Umgebung - Schule und Freunde und Oma und so« hervor. Im folgenden (5/185-89) schließt sie die Geschichte ab - und zwar mit einer überraschenden Pointe:

Die bisherige Erzählung läßt mögliche Schwierigkeiten beim Einleben in die neue Umgebung vermuten; aber auch die problemlose Variante, daß Heike sich »ganz gut« einlebt (5/185), liegt durchaus im Rahmen des Erwartbaren, wenn man eine gewisse Phase der Eingewöhnung (einige Wochen oder Monate) annimmt. Gänzlich unerwartet ist allerdings, daß Heike sich »sofort eigentlich« eingelebt hat. Die Präzisierung »zwei, drei Tage« bestätigt, daß es tatsächlich »nich lange gedauert« hat, sondern ihr »sofort« gelungen ist, Anschluß an einen neuen sozialen Zusammenhang zu bekommen: »da hatt' ich gleich Kontakt«.

Wenngleich die Koda in der Dramaturgie der Erzählung eine Überraschung darstellt, könnte sie, bezogen auf die persönlichen Handlungs- und Bewältigungsstrategien der Erzählerin, weniger überraschend, sondern eher ein charakteristisches Beispiel sein: Nachdem sie sich mit den ihr verfügbaren Mitteln, mit ihrem Willen und ihrem Gefühl, gegen den Umzug gewehrt hatte, überläßt sie sich nun, als der Umzug Realität geworden ist, nicht ihren Gefühlen. Sie trauert dem Dorf nicht nach, bleibt nicht in der rückwärtsgewandten Verlusterfahrung stecken. Stattdessen 'schaut sie nach vorn', orientiert sich in der neuen Umgebung und »lebt« sich »ein«.

Dieses »Einleben« ist, da es »sofort« geschieht, nur vorstellbar als *aktiver* Prozeß des Zugehens auf die neue Umgebung. »Sich einleben« heißt für Heike Witte »Kontakt haben«, in einen neuen sozialen Zusammenhang integriert sein oder mindestens die ersten Verbindungen geknüpft haben.

- (6) E: Ja bin ich hier zur Schule gegangen -
 I₂: Wo in A-Stadt warn das - alles?
 E: Wo ham wir gewohnt da?
Herzstraße da -
 mußt du och kennen - ne?
 I₁: Herzstraße? S is in der Nähe von uns
 E: ja ja
 I₁: Ja ja. Ja ja.
 E: Von der Lindenallee runter
 und - de Parallelstraße dazu
 I₁: ja ja.
 E: da ham wir gewohnt - -
 I₂: und die (Fluß) ja auch nicht weit weg.
 E: Nee.
 N paar Jahre aber auch nur
 /da fing das wieder an mit meinem Vater ((die Stimme hebend))/ - -
 hat er uns wieder verprügelt -
 und meine Mutter die Treppe runtergeschmissen -
 und - mußten wir nachts - da am Bahnhof ma übernachten -
 weil er uns nich in de Wohnung reingelassen hat -
 und da hat uns denn die Vermieterin auch rausgeschmissen -
 die wohnte da
 also die hat uns praktisch gekündigt ne. - -
 Und - aber das /is - ((atmet hörbar))/ so im Laufe von zwei drei Jahren
 glaub ich gewesen. - -
 ((5/191-6/214))

(6) Die erste nähere Information, die die Erzählerin über die neue Situation in A-Stadt gibt, betrifft ihren Schulbesuch (5/191). Damit kann angenommen werden, daß der »sofortige Kontakt« (s.o.) in der Schule bzw. mit den neuen Klassenkamerad(inn)en geknüpft worden ist. Ehe Heike jedoch mehr über die Schule erzählen kann, wird sie durch eine Frage nach genaueren Ortsangaben unterbrochen. Die Erzählerin »übersetzt« die ungenaue Formulierung (»Wo... war'n das alles?«) für sich als Frage nach der Wohnung (193) und nennt

den Straßennamen (194). Dabei wendet sie sich an den anderen Interviewer, der in der Nähe wohnt (195). Es folgt eine kurze Verständigung, daß beide die gleiche Straße meinen, die von der Erzählerin mit dem erneuten Hinweis »da ham wir gewohnt« abgeschlossen wird (6/202). Mit der folgenden Bemerkung gibt I₂ zu verstehen, daß auch er mit der genauen Örtlichkeit vertraut ist, was die Erzählerin knapp ratifiziert (6/204). Damit ist die Klärung der Ortsfrage endgültig abgeschlossen.

Im folgenden anonciert die Erzählerin jedoch bereits das Ende dieses Wohnverhältnisses. In der Herzstraße hat sie »n paar Jahre ... nur« gewohnt (6/205). Den Grund für den erneuten Umzug liefert wieder der Vater, denn »da (in A-Stadt; als er die neue Stelle hat) fing das wieder an ...« (206). Was »da wieder anfang«, schildert Heike mit schonungsloser Offenheit. Der Vater hat wieder geprügelt, möglicherweise auch Heike (»uns«), und die Mutter »die Treppe runtergeschmissen«. Einmal (womöglich öfter) hat der Vater die Mutter mit den Kindern sogar ausgesperrt, womöglich nachdem diese aus der Wohnung geflohen waren, um sich vor den Mißhandlungen zu schützen. Die Mutter und die beiden Mädchen mußten »da am Bahnhof ... übernachten«. Wenn auch nicht angenommen werden muß, daß sie in der Bahnhofshalle geschlafen haben, sondern evtl. eine Zufluchtsstätte in der Nähe des Bahnhofs (Bahnhofsmmission o.ä.) gefunden haben, verweist die Formulierung »da am Bahnhof« auf eine dramatische Verschärfung der »Schwierigkeiten«.

In A-Stadt sind Mutter und Töchter dem Vater in einer viel härteren Weise ausgeliefert als auf dem Dorf. Dort hätten sie in einer ähnlichen Situation vermutlich ohne Probleme Zuflucht gefunden bei Nachbarn oder den Großeltern. Das Problem wäre gewissermaßen »in der Familie« geblieben. Möglicherweise wäre es durch die unmittelbare soziale Kontrolle in Familie und Nachbarschaft überhaupt nicht zu einer »Aussperrung« gekommen. Auf jeden Fall wäre die Verweigerung der Wohnung kein derartiges Druckmittel für den Vater gewesen.

In der Stadt ist die Familie auf sich gestellt, fremd. Hilfe und Zuflucht sind nur »da am Bahnhof« zu finden. Die Nachbarschaft - auf dem Dorf durch die Doppelheit von Hilfe und Kontrolle gekennzeichnet - ist hier einseitig kontrollierend und sanktionierend. Dies wird dadurch verschärft, daß die unmittelbare Nachbarin zugleich

die Vermieterin der Wohnung ist. Sie nimmt den Vorfall zum Anlaß, der Familie zu kündigen (vgl. 6/211ff).

Die anschließende zeitliche Orientierung (6/214) dient vermutlich erst in zweiter Linie chronologischer Genauigkeit. Wichtiger scheint ihre Funktion als Überbrückung bzw. kurzfristige Entlastung von der Erzählaufgabe. Die Erinnerung an die Eskalation der Probleme mit dem Vater muß von der Erzählerin (auch emotional) verarbeitet werden. Das braucht Zeit (s. auch die beiden Pausen vor und nach der zeitlichen Orientierung). Erst danach kann die Erzählerin in der Chronologie der Ereignisse fortfahren.

- (7) E: *Ja un bin ich (...) inne Herderschule gegangen -
paar Jahre -*
I₁: *hm*
E: *dann sin wir nach Ostendorf ((Stadtteil)) gezogen. -
Bin ich aber trotzdem noch immer zur Herderschule gefahren ne -
(...) glaub in Ostendorf war damals gar keine Grundschule oder so -
weiß ich nich. -
Bin ich hier immer zur Schule gefahren -
un zwischendurch immer das mit meinen Eltern -
die wollten sich scheiden lassen un -
un auch wieder nich
und denn - wollte mein Vadder uns alle vergiften -
wollt er - was weiß ich da E sechshundertfünf ins Essen ins Essen
machen
un all solche Scherze ne.
Und das war schon damals ausschlaggebend für mich
also da hab ich gedacht -
»du heiratest nie n Mann
der irgendwie ma n - Tropfen /Alkohol trinkt« - ne ((lachend))/
al(...) - so was -
da hab ich immer Angst vor gehabt ne -*
I_{1,2}: *hm hm*
E: *daß mir och ma sowas passiert ne.*
(6/215-236)

(7) Heike nimmt den Erzählfaden wieder auf mit ihrem Schulbesuch. Sie hat die Herderschule ein »paar Jahre« besucht, dann ist die Familie in einen anderen Stadtteil gezogen. Den Grund für diesen Umzug hat die Erzählerin im vorhergehenden Segment genannt. Jetzt kommt sie auf die Relevanz des Umzugs für ihren eigenen All-

tag als Schülerin zu sprechen. Sie bleibt in der alten Schule (den genauen Grund hierfür weiß sie nicht; vgl. 6/220f) und muß folgedessen jeden Tag zur Schule in einen anderen, ihr allerdings vertrauten, Stadtteil fahren. Die räumliche Entfernung zum Wohnort der Familie erhöht auch die alltägliche soziale Distanz zwischen Heikes Lebenswelt und der ihrer Familie. Sie organisiert ihren Schulweg selbstständig, hat Kontakte, macht Erfahrungen in der räumlichen und sozialen Umgebung des Stadtteils und der Schule, die sich nicht »vor der Haustür« ihrer Eltern abspielen.

Gleichzeitig und - aus Heikes Sicht - »zwischendurch«, d.h. ihren eigenen Alltag immer wieder unterbrechend, spielt sich in der Welt der Eltern Dramatisches ab. Dies wird von Heike wie etwas Lästiges zunächst nur als »das mit meinen Eltern« bezeichnet (6/223), im weiteren aber konkretisiert. Die Eltern wollen sich scheiden lassen, ein andermal wieder nicht. Es hat vermutlich wiederholt Streit und 'Versöhnungen' gegeben, die nicht von Dauer waren. Was die Scheidungsdrohung für Heike bedeutet hat, erfahren wir nicht. Sie schildert es als eine Angelegenheit zwischen ihren Eltern, als etwas (»das«), was »mit« den Eltern passiert.

Die Auseinandersetzungen eskalieren so weit, daß der Vater die ganze Familie vergiften will. Hier ist Heike unmittelbar betroffen (»uns alle vergiften«; 6/226f). Die alte Konstellation - dort der gewalttätige Vater, hier die mißhandelte Familie - scheint auf die Spitze getrieben. Der Vater will die gesamte Familie umbringen. (Ob es sich dabei um einen tatsächlich versuchten Mord handelt oder um eine Morddrohung, u.U. im erregten, alkoholisierten Zustand ausgesprochen, wird nicht weiter deutlich, ist aber zur Charakterisierung der familiären Grundsituation auch nicht entscheidend.) Die Erzählerin läßt sich im folgenden auch nicht näher auf die Dramatik der Situation ein, sondern faßt das Problem mit einer knappen bagatellisierenden Formulierung zusammen: »un all solche Scherze, ne« (6/228). Diese Formulierung schafft Distanz zur damaligen Situation, die mehrere Aspekte aufweist: (a) eine Distanz zum Vater, den Heike nicht akzeptiert und ernstnimmt, in den sie sich nicht hineinversetzt, dessen ärgste Drohungen sie als »Scherze« abtut; (b) eine Distanz von der eigenen Betroffenheit und den eigenen Gefühlen ('was damals vorgefallen ist trifft mich nicht mehr/hat mich nicht getroffen', oder: 'solche Scherze können mich nicht verletzen'); (c) eine zeitlich Distanz, die anzeigt, daß eine schwierige biographische

Phase abgeschlossen ist, über die Heike heute 'locker' reden kann; (d) eine in der Abgrenzung enthaltene Relevanzsetzung: entscheidend ist Heikes eigenes Leben, demgegenüber die konkreten Einzelheiten der dramatischen väterlichen Verhaltens unwichtig werden, »Scherze« eben.

»Ausschlaggebend« für Heike - »damals« wie heute - ist die Perspektive einer eigenen Zukunft, für die sie besonders in einem Punkt klare Vorsätze hat: »du heiratest nie n Mann, der irgendwie ma n - Tropfen Alkohol trinkt« (6/231ff). Heike hat aus den schwierigen Erfahrungen gelernt. Bereits als Mädchen weiß sie, was sie »nie« will - aber sie hat zugleich auch »immer Angst vor gehabt«, daß ihr »och ma sowas passiert«. So bestimmt dieser 'Lebensplan' auch klingt, die Möglichkeit des Scheiterns (Angst) ist eingebaut, und auch eine gewisse Unsicherheit in der Formulierung des Ziels selbst (»der irgendwie ma n Tropfen Alkohol trinkt ((lachend))«).

Zusammenfassung

Im ersten Suprasegment schildert die Erzählerin in einer konkreten, nichts beschönigenden Sprache und mit vielen Details ihre Kindheit. Sie expliziert dabei - räumlich und sozial strukturiert - die Lebenswelt, in die sie hineingewachsen ist. Erwartungsgemäß stehen die beiden kognitiven Figuren 'Selbsteinführung der Biographieträgerin' und 'soziale Rahmen, Welten' zu Beginn des biographischen Interviews im Vordergrund (vgl. Schütze 1984). Die Konkretheit und Detailliertheit der Darstellung erlauben es, die im Interviewtext enthaltenen Informationen und die vorstehenden Interpretationen unter folgenden Aspekten zusammenzufassen:

- (a) sozialer Raum, Herkunftsmilieu;
- (b) Strukturen der kindlichen Lebenswelt und
- (c) Perspektive der biographischen Erfahrungsaufschichtung (Ich-Perspektive, Prozeßstrukturen).

Zu (a): Der soziale Nahraum der Kindheit ist in erster Linie durch die Familie bestimmt. Heikes Familie gehört zu einem ländlich-proletarischen Milieu.¹⁵ Das weitere Umfeld der Familie besteht aus so-

¹⁵ Indikatoren dafür sind - neben der Arbeitssituation des Vaters - auch die Umgangsweise der Familie und die sozialen Folgeerscheinungen im Zusammenhang mit dem Alkoholis-

zialen Beziehungen im Dorf (Großeltern, Nachbarn). Mit ihnen sind Kontrolle, aber auch Unterstützungsmöglichkeiten verbunden, die u.a. die Folgen des väterlichen Alkoholismus (Aussperren, Schlagen) zumindest partiell abfedern können.

Durch den Wechsel vom Dorf in die Stadt verliert die Familie die bestehenden alltäglichen Sozialkontakte, und das labile Gleichgewicht von Unterstützung und Kontrolle verschiebt sich in Richtung Kontrolle. Der Alkoholismus bzw. die nach außen sichtbaren Symptome der Alkoholikerfamilie (Prügel, Streit) werden stigmatisiert und sanktioniert (Kündigung der Wohnung). Die familiäre Binnensituation eskaliert. Die Familie droht mehrfach zu zerbrechen, sie findet keinen Weg, ihre Situation zu verändern.¹⁶ Die Eltern sprechen von Trennung, aber realisieren sie nicht.

Ein weiterer Indikator für einen *proletarischen Habitus*¹⁷ ist das Fehlen jeglicher Aufstiegsaspirationen (vgl. Heikes 'Lebensplan', der auf die Ehe gerichtet ist). Bildung ist kein Thema in der Familie. Es gibt keinen Hinweis, daß die Eltern irgendwelche Pläne oder Zielvorstellungen mit Heikes Schulbesuch verbunden oder zumindest in irgendeiner Form Anteil daran genommen hätten. Die Schule wird von Heike in ihren sozialen (Kontakte) und räumlichen (Stadtteil) Aspekten thematisiert, nicht jedoch als Institution, die Bildungstitel und damit verbundene Aufstiegs- oder Entwicklungsansprüche vermittelt.

Zu (b): Die kindliche Lebenswelt der Erzählerin ist durch *Polarisierung* gekennzeichnet. Da ist zunächst die nicht nur geographische, sondern sozial-räumliche Gegenüberstellung von Dorf und Stadt. Das »richtige kleine Dorf« bietet einen physikalisch und sozial überschaubaren, vertrauten Rahmen (Freunde, Großeltern, Schule), in den Heike sich fraglos eingebettet sieht. Die Stadt dagegen wird aus der Perspektive der frühen Kindheit als fremde, 'gegenüberliegende'

mus. Nach der Typisierung der Forschungsgruppe Sozialstruktur (vgl. Vester et al. 1993) wäre Heikes Familie (soweit es aus dem Interviewtranskript rekonstruiert werden kann) dem »traditionslosen Arbeitermilieu« zuzurechnen.

16 Auch der weitere Verlauf des Interviews bestätigt, daß sich die Alkoholproblematik des Vaters fortsetzt.

17 Bourdieu charakterisiert in seiner Grobklassifikation von drei gesellschaftlichen Habitusformen den proletarischen als »Habitus der Notwendigkeit« (vgl. 1983, 1987). Die Hannoveraner Forschungsgruppe Sozialstrukturanalyse hat versucht, diese Typologie empirisch zu differenzieren und unterscheidet verschiedene Unterformen alter und neuer proletarischer Milieus, die durch spezifische Habitusformen gekennzeichnet sind (vgl. Vester et al. 1993).

Region wahrgenommen, die nicht in eigener, wohl aber in der alltäglichen Reichweite des Vaters liegt und somit diesem zugeordnet scheint. Nach dem Umzug wird die Stadt auch Heikes alltägliche Welt. Die verschiedenen sozialen Beziehungen bzw. Felder potentieller Beziehungen stellt sie jedoch deutlich distanzierter, von sich getrennter dar. Anders formuliert: sie erlebt sich stärker als Individuum, das sich in einer strukturierten sozial-räumlichen Welt bewegt, denn als fragloser Teil einer solchen Lebenswelt (wie auf dem Dorf). Heike geht auf Distanz zu ihrer Familie bzw. den Eltern, was nicht nur aus altersspezifischen Ablösungsbestrebungen, sondern auch aus dem Alkoholproblem resultiert; und sie erfährt, daß signifikante andere sich von der Familie distanzieren bzw. ihr feindlich gegenüberstehen (Vermieterin). Daneben ist die Schule offensichtlich ein unproblematisches Feld sozialer Beziehungen, das Heike unabhängig, d.h. räumlich und sozial getrennt von ihren Eltern verfügbar ist. Heike pendelt gewissermaßen zwischen den beiden Welten Schule und Familie.

Die Polarisierung erhält ihre Dynamik jedoch vor allem durch die primären sozialen Beziehungen innerhalb der Familie: Der alkoholabhängige, oft gewalttätige Vater ist eine eindeutig negative, bedrohliche Figur, die dem Rest der Familie gegenübersteht. Mutter und Töchter sind in der Rolle der Erleidenden, wobei individuelle Unterschiede bestehen. (Die Mutter ist zwar Opfer, andererseits aber auch Mittäterin, da sie offensichtlich nicht in der Lage ist, ihre Kinder zu schützen oder die Solidarität zum Vater gänzlich aufzukündigen. Die Schwester wird nur als Geschlagene benannt. Heike selbst stellt sich in der Sonderposition als Nicht-Geschlagene dar.) Die Polarisierung innerhalb der Familie wird, nach dem Umzug in die Stadt und weiteren Eskalationen, zu einer äußeren: Waren zunächst innerhalb der Familie ein negativer Pol (Vater) und ein positiver oder zumindest vertrauter, nicht bedrohlicher Pol (Oma und Opa, Rest-Familie während der Abwesenheit des Vaters) erlebbar, so weitet sich die negative Besetzung später auf die ganze Familie aus. Stabilisierende, positiv (bzw. als unproblematisch) erlebte soziale Beziehungen finden außerhalb der Familie statt (Schule).

Zu (c): Vor dem Hintergrund dieser Konstellation entwickelt sich Heikes Ich-Perspektive als spezifische Form der biographischen Erfahrungsaufschichtung. Sie macht früh die Erfahrung, daß es in ih-

rem sozialen Nahraum ein Bedrohungspotential bzw. akute Bedrohungen gibt. Sie lernt, daß der Vater (nahe Bezugsperson, Mann) gewalttätig ist und daß die Familie insgesamt ein problematischer, unsicherer, ja bedrohlicher Ort ist, von dem sie keinen Schutz und keine Stabilität erwarten kann. Vor dem rekonstruierten sozialen Hintergrund (soziales Herkunftsmilieu, 'Entwurzelung' des Vaters usw. (s. (a)) und der subjektiven Perspektive auf diese Verhältnisse (s. (b)) läßt sich hier durchaus von einem *biographischen Verlaufskurvenpotential* sprechen, wobei alternative Lesarten ebenfalls Plausibilität beanspruchen können.

So könnte man auch von einem *institutionellen Ablaufmuster* sprechen: Heike wächst in einer Alkoholikerfamilie unter restringierten sozialen Bedingungen auf und 'läuft mit', wie es für das Milieu und die konkreten Bedingungen erwartbar ist. - Diese Betrachtungsweise entspringt jedoch eher einer analytischen Außenposition und ist nicht ohne fatalistischen Beigeschmack. In der Sichtweise der Erzählerin finden sich zwar auch Äußerungen, die in eine solche Richtung interpretiert werden könnten (»ganz normale Kindheit«), doch überwiegen bei ihr deutlich die dramatischen Elemente der Darstellung eines Verlaufskurvenpotentials einerseits bzw. ihrer Handlungsimpulse und -entwürfe andererseits.

Für eine dritte Interpretationsvariante spricht nämlich die Beobachtung, daß die Erzählerin auch die Möglichkeit hat, auf *Distanz* zu den bedrohlichen, sie prozedierenden familiären Bedingungen zu gehen. Sie erlebt auch Untypisches. Sie hat eine gewisse Sonderposition inne, da sie nicht bedingungslos auf die Seite der Opfer 'geprügelt' wird, und distanziert sich auch aktiv (Kritik damals und heute). So finden sich bereits in den Kindheitspassagen Hinweise auf ein *Handlungspotential*. Heike lernt, sich zu schützen, sich aktiv gegenüber den von außen gesetzten Bedingungen und persönlichen Zumutungen abzugrenzen, sich zu 'panzern', aber auch neue Handlungsfelder zu suchen bzw. zu nutzen (Schule, soziale Kontakte).

Aus dieser Interpretation läßt sich die allgemeinere These ableiten, daß Heike ihre Identität nicht über einen Prozeß der Identifikation entwickelt (und behauptet), sondern aus der Abgrenzung heraus. Daß trotz der problematischen Familiensituation eine relativ stabile Identitätsbildung gelingen kann, ist darauf zurückzuführen, daß eine Bezugsmöglichkeit auf eine Welt ohne den Vater verfügbar ist, in der Heike

positive soziale Beziehungen wahrnimmt.¹⁸ Beides zusammengekommen, die Notwendigkeit (aber auch Möglichkeit!) zur Abgrenzung einerseits und das Vorhandensein eines unterstützenden sozialen Milieus andererseits, führen zur Ausbildung einer artikulierten Ich-Perspektive, einer 'starken Persönlichkeit'.

Fazit: Trotz der zweifellos vorhandenen leidvollen Erfahrungen stellt sich Heikes Haltung zur Welt in der Kindheitserzählung als nicht grundsätzlich *erleidend* dar. Sie geht vielmehr *handelnd*, aktiv, auf die Welt und ihre Probleme zu. Dies gilt für beide Bereiche: Sie grenzt sich aktiv, z.T. mit großer Härte ab¹⁹, und sie geht aktiv soziale Beziehungen ein, hat schnell Kontakt. Dies kann angesichts der massiven familiären Probleme auch als *Bewältigungsstrategie* interpretiert werden, als eine Art 'Flucht nach vorne'. Heike begibt sich - erfolgreich - auf die Suche nach sozialen Kontakten außerhalb der Familie, die es ihr ermöglichen, der familiären Situation zu entkommen, sich unabhängig zu machen, und gleichzeitig die nötige Anerkennung und Sicherheit geben. Um diese These noch einmal in Schützes Begrifflichkeit zusammenzufassen: Neben dem vorhandenen Verlaufskurvenpotential läßt sich auch ein deutliches handlungsschematisches Potential feststellen. Die Wurzeln dieses Handlungspotentials sind vornehmlich in Abgrenzungs- und Verteidigungsstrategien zu suchen. Heikes Handeln ist - soweit es sich biographisch früh als Potential andeutet - der Tendenz nach ein 'Handeln gegen'.

Die These, daß die Erzählerin ihre Biographie aus der Abgrenzung heraus entwickelt, läßt sich jedoch nicht nur mit den genannten inhaltlichen Aspekten der Kindheit begründen. Auch das 'Wie' der Erzählung verweist auf eine derartige Bewältigungsstrategie. An dieser Stelle soll deshalb auf die für das gesamte Interview charakteristische Sprache der Erzählerin eingegangen werden, die bereits im ersten Suprasegment erkennbar wird:

Die Sprache der Erzählerin ist eine 'Handlungssprache', die sich vorwiegend auf äußere Ereignisse und Handlungsabläufe bezieht, weniger dagegen auf ihr inneres Erleben. Sie benennt Gefühle und 'innere Zustände' kaum und wenn,

18 In der Kindheit bietet das Dorf jenes stabilisierende Milieu, später die Schule. Noch später wird die Erwerbsarbeit, die für Heike vor allem als sozialer Kontext bedeutsam ist, diese Funktion übernehmen (s.u.).

19 Dies wird z.B. in ihren klaren, eindeutigen Urteilen über den Vater erkennbar.

eher oberflächlich und undifferenziert (»find' ich gut«, »find' ich nicht so gut« usw.). Sehr viel ausdrucksstärker und differenzierter ist die Sprache dagegen, wo *Handlungen* und soziale Situationen rekapituliert werden.

Selbst in Interviewpassagen, in denen es um dramatische Ereignissen geht, die die Erzählerin unmittelbar betroffen haben, entsteht häufig der Eindruck, daß sie das Erlebnis nicht 'an sich herankommen' läßt. Sie zeigt keine Gefühle, sondern berichtet eher unemotional und oberflächlich, ja 'kaltschnäuzig'. Daß sie Probleme nicht verschweigt oder verharmlost, sondern mit großer Offenheit und Konkretheit benennt, verstärkt diesen Eindruck.

Hinter dieser 'brutalen Offenheit', die gelegentlich auch vor harter Selbststigmatisierung nicht zurückschreckt, steht möglicherweise eine 'Überlebensstrategie': Indem sie selbst die Probleme in ihrem Leben härter und schonungsloser benennt als ein anderer es tun würde, schützt sie sich gewissermaßen vor Stigmatisierungen von außen. Sie wird 'unverwundbar'. Allerdings, die 'Panzerung' gegenüber möglichen Verletzungen von außen richtet sich in der Konsequenz gegen Gefühle überhaupt. Die Sprache der Erzählerin wäre somit nicht nur ein Beleg für eine derartige Unverwundbarkeitsstrategie, sondern würde zugleich auf die 'Kosten' dieser Strategie verweisen.

Diese Interpretation muß allerdings, wie bereits gesagt, mit Blick auf die Interviewsituation relativiert werden: Es ist durchaus möglich, daß die Erzählerin in anderen Situationen, evtl. sogar in einer Interviewsituation mit anderen GesprächspartnerInnen anders über ihr persönliches Erleben und ihre Gefühle sprechen kann. Die Panzerung gegenüber dramatischen Problemkonstellationen und Entwicklungen schützt schließlich nicht nur die Erzählerin, sondern auch ihre Zuhörer. Andererseits ist nicht davon auszugehen, daß die Interviewsituation allein für den beobachtenden 'Sprachpanzer' verantwortlich ist. Dafür gibt es zuviele Hinweise auf die Ausbildung einer 'Unverwundbarkeitsstrategie' nicht nur auf der Ebene des Sprachverhaltens.

Betrachten wir abschließend den expliziten *Lebensplan*, in dem die Erzählerin zu erkennen gibt, wer sie ist und wer sie sein will: Heikes biographischer Entwurf bezieht sich zentral auf die beiden Themen Mann (bzw. Ehe) und Alkohol. Im Vordergrund steht eine Negativformulierung, eine Abgrenzung: sie weiß, was sie später einmal *nicht* will, nämlich einen Lebenspartner, der so ist wie ihr Vater (Trinker). Im Hintergrund beinhaltet dieser 'Plan' die unbefragte 'Normal'-Perspektive, daß Heike heiraten bzw. einen männlichen Lebenspartner haben wird. Aus der Entschlossenheit, mit der Heike ihre Absicht formuliert, sprechen Stärke und Eigen-Sinn. Auch im Bezug auf die Zukunft entwickelt sie also ihre biographische Identität aus der (inneren wie äußeren) Abgrenzung heraus.

Beziehen wir den das Suprasegment beendenden Lebensplan noch einmal auf die im Anfangssegment ausgedrückte Ambivalenz

zwischen dem »ganz Tollen« der Kindheit und den »Schwierigkeiten«, so zeigt sich nun, daß sich der biographische Entwurf der Erzählerin am Negativen festmacht (Abgrenzung, Entschluß, es anders zu machen; Angst vor erneuter Manifestation des Negativen). Der Vater, der Heikes gesamte Kindheit und Jugend dominiert, ja teilweise tyrannisiert hat, dominiert, gewissermaßen ex negatione, auch noch Heikes biographischen Entwurf.

3.2 Suprasegment II: Lehre und erste Arbeitserfahrungen (6/237-13/504)

Im zweiten Suprasegment thematisiert die Erzählerin ihre zweieinhalbjährige Lehre als Damenoberbekleidungsnäherin, erinnert konkrete, z.T. konflikthafte Situationen, schildert die Lern- und Arbeitsinhalte und gibt eine kritische Einschätzung ihrer Ausbildungssituation. Dabei wird sie verschiedentlich von den Interviewern unterbrochen, z.T. durch immanente Nachfragen, teilweise aber auch durch den Erzählfluß störende Nachfragen und Argumentationen. Wie bereits im ersten Suprasegment gelingt es der Erzählerin in diesen Fällen jedoch, die Steuerung des Interviews wieder zu übernehmen und den Erzählfaden fortzuführen. Durch diese Interaktionen und den damit einhergehenden thematischen Verlauf gliedert sich das Suprasegment in fünf (in sich noch weiter differenzierte) Abschnitte. Diese werden nachfolgend zusammenfassend interpretiert.

- (1) E: Und ja - dann bin ich zur Schule gegangen
 bis zur - neunten Klasse -
 also - /den Abschluß da gemacht ((leicht die Stimme hehend)) - -
 und denn - - hab ich meine Schneiderlehre angefangen
 oder - Schneiderin isses ja nich -
 /Damenoberbekleidungsnäherin ((betonend))/ -
 so nennt sich das.
 Das hab ich gemacht.
 Das dauert - dauerte damals zwei - /zweieinhalb Jahre ((überlegend))/
 heute dauert das glaub ich nur noch zwei Jahre ne.
- I₁: Wo (...)
 E: Hch -
- I₂: Das wird sehr oft in Greienstadt ausgebildet.
 E: Hm.
 Das hab ich gemacht hier in A-Stadt -
 in der Wernerstraße da -
 bei der Post -
- I₁: hm ja ja
 E: da gegenüber da war so - so ne Fabrik

- I₁: da wo jetzt diese - diese Wäscherei ist und so?
 E: /Weiß ich nicht ((fast beiläufig))/-
 Webermoden
 ich weiß nicht obs das heut noch gibt.
- I₁: Die gibts glaub ich nicht hm.
 E: Und - - ja s fand ich /ganz lustig da - ha ha. ((amüsiert))/-
 Hab ich zwei Jahre gelernt - -
 und - fand ich och nicht allzu schwer -
 fand ich ganz gut also -
 hab ich immer neue Leute kennengelernt und so -
 die warn mit mir auch zufrieden -
 obwohl ich da och n bisschen Scheiße da da gebaut hab ne -
 hm
- I₂: hm
 E: nicht gekommen -
 und denn war ich in dem Alter - fünfzehn sechzehn ne -
 hab ich mal son - Typen da kennengelernt - ((Lachen))
 und der hat mir denn gesacht wo er wohnt=n
 morgens zu meinen Eltern gesagt
 »ich geh zur Arbeit« -
 un bin ich natürlich zu dem gegangen ne.
 Und denn hat mich natürlich - die Ausbildern - Ausbilderin gesehen -
 und hat das dann der Chefin erzählt -
 und im Geschäft da mußst ich runter zum Chef -
 wo ich denn gewesen wär -
 sach ich »ja mir war schlecht« -
 und denn ham se gesacht=e -
 »wir ham se aber morgens da um halb acht langgehen sehn da am
 Torbogentweg« -
 da sach ich »ja - da hab ich für meine Eltern Brötchen geholt« und -
 haha /in Wirklichkeit bin ich zu dem andern da gegangen ne ((verhalten
 lachend))/-
 und ((trinkt, stellt das Glas ab)) - ja -das dauerte zwei Jahre lang -
 (6/237-8/286)

(1) Nach einer Rahmenschaltung, die den Abschluß der Schulzeit und den Übergang zur Lehre markiert (6/237ff), erzählt Heike Witte, daß sie eine Lehre als Damenoberbekleidungsnäherin gemacht hat. Mit dieser korrekten Bezeichnung macht sie zugleich auf den Unterschied zur Schneiderlehre aufmerksam, der weiter unten noch einmal aufgegriffen und implizit wie explizit erläutert wird.²⁰ Die

20 Die Erzählerin macht keine handwerkliche Lehre, sondern eine Industrielhre in einer kleinen Fabrik, wobei sie spezifische, auf die industrielle Produktion zugeschnittene Qualifika-

Struktur der Einleitungspassage ähnelt der im ersten Suprasegment: Die Erzählerin nennt zunächst die konkreten 'Rahmendaten' - korrekte Bezeichnung und Dauer der Lehre, detaillierte Indexikalisierung des Ortes - und bilanziert anschließend, gewissermaßen im Vorgriff auf die noch folgende Narration, wie sie den infragestehenden Lebensabschnitt »fand« (7/261-266).

In dieser Bilanz werden in gedrängter Form Aspekte hervorgehoben, die für Heikes spätere Berufstätigkeit von Bedeutung sind und im Fortgang des Interviews narrativ entfaltet werden. In der von der Erzählerin genannten Reihenfolge sind dies:

- das Arbeitsklima, konkret: Spaß und Wohlbefinden in der Arbeitssituation (»s fand ich ganz lustig da«);
- Kompetenz und Leistungsvermögen, und zwar in einer Weise, daß gestellte Anforderungen leicht bewältigt werden (»fand ich och nich allzu schwer«), nicht indem eine Leistungssteigerung oder ein Kompetenzzuwachs angestrebt wird (also keine 'Leistungsmotivation' im üblichen Sinn);
- soziale Kontakte am Arbeitsplatz (»hab ich immer neue Leute kennengelernt und so«);
- Anerkennung (»die warn mit mir auch zufrieden«);
- sowie schließlich die Möglichkeit, »och n bisschen Scheiße (zu bauen)«, d.h. einen gewissen Freiraum für Fehler oder besser: eigenständige 'Aktionen' zu haben (Autonomie). Dieser Aspekt steht in engem Zusammenhang mit dem vorgenannten, was die Verknüpfung durch das »obwohl« verdeutlicht. Im Umkehrschluß ließe sich hieraus ein 'weil' konstruieren: Weil »die« (die Vorgesetzten bzw. Ausbilder) mit Heike zufrieden waren, konnte sie es sich erlauben, auch mal »Scheiße zu bauen«.

Der zuletzt genannte Aspekt kündigt eine »Komplikation«, einen »Planbruch«²¹, an, der eine Geschichte nach sich zieht (7/267-8/286): Die Erzählerin rekurriert auf ein konkretes Ereignis, das zugleich deutlich macht, was mit »Scheiße bauen« gemeint ist. Heike hat 'geschwänzt'. Statt zur Arbeit zu gehen, hat sie einen »Typen« besucht, den sie kennengelernt hatte. Mit dem Verweis auf ihr Alter

tionen erwirbt. Wesentliche Merkmale der Schneiderlehre, das Erstellen von Schnitten durch Maßnahmen und das Zuschneiden selbst, sind in der Ausbildung nicht enthalten.

21 Vgl. Zum Erzählschema: »Ankündigung - Komplikation - Koda« vgl. Labov und Waletzky (1973); zum Begriff des »Planbruchs« vgl. Quasthoff (1980) sowie Alheit 1990a, 21f.

(»denn war ich in dem Alter - fünfzehn sechzehn, ne«) bezieht sich die Erzählerin implizit auf ein lebensweltliches Normalitätskonstrukt, das Jugendlichen ein vorrangiges Interesse an Beziehungen zum anderen Geschlecht zubilligt, demgegenüber andere Interessen wie Schule oder Ausbildung eher als Pflichten erscheinen und von geradezu naturwüchsiger Zweitrangigkeit sind. Heike jedenfalls nimmt sich selbstverständlich - ohne 'schlechtes Gewissen' - das Recht und schafft sich durch ihr Handeln auch den realen Freiraum, ihren Bedürfnissen nachzugehen. Dabei erweist sich ihre Strategie als realitätstüchtig. Als sie 'erwischt' wird, ist sie in der Lage, flexibel zu reagieren und eine glaubhafte Ausrede zu präsentieren. Außerdem scheint sie ein Gefühl für das Maß bzw. die Grenzen ihrer 'Freiraumstrategie' zu haben, denn es finden sich keine Hinweise in ihrer Erzählung, daß sie den Bogen überspannt und etwa wegen zu häufigen Fehlens sanktioniert worden wäre.²²

Festzuhalten an dieser Geschichte bleibt, daß Heike bereits in ihrer Lehre ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein besitzt und ein gewisses Maß an persönlicher Autonomie realisiert, indem sie sich Handlungsspielräume schafft, die im Setting der Berufsausbildung bzw. des Lohnarbeitsverhältnisses 'eigentlich' nicht vorgesehen sind. Daß sie in der Lage ist, sich durch informelle Strategien erfolgreich solche Freiräume zu schaffen, spricht für ihre Handlungskompetenz, aber auch für ein realistisches Einschätzen der objektiven Machtverhältnisse im Betrieb.

Fragt man im Kontext dieser Interpretation nach der Bedeutung, die der Beruf bzw. Betrieb für Heike hat, so läßt sich die These aufstellen, daß dieser Bereich wesentlich durch die Möglichkeit gekennzeichnet ist, dort in einem bestimmten, wenn auch begrenzten Ausmaß persönliche *Handlungsfähigkeit* und Entscheidungsautonomie auszubilden und zu erproben. In der Rekonstruktion der weiteren biographischen Erfahrungen kann diese These weiterverfolgt und differenziert werden.

22 Der das Segment abschließende Satz: »... das dauerte zwei Jahre lang«, könnte sich zwar auf die Dauer dieser heimlichen Besuche während der Arbeitszeit beziehen (andere Lesart: Dauer der Ausbildung), würde dann aber immer noch nichts über deren Frequenz aussagen. Offensichtlich haben die Fehlzeiten insgesamt keinen kritischen Grenzwert überschritten, der die Ausbildung ernsthaft gefährdet hätte.

- (2) I₂: was hast du da so während der Ausbildung - -
 du sagtest ne Ausbildung
 Schneiderinnenausbildung wars nich aber - -
 E: Nee. /Damenoberbekleidungsnäherin ((sorgfältig betonend))/
 I₂: ja.
 Wie warn - wie ging das so vor sich?
 Was mußtet ihr lernen
 damit ihr euch dann so - -
 war da auch ne Prüfung dabei?
 E: Ja also ich mußte lernen -
 alles was mit Damenoberbekleidung zu tun hat -
 das mußst ich alles nähen können. - -
 Und das - kann ich auch.
 Also nichts für Herrn oder Kinder ne
 eben nur für Frauen ne -
 I_{1,2}: Ach so hm.
 E: Blusen und Kleider und Jacken und Röcke -
 und auch Hosen ne -
 aber eben nich für Herren.
 I₁: Da seid ihr also so in sonem -
 ähm - also mit unheimlich viel Maschinen
 E: hm
 I₁: nicht jetzt nur an der Nähmaschine und - -
 so diese - ja - wie soll man sagen -
 schon industrielle Fertigung gewesen damals
 E: ja ja. Das ist ne richtige Fabrik.
 Also Zuschneiden ham wir och nich gelernt ne -
 I₁: Auch nicht - ah so.
 E: das war da nich bei.
 Wenn man Zuschneiden lernen wollte -
 da mußte man damals glaub ich - dreieinhalb Jahre lernen.
 I₁: Ah ja.
 E: Und das war mir zuviel ne -
 I_{1,2}: hm hm.
 E: da wollt ich natürlich auch Geld verdienen - nö.
 I₂: Verwendest du das heute noch manchmal
 also daß du dir -
 weil du sachst -
 du kannst das heute noch?
 E: Ich näh viel für mich
 also was heißt viel -
 für Thomas näh ich schon ma ne Jacke oder so
 oder für mich und für Matthias.
 I₂: Und schneidst se auch selbst zu?

- E: Ja denn schneid ich auch selbst zu.
 Allerdings nur wenn ich en Schnitt habe ne.
- I_{1,2}: Ja ja. Hm hm.
- E: So mit - mit Abmessen oder sowas kann ich nich.
- I₂: hm
- E: a hab ich och keine Lust zu
 da hol ich mir lieber n Schnitt. - - -
 (8/287-9/337)

(2) Der zweite Abschnitt dieses Suprasegments ist durch Interviewnachfragen gesteuert, die auf eine genauere Explikation der Ausbildungsinhalte gerichtet sind: »Was mußtet ihr lernen ... war da auch ne Prüfung dabei?« Die Antwort der Erzählerin erfolgt in zweifacher Hinsicht: Zum einen steckt sie positiv den Bereich der erworbenen Qualifikationen ab (»alles was mit Damenoberbekleidung zu tun hat Blusen und Kleider und Jacken und Röcke - und auch Hosen«), zum anderen macht sie durch eine Negativbeschreibung die (formalen) Grenzen ihrer Qualifikation deutlich: »Also nichts für Herrn oder Kinder ... Also, Zuschneiden ham wir och nich gelernt, ne ...« (vgl. 8/300, 305, 313ff). Die zuletzt genannte, defensive Antwortstrategie kann als Reaktion auf die in der Interviewerfrage enthaltene Dimension der Formalqualifikation (Prüfung) interpretiert werden. Sie wirkt eher wie eine Abwehr 'ungerechtfertigter', da in der Ausbildung nicht enthaltener Qualifikationszuschreibungen (Tauschwertebene) denn als persönliche Kompetenzbewertung (Gebrauchswertebene). Wie im zweiten Teil dieses Segments deutlich wird, verfügt Heike durchaus über die Kompetenz, auch kompliziertere Kleidungsstücke (Jacke) für ihren Mann und ihr Kind zu nähen (vgl. 9/322-337).

Inhaltlich sind drei Aspekte dieses Segments bemerkenswert: Zum einen bestätigt sich der im vorangegangenen Segment bereits aufgetauchte Aspekt eines spezifischen Kompetenz- und Leistungsbewußtseins, das nicht nach höherer Leistung strebt (»Und das - kann ich auch.«; 8/299). Dies zeigt sich auch an der benannten Negativabgrenzung ihrer Qualifikation, besonders am Beispiel des Zuschneidens. Die Erzählerin ist zufrieden mit dem, was sie kann, sie strebt keine zusätzlichen (formalen) Qualifikationsprozesse an. Für ihren persönlichen Bedarf verfügt sie jedoch durchaus über die erforderlichen pragmatischen Kompetenzen: »Ja, denn schneid ich auch selbst zu. Allerdings nur wenn ich n Schnitt habe, ne.« (9/331f)

Dieses Beispiel kann zweitens als weiteres Indiz für die oben formulierte Hypothese des proletarischen Habitus²³ interpretiert werden. Die im ersten Suprasegment am Beispiel der Schule konstatierte Abwesenheit jeglicher Aufstiegsaspiration findet sich auch bzgl. der beruflichen Ausbildungsperspektive wieder. Die Erzählerin äußert weder 'Karriereabsichten' noch eine persönliche Weiterbildungsmotivation im beruflichen Bereich. Nach der zweieinhalbjährigen Ausbildung ist es ihr wichtiger, Geld zu verdienen (vgl. 9/321), als noch ein weiteres Jahr in die Lehre zu gehen, um damit möglicherweise einen (geringfügig) höheren Berufsabschluß zu erreichen.²³ Damit ist auch schon der dritte Aspekt angeklungen, der bislang noch nicht thematisiert wurde, der jedoch für Heikes spätere Berufserfahrungen von Bedeutung sein wird: der Aspekt des Lohnes bzw. des »Geldverdienens«.

- (3) E: *Ja also das war ne Lehre -
da - fingste an da echt da mitem - erstmal n - Knopf -
/da is och nochen Aschenbecher -
n Knopf annähen -
und und - Haken und Ösen annähen - -
das war das erste -
und denn auf Papier nähen mit der Nähmaschine -
s wars denn noch? -
S weiß ich noch ganz genau -
da krieg ich als Erste -
(hab) n Kleid gekriegt.
Das war fertig genäht
und das war falsch. -
Das durfte ich trennen.
/Haha ((lacht))/ da hab ich mich unheimlich gefreut
daß ich ma was trennen konnte ne.*
- I₁: *Ja*
- E: *War ich irgendwie ganz stolz -
daß ich ma was anders machen durfte.
Aber - ja das meiste -
wir ham da son halbes Jahr (...)*

23 Daß diese Orientierung nicht allein eine Frage der persönlichen Motivation der Erzählerin, sondern auch Resultat der konkreten Erfahrungen in der Lehre ist, wird im Fortgang der Erzählung deutlich. Die industrielle Ausbildung, die häufig nur den Charakter eines Anlernprozesses hatte, gab wohl kaum Gelegenheit zu persönlichen Lernerfahrungen, die eine Motivation in Richtung Weiterbildung hätte wecken können.

ham wir so die kleinen Sachen genäht
erst ma so gerade Nähte - und Knöpfe -
und zum Schluß da war das so
daß wir da eben für die - für die andern die Vorarbeiterin geleistet haben
ne.

Bloß wenn ma irgendwann ne - Prüfung - bevorstand
denn ham uns ma wieder richtig rangenommen ne.

Also das - die ham uns ganz schön ausgenutzt -
finde ich jedenfalls

denn ne Lehre hab ich mir irgendwie immer anders vorgestellt -
daß ich eh (...) - richtig was lerne ne -
und nicht da -

da gabs so Positionen

jetzt zum Beispiel Position vier -

da mußte man die Seitennähte zusammen

und die Ärmel reinnähen ja -

das ham wir dann drei Wochen lang gemacht ne.

Da find ich braucht man nicht viel zu lernen ne.

Das kann jeder Blöde.

I₁: War praktisch schon Produktion auch?

E: Ja ja.

Zum Schluß sowieso.

Das - letzte halbe Jahr -

da kriegte man dann son Berg Kästen hingestellt

da warn die Sachen drinne

und da mußte man das eben nähen nicht.

I₁: Hhm

E: Da ham wer uns och ma gewweigert

und - das ham die dann nich eingesehn.

Wir warn glob ich die ersten Lehrlinge -

die uns das ge_ geweigert ham

das zu machen ne.

Ham wer gesacht -

wir würden nich=e - Akkord machen.

Wir mußten auch immer aufschreiben -

was wir gemacht haben ne -

I₂: Tatsächlich

E: und son Berichtsheft führen -

I₁: hm

E: Und wenn wir jetzt zum Beispiel ins Ge_ äh ins

Berichtsheft eingetragen haben -

»vier Stunden« oder »acht Stunden Seitennähte genäht« -

und das über drei Wochen -

denn - hätte irgendwie was mit der Handelskammer

- I₂: ja
 E: hätten se sich dann gemeldet oder so.
 Das ham wirn eingetragen
 und ham die das immer wieder ausgestrichen ne.
- I₁: ((lacht))
 E: Und da ham wir gesacht -
 das dürfen die nich -
 und da wollten se uns kündigen -
 da wollten se uns nach der Lehre nich übernehmen -
 und da ham wir un_ unseren Mund gehalten ne.
- I₁: Hm
 E: Und dann fing das wieder an -
 dann durft mer uns nich schminken -
 grad so in dem Alter fünfzehn sechzehn siebzehn so ne -
 voll mit Make up und so denn -
 denn durft mer uns nich schminken
 und denn mußt mer dor - die Toiletten saubermachen
 un all son Kram ne.
 Ham wer uns geweigert.
 Und die Lehrlinge nach uns - die ham das noch besser gemacht -
 die ham das überhaupt nich gemacht ne -
- I₁: hm hm
 E: also jetzt die Toiletten nich saubergemacht ne.
- I₁: Und sind auch mit durchgekommen?
 E: und die sind damit durchgekommen -
 also wir nich ne.
- I₁: Hm
 (9/338-11/427)

(3) Mit der Ankündigung: »Ja, also das war ne Lehre ...« übernimmt die Erzählerin wieder die Steuerung des Erzählvorgangs. Thema ist immer noch die Lehre, aber nun auf der Ebene konkreter Erinnerungen an faktische Lern- und Arbeitsprozesse (im Unterschied zur eher 'offiziellen' Ebene der formalen Qualifikation). In einem ersten Abschnitt (9/338-10/384) erinnert die Erzählerin einzelne Arbeitsschritte, die zu Beginn der Lehre eingeübt werden, sowie ein konkretes Erlebnis (9/246-256), bei dem sie als erste der Auszubildenden eine neue Aufgabe bekommt (Kleid auftrennen). Sie empfindet Stolz dabei, ein Hinweis auf die emotionale Bedeutung der Anerkennungsdimension (s.o.). Dies Erlebnis bleibt jedoch ein 'Highlight' während der Lehre, die im folgenden von der Erzählerin sehr klar

als Ausbeutungsverhältnis charakterisiert wird: »die ham uns ganz schön ausgenutzt« (10/365).

Die Auszubildenden übernehmen bald die Funktion als »Vorarbeiterin für die anderen« (vgl. 10/362), im letzten halben Jahr werden sie voll in die Produktion einbezogen (vgl. 10/ 379ff). Lediglich vor den Prüfungen werden sie »richtig rangenommen«, da ihr schlechtes Abschneiden letztlich auf die Ausbildungsfirma zurückfallen würde. Heikes Fazit bezüglich der Ausbildung lautet: »...ne Lehre hab ich mir irgendwie immer anders vorgestellt - daß ich eh (...) - richtig was lerne, ne« (10/ 367f). Stattdessen erlernt sie nur ein paar einfache Fertigkeiten, die für die industrielle Produktion erforderlich sind und schnell angeeignet werden können. »Das kann jeder Blöde.« (10/376)

Die beiden folgenden Erzählsequenzen (10/385-11/411 und 11/412-427) handeln von Konflikten und Versuchen der Auszubildenden, sich gegen die Mißstände der Lehre zu wehren. So weigern sich die jungen Frauen, wie Heike sagt, zum ersten Mal in der Geschichte der Firma, Akkord zu machen. Dabei setzen sie geschickt die geringen Machtmittel ein, die ihnen zur Verfügung stehen, und schreiben konsequent die Tätigkeiten in ihr Berichtsheft, die ihnen, entgegen den Ausbildungsrichtlinien, faktisch abverlangt werden (»'acht Stunden Seitennähte genäht' - und das über drei Wochen«; 10/398f). Da die Berichtshefte der Industrie- und Handelskammer vorgelegt werden, ist dies durchaus ein ernstzunehmendes Druckmittel. Trotz weiterer Versuche der Gegenwehr werden ihnen die Eintragungen von der Ausbildungsleitung jedoch wieder gestrichen. Die Firma sitzt am längeren Hebel der Macht: »und da wollten se uns kündigen - da wollten se uns nach der Lehre nich übernehmen - und da ham wir un_ unseren Mund gehalten, ne.« (11/408ff) Die im folgenden genannten Konflikte um das Schminkverbot und das Saubermachen der Toiletten dokumentieren einerseits die Bereitschaft der Lehrlinge, sich gegen die Zumutungen zu wehren, andererseits aber auch die Grenzen ihrer Möglichkeiten innerhalb der betrieblichen Hierarchie.

Heike nimmt in diesen Konflikten aktiv Partei für ihre Interessengruppe, was durch das spontane »wir« deutlich wird. Sie hat ein klares Bild über das Machtgefälle im Arbeitsverhältnis, aber sie ist nicht bereit, sich ganz unterzuordnen. Sie setzt vielmehr ihre eigenen Möglichkeiten des (kleinen) Widerstands ein, um sich ein ge-

wisses Maß an Autonomie zu erhalten. Dabei verfolgt sie nicht nur eine individuelle Strategie (wie im Beispiel des Schwänzens), sondern kann im betrieblich-kollegialen Alltag offensichtlich an eine gemeinsame Interessenlage anknüpfen und an kollektiven Aktionen teilhaben.

- (4) E: Weiß nicht ob wer zu blöde warn oder -
 I₁: War natürlich auch wahrscheinlich - äh - also kaum jemand gewerkschaftlich organisiert in dem Betrieb
 E: überhaupt nich -
 in der Firma überhaupt nich -
 die wollten -
 I₂: in welchen Jahren war das bei dir?
 E: In welchen Jahren?
 Wann hab ich angefangen?
 I₂: zu lernen - also diese zweieinhalb Jahre Lehre?
 E: Achtundsechzig hab ich angefangen zu lernen.
 I₂: Hm - weils da eigentlich die - /Lehrlings und Studenten und Jugendrebellion schon gegeben hat. ((leicht amüsiert))/
 I₁: Ne ja - aber in ausgesprochenen Frauenbetrieben -
 grade so in Textilfabriken is ja
 E: ja ja
 I₁: traditionell ganz schlecht ne - mit der Organisation.
 Gabs denn nen Betriebsrat oder sowas
 an den ihr euch hättet
 E: nee - och nich.
 I₁: Auch nicht.
 E: Das war ne
 I₂: wie groß warn die Klitsche?
 E: (...) zweihundert Leute warn da -
 I₂: oh
 E: also vom Büro alle jetzt so
 I₂: ja ja hm.
 E: Zweihundert Leute waren da schon ja -
 I₁: hm
 E: also da konnt man überhaupt nix machen -
 (11/428-12/457)

(4) Der folgende Abschnitt wird wiederum stark durch die Interviewerintervention strukturiert. Zunächst setzt die Erzählerin an, im Anschluß an ihre Schilderung der Konflikte im Betrieb nach Grün-

den des Mißlingens ihres Widerstandes (im Vergleich zum nachfolgenden Lehrlingsjahrgang) zu suchen: »Weiß nich ob wer zu blöde warn oder -« (11/428). Ob die Frage ernst oder provokativ, nur rhetorisch, gemeint ist, läßt sich nicht feststellen, da ein Interviewer so gleich selbst einen möglichen Grund ins Gespräch bringt: die mangelnde gewerkschaftliche Organisation im Betrieb. Die Erzählerin bestätigt zwar seine Vermutung, daß es keinen Betriebsrat gab, läßt sich aber ansonsten nicht näher auf die verschiedenen Überlegungen der Interviewer ein, die aus einem allgemeineren Interesse gespeist zu sein scheinen als ihre. Für die Erzählerin ist am Ende nur das Resultat wichtig: »also da kornt man überhaupt nix machen« (12/457). Damit schließt sie die Suche nach möglichen Erklärungen ab und übernimmt wieder die Steuerung des Interviews.

- (5) E: *ich hab da ja hinterher - als ich meine Lehre abgeschlossen hatte - war ich da ja auch noch ne? ((räuspert sich)) weil man da eben ganz gut Geld verdienen konnte. Ich hab da - - da war ich - als ich ausgelernt hatte - noch nich ma achtzehn - da hatt ich da schon achthundert Mark netto ne.*
- I₁: *Hm*
- E: *Das war damals schon ziemlich viel Geld - allerdings nur mit Akkord ne.*
- I₁: *Hm hm*
- E: *Und das hab ich da daher so gut verdient ((räuspert sich, hustet)) weil die mich selber abgestoppt hatten ne -*
- I₁: *ah ja.*
- E: *Also die sitzen neben mir - und du mußt nähen - dann nehmen die die Zeit ne. Wenn ich jetzt vier Kleider nähe - und ich brauch dafür ne Stunde - oder n paar Nähte - oder ich brauch dafür ne Stunde - durch vier -*
- I₁: *hm*
- E: *dann hab ich da ne Viertelstunde. Und wenn die mich abgestoppt ham - hab ich natürlich langsam genäht nich?*

- I₂: Hm
 E: Und - is mir ma der Faden gerissen -
 dauert das eben bisschen länger ne -
- I₂: hm
 E: das wurde alles dazugezählt.
 Und wenn die denn weg war -
 dann hab ich eben rumgerattert da -
 /wie ne Wilde ne ((lachend))/ -
- I₁: naja klar
 E: denn - hab ich das eben wieder rausgeholt.
 Abers konnte man auch nich immer machen -
 denn irgendwann - so um drei - läßt es - nach.
- I₂: Hm ja.
 E: Wenn man da von sieben bis drei sitzt
 und - näht da wie ne Geisteskranke -
 dann läßt es doch nach ne.
 Also - ja achthundert Mark -
 das fand ich schon ganz schön viel - damals -
was auch find ich.
- I₁: Ja.
 (12/458-13/504)

(5) Im letzten Segment, berichtet die Erzählerin, der Chronologie folgend, daß sie nach Abschluß der Lehre in der Firma geblieben ist, »weil man da eben ganz gut Geld verdienen konnte.« (12/460) Heike arbeitet Akkord und berichtet detailliert über ihre Strategie, durch geschicktes Verhalten beim Abstoppen eine günstige Zeitvorgabe zu erreichen, so daß sie einen höheren Lohn erzielen kann. Allerdings werden hier auch die Grenzen strategischen Handelns deutlich. Der Akkord zehrt an den Kräften, am Ende des Arbeitstages sind die physischen und psychischen Ressourcen verbraucht: »dann läßt es nach«.

In diesem Segment tauchen noch einmal zwei Aspekte auf, die die bisherige Interpretation stützen: Heikes selbstbewußtes Handeln im Rahmen des Arbeitsverhältnisses, mit dem sie sich in einem gewissen Ausmaß Freiräume oder Vorteile verschafft, legitimiert durch eine implizite Moral der ausgleichenden Gerechtigkeit in einem ungleichen Machtverhältnis; und das Geldverdienen als ein wesentlicher Aspekt der Erwerbsarbeit.

Zusammenfassung

Zunächst einmal lassen sich Ähnlichkeiten zum ersten Suprasegment feststellen, welche die These stützen, daß die Erzählerin eine handlungsorientierte Grundhaltung zur Welt einnimmt: eine eher zupackende, aktive Haltung, die Probleme eher herunterspielt bzw. 'handhabbar' macht (im Unterschied etwa zu einer vorwiegend leidenden, die Probleme 'vergrößernden' Haltung). Die erste, vorausgreifende Bilanzierung der Erzählerin ist in beiden Suprasegmenten grundsätzlich positiv gefärbt: »fand ich alles ganz toll« (die Kindheit), »s fand ich ganz lustig da« (die Lehre). Dabei weist das »ganz« bereits auf eine mögliche Relativierung hin. Im Nachhinein stellt sich - wie zuvor in der Kindheitserzählung - auch bei der Erzählung über die Lehre heraus, daß die Realität nicht »ganz« im Sinne von vollständig »lustig« bzw. positiv war. Angesichts der konkreten Erlebnisse und Erfahrungen erscheint die spätere Evaluation angemessener: »...ne Lehre hab ich mir irgendwie immer anders vorgestellt« (10/367).

Mit dem Beginn der Lehre eröffnet sich für Heike eine neue soziale Welt, die ihr vorher allenfalls durch kurze Einblicke aus der kindlichen Außenperspektive bekannt war. Nun ist sie selbst handelndes Mitglied der Alltagswelt eines Betriebes, in der die Regeln der Lohnarbeit gelten. Am unteren Ende der betrieblichen Hierarchie stehend, erkennt die Erzählerin diese Strukturen rasch und charakterisiert ihre Ausbildung als Ausbeutungsverhältnis. Ihre Einschätzung ist dabei kein von der konkreten Erfahrung abgelöstes Deutungsartikel, sondern basiert auf einer Reihe eigenerlebter Erfahrungen, die narrativ rekapituliert werden.

Doch trotz der einschränkenden Rahmenbedingungen verfügt Heike über einen gewissen Handlungsspielraum. Ihre Disposition bleibt *handelnd* und nicht *erleidend*. Das in der Kindheit angelegte Potential (s.o.) scheint sich durchaus in Richtung einer handlungsschematischen Prozeßstruktur zu stabilisieren. Dabei ist jedoch die *Reichweite* der handlungsschematischen Steuerung zu berücksichtigen. Wie die Erzählungen über die Lehre zeigen, geht es um Handlungsspielräume im Alltag, um die kleinen Freiheiten und kleinen Fluchten, die innerhalb (oder unterhalb) der mächtigen gesellschaftlichen 'Superstruktur' Lohnarbeit bzw. ihrer Konkretion in der Textilfabrik liegen. In den entscheidenden Fragen, die z.B. Heikes Qua-

lifikationsinteressen und -chancen betreffen, sind die Handlungsspielräume klar limitiert. Mit der Verfügungsgewalt über Arbeitsplätze sitzt die Kapitaleseite am längeren Hebel der Macht. Auch Heike selbst richtet ihre Handlungsperspektiven nicht auf eine Veränderung bzw. Überschreitung dieser Grenzen, z.B. über einen beruflichen Qualifizierungs- und Aufstiegsprozeß.

Analysiert man die Ausbildungssituation in der Fabrik unter dieser Perspektive als sozialen Raum (Auswertungsperspektive (a); s.o., Teil 3.1), als strukturiertes Gefüge von Machtverhältnissen und -positionen, so mag die These der handlungsschematischen Steuerung zunächst irritieren. Den auszubildenden jungen Frauen sind zweifellos sehr enge Grenzen gesetzt, sowohl im Hinblick auf ihre faktische berufliche Qualifizierung und die damit verbundenen biographischen Aufstiegschancen als auch bzgl. der Möglichkeiten zu Kritik und eigener Gestaltung des Lehrverhältnisses. Ja, die Versuche der Reglementierung reichen bis hin zur Gestaltung des persönlichen Outfits (Schminken), bis zur intimen Sphäre des eigenen Körperbildes.²⁴ Zwar wäre es unangemessen, aus dem faktischen Ausbeutungsverhältnis ein subjektives Leidensverhältnis (verlaufskurvenförmige Entwicklung) unmittelbar abzuleiten, doch könnte die These eines 'institutionellen Ablaufmusters' einige Plausibilität beanspruchen (s.o.). Heike würde demzufolge in genau der 'Spur' laufen, die ihr durch ihr soziales Herkunftsmilieu und die faktische Position in der Institution Fabrik vorgezeichnet wäre. Ihre 'Handlungsfreiheit' entspräche einer strukturell vorgegebenen Variationsbreite. - Aus einer *Außenperspektive* betrachtet, mag diese Interpretation gerechtfertigt erscheinen, und sie wird an diesem Punkt der sequentiellen Interpretation zunächst aufrechterhalten und im Fortgang der Interpretation weiter überprüft.

In Heikes *subjektiver Sicht* sind die Gewichte allerdings anders verteilt: Die objektiven Begrenzungen werden horizonthaft wahrgenommen, aber sie sind nicht erdrückend. Für die Erzählerin sind die kleinen Freiheiten im Arbeitsalltag wichtiger: daß sie sich wohlfühlt, befriedigende Kontakte und Kommunikationsmöglichkeiten am

24 Diese Reglementierung des körperlichen Erscheinungsbildes, eines explizit persönlichen Bereichs, der mit der Ausübung der Lohnarbeit nichts zu tun hat, hat Tradition. Sie ist ein Ausdruck der Tatsache, daß Frauen im patriarchalen Kapitalismus 'doppelt' unterdrückt sind. Im Lohnarbeitsverhältnis steht nicht nur ihre Arbeitskraft (und die dazugehörenden körperlichen Funktionen) zur Disposition, sondern auch ihr Körper als Sexualobjekt.

Arbeitsplatz hat, daß sie die verlangte Arbeitsleistung ohne zuviel Streß erbringen und zwischendurch auch Spaß haben, ja, sogar einmal »Scheiße bauen« kann. Am Ende zählt außerdem, daß das Geld stimmt. - Hier bestätigt sich erneut die These des proletarischen Habitus'. Mit der Arbeit wird nichts 'Höheres' angestrebt, keine berufliche Karriere, die zu einem persönlichen Bildungsgewinn und/oder sozialen Aufstieg verhelfen könnte. Es geht eher darum, sich an der 'zugewiesenen' Stelle des sozialen Raums so gut wie möglich einzurichten.

Unter dieser Grundvoraussetzung haben die objektiv begrenzenden Rahmenbedingungen der Lohnarbeit für Heikes biographische Entwicklung (Auswertungsperspektive (c)) durchaus eine zwiespältige Bedeutung. Sie verhindern zum einen zweifellos individuelle Bildungs- und Lernprozesse, die Arbeitssituation ist kein vorwärtstreibendes Moment der biographischen Entwicklung. Andererseits zerstören die Rahmenbedingungen der Fabrik keineswegs die subjektive Handlungsfähigkeit, sie scheinen sie eher zu stabilisieren. Ja, die vorstehenden Interpretationen rechtfertigen sogar die Zuspitzung zur These, daß der Beruf bzw. Betrieb für die Erzählerin derjenige Lebensbereich ist, in dem sie ihre persönliche Handlungsautonomie in einem bestimmten Ausmaß entwickeln, wahren und verteidigen kann. Die Lohnarbeit wird somit zum zentralen Bereich, wenn nicht sogar zur *Basis der Entwicklung persönlicher Handlungsfähigkeit* und Identität. Die These läßt sich - unter Einbeziehung der konkreten Schilderungen im Interview und der subjektiv bedeutsamen Aspekte der Arbeitserfahrung (s.o.) - dahingehend weiterführen, daß das Lohnarbeitsverhältnis (in der Konkretion der betrieblichen Strukturen) zum grundlegenden Modell funktionierender Interaktionsprozesse und der Aushandlung und Abgrenzung von Interessen wird.

Diese Interpretation kann mit Blick auf die vorangegangenen biographischen Erfahrungen der Erzählerin, insbesondere in der Primärfamilie, und die in der Kindheit ausgebildeten lebensweltlichen Strukturen gestützt werden (s. Auswertungsperspektive (b)). Wie die familiäre Lebenswelt ist auch die Welt der Fabrik durch ein Machtgefälle und eine Polarisierung gekennzeichnet, allerdings unterscheidet sie sich auch in wesentlichen Aspekten. Im Gegensatz zu der unberechenbaren und grenzüberschreitenden väterlichen Gewalt ist das Arbeits- bzw. Ausbildungsverhältnis klar geregelt (Aus-

bildungs- bzw. Arbeitsvertrag, betriebliche Hierarchie). Die Einschränkungen und Grenzen sind - relativ - berechenbar, die Nischen und Freiräume kalkulierbar. Der Interessengegensatz in der Fabrik ist nicht nur legitim, er gehört zur Grundstruktur der Institution Lohnarbeit. Heike findet damit einen *Handlungsrahmen* vor, der es ihr erlaubt, einerseits an bekannte Interaktionsstrukturen anzuknüpfen (Polarisierung, der Modus des 'Gegen-Handelns') und ihren spezifischen, biographisch erworbenen Identitätsmodus aufrechtzuerhalten, sich aus der Abgrenzung heraus bzw. in Opposition zu definieren und zu spüren (s.o.). Dieser Handlungsrahmen wird jedoch andererseits nicht übermächtig, nicht 'total', sondern läßt Spielräume für persönliche Handlungen und Beziehungen. In diesem Rahmen kann die Erzählerin ihre biographische Identitätsentwicklung stabilisieren und weiterentwickeln.

In gewisser Weise besteht hier ein Paradox: In dem emotional und verständigungsorientierten²⁵ sozialen Setting, das auf persönlichen Abhängigkeitsstrukturen beruht und auf die Entwicklung persönlicher Beziehungs- und Handlungsfähigkeit angelegt ist, in der Familie, entwickelt Heike eine Disposition zur emotionalen Abgrenzung, Verteidigung und Konfliktwahrnehmung²⁶, die ihr in dem offenen machtorientierten sozialen Setting Fabrik gewissermaßen zugekommen. Mehr noch, sie wird in der Fabrik nicht nur erfolgreich handlungs- und 'überlebensfähig', d.h. sie kann ihre Identität behaupten, sie kann darüber hinaus in diesem Rahmen quasifamiliäre Beziehungs- und Interaktionsformen (in gewissen Freiräumen) realisieren und auch emotional erleben (Kollegialität, miteinander Spaß haben, Fehler machen dürfen, aber sich auch ärgern, gemeinsam wehren usw. - alles Erfahrungen, die üblicherweise eher der Familie zugeordnet werden, die aber in Heikes konkreter Familienkonstellation kaum realisiert werden konnten).²⁷

Aus einer etwas anderen Perspektive formuliert: Der aufgrund einer individuellen Familiendynamik entwickelte biographische

25 Dies meint Prozesse der faktischen Nicht-Verständigung ebenso wie gelingende Verständigungsprozesse.

26 Mit Wahrnehmung ist hier sowohl der perzeptive (Konflikte 'sehen') als auch der aktive Aspekt (die eigene Position in einem Konflikt vertreten) gemeint.

27 Ich möchte diesen 'Übertragungsprozeß' auf keinen Fall als pathologische Verwechslung interpretiert wissen, sondern als einen 'gesunden' Mechanismus sozialer Beziehungs- und Handlungsfähigkeit, mit dem Subjekte das notwendige soziale Bindegewebe herstellen.

Modus der Identitätsbildung und Selbstbehauptung findet in der Fabrik einen gesellschaftlich akzeptierten, einen 'passenden' institutionalisierten Handlungsrahmen und kollektiv geteilte soziale Handlungs- und Interpretationsmuster. Die individuelle biographische 'Disposition' findet im proletarischen Habitus gewissermaßen Anschluß an die Dimension der Gesellschaftlichkeit, der Sozialität.

3.3 *Suprasegment III: Verlassen des Elternhauses und »wilde Ehe« (13/505- 23/882)*

Das dritte Suprasegment besteht aus zwei großen thematischen Teilen: der Auszug der Erzählerin aus der elterlichen Wohnung (15/589-18/717) und die erste konfliktreiche Phase des Zusammenlebens mit dem Freund (18/718-23/882). Das Suprasegment wird durch eine als Rückblende aus dem Erzählduktus herausgehobene dramatische Geschichte über eine frühe Schwangerschaft der Erzählerin eingeleitet (13/509-15/588). Den Beginn des Suprasegments markiert zunächst folgende Rahmenschaltung:

- E: Wann war das so?
 Um (Jahreszahl) - (Jahreszahl) war das gewesen ne.
 Ja und dann lernt ich auch Thomas kennen.
- I₁: Hm
 (13/505-508)

Nachdem Heike Witte die Erzählung über ihre Ausbildung und ihre anschließende Beschäftigung zunächst mit dem Hinweis auf die Höhe ihres damaligen Lohnes beendet hat (s.o.), hält sie im Erzählfluß inne und sucht eine zeitliche Orientierung: »Wann war das so?« Sie markiert den nun folgenden biographischen Einschnitt doppelt: durch die chronologische Jahresangabe und durch eine Veränderung in ihrem privaten Beziehungsgefüge. Daß sie »Thomas« an dieser Stelle kommentarlos einführt, liegt zum einen daran, daß die Interviewer Thomas als ihren jetzigen Ehemann kennen, verweist aber andererseits auch auf ein hintergründiges Normalitätskonstrukt: Die Erzählerin ist an einem Punkt ihrer Biographie angelangt, an dem es erwartbar ist, daß sie einen Mann »kennenlernt« und eine Beziehung eingeht.²⁸

28 Daß diese Beziehung gleich zu einer dauerhaften Partnerschaft führt und schließlich in die Ehe mündet, gehört nicht zwangsläufig zu diesem Plan, zumal die Erzählerin zu dem fraglichen Zeitpunkt noch relativ jung ist, erscheint aber auch nicht ungewöhnlich.

Unter Einbeziehung des vorangegangenen Suprasegments läßt sich die in dieser Rahmenschaltung dargestellte biographische Station als zweifach markierter Übergang in das Erwachsenenalter interpretieren: Zum einen hat Heike ihre Ausbildung abgeschlossen und ist in ein Erwerbsverhältnis eingemündet, das ihre ökonomische Unabhängigkeit sichert (s. Abschluß des II. Suprasegments). Zum anderen hat sie einen Mann kennengelernt, von dem bekannt ist, daß sie ihn inzwischen geheiratet hat. Sie hat also die zweite entscheidende Statuspassage zur Erwachsenen, den Übergang in die Ehe, zumindest eingeleitet. Damit ratifiziert sie nicht allein den zentralen Schritt der gesellschaftlich vorgegebenen weiblichen Normalbiographie, sondern auch ihren persönlichen 'Lebensplan' (vgl. Suprasegment I).

An dieser Stelle ist zunächst festzuhalten, daß Heike ihr Erwachsenenleben von Beginn an unter die Doppelperspektive Erwerbsarbeit und Ehe stellt, wobei das Kennenlernen des Partners zumindest erzählstrukturell der 'härtere' Markierer des neuen Lebensabschnitts ist, der auch als 'Beginn der Beziehung zu Thomas' überschrieben werden könnte. Die Tatsache der Erwerbstätigkeit erscheint dagegen eher als 'Vorgeschichte' im chronologischen und womöglich auch kausalen Sinn.

- (1) E: *Hmhm ((lacht)) vorher - /vorher war noch was ganz anderes. ((etwas leiser, gedämpft))/-
Ja vorher hatte ich /noch mal ((langsamer))/- - -
das hängt jetzt och mit mein Eltern irgendwie zusamm -
ich will jetzt nich sagen
daß ich nich aufgeklärt war -
man weiß das ja sowieso alles - schon nich?*
- I₁: hm
- E: *äh vorher hatt ich mal ne Fehlgeburt gehabt -
or mehr ge_ besser gesagt ne Totgeburt - -*
- I₁: hm
- E: *die war - im sechsten Monat.
Ich wußte - daß ich schwanger bin -
und kein anderer wußte ne das nich ne - also wußte das so.*
- I₁: Hm hm
- E: *Der Vadder von dem Kind -
dem hab ich das nich erzählt -
weil ich mit dem nix mehr zu tun ham wollte.*

- Ja un denn kricht ich ne Fehlgeburt oder ne Totgeburt -
kam ich ins Krankenhaus - und - -
ja - s Kind war tot und so -
meine Eltern wußten das auch nich -
keiner wußte das -
bin ich einfach mitem Krankenhau_ mitem Krankenwagen abgehaun -
- I₁: hm
I₂: hast du da zuhause gewohnt?
E: Ja da hab ich noch zuhause gewohnt -
I₂: und die ham nix gemerkt?
E: Nee.
Ich war unheimlich dünn - immer -
früher jedenfalls -
und das konnte man mir nich ansehen ne -
- I₁: hm hm
E: also bis zum fünften Monat so gar nich.
Ich bin schon n bißchen dicker geworden -
aber meine Eltern ham da nichts gemerkt von.
- I₁: Hm
E: Nun kam ich ins Krankenhaus ja -
war alles vorbei -
da kamen meine Eltern da an -
ham überhaupt nichts gesacht -
überhaupt keine Reaktion gar nichts ne.
- I₁: Hatten ses denn dann erfahren - im Krankenhaus?
E: Ja ja vom Arzt haben ses dann erfahren.
Da war ich och noch zwei Wochen im Krankenhaus - ((trinkt zwischendurch))
nu kam ich nach Hause - -
hab natürlich n büschen Angst gehabt -
was - mein Vadder irgendwie durchdreht oder so -
weil mittlerweile war das mit seinem Trinken auch schon ziemlich schlimm -
- I₁: hm
E: meine Schwester hatte zwischenzeitlich geheiratet -
und die wohnten da auch noch -
die wohnten in unserm Kinderzimmer -
mein Schwager war beim Bund
und ich mußte denn immer im Wohnzimmer schlafen -
das hat mir (so) alles gestunken ne - ((holt hörbar Luft))
und denn kam ich nach Hause -
dann wollt mein Vadder mich aufklären -
da war ich fast achtzehn nech.
Also - echt da - bin ich beinah ausgeflippt ne -

und - kurze Zeit später -
 ich glaub so zwei oder drei - Monate - später -
 und er hat auch nichts gesucht -
 überhaupt nichts -
 so mit dem Kind oder so ne -

I₁: hm

E: das wurde ja richtig beerdigt und=e - -
 der wollte nur immer die Adresse von dem Mann -
 also von dem Vadder - faktisch wissen -
 weil ich das selber bezahlt hab die Beerdigung un so

I₂: hm

E: er hat das nich bezahlt -
 das mußte ich selber bezahlen -

I₁: hm

E: er wollt immer die Adresse von dem Mann wissen -
 und die hab ich ihm natürlich nicht gegeben -
 so blöd wie ich war -
 hätt ich ma machen sollen /mhm ((lacht))/-

I₁: /s vielleicht besser (...) ((Straßenlärm))/-

I₂: na ja - das wär vielleicht noch teurer geworden.
 (13/509-15/588)

(1) Kaum installiert, wird die normalbiographische Erwartung jedoch schon wieder gebrochen. Ehe die Erzählerin von der Eröffnung zur Durchführung des Plans ('Beziehung zu Thomas') übergehen kann, kommt es bereits zum Bruch. »Vorher« war nämlich »noch was ganz anderes« (13/509). Heike erzählt die dramatische Geschichte ihrer ersten Schwangerschaft, die schließlich mit einer Totgeburt im sechsten Monat endet. An dieser ausführlichen Geschichte, die hier nicht line-by-line interpretiert werden soll, sind folgende Aspekte festzuhalten:

- Durch die Schwangerschaft ratifiziert die Erzählerin noch einmal auf körperlich-sexueller Ebene den Übergang in den Erwachsenenstatus. Dabei wird auch deutlich, daß Thomas nicht der erste Mann ist, zu dem sie eine Beziehung hat.
- Über den Mann selbst erfahren wir kaum etwas. Er wird nicht namentlich benannt und bleibt auch sonst gesichtslos. Es bleibt offen, ob es sich um denselben »Typen« handelt, den Heike früher schon einmal erwähnt hat (vgl. 7/271), auf jeden Fall ist durch seine Benennung als »Mann« oder »Vadder von dem Kind« - im Gegensatz zu »son Typ« - ein anderer 'Aggregatzustand' gekenn-

zeichnet. Im Unterschied zur Unverbindlichkeit der Beziehung einer Jugendlichen erfährt sie jetzt als Frau den Ernstcharakter sexueller Beziehungen.

- Der Ernst der Situation betrifft ausschließlich die Erzählerin. Sie entscheidet sich, die Schwangerschaft zu verheimlichen. Dabei kommt noch einmal die Distanz zu dem Mann zum Ausdruck. Es steht für Heike offensichtlich nicht zur Debatte, mit diesem Mann eine längerfristige Beziehung einzugehen und das gemeinsame Kind großzuziehen (»weil ich mit dem nix mehr zu tun haben wollte«; 14/525). Es scheint auch kein Vertrauensverhältnis bestanden zu haben, in dem sie ihre Situation hätte mit ihm beraten und ggf. Unterstützung für einen Schwangerschaftsabbruch oder die Perspektive als alleinerziehende Mutter hätte bekommen können. Heike beteiligt den Mann nicht einmal minimal durch bloße Information. Sie grenzt sich eindeutig ab. Sie wird selbst mit der Situation fertig und nimmt auch alle Folgekosten in Kauf (buchstäblich bis hin zu den Bestattungskosten). Indem sie auf alle Unterstützung durch den Mann verzichtet, ist diese 'Beziehung' für sie kein Thema, fast nicht existent.
- Da die Schwangerschaft im sechsten Monat mit einer Totgeburt endet, kann die Erzählerin dieses Ereignis tatsächlich in gewisser Weise aus ihrer Biographie 'ausklammern' bzw. als in sich abgeschlossene Episode ohne Vorgeschichte und unmittelbare Konsequenzen 'einschieben'. Der Mann ist nicht weiter relevant für ihre Biographie. Das Kind wird nicht Bestandteil ihres Lebens.

Neben dieser abgrenzbaren äußeren Ereignisfolge der Geschichte hat die Erzählung jedoch ein zweites Thema, das sehr viel enger mit der Biographie der Erzählerin verflochten ist: die *Beziehung zu den Eltern* und die fortgesetzte Strategie der Abgrenzung und Distanzierung der Erzählerin. Dieses Thema hat sowohl eine Vorgeschichte (»das hängt jetzt och mit mein Eltern irgendwie zusamm«; 13/511) als auch eine Folgegeschichte (Auseinandersetzung und Auszug der Erzählerin »zwei oder drei Monate später«; vgl. 15/569). In der Geschichte wird auf dramatische Weise noch einmal die familiäre Beziehungsstruktur deutlich:

- In der so bedrängenden und für die Siebzehnjährige sicher ängstigenden Situation der Schwangerschaft zieht sie nicht einmal in Erwägung, Hilfe durch die Familie zu bekommen, wenn auch

nicht den Vater, so doch wenigstens die Mutter oder die inzwischen verheiratete Schwester ins Vertrauen zu ziehen. Mag sein, daß die Angst vor Sanktionen bei der Verheimlichung der Schwangerschaft mitgespielt hat, in der Darstellung steht sie jedenfalls nicht im Vordergrund. Dominant erscheint vielmehr jegliches Fehlen von Vertrauen. Es entsteht der Eindruck, daß die Erzählerin die Familie als unterstützenden sozialen Zusammenhang längst 'abgeschrieben' hat, daß sie bereits jetzt eine Haltung ausgebildet hat, mit allen Problemen alleine fertig zu werden.

- Heikes 'Verzicht' auf (die Bitte um) familiäre Unterstützung kann als eine durchaus angemessene Reaktion auf die Familiensituation interpretiert werden. Die erstaunliche Tatsache, daß die Familie, trotz des alltäglichen Zusammenlebens auf engem Raum, ihre Schwangerschaft bis zum sechsten Monat überhaupt nicht bemerkt, verweist auf eine erhebliche Beziehungslosigkeit und Getrenntheit innerhalb der Familie. Obwohl die Erzählerin diese Ignoranz mit dem Ausbleiben massiver körperlicher Veränderungen erklärt, ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß über den langen Zeitraum keine körperlichen und psychischen Signale ihrer Situation erkennbar gewesen sind. Es deutet vielmehr alles auf eine erhebliche Wahrnehmungsverweigerung bzw. -unfähigkeit der Eltern für ihre Tochter hin.
- Die Unfähigkeit, für die Tochter zu sorgen und ihre Bedürfnisse und Nöte zu erkennen, kommt auch in der Andeutung der Erzählerin zum Ausdruck, daß die Eltern eine gewisse Mitschuld an ihrer mißlichen Lage tragen (vgl. 13/511ff). Deutlich ist auch der Vorwurf, daß die Eltern, nachdem sie nun schon »nichts gemerkt« haben, auch im nachhinein, als sie zwei Wochen im Krankenhaus ist, kein Einfühlungsvermögen für sie aufbringen, ja nicht einmal signalisieren, daß sie die Situation überhaupt wahrgenommen haben: »da kamen meine Eltern da an - ham überhaupt nichts gesucht - überhaupt keine Reaktion gar nichts, ne.« (14/547ff) Und später zum Vater: »und er hat auch nichts gesucht - überhaupt nichts - so mit dem Kind oder so, ne - « (15/570ff)²⁹ - und das in einer emotionalen Krisensituation, in der nicht nur die

29 Der absurde Versuch des Vaters, die Tochter *nach* der ganzen Schwangerschaftsgeschichte »aufzuklären« (vgl. 15/565), ist ein weiteres Indiz für die Unfähigkeit, sich in die Situation und Bedürfnisse der Tochter hineinzudenken. Heikes Reaktion, »echt da - bin ich beinahe ausgeflippt« (15/567), ist ein verständlicher Protest dagegen.

ungewollte Schwangerschaft, das monatelange Alleinsein mit dem Problem, die Geburt und der Krankenhausaufenthalt, sondern am Ende auch noch der Tod des Kindes und seine Beerdigung zu verarbeiten waren (»das wurde ja richtig beerdigt«). Der Vater hat bei alledem nur das Interesse, die Adresse des Mannes herauszubekommen, um ihn ggf. finanziell zu belangen. Die Tochter bleibt jedoch verschwiegen und bezahlt selbst.³⁰

- Sie ratifiziert damit noch einmal ihre einsame Position des Auf-sich-gestellt-Seins, die aber zugleich ein Stück Autonomie beinhaltet, eine Autonomie, die zweifellos labil ist, aber durchaus eine reale Basis hat: Heike hat die psychische und soziale Situation der ungewollten Schwangerschaft alleine 'durchgestanden' und auch die ökonomischen Kosten (auf der Basis ihres eigenen Einkommens) selber beglichen. Die emotionalen Kosten, über die sie nicht spricht, muß sie - angesichts der familiären Beziehungsstruktur - ohnehin alleine tragen. Sie hat also - so die zusammengefaßte Interpretation - dem zweifellos vorhandenen und mit der ungewollten Schwangerschaft noch eskalierten Verlaufskurvenpotential bis auf weiteres eine Strategie der aktiven Abgrenzung, des Bewältigens und 'Totzdemhandelns' entgegengesetzt.

Abschließend ist diese Interpretation noch einmal mit einer möglichen Gegenlesart zu konfrontieren: Was hier trotz der bedrückenden Gesamtsituation dennoch als 'Autonomie' bzw. realitätsangemessene Bewältigungsstrategie der Distanzierung akzentuiert worden ist, könnte auch als Ausdruck großer Hilflosigkeit und Unfähigkeit, sich mitzuteilen bzw. Hilfe zu suchen, interpretiert werden. Daß das angehäuften Gefährdungspotential in dieser Situation noch nicht endgültig in eine Verlaufskurve umschlägt, könnte damit erklärt werden, daß die Entwicklung mit der Totgeburt gewissermaßen 'zufällig' von außen angehalten wurde.

Dagegen steht jedoch der Gesamteindruck der Rekapitulation dieser Passage. Die Darstellung der Erlebnisse macht nicht den Eindruck von Hilflosigkeit und Verzweiflung, sondern eher von trotzi-

30 Daß die Erzählerin im nachhinein ihr Verhalten als »blöd« (15/585f) bezeichnet, zeigt die Distanz zwischen damaligem und heutigem Erleben an. Während damals der Trotz gegenüber dem Kindsvater und dem eigenen Vater im Vordergrund gestanden und sie dafür auch finanzielle Nachteile in Kauf genommen hat, spielt heute das finanzielle Kalkül eine größere Rolle in ihrer Bewertung. Sie bedauert es, auf mögliche Zahlungen verzichtet zu haben.

gem Pragmatismus (vielleicht auch Fatalismus). Dem Vater des Kindes sagt die Erzählerin nichts, weil sie sich nicht an ihn binden, sondern ihre eigene Perspektive wahren *will* (»weil ich mit dem nix mehr zu tun haben wollte«). Das Verhalten der Eltern kritisiert sie aus der Distanz der 'Unberührbaren' heraus. Damit leugnet sie zwar ihre eigene Verletztheit, aber sie kann ihre Aggression nach außen wenden und im Vorwurf an die Eltern real adressieren. Trotz der schwierigen Situation entsteht nicht der Eindruck, daß die Erzählerin handlungsunfähig wird. Selbst als es zu einer körperlichen Krise kommt, hat sie noch eine realitätstüchtige Bewältigungsstrategie. Sie »haut einfach mit dem Kankenwagen ab« (14/531) und begibt sich in die Obhut professioneller Helfer. - Dennoch ist aus dieser möglichen Lesart der Gedanke festzuhalten, daß das bereits jetzt aufgehäufte biographische Verlaufskurvenpotential übermächtig werden könnte und die Autonomie der Protagonistin womöglich auf sehr 'wackeligen Füßen' steht.

Die nun folgende Erzählsequenz (15/589-18/717) thematisiert ein bereits angekündigtes³¹ Ereignis: eine Auseinandersetzung mit dem Vater und den Auszug der Erzählerin aus der Wohnung der Eltern.³² Damit wird das Thema der Beziehung zum Vater bzw. den Eltern weitergeführt. Die Darstellung folgt der Chronologie der Ereignisse und gliedert sich in sechs Segmente (Segment 2-7), die im folgenden, z.T. zusammenfassend, interpretiert werden:

- (2) E: *Ja - ja und da - irgendwann -
zwei oder drei Monate später danach
da - hat mich das zuhause alles so angekotzt -
da hat mein El_ mein Vadder meine Mudder wieder verprügelt -
und denn hatten wir im Wohnzimmer so ne Tür -*
- I₁: *hm*
- E: *da war in der Mitte Glas -
und da hat er se da durchgeschmissen
und ich gleich be_ die äh - Polizei angerufen -*

31 Vgl. 15/568f.

32 In dieser Wohnung hatte Heike, wie im vorangegangenen Segment erwähnt, bereits kein eigenes Zimmer mehr, da ihre Schwester mit ihrem Mann im ehemaligen »Kinderzimmer« wohnte und sie selbst im Wohnzimmer schlafen mußte (vgl. 15/559ff).

bei meiner Mudder war /hier oben alles durchgeschnitten ne ((zeigt auf die Scheitelpartie ihres Kopfes))/-

I₁: hm hm

E: /und da ((gedehnt))/- kams irgendwie so richtig aus mir raus ne und da hab ich n erst ma so richtig fertig gemacht.

»Du alte Sau«

und »du altes Arschloch« und und -

und was weiß ich nich alles ne -

hab ich ihm da annen Kopp geschmissen ja -

und da war ich och noch nich achtzehn -

das weiß ich noch -

(15/589-16/608)

(2) Die Bewältigung der schwierigen Situation der Schwangerschaft ohne Hilfe oder sogar gegen die Eltern vertieft die Trennung zwischen Heike und ihrer Familie. »Zwei oder drei Monate später« hat sie »das zuhause alles so angekotzt« (vgl. 15/590f), daß sie ihre ganze angestaute Wut offen gegen den Vater richtet: »und da (...) kams irgendwie so richtig aus mir raus, ne, und da hab ich n erst ma so richtig fertig gemacht.« (16/601f)

Die Verantwortung für »das zuhause« - den Terror, die gewalttätigen Konflikte, die gesamte Familiensituation - weist die Erzählerin eindeutig dem Vater zu. Der Anlaß für ihr »Ausflippen« (vgl. 15/567) macht dies noch einmal unmißverständlich klar: Der Vater hat die Mutter verprügelt, sie durch eine Glastür »durchgeschmissen« und erheblich verletzt. Heike benachrichtigt die Polizei.

Im Unterschied zu ihrer Mutter, die auch in dieser Geschichte wieder nur als Opfer auftaucht, fühlt sich die Tochter jedoch stark genug, ihrem Vater entgegenzutreten, ihn offen anzugreifen: »'Du alte Sau' und 'du altes Arschloch' und und - was weiß ich nich alles ...« (16/603ff). Obwohl sie damals »noch nich achtzehn« (607) ist, ist sie auch in dieser Hinsicht erwachsen: sie kann ihre Position gegenüber dem Vater artikulieren und ist nicht mehr in der Unterlegenheit und Abhängigkeit des Kindes gefangen wie beispielsweise in dem Konflikt, als sie sich im Alter von neun Jahren nur mit »tütch-tigem Heulen« gegen den Vater wehren konnte (vgl. Segment I.6).

(3) und - da war er im Krankenhaus - -
denn der hat immer getrunken

und is nich zur Arbeit gegangen
 und in nem - in dem Wohnung umgekippt
 un un was weiß ich nich alles -

I₁: hm hm

E: komische Sachen da vollbracht -
 un denn kam er ins Krankenhaus.
 Und da hab ich die -
 da hab ich das wahrgenommen -
 un hab mir /innerhalb von ((gedehnt, überlegend))/-
 weiß nich
 glob ich - drei oder vier Wochen
 ne Wohnung gesucht ne.

I₁: Hm

E: Obwohl ich damals ja noch nich /volljährig war ((hebt die Stimme))/
 hab ich eine gekricht -
 un meine Mudder hat das denn unterschrieben ne.

I₁: Ja.

E: Aber da kannt ich Thomas auch schon.
 (16/609-628)

(3) Bei der nächsten Gelegenheit, als der Vater infolge seines fortgeschrittenen Alkoholismus³³ ins Krankenhaus kommt, sucht sich die Erzählerin eine eigene Wohnung. Da sie noch nicht volljährig ist, benötigt sie für den Mietvertrag die Unterschrift ihrer Mutter, die sie auch bekommt. Damit erwähnt sie zum ersten Mal eine unmittelbare Unterstützung durch ihre Mutter, die offensichtlich erst in Abwesenheit des Vaters möglich wird.³⁴ Mit dem selbständig organisierten Auszug dokumentiert die Erzählerin ihre Autonomie. Sie ist diejenige, die handelt, verändert, 'ihr Leben in die Hand nimmt', indem sie die bedrückende Familiensituation verläßt. Mit dem Hinweis, daß sie Thomas »da« schon kannte, bezieht sie sich noch einmal auf die biographische Markierung am Anfang des Suprasegments: ein neuer Lebensabschnitt beginnt.

33 Die Erzählerin nennt zentrale Symptome einer fortgeschrittenen Phase des Alkoholismus: »immer getrunken«, »nich zur Arbeit gegangen« und »in der Wohnung umgekippt« (16/610ff).

34 Hier besteht eine gewisse Parallele zu der Kindheits Erzählung über die Zeit, in der sich während der Abwesenheit des Vaters über die Woche zwischen der Mutter und den Töchtern offensichtlich ein angenehmeres Familienklima einstellen konnte (vgl. Suprasegment I).

- (4) E: Ja und Thomas - der war - -
 I₁: Das war noch vor (Jahreszahl)
 I₁: als das Gesetz - äh - - ja durchgekommen is
 I₁: daß man mit achtzehn volljährig is.
 E: Hm
 I₁: Oder warst du noch gar keine achtzehn zu dem Zeitpunkt?
 E: Nee ich war noch nich achtzehn
 aber das dauerte och noch ne Zeitlang -
 denn als wir geheiratet haben -
 da war ich schon - zwanzig
 da war das immer noch nich ne.
 I₁: Da war das immer noch nich?
 E: Nee.
 I₁: Wann isses Gesetz gekommen?
 I₂: Ich weiß das nich.
 I₁: Ich dacht das sei (Jahreszahl) gekommen -
 E: ehm ehm
 I₁: s kann auch sein daß es (Jahreszahl) gekommen is.
 I₂: Ich glaube s is kurz vor ner Bundestagswahl gekommen
 I₂: und das muß dann (Jahreszahl) gewesen sein.
 I₁: (Jahreszahl) . Ja
 E: Ja wir ham (Jahreszahl) geheiratet -
 und da mußten meine Eltern noch die Einwilligung geben ne -
 I₁: hm hm
 (16/629-17/652)

(4) Ehe sie dazu übergehen kann, mehr über Thomas zu erzählen (16/629), wird sie von den beiden Interviewern in eine Argumentation verwickelt, in der diese das Ziel verfolgen, die gerade berichteten Ereignisse mit Bezug auf die Jahreszahl des Volljährigkeitsgesetzes einzuordnen. Die Erzählerin beteiligt sich an dieser Rekonstruktion und schließt sie mit einem passenden biographischen Datum ab: dem Hinweis auf das Jahr ihrer Eheschließung, zu der sie noch die Einwilligung der Eltern benötigte. Damit ist noch einmal ein passender normalbiographischer Lebensplan 'Ehe' angesprochen. Erzählstrategisch wichtig ist jedoch, daß die Erzählerin damit wieder die Steuerung des Interviewverlaufs übernommen hat.

- (5) E: (...) bin ich dann ausgezogen
 mit Sack und Pack von meiner
 I₂: irgendwie ans Jugendamt oder so haste dich nich gewandt?

- E: Nee - überhaupt nich
 I₂: hast alles auf eigne Faust gemacht
 E: /hm ((nachdrücklich))/
 I₂: und mit deiner Mutter quasi.
 E: Ja und meine Mutter die hatte dann unterschrieben ne -
 und von meiner Freundin -
 die jetzt grad das Baby gekricht hat
 der Freund - der hat denn -
 der kam dann noch an mitem VW-Bus
 und hat denn noch irgendwelche Sachen rausgeholt
 mein Bett und - Bücher und all son Kram ne.
 I₁: Hm
 (17/653-667)

(5) Sie nimmt den Faden ihrer Auszugsgeschichte wieder auf und liefert, chronologisch anknüpfend, einige Detaillierungen zum Auszug selbst. Dabei verweist sie auf eine Freundin und deren Freund, der ihr mit seinem VW-Bus beim Transport hilft. Festhaltenswert an diesem kurzen Segment erscheinen mir zwei Dinge:

- Die Wortwahl in der Aussage, daß dieser Freund »denn noch irgendwelche Sachen rausgeholt« hat, läßt Assoziationen an ein sinkendes Schiff, ein brennendes Haus oder einen anderen Ort zu, den man schnell und womöglich für immer verlassen muß, von dem man nichts mitnimmt außer »irgendwelchen Sachen«. Dies verweist einmal auf die Eile des Auszugs, bei dem nicht die Überlegung, was sinnvollerweise 'zu retten' ist (»mein Bett und Bücher und all son Kram«), sondern die Rettung selbst im Vordergrund steht. Zum anderen wird noch einmal deutlich, daß es bei dem Auszug nur noch um das 'Rausholen irgendwelcher Sachen' geht, nicht um einen Abschied von Menschen, Gefühle und Beziehungen.
- In der Geschichte wird darüber hinaus erkennbar, daß Heike offensichtlich über ein Netz funktionierender sozialer Beziehungen verfügt. Sie hat FreundInnen, die ihr helfen, wenn sie sie braucht. Damit wird die oben entwickelte These, daß sie unterstützende soziale Beziehungen außerhalb der Familie aufgebaut hat, noch einmal bestätigt.

- (6) E: Und die Wohnung - die hab ich gekriecht durch ne - Arbeitskollegin.
 Die wohnte damals in /Ostendorf ((Stadtteil))/
 und die sachte denn -
 »da oben ist ne kleine Wohnung frei -
 ein Zimmer Küche Bad«
 das würde ja für mich reichen ne.
- I₁: Hm
- E: Ich sach »ja. Zieh ich da ein.«
 Das war auch alles ziemlich billig
 ich glaub hundert Mark ham wir bezahlt ne -
- I₂: davon hat Thomas auch erzählt.
- E: hm
- I₁: hm
- I₂: da wo ihr dann in in der Küche unterm Tisch geschlafen habt.
- E: ja ja ((lacht))
 hm.
- I₁: Hm.
- E: Da hab ich dann gewohnt.
 Ich glaub=e - - ((trinkt etwas)) -
 im August oder so bin ich da eingezogen.
 Da fuhr Thomas aber schon zur See -
 da kannnten wir uns grad n halbes Jahr oder so -
 ja - kann sein -
 ja n da bin ich da eingezogen denn.
 (17/668-18/691)

(6) Dieser letzte Aspekt wird auch in der nun folgenden Geschichte deutlich, in der Heike Witte erzählt, wie sie die Wohnung über eine Arbeitskollegin bekommen hat. Damit ist der Rahmen der relevanten sozialen Beziehungen in einem weiteren Punkt konkretisiert, der schon interpretativ herausgearbeitet wurde: Die Erwerbsarbeit ist in Heike Wittes Biographie ein wichtiges Feld sozialer Beziehungen und alltäglicher Interaktion.

Über weitere Details zur Wohnung erinnern die Interviewer eine Anekdote aus dem bereits mit Thomas Witte geführten Interview. Frau Witte bestätigt die Story, erzählt dann jedoch *ihre* Geschichte zuende, in der sie - obwohl zuvor selbst bereits einmal von »wir« sprechend (vgl. 17/677) - die Ich-Form verwendet: »Da hab ich dann gewohnt... bin ich da eingezogen.« Thomas fährt zu dieser Zeit »schon zur See«, ist also weitgehend abwesend. Sie kennt ihn »grad n halbes Jahr oder so - ja - kann sein -«. In diesen Formulierungen kommt zum Ausdruck, daß der Freund Thomas mit ihrem Auszug

von zuhause zumindest nicht allzuviel zu tun hat. Es sind *ihre* Entscheidung und *ihr* Handeln, die sie am Ende noch einmal sagen lassen: »ja, n da bin ich da eingezogen denn« (18/691).

Mit dem Einzug in die eigene Wohnung hat die Erzählerin nicht nur ihre innere Getrenntheit von der Familie auch äußerlich ratifiziert, sie hat - noch vor der gesetzlichen Volljährigkeit - auch den letzten entscheidenden Schritt ihrer Statuspassage in das Erwachsenenalter getan: sie hat einen eigenen Haushalt gegründet.

- (7) E: Mein Vadder kam denn aussem Krankenhaus
und konnt das überhaupt nicht begreifen
daß ich nicht mehr da bin -
meine Schwe_ meine Schwester is in der gleichen Zeit oach ausgezogen -
die hatten in (Ortsname) ne richtige Wohnung gefunden - -
und da war meine Mudder ganz allein
und mein Vadder auch ne.
- I₁: Hm
- E: Und da fing das erst wieder richtig an ne -
da hat meine Mudder - meine Mudder mein Vadder die Schuld gegeben
daß ich ausgezogen bin
und umgedreht ne.
- I₁: Hm
- E: Aber - ich wollte nich mehr zurück
das war mir -
wenn man irgendwie einmal alleine wohnte
will man nich mehr nach Hause ne.
Grade weil ich Thomas ja kannte
und die kannten ihn überhaupt nich nich?
Ich hab n überhaupt nich mit hingbracht -
weiß nich -
irgendwie war mir das peinlich -
ihn da mit anzuschleppen ne /hm ((leicht amüsiert))/-
dann denkste doch
gleich - fängt dein Vadder wieder an da rumzuspinnen und so. - -
- I₁: Hm hm
(18/692-717)

(7) Im letzten Segment dieser Sequenz stellt die Erzählerin die Reaktion ihrer Eltern auf ihren Auszug dar und schließt damit den thematischen Bogen der Ablösungsgeschichte. Aus dem Krankenhaus zurückgekehrt, findet der Vater eine völlig veränderte Situation vor,

denn nicht nur Heike, sondern auch seine ältere Tochter und ihr Mann sind ausgezogen. Der Vater kann diese Veränderung »überhaupt nicht begreifen«. Jetzt sind die Eltern allein mit sich. In der Formulierung der Erzählerin wird allerdings deutlich, daß damit keine neue Zweierbeziehung entsteht, das Alleinsein nicht geteilt wird, sondern Mutter und Vater jede/r für sich allein sind: »und da war meine Mudder ganz allein und mein Vadder auch, ne.« (18/697f) Unter diesen Bedingungen greifen die alten Beziehungsmuster: »Und da fing das erst wieder richtig an, ne -« (18/700). Die Eltern streiten sich, geben sich gegenseitig die Schuld für den Auszug der jüngeren Tochter, der nicht durch Heirat o.ä. legitimiert ist, sondern eine deutliche Absage an das Elternhaus darstellt.

Als ob sie die Vorwürfe der Eltern noch heute hört, bekräftigt die Erzählerin noch einmal: »Aber - ich wollt nich mehr zurück« (18/705). Die Suche nach einer persönlichen Begründung (»das war mir«) bricht sie durch eine allgemeinere Erklärung ab: »wenn man irgendwie einmal alleine wohnte, will man nich mehr nach Hause, ne.« (707f) Mehr Erklärungen sind angesichts der dargestellten Erlebnisse nicht notwendig.

Ein Argument führt die Erzählerin anschließend allerdings noch an: Ihr Freund Thomas war doch, zumindest indirekt, ein Grund für ihren Auszug. Sie konnte und wollte ihn nicht zuhause »anschleppen«, weil es ihr »peinlich« war und sie immer Angst hatte, ihr Vater könnte »rumspinnen«. Die Eltern kennen Thomas nicht und sollen ihn (zum damaligen Zeitpunkt) auch gar nicht kennenlernen. Für Heike steht die Beziehung zu Thomas *gegen* den Vater. Die beiden Welten - Familie und Freund bzw. Freundeskreis - lassen sich für sie nicht vereinbaren. Durch eine auch äußerlich vollzogene Trennung der Welten verschafft sie sich den nötigen Schutz vor dem störenden Zugriff des Vaters, den sie benötigt, um ihr eigenes Leben aufzubauen. Auch hier zeigen sich die bereits benannten *Bewältigungsstrategien der Polarisierung, Trennung und Distanzierung*.

Der folgende zweite Großteil des Surpasegments (18/718 - 23/882) ist dem zu Beginn angekündigten Thema »Thomas« gewidmet (vgl. 13/507). Er gliedert sich in vier Abschnitte (Segmente 8-11).

- (8) E: Dann sin wir da -
 bin ich da eingezogen und - - -
 paar Monate später kam glob ich Thomas von - von seiner Reise zurück
 und der is dann da och mit eingezogen.
 Ja da gabs die ersten Probleme -
- I₁: hm
- E: weil ich die Wohnung allein gemeitet hab - hatte -
 noch nich volljährig war -
- I₁: hm
- E: und da praktisch in wilder Ehe mit irgendjemanden gehaust hat -
 der zur Zeit auch nicht gerade arbeiten ging ne. /Hha hha ((lacht))
- I₁: Hm hm
- I₂: Schöne Kombination.
 (18/718-19/730)

(8) In der Chronologie fortfahrend (»und dann«) berichtet die Erzählerin von ihrem Einzug in die Wohnung. Die zunächst gewählte Formulierung »sin wir da« ist sachlich unrichtig und wird deshalb sogleich korrigiert: zuerst ist die Erzählerin allein eingezogen - dies betont noch einmal die Autonomie ihres Schrittes -, der Freund ist erst einige Monate später, nach seiner Rückkehr von der See, »da och mit eingezogen«. Dennoch ist die Wir-Formulierung nicht ganz unpassend, verweist sie doch auf das eigentliche Thema der nun folgenden Erzählung: auf die Beziehung zu Thomas.

Diese ist zunächst durch den Einzug des Freundes räumlich hergestellt. Inhaltlich wird sie zuallererst als problematisch qualifiziert: »Ja, da gabs die ersten Probleme -« (19/722). Diese Aussage ist, wie sich im weiteren Verlauf des Interviews herausstellen wird, eine sehr weitreichende Ankündigung für eine lange, komplexe Erzählkette über Probleme in den Binnen- und Außenbeziehungen des Paares.

An dieser Stelle benennt die Erzählerin zunächst die »objektiv« schwierigen Rahmenbedingungen ihres Zusammenlebens. Es war vermutlich schon ungewöhnlich, daß sie - »noch nich volljährig« - alleine eine Wohnung mietet. Daß sie dort jedoch »in wilder Ehe mit irgendjemanden gehaust hat«, noch dazu mit einem Mann, »der zur Zeit auch nicht gerade arbeiten ging«, wird der Nachbarschaft als moralische Verworfenheit sondergleichen erschienen sein und die beiden zum bevorzugten Objekt argwöhnischer Beobachtung gemacht haben. Das Lachen der Erzählerin signalisiert jedoch eine re-

lative Distanz und Unabhängigkeit vom Urteil der Nachbarn, ja, sogar eine gewisse Lust an der Provokation.

- (9) E: Und unter mir die - Arbeitskollegin ne -
 I₁: hm
 E: un wenn ich dann ma ein Tag nich zur Arbeit kam -
 dann fing se gleich an -
 »was hast denn gemacht -
 hast dich wieder rumgetrieben«
 oder was weiß ich ne. - - ((atmet tief))
 I₁: Hm
 E: Das war -
 da war ich aber bei ner anderen Firma beschäftigt -
 also nich bei dieser Näherei -
 I₁: hmhm
 E: und da hab ich denn -
die ham mich dann rausgeschmissen.
 I₂: Aber in deinem Beruf?
 E: Nee - nee - das war in so ner Zeitungsgroßhandlung -
 am - am Bahnhof irgendwie -
 mußte man dann Zeitung zusammenpacken oder so
 da hab ich jedenfalls noch mehr verdient als in mein Beruf -
 aber die ham mich rausgeschmissen -
 weil se mich einmal morgens um sieben auf der Straße gesehn ham -
 angeblich -
 und ich nich zur Arbeit gekommen bin.
 I₁: Hm
 E: Na gut - denn hab ich da
 ham se mich rausgeschmissen -
 und denn fing ich wieder bei meiner alten Firma an
 wo ich gelernt hatte.
 I₁: Hm
 E: Da bin ich denn wieder hingegangen.
 Die ham mich wieder genommen -
 fand ich ja ganz gut - -
 und dann bin ich auch geblieben. -
 I₁: Hm hm
 E: Erst mal - na ja.
 (19/731-20/765)

(9) Die nun folgende Geschichte belegt allerdings, daß die Normverletzung keineswegs nur spaßig war. Die Arbeitskollegin, die Heike die Wohnung vermittelt hat und selbst im Haus wohnt, registriert

genauestens Heikes Fehlen am Arbeitsplatz und fühlt sich berufen, ihre lockere Arbeitsmoral - 'mal einen Tag nicht zur Arbeit zu gehen' - unter Kontrolle zu bringen: »was hast denn gemacht - hast dich wieder rumgetrieben« (19/735f). Daß hinter dieser Intervention weniger eine fürsorgliche als eine kontrollierende und sanktionierende Haltung steht, kann aus dem Umstand geschlossen werden, daß Heike ihren Arbeitsplatz verliert. Auch wenn die Erzählerin nicht explizit die Arbeitskollegin als Denunziantin benennt (»weil se mich einmal morgens um sieben auf der Straße gesehn ham - angeblich«), so liegt es doch nahe, daß diese die Informationen über Heikes 'Lebenswandel' weitergeleitet hat.

Die Geschichte beinhaltet eine Parallele zu Heikes Schwänzen während der Lehrzeit, wo sie auch früh morgens gesehen wird, als sie, statt zur Firma, zu einem »Typen« geht (vgl. II.1). Sie hat also ihre Arbeitsmoral, sich selbstverständlich kleine Freiheiten herauszunehmen, beibehalten. Der Hinweis, daß sie zwischenzeitlich von der Fabrik in eine Zeitungsgroßhandlung gewechselt war, weil sie dort mehr verdienen konnte, verweist auf ein distanziertes, nüchtern bilanzierendes Verhältnis zur Erwerbsarbeit. Die Sinnressourcen ihres Berufs reichen nicht so weit, sie in der Fabrik zu halten, wenn sie mit »Zeitung zusammenpacken oder so« mehr verdienen kann.³⁵ Diese Bilanz dokumentiert allerdings nicht nur die persönliche Bewertung der Erzählerin, sondern ebenso die in die Arbeitsverhältnissen eingelassene gesellschaftliche Wertigkeit.

Am Ende geht die Geschichte gut aus. Heike Witte bekommt einen Arbeitsplatz in ihrer alten Lehrfirma, in der sie zuvor gekündigt hatte. Daß »die« sie »wieder genommen« haben, wird ihr Selbstbewußtsein gestärkt und ihr das Gefühl einer gewissen Unabhängigkeit vermittelt haben. Der 'erhobene Zeigefinger' einer ordentlichen Arbeitsdisziplin kann sie nur bedingt erreichen, ihre ökonomische Autonomie nicht wirklich bedrohen, denn sie bekommt sofort woanders eine Arbeit, und zwar in einer Firma, wo man sie und ihre Arbeitsmoral bereits kennt. Die Erzählerin ratifiziert ihre Einstellung in die Firma, indem sie sich ihrerseits auf den Arbeitsplatz einstellt, eine längerfristige Perspektive und Kontinuität andeutet: »und dann bin ich auch geblieben.« Der folgende Satz (»Erst

35 Frau Wittes Verhältnis zur Erwerbsarbeit (und zur Hausarbeit) wird in einem späteren Teil des Interviews und in der Nachfragephase noch einmal ausführlich zum Thema (s.u.).

mal - na ja«) kündigt jedoch bereits ein - späteres - Ende dieses Arbeitsverhältnisses an.

(10) (20/766-22/867) Die folgende Passage bezieht sich, zum ersten Mal in der bisherigen Erzählung, ausführlich auf die neue Beziehung, in der Heike nach ihrem Auszug von zuhause lebt, die Beziehung zu dem Mann, mit dem sie durch die spätere Heirat (vgl. Segment IV.2) ihren Lebensplan ratifiziert. Sie soll deshalb im folgenden line-by-line interpretiert werden.

- (10a) E: *Dann war das mit Thomas. -
Die Essensprobleme tauchen auf -
als er nicht arbeiten gehen wollte
oder keine Arbeit krichte -
oder auch keine haben wollte -
dann mußten wir praktisch mit mein Geld hinkommen.*
(20/766-771)

(10a) Durch das aufzählende »dann« leitet die Erzählerin eine weitere Geschichte über die »ersten Probleme« (vgl. 19/724) ein. Das angekündigte Problem wird zugleich zeitlich eingeordnet als etwas, das »dann war«, einen Anfang und vermutlich auch ein Ende hat. Das Problem wird also als ein vergangenes, womöglich bewältigtes angekündigt.

Durch die Formulierung »das mit Thomas« bleibt das Problem selbst zunächst noch relativ unbestimmt. Es wird lediglich deutlich, daß es nun - anders als zuvor - um ein Problem im Binnenraum der neuen Beziehung geht. Die vage Formulierung »das« verleiht dem Angekündigten zugleich besonderes Gewicht: »Das«, worum es geht, ist so wichtig und vielschichtig, daß es nicht einfach mit einer Bezeichnung benannt werden kann. Dazu bedarf es weiterer Ausführungen.

Im folgenden benennt die Erzählerin einige Aspekte des Problems genauer: Da sind zunächst nicht näher erläuterte »Essensprobleme«. Daneben gibt es ein 'Arbeitsproblem', das bereits weiter oben als Teil der Schwierigkeiten mit der Nachbarschaft angedeutet worden ist (vgl. 9/728). Nun wird es jedoch deutlicher benannt: Thomas *wollte* »nicht arbeiten gehen«. Die folgende, für den Freund entlastende Begründung der Arbeitslosigkeit (»oder keine Arbeit

krichte«) nimmt die Erzählerin wieder zurück, indem sie abschließend noch einmal den Arbeitsunwillen ihres Partners hervorhebt. Damit ist die Kausalität eindeutig: Thomas bekam keine Arbeit, weil er »keine haben wollte«. Arbeit zu bekommen, setzt eine Bereitschaft zum Arbeiten voraus (was sich im Gang der Erzählung übrigens bestätigen wird).

Die zeitliche Verknüpfung zwischen dem Essensproblem und dem Arbeitsproblem verweisen auf einen inhaltlichen Zusammenhang. Die Verweigerung der Arbeit und das Essenproblem, das sich weiter unten als 'Rundum-versorgt-sein-Wollen' zeigen wird, gehen Hand in Hand. Hier deuten sich bereits das Verantwortungsthema und ein mögliches Mißverhältnis zwischen den Partnern an, eine Störung im Austausch von Geben und Nehmen.

Im Folgesatz wird dieses Ungleichgewicht auf der ökonomischen Ebene eindeutig benannt: »dann mußten wir praktisch mit mein Geld hinkommen.« Die Erzählerin ist diejenige, die nicht nur die Wohnung gemietet hat (und, wie sich zeigen wird, die mit den »Essensproblemen« angedeutete Reproduktionsarbeit leistet), sondern den gesamten Lebensunterhalt mit ihrem Lohn absichert, während ihr Freund sich weigert, »arbeiten zu gehen«.

(10b) I₂: Das war die Zeit als er sich entschieden hatte
nich wieder - zur See zu fahren -
als er von E-Stadt - -

E: nja ja.

I₂: runtergekommen war?

E: Da hatter sich entschieden

nich wieder zur See zu fahren

da hatter noch -

was weiß ich da

zweitausend Mark glaub ich gekrickt -

und ich mein Geld ja nun auch noch

und ich hatte einiges gespart -

das ham wir dann erst mal alles verbraten /ne. ((belustigt))

I₁: Hm hm

(20/772-785)

(10b) Die Interviewerintervention unterbricht die Erzählerin und bewegt sie zur Ratifizierung der zeitlichen Orientierung, die ihr

aufgrund der Vorinformationen aus dem Interview mit Thomas angeboten wird.³⁶ In ihrer Bestätigung kommt die Erzählerin am Ende auf das Thema Geld zurück, allerdings nicht mehr im Kontext der genannten Probleme. Sie bezieht sich vielmehr auf einen Zeitraum, der unmittelbar nach Thomas' Entscheidung lag, nicht mehr zur See zu fahren (und mit ihr zusammenzuziehen). Es ist die erste Phase ihres Zusammenlebens. Mit dem verfügbaren 'flüssigen Kapital' (seinem letzten Geld, ihrem Lohn und Ersparnen) verleben beide eine Zeit des uneingeschränkten Genießens: »das ham wir dann erst mal alles verbraten«.

Hier wird deutlich, daß die Erwerbsarbeit für die Erzählerin - neben allen anderen Aspekten (vgl. II.1) - auch die Funktion hat, Phasen des Genusses (durch Geldverdienen und Sparen) vorzubereiten. Das »erst mal« in der Formulierung verweist jedoch bereits auf das Ende einer solchen Phase. Heikes Haltung ist nicht grenzenlose Genußsucht, sondern offenbart eher die Moral 'saure Wochen, frohe Feste'. Das Ende des *gemeinsamen* Konsumierens ist gekommen, als nichts mehr zum »Verbraten« da ist. Danach beginnt der Alltag wieder. Probleme tauchen auf, als Thomas sich dieser Logik entzieht, und einseitig versucht, weiterhin aus dem Vollen zu schöpfen, nach dem Lustprinzip zu leben:

(10c) E: *Un er is dann nich zur Arbeit gegangen -
und das hat mich dann auch schon generot -
hab ich nich eingesehen -
warum ich arbeiten sollte -
und ihn ihm - praktisch damit - zu ernähren ne
das wollt ich irgendwie nich. -*

I₁: *Hm*

E: *Un wenn ich nach Hause kam -
sahs no immer aus wie n Schweinestall und=e -
da hab ich gesacht
»entweder du gehst jetzt arbeiten
oder du fliehst hier raus« ne.*

I₁: *Hm hm*

E: *Un hatter er auch -*

36 Dahinter steht vermutlich das Interesse, die beiden Interviews miteinander zu synchronisieren, wenn nicht gar, die historische Genauigkeit, ja 'Glaubwürdigkeit' der InformantInnen zu kontrollieren.

*find er an zu arbeiten -
(20/786-800)*

(10c) Hier wird das bereits benannte 'Arbeitsproblem' narrativ entfaltet. Der mit »dann« markierte Beginn des Problems kann nun genauer als oben datiert werden: auf den Zeitpunkt nach Beendigung der ersten (vermutlich kurzen) genußreichen Phase des Zusammenlebens. Daß Thomas nicht zur Arbeit geht, »nervt« Heike. Die Formulierung des »auch schon« deutet darüber hinaus an, daß weitere »nervige« Phasen oder Ereignisse gefolgt sind.

Die Erzählerin stellt klar, daß nicht die Notwendigkeit der Erwerbsarbeit als solche (im Kontrast zur Phase des Verprassens) sie »nervt«, sondern die Verweigerung ihres Freundes, gleichermaßen die Mühen des Geldverdienens auf sich zu nehmen. Sie »sieht es nicht ein«, daß sie arbeiten soll, um ihn »praktisch damit zu ernähren«. Entschieden äußert sie ihre Position: »das wollt ich irgendwie nicht«.

Hinter dieser Weigerung, die Rolle der Ernährerin zu übernehmen, steht die Vorstellung einer paritätischen Beziehung, einer Partnerschaft, in der die Lasten wie die Freuden in Phasen des Genusses gerecht auf beide verteilt sind. Dieses Arrangement von Geben und Nehmen, das die Erzählerin bereits in einem anderen Lebensbereich, nämlich in der Erwerbsarbeit erfahren hat, sieht sie nun in ihrer Beziehung mit Thomas bedroht.

Das Ungleichgewicht steigert sich noch dadurch, daß Heike nicht nur berufstätig ist, um den Lebensunterhalt für beide zu sichern, sondern darüber hinaus auch noch alleine für die Hausarbeit zuständig sein soll. Thomas beteiligt sich nicht nur nicht an der Hausarbeit, schlimmer noch, während sie außerhäuslich arbeitet, macht er aus ihrer Wohnung einen »Schweinestall«. Dies ist die Schmerzgrenze, an der Heike ihre Interessen einklagt. Sie tut dies in der Form eines Ultimatums: »entweder du gehst jetzt arbeiten oder du fliegst hier raus«. Sie läßt sich nicht auf einen Aushandlungsprozeß ein, sondern stellt Thomas vor die klare Alternative, entweder ihre Forderung zu akzeptieren oder »rauszufliegen« - nicht nur aus der Wohnung, sondern auch aus dem Beziehungsarrangement.

An dieser Stelle fällt die Geradlinigkeit auf, mit der die Erzählerin ihre Vorstellungen - bzw. ihre inneren Konflikte zwischen Wunsch und Realität - in *Handeln* umsetzt. Sie wendet dabei die gleiche Pro-

blemlösungsstrategie an wie bei ihrem Auszug von zuhause: sie *äußert* ihren Unwillen, adressiert ihn an ihr Gegenüber und verändert damit die Situation, die sie »nervt«. Ihr Ultimatum führt (zunächst) zum Erfolg: Thomas »fing (...) an zu arbeiten«. Möglich wurde ihr Handeln auf der Basis ihrer ökonomischen Unabhängigkeit als Mieterin und 'Ernährerin'. Hier zeigt sich also - wie in der Auszugsgeschichte - die Handlungsautonomie der Erzählerin.

- (10d) *vorher war er schon immer schlimm mit seiner Trinkerei -
er war ja nun ganzen Tach zuhause - -*
- I₁: *hm*
- E: *und Bekannte von uns -
die wohnten da in der Nähe -
zwei Straßen weiter -
ja - da ging das morgens schon los mit Saufen ne.*
- I₁: *Hm*
- E: *Und das hab ich nich eingesehen
hab ich gesacht
»entweder du« -
(21/801-811)*

(10d) Mit der Präsentation der Lösung kommt die Erzählerin in der folgenden Hintergrunderzählung auf den eigentlichen Kern des Problems zurück, der nun - nach erfolgreicher Bewältigung - erstmals expliziert werden kann: »vorher war er schon immer schlimm mit seiner Trinkerei«. An dieser Stelle wird deutlich, daß Thomas in einem Ausmaß Alkohol konsumiert, das als 'schlimme Trinkerei' bezeichnet werden kann. Darüber hinaus signalisiert die Formulierung des »schon immer«, daß es sich hierbei um ein Problem handelt, das bereits länger andauert hat und der Erzählerin bekannt war, das im übrigen - trotz des zunächst erwähnten Erfolges - womöglich mit dieser Geschichte auch noch nicht bewältigt ist.

Heike ist von der Geselligkeit des gemeinsamen Saufens, das Thomas mit Bekannten von beiden (»von uns«) in ihrer Wohnung veranstaltet, ausgeschlossen. Dennoch erlebt sie die »Sauferei« jeden Tag mit: »ja, da ging das morgens schon los mit Saufen, ne«. Aus dieser Perspektive wird die Radikalität, mit der sie sich gegen Thomas durchsetzt, in einem weiteren Aspekt plausibel. Ihr entschiedenes Handeln wird nicht allein durch ihre Vorstellungen einer paritätä-

tischen Partnerschaft motiviert, auch nicht nur durch die Erfahrung, daß sie ausgenutzt wird. Vielmehr zwingt sie auch die alltägliche Konfrontation mit der »Trinkerei«, sich abzugrenzen. Es liegt nahe, daß Thomas' Umgang mit dem Alkohol die Erzählerin an ihre Eltern erinnert. Daß ihre Beziehung sich in die gleiche Richtung entwickeln soll, will sie nicht »einsehen«. Sie stellt die Alternative: »entweder du ...«, wird jedoch von I₂ unterbrochen, ehe sie sie noch einmal ausformulieren kann:

- (10e) I₂: *das war für dich ja auch n - ganz wichtiger Punkt
wie du vorhin gesacht hast.*
 E: *Ja.*
 I₁: *Hm hm*
 E: *Genau - also das - -
weiß nich (...)
kommt der da abends - oder morgens - um vier nach Hause -
un will noch was zu essen ham von mir ne -
da hab ich gesacht »nö« -
kommt der besoffen nach Hause
ich sach
»nö - kannst dir dein Fressen selber machen
hier haste deinen Ring -
gibn Schlüssel her«
oder »zieh aus« ne.*
 I₁: *Hm*
 (21/812-827)

(10e) Der Einwurf des Interviewers bezieht sich auf genau diesen Zusammenhang: auf Heikes Erfahrungen im Elternhaus und den »wichtigen Punkt« ihres Lebensplans, keinen Mann zu heiraten, der »irgendwie mal n Tropfen Alkohol trinkt« (vgl. 6/233). Die Formulierung des Interviewers spielt auf diesen Punkt an, ohne jedoch den Widerspruch zwischen Heikes Vorsatz und ihrer Beziehungsrealität explizit auszusprechen. Die Erzählerin fühlt sich verstanden und bestätigt: »Genau also das ...« In der Folge kann sie ihre damalige Entrüstung, das Unglaubliche der Situation noch einmal schildern.

Sie entfaltet dabei jenes zu Beginn der Sequenz eingeführte »Essensproblem«, das sich nun als Zuspitzung der zuvor behandelten Arbeits- und Alkoholprobleme offenbart: Thomas kommt spät in der Nacht »besoffen« nach Hause und verlangt von Heike, daß sie

ihm »noch was zu essen« macht. Dieses Verhalten ist derart dreist und inakzeptabel, daß Heike diesmal erst gar nicht versucht, etwas »einzusehen« oder zu argumentieren. Sie reagiert mit einem lapidaren »nö« (820).

Darauf wiederholt die Erzählerin noch einmal die Situation, als könnte sie es immer noch nicht fassen: »kommt der besoffen nach Hause« (821), um dann ihren Widerwillen zu entladen: »nö - kannst dir dein Fressen selber machen« (823). In diesem Satz steckt die klare Verweigerung, auf Thomas und seine Forderungen einzugehen - Forderungen, die die Erzählerin mit dem Ausdruck »Fressen« als nicht mehr ernstzunehmende menschliche Bedürfnisse abqualifiziert, wobei sie den Urheber dieser Forderung gleich mitbewertet. Wer sich so verhält, kommt als Partner einer Beziehung, die auf Gleichwertigkeit begründet ist, nicht mehr infrage. Die Auflösung der Beziehung ist somit die notwendige Konsequenz: »hier haste dein Ring - gib n Schlüssel her oder zieh aus, ne« (21/824ff).

Der Ring symbolisiert die Ratifizierung der Beziehung und damit die Verantwortlichkeit und Verfügungsmöglichkeit der Partner übereinander. Der Schlüssel steht für die Wohnung, die Heike als Teil ihrer Ressourcen und Ausdruck ihrer Autonomie in die Beziehung eingebracht hat. Da Thomas die Werte, die sie in die Waagschale geworfen hat, nicht annähernd aufwiegt, hat er sich für das Beziehungsarrangement disqualifiziert. Mit dem symbolischen Austausch von Ring und Schlüssel verliert er jeden Anspruch an die Partnerin und die Wohnung.

Heikes entschiedene Reaktion basiert auf ihrer (ökonomischen) Unabhängigkeit, die sie im Konfliktfall einsetzen kann: Sie ist diejenige, die über die Wohnung verfügt und ihren Lebensunterhalt selbst verdient. Auf dieser Basis kann sie Thomas zu einer Entscheidung zwingen.

- (10f) E: Also - da warn überhaupt keine Gefühle mehr irgendwie da ne
da hab ich gedacht -
»laß doch gehn -
bist doch jung genug
findest sowieso n ändern no.«
Wollt ich damals auch gar nich mehr haben ne.
Hab ich gesacht -
»kannst ja auszieh'n.«

I₁: Wart ihr da schon verheiratet oder so?

E: Nee da - warn wir noch nich verheiratet.

I₁: Hmhm

I₂: Verlobt.

E: //Ja - verlobt ja. ((beiläufig))/-

Und da hab ich gesacht

»kannste auszieh« -

(21/828-22/842)

(10f) Diese nüchtern-ökonomische Konfliktregulation greift nur, wenn alle anderen Bindungen, die die Beziehung zweier Menschen ausmachen, in den Hintergrund treten. Der Erzählerin bringt dies deutlich zum Ausdruck: »Also - da warn überhaupt keine Gefühle mehr irgendwie da, ne«. Thomas' vollständiges Ausklinken aus dem Gesamtarrangement der Beziehung hat keine Gefühle mehr übriggelassen, zumindest keine, die stark genug wären, Heike trotz aller Enttäuschung in der Beziehung zu halten.

In der Aussage der Erzählerin wird zugleich deutlich, daß sie die Existenz von Gefühlen, die sie bislang kaum angesprochen hat³⁷, offensichtlich als selbstverständlich voraussetzt. In der aktuellen Konfliktsituation ist es jedoch Teil ihrer 'Überlebensstrategie', womöglich noch vorhandene Gefühle nicht weiter zuzulassen, sondern 'nüchtern' ihre Situation zu bilanzieren. In der folgenden szenischen Rekapitulation: »da hab ich gedacht - 'laß doch gehn - bist doch jung genug, findest sowieso n andern no.'« (21/829ff), kommt zum Ausdruck, daß dies ein längerer Prozeß war. Nachdem »keine Gefühle mehr da« waren, macht sie sich auch vom Verstand her klar, daß sie Thomas »gehen lassen« muß. Die Probleme, die sich damit möglicherweise auftun, nimmt sie als bewältigbar vorweg. Da sie noch jung ist, wird sie einen anderen finden.

So sehr Gedanken dieser Art in vergleichbaren Situationen zum Gemeingut gehören mögen, charakterisieren sie doch Heikes Art, sich ihrer selbst zu versichern und Probleme praktisch anzugehen. Hier zeigt sich eine ähnliche Bewältigungsstrategie wie in der Kindheitsgeschichte über den Umzug vom Dorf in die Stadt (s.o.). Statt sich ganz den Gefühlen (Trauer, Enttäuschung, Wut) hinzugeben,

37 Im Kontexte ihrer Beziehung zu Thomas hat die Erzählerin bislang überhaupt noch nicht über Gefühle gesprochen, aber auch in den anderen Interviewpassagen ist sie, wie bereits festgestellt, mit der Äußerung emotionaler Erlebnisinhalte sehr zurückhaltend (s.o., Teil 3.1).

wendet sie sich einer vorwärtsgerichteten Handlungsperspektive zu (damals findet sie schnell sozialen Anschluß in der neuen Umgebung, hier orientiert sie sich an der Perspektive, einen anderen Partner zu finden). Diese pragmatische Umgangsweise ermöglicht ihr, Gefühl und Verstand zusammenzubringen und so zu einer Entscheidung zu kommen: »Wollt ich damals auch gar nicht mehr haben, ne.« Die so erzeugte Eindeutigkeit ermöglicht es ihr, das Ultimatum überzeugend vorzutragen: »kannst ja ausziehen« (21/835). Die Erzählerin bestätigt es mit gleichem Wortlaut noch einmal im Anschluß an die Interviewerfrage (22/842).

- (10g) E: *und dann - hat er aber doch Arbeit gekricht - - ja ((räuspert sich))
 fing er an zu arbeiten -
 dann ging das auch wieder ne Zeitlang ganz gut.
 Also da hat er nur -
 was weiß ich da -
 einmal ein inner Woche - sich ein reingeballert
 un meistens war ich denn auch dabei also -*
- I₁: *War das während der Zeit wo er bei Betonbau oder*
 E: *ja bei der Betonbau*
da hat er
- I₂: *das war der berühmte Donnerstag - also am Mittwoch*
 E: *ja ja oder mittwochs*
und Donnerstags nich zur Arbeit gegangen ne -
- I₁: *hm hm*
 E: *konnt ((trinkt)) -
 aber das ging mir auch schon wieder aufe Nerven.
 (...) zu mir hatter immer gesacht -
 ich soll arbeiten gehn
 und und - er wollte das nich ne.
 Hab ich nich eingesehn
 hab ich gesacht zu ihm -
 wer saufen kann -
 der kann auch arbeiten gehn
 los steh auf« ne. ((atmet hörbar ein)) -
 Das hat er dann - irgendwann mal begriffen. - ((hustet))
 (22/843-867)*

(10g) Die Geschichte nimmt zum Ende, wie bereits angekündigt (vgl. 20/799f), eine fast überraschende Wendung: Thomas hat »aber doch Arbeit gekricht« und fängt auch tatsächlich »an zu arbeiten«.

Heikes entschiedene Haltung hat ihre Wirkung also nicht verfehlt. Die beiden trennen sich nicht, und es geht »auch wieder ne Zeitlang ganz gut«. In dieser Formulierung ist jedoch bereits die Begrenztheit ihres Erfolges angedeutet. Es geht nur vorübergehend, »ne Zeitlang«, gut.

Was da »ganz gut« geht, erläutert die Erzählerin im Anschluß. Thomas geht nicht nur arbeiten, sondern reduziert auch seine »Saufererei« darauf, sich nur noch einmal wöchentlich »einen reinzubalieren«. In diesen Situationen ist die Erzählerin »meistens ... auch dabei«. Dieses Arrangement - die Reduktion auf bestimmte Tage und die Beteiligung der Partnerin - stellt Thomas' Saufererei in einen anderen Rahmen: statt alleine mit seinen Freunden hemmungslos zu saufen, scheint er jetzt der von Heike geteilten Genuß-Logik ('saure Wochen, frohe Feste') zu folgen.

An dieser Stelle wird die Ambivalenz der Erzählerin gegenüber dem Alkohol deutlich. Einerseits möchte sie »nie« einen Mann heiraten, der auch nur einen Tropfen Alkohol trinkt (s.o.), auf der anderen Seite beteiligt sie sich durchaus an gelegentlichen Saufgelagen mit ihrem Partner. Die Auflösung dieses Widerspruchs könnte darin bestehen, daß sie Alkoholkonsum nicht als solchen ablehnt³⁸, ihn vielmehr in einem von ihr akzeptierten und kontrollierten Rahmen zuläßt und selbst praktiziert. Ihre Toleranzgrenze wird jedoch dann überschritten, wenn der Partner sich nicht an ihre Regeln hält, sie nicht beteiligt bzw. sich mit seinem »Saufen« ihrer Kontrolle entzieht. Das Alkoholproblem ist damit jedoch noch keinesfalls dauerhaft gelöst.

Die folgende Interviewerfrage bezieht sich wieder auf Informationen aus dem Interview mit Thomas, und zwar auf eine Geschichte über die »berühmten Donnerstage«, die offensichtlich zum Geschichtenrepertoire des Paares gehört.³⁹ Mit seiner Frage hat der

38 Es spricht einiges für die Annahme, daß Alkoholkonsum für die Erzählerin zum selbstverständlichen Bestandteil des Alltagslebens gehört.

39 Es ist eine Geschichte, die, wie sich am Interview mit Herrn Witte zeigen läßt, in Stadium der beginnenden Traditionsbildung (vgl. Alheit 1989) ist. Sie spielte auch in informellen Gesprächen mit beiden Wittes eine Rolle. Die Bezugnahme der Interviewer auf diese 'öffentlichen' Geschichte ist deshalb, obwohl sie zweifellos gegen die Regeln des narrativen Interviews verstößt, kein massiver Vertrauensbruch gegenüber der Interviewsituation mit Herrn Witte. Dennoch ist ein solches Verhalten grundsätzlich problematisch, da es den Expertenstatus der Erzählerin für ihre Biographie tangiert und zudem die Möglichkeit eines Informa-

Interviewer einen Punkt getroffen, der die Brüchigkeit des neuen Arrangements in einem weiteren Punkt sichtbar macht. Nicht nur Thomas' 'Alkoholverzicht' ist inkonsequent, sondern auch sein Arbeitsverhalten. Nach dem wöchentlichen Sauftag, der regelmäßig mittwochs stattfindet, geht Thomas »donnerstags nicht zur Arbeit«. Damit ist Heikes Toleranzgrenze wieder erreicht, denn er kündigt mit seinem Verhalten erneut das Gleichgewicht von Geben und Nehmen auf. Nach dem gemeinsamen Genuß des mittwöchlichen Saufens verlangt er von ihr, daß sie am nächsten Tag zur Arbeit geht. Für sich selbst beansprucht er aber das Recht, 'blau' zu machen. Hier wird im kleinen, an einem Tag in der Woche, immer noch derselbe Konflikt perpetuiert: der Konflikt um Rechte und Pflichten, um ein partnerschaftliches Teilen der Verantwortung.

Der 'Erfolg' von Heikes Ultimatum ist also allenfalls ein Etappensieg. Thomas hat sich oberflächlich gefügt, eine Arbeit angenommen, ohne dabei jedoch das weitergehende Partnerschaftsmodell zu ratifizieren. Als Heike dies feststellen muß, reagiert sie prompt: »Hab ich nich eingesehn«, und macht ihm noch einmal unmißverständlich ihre Moral klar: »wer saufen kann - der kann auch arbeiten gehn«. Aus dieser Position läßt sich nur ein Handlungsimperativ ableiten: »los steh auf« (und geh arbeiten). Thomas kann sich dieser Argumentation nicht auf Dauer entziehen. »Irgendwann mal« begreift er sie und ratifiziert damit die Partnerschaft. Dabei bleibt der genaue Zeitpunkt bzw. die Situation seines Einverständnisses ebenso offen wie der genaue Grund für sein 'Begreifen'. Die Erzählerin läßt offen, ob die Rationalität ihrer Argumente ihn überzeugt hat oder die Entschiedenheit und der lange Atem, mit denen sie diese immer wieder vorgetragen hat. In beiden Fällen aber ist *sie* es, die eine Verhaltensänderung bei Thomas bewirkt und ihn damit zu einem Partner 'erzieht', den sie für ihren Lebensentwurf akzeptieren kann.

- (11) E: *Ja - da war er -
wie lange war er denn da?*
I₁: *Nich so lange. N halbes Jahr oder so.*
E: *Nee nee*

tionstransfers zwischen den Interviews der Ehepartner vorführt, was u.U. zu einer verschärften Informationskontrolle seitens der Erzählerin führen kann.

- I₁: drei Monate - oder so.
 E: nee - länger.
 I₂: Bei Betonbau war er anderthalb Jahre ungefähr.
 E: ja.
 I₁: Ach doch.
 E: Er war - ein Jahr. -
 I₂: Ja ja - da er n ganzes Jahr
 E: ein Jahr war er da
 und denn - dazwi_ danach kam der Bund
 und danach war er wieder da. -
 I_{1,2}: Ja ja.
 (22/868-23/882)

(11) In diesem Segment sucht die Erzählerin eine zeitliche Einordnung dieser konfliktreichen Phase in ihrer Beziehung mit Thomas. Bezugszeit ist dabei die Dauer der Erwerbsarbeit bei der Firma Betonbau, die Thomas infolge ihres Ultimatums aufgenommen hat. Es liegt durchaus nahe, daß sie sich nun auf die 'Zeitleiste' ihres Partners (und nicht auf ihre eigene) bezieht, nachdem sie mit soviel Energie an der 'Korrektur' *seiner* Biographie gearbeitet hat. Mit der Frage: »wie lange war er denn da?«, geht es auch um eine Art Evaluation ihrer Konfliktstrategie, um die Stabilität seines Arbeitsverhaltens und damit auch des erreichten Beziehungsarrangements.

Ohne die Antwort der Erzählerin auf ihre an sich selbst gerichtete Frage abzuwarten, fühlt sich einer der beiden Interviewer bemüßigt, aus seiner Erinnerung⁴⁰ heraus eine Antwort zu geben, die von der Erzählerin jedoch sogleich zurückgewiesen wird. Dabei geht es nicht nur abstrakt um die richtige Dauer des Arbeitsverhältnisses, sondern zugleich um den Nachweis der *Ausdauer*, mit der Thomas die Arbeit durchgehalten hat. Vor dem Hintergrund der vorangegangenen ausführlich erzählten Konfliktsituation ist es durchaus relevant, daß Thomas »länger« bei Betonbau gearbeitet hat, dokumentiert dies doch seinen Willen, sich auf Heikes Partnerschaftsmodell einzulassen. Der zweite Interviewer bietet eine Zahl an, die der Vorstellung der Erzählerin näher kommt und von ihr aufgegriffen wird: Thomas hat zunächst ein ganzes Jahr bei Betonbau gearbeitet, kam dann zum »Bund« und ging danach wieder zu der Firma zurück.

40 an das Interview mit Thomas.

Damit ist im Vorgriff ein längerer Zeitraum⁴¹ angedeutet, in dem Thomas - zumindest auf der Ebene des Arbeitsverhaltens - Heikes Erwartungen erfüllt.

Mit dem Wechsel der Zeitperspektive von der engmaschigeren Alltagszeit zu einer großflächigeren Chronologie taucht die Erzählerin wieder aus der szenisch-narrativen Rekapitulation der Auseinandersetzungen mit Thomas auf und kehrt zur lebenszeitlichen Perspektive zurück. Das Suprasegment ist damit abgeschlossen.

Zusammenfassung

Im dritten Suprasegment geht es um einen entscheidenden Abschnitt in Frau Wittes Biographie, der als Übergang in den Erwachsenenstatus, genauer als *soziale Etablierung biographischer Autonomie* interpretiert werden kann. Damit sind im einzelnen folgende Veränderungen verbunden:

- der Übergang aus der Lehre in die Erwerbstätigkeit und die damit einhergehende ökonomische Unabhängigkeit (dargestellt am Ende des vorausgegangenen Suprasegments);
- die Aufnahme sexueller Beziehungen;
- Auseinandersetzungen mit den Eltern und die innere Ablösung vom Elternhaus sowie
- der Auszug aus der elterlichen Wohnung und die Gründung eines eigenen Haushaltes und schließlich
- die konflikthafte Erprobung einer festen Partnerschaft, die in eine längerfristige Perspektive mündet (»wilde Ehe«).

Die Merkmale dieser Passage zeigen, daß Frau Wittes biographische Perspektive mit Beginn des Erwachsenenalters durch die *Doppelperspektive* Familie bzw. Partnerschaft und Erwerbsarbeit gekennzeichnet ist. Diese Doppelheit strukturiert sowohl die objektiven biographischen Rahmenbedingungen (Auswertungsperspektive a; s. Teil 3.1) als auch die lebensweltlichen Bezüge (Auswertungsperspektive

41 »Länger« ist dieser Zeitraum vor allem in Relation zu der kleinschrittigen Ereigniszeit, die in der Rekapitulation der Auseinandersetzungen eine Rolle gespielt hat. Dabei ging es um tägliche und wöchentliche Konflikte, um Tageszeiten und andere Zeitmarkierungen situativer Handlungen. Im Vergleich dazu ist ein Zeitraum von einem Jahr plus der üblichen Dienstzeit bei der Bundeswehr und einem unbestimmten »danach« ungleich »länger«.

b). Die biographischen Planungs- und Handlungsressourcen sind zweifellos auf beide Bereiche bezogen, welche Rolle sie für die autobiographische Erfahrungsaufschichtung spielen (Perspektive c), wird im weiteren Verlauf des Interviews zu klären sein.

Thematisch stehen im III. Suprasegment die *Beziehungen* zu den Eltern und zum Partner im Vordergrund. Die frühe Ablösung von den Eltern erscheint nach dem bisherigen Verlauf der Biographie geradezu erwartbar. Die innere Distanzierung hat die äußere Trennung längst vorbereitet.

Die Geschichte der frühen Schwangerschaft hat hier noch einmal eine 'Katalysatorfunktion'. Sie macht einerseits deutlich, daß Heike nun eine erwachsene Frau ist, die körperlich, sozial und psychisch mit Problemen und Entscheidungen einer Erwachsenen konfrontiert wird. Auch in dieser Extremsituation erfährt sie kein Verständnis und keine Hilfe von ihrer Familie. Die Erfahrung der Einsamkeit und des Auf-sich-gestellt-Seins wird geradezu auf die Spitze getrieben, mündet jedoch nicht in Hilflosigkeit und Verzweiflung, sondern in die Erfahrung des Bewältigthabens. Damit vergrößert sich die emotionale Distanz zu den Eltern ebenso wie die Diskrepanz zwischen den beiden 'Welten'.

Die Probleme und Pläne, die Heikes Welt bestimmen, haben nichts mit der Welt ihrer Eltern zu tun, die durch den unverändert negativen Familienalltag beherrscht wird (räumliche Enge, der trinkende und mißhandelnde Vater). Es gibt keinen Grund für Heike, länger als nötig an dieser Welt teilzuhaben, zumal dadurch ihre eigenen Perspektiven und Lebensmöglichkeiten beeinträchtigt werden. (Schon als sie noch zuhause wohnt, versucht sie, ihre Welt abzutrennen, indem sie für sie wichtige Personen, vor allem den Freund, nicht mit nach Hause bringt.)

Als die Angst vor dem Vater und seiner Gewalt, die das Kind noch beherrscht haben mögen, nicht mehr greift, wird die äußere Trennung möglich. Die ökonomische Unabhängigkeit durch die Arbeitsstelle in der Fabrik bricht die Macht des Vaters. Moralisch hat er durch sein Verhalten ohnehin jede Autorität eingebüßt. Heike kann einen offenen Angriff wagen. Sie präsentiert sich dem Vater als erwachsene Gegnerin, die keine Angst hat, ihre Kritik und Ablehnung zu äußern. Damit unterscheidet sie sich auch von der Mutter, die sich weiterhin aufs schwerste mißhandeln läßt. Frau Witte ent-

scheidet sich für einen anderen Weg und verläßt bei der nächstmöglichen Gelegenheit das Elternhaus.

Im Vollzug der inneren und äußeren Ablösung wird das biographisch bereits gelernte Muster der Konfliktwahrnehmung und -bewältigung aktiviert und zugleich bestätigt. Frau Witte wartet nicht ab und leidet, sondern handelt entschieden. Dabei richtet sich ihr Handeln nicht auf Veränderungsversuche, sondern auf das Verlassen der bedrängenden 'Familienwelt'. Sie grenzt sich ab, schafft sich Raum für die Entfaltung und Erprobung ihrer eigenen Perspektiven. Ihre Autonomie basiert auf Trennung.

Voraussetzung für diesen Schritt ist die materielle Unabhängigkeit. Die eigenständige *Erwerbsarbeit* ist der Garant biographischer Autonomie, wenn auch nicht deren inhaltliche Perspektive. Frau Witte sucht ihre 'Selbstverwirklichung' nicht im Beruf und möglichen Aufstiegsperspektiven, sondern im Hier und Jetzt des alltäglichen Lebens⁴². Dieses 'eigene Leben' beginnt mit der eigenen Wohnung, in der niemand, auch nicht die Nachbarn, Vorschriften machen können. Autonomie bedeutet für Frau Witte (in dieser Phase) die Freiheit, in bestimmten Grenzen über ihre Zeit (z.B. zur Arbeit zu gehen oder »blau zu machen«) zu entscheiden und vor allem ihre *Partnerbeziehung* zu leben (»wilde Ehe«), ohne sich nach den Regeln anderer zu richten.

Die Erwerbsarbeit ist notwendiger Bestandteil dieses Lebens ebenso wie dazwischengeschaltete Phasen des Genusses. Die Moral, die sich aus dieser Haltung ableitet, kann mit dem alten Sprichwort 'saure Wochen, frohe Feste' umschrieben werden. Diesem 'Habitus der Notwendigkeit' liegt eine zeitliche und moralische Ökonomie zugrunde, die kein Aufsparen für die Zukunft, keine 'Präention' kennt⁴³: Es gibt Zeiten, in denen man (hart) arbeiten muß, und Zeiten, in denen das verdiente Geld »verbraten« wird. Es gibt keine langfristige Kapitalakkumulation, sondern nur ein Sparen für den nächsten Genuß.⁴⁴

42 Dieses 'Leben' ist allerdings nichts von der Erwerbsarbeit Abgetrenntes, wie sich weiter unten zeigen wird. Obwohl die Erwerbsarbeit für Frau Witte zweifellos auch 'instrumentellen' Charakter hat, spielt sie dennoch als alltäglicher Rahmen für Interaktionen, Handlungen, Erlebnisse und Erleben von Gefühlen (Spaß, Freude, Ärger) eine wichtige Rolle (s.u.).

43 Vgl. dazu Bourdieu 1983.

44 Im Nachfrageteil des Interviews (s. Teil 3.7) gibt es einen weiteren Hinweis auf die Gültigkeit dieser Ökonomie: Familie Witte spart einen Teil des Geldes, um einmal im Jahr einen

In der neu begonnenen Partnerschaft mit Thomas stellen sich durch das gemeinsame Wohnen sehr bald Probleme ein, die mit der Auslegung dieser Moral zu tun haben. Es geht um die Verteilung der Arbeits- und Genußanteile zwischen den beiden Partnern. Die Erzählerin hat ein klares Partnerschaftsmodell, in dem beide gleichermaßen die Verantwortung für die ökonomische Basis übernehmen, also sich der Notwendigkeit der Erwerbsarbeit unterwerfen, um dann gemeinsam die Überschüsse »verbraten« zu können. Sie akzeptiert in gewissem Rahmen ein Ungleichgewicht (zu Beginn der Partnerschaft ist sie Alleinernährerin), erwartet aber grundsätzlich die Ratifikation ihres Modells durch den Partner, d.h. die »Einsicht« in die Notwendigkeit und die Bereitschaft, sich im gleichen Maße zu engagieren. Als er sich nicht darauf einläßt, kann sie ihn wirksam vor die Entscheidung stellen. Basis ihrer wiederholten Ultimaten ist wiederum ihre ökonomische Unabhängigkeit.

An der *Partnerschaft* selbst ist folgendes bemerkenswert: Die Beziehung zu Thomas ist intentionaler Bestandteil des eigenen Lebens, das die Erzählerin nach ihrem Auszug von zuhause aufbaut. Die Partnerschaft ist somit ein Schritt in Richtung des Lebensplans, einen Mann zu heiraten, wobei die Erzählerin keinesfalls bedingungslos auf Thomas festgelegt ist. Wie die Geschichte der frühen Schwangerschaft gezeigt hat, hält sie sich, auch unter erschwerten Bedingungen, die Möglichkeit offen, sich gegen einen Mann zu entscheiden. Ihre »wilde Ehe« mit Thomas kann deshalb durchaus als 'Prüfung' interpretiert werden.

Im Lauf dieser Probezeit stellt sie fest, daß er ihren Vorstellungen von Partnerschaftlichkeit nicht entspricht und evaluiert ihre Toleranzgrenzen. Als diese überschritten werden, hat sie eine eindeutige Handlungsstrategie zur Verfügung: sie stellt Thomas wiederholt vor die Alternative, entweder ihren Ansprüchen nachzukommen und Verantwortung zu übernehmen oder aber zu gehen.

Das Grundmuster der Beziehung in dieser ersten Phase schwankt somit zwischen einem *gleichberechtigten Teilen*, zumindest als Zielvorstellung, und einem *Gegeneinander*, einem Kampf um die Durchsetzungen der jeweiligen Partnerschaftsvorstellungen. Während der

ausgedehnten Urlaub zu machen. Der Urlaub ist für alle abgesprochenermaßen eine Zeit, in der sie es sich gut gehen lassen, die Reproduktionsarbeit auf ein Minimum reduzieren (z.B. durch häufiges Essengehen), Zeit füreinander haben und sich leiblichen Genüssen hingeben (Essen, Trinken).

erste Beziehungsmodus eher eine Utopie der Erzählerin denn eine funktionierende Praxis ist, hat sie mit dem zweiten vielfältige Erfahrungen gemacht. Er 'paßt' in das dominante lebensweltliche Erfahrungsmuster ihrer Kindheit, das durch Polarisierung und Gegensätze gekennzeichnet ist. Sie knüpft in der Partnerschaft an diese vertrauten Erfahrungen an und behauptet - wie in der Abgrenzung von den Eltern - ihre Identität hauptsächlich als Gegen-Identität.

Dabei hat sie sich einen Partner gewählt, der sich für diesen Beziehungsmodus geradezu anbietet. Er bringt nämlich keineswegs die Voraussetzungen ihres 'Wunschmannes' mit. Ausgerechnet ihr Hauptkriterium der Alkoholabstinenz erfüllt er nicht. Im Gegenteil, er scheint bezüglich seines Alkoholkonsums durchaus dem (negativen) Vorbild ihres Vaters nachzukommen.⁴⁵

Die 'eigene' Beziehungs- und potentielle Familienwelt, die als Gegenentwurf zur Herkunftsfamilie intendiert ist, weist somit bereits in der Gründungsphase wesentliche Züge des abgelehnten Negativmodells auf. Der dominante Beziehungsmodus ist auch hier ein 'Gegeneinander', der allerdings idealerweise durch ein Partnerschaftsmodell kontrolliert wird, in dem beide Partner gleiche Rechte und Pflichten haben, gleiche Verantwortung übernehmen. Im Idealfall kommt es somit zu einer Balance der Kräfte, die das Gegeneinander aufhebt und ein gleichberechtigtes Miteinander-Leben ermöglicht. In diesem Punkt geht Frau Wittes Partnerschaftsmodell über das Beziehungsmuster ihrer Eltern hinaus, in dem die Verteilung der Verantwortung kein Thema war. Das Funktionieren ihres Modells ist jedoch an die 'Einsicht' und das aktive Mittragen des Partners gebunden - ein Umstand, dessen Bedeutung im folgenden noch hinreichend deutlich wird.

45 Trotz des offensichtlichen Wiederholungscharakters des Alkoholproblems soll der Rückgriff auf naheliegende psychologische Erklärungsmodelle hier bewußt unterlassen werden, da dies den skizzierten methodologischen und theoretischen Rahmen einer soziologischen Interpretation verlassen würde. Dies aber verlangte eine systematische Begründung im Hinblick auf entsprechende Bezugstheorien und dürfte nicht von der 'Offensichtlichkeit' empirischer Phänomene bzw. der (zufälligen) Verfügbarkeit psychologischer Erklärungen abhängen.

3.4 Suprasegment IV: Familienbeziehungen. Gründung der Familie und Abgrenzung nach außen (23/883- 40/1577)

Im vierten Suprasegment setzt die Erzählerin die beiden Themen Beziehung zu den Eltern und zum Partner fort und erweitert sie zu einem vielschichtigen Netz von Familienbeziehungen. Neben ihrer eigenen Familiengründung (Heirat und Geburt eines Sohnes) werden die Auseinandersetzungen mit den Herkunftsfamilien dargestellt, die - sowohl quantitativ als auch bezüglich des thematischen Fokus - das Hauptthema dieses Suprasegments ausmachen.

Da das Suprasegment sehr umfangreich ist, thematisch aber keine grundsätzlich neuen Aspekte beinhaltet, wird es im folgenden stark gerafft interpretiert, ohne daß der Originaltext an dieser Stelle vollständig abgedruckt wird. Um dennoch eine Orientierung über die Textstruktur des Suprasegments zu ermöglichen, wird vor Beginn der Interpretation die hierarchische Segmentierung des Suprasegments in sechs größere Erzählsequenzen mit weiteren Untereinheiten dargestellt:

- (1) 23/883-26/1008: *Erzählkette: Die Schwiegereltern*
- (1a) 23/883-24/936: »Funkstille«. Thomas schlägt seine Mutter »krankenhausreif« und »verkracht« sich mit seinen Eltern
- 24/937-940: Rahmenschaltung: zeitliche Orientierung
- (1b) 24/941-25/986: Erzählung: Wiederaufnahme des Kontakts zu Thomas Eltern, Anrufe, Grünkohlessen; eingelagerte Hintergrunderzählung über Thomas' Bruder und seine Familie
- (1c) 25/987-26/1008: Erzählung: Nachricht von Heikes Schwangerschaft und »da war natürlich alles wieder happy«
- (2) 26/1009-31/1203: *Erzählkette: Die Heirat*
- (2a) 26/1009-27/1042: Argumentation mit narrativen Anteilen: Gründe für die Heirat
- (2b) 27/1043-1066: Erzählung: Mit Polterabend und Traritrara
- (2c) 27/1067-28/1081: Erzählung: Die Getränkefrage
- (2d) 28/1082-1112: Erzählung: »In ne Ecke verdrückt«
- (2e) 28/1113-29/1136: Beschreibung/Argumentation: Soziale Unterschiede
- (2f) 29/1137-30/1174: Erzählung: Die Sitzordnung
- (2g) 30/1175-31/1203: Evaluation (auf Nachfrage von I): Materielle Bilanz
- (3) 31/1204-33/1304: *Erzählkette: Der Enkel*
- (3a) 31/1204-1219: Hintergrunderzählung: Kontakt zu den Schwiegereltern in der Zeit vor der Geburt
- (3b) 31/1220-32/1252: Erzählung: »ham se mich nich mehr genommen« mit eingelagerter Hintergrunderzählung über den Suizid der Schwägerin (31/1238-32/1245)

- (3c) 32/1253-1275: Argumentation (nach Frage von I): Verhältnis zwischen Thomas' Bruder und seinen Eltern
- (3d) 32/1276-33/1304: Erzählung: Die Enkelin ist ein Junge;
33/1304: Koda: Beziehung zu den Schwiegereltern
- (4) 33/1305-37/1449: *Erzählkette: Die Eltern*
- (4a) 33/1305-34/1340: Hintergrunderzählung: »Das hing auch mit meiner Schwester zusammen«
33/1316-34/1337: eingelagerte Hintergrunderzählung (nach I-Frage): Der Mann der Schwester (Alkohol, Arbeit)
- (4b) 34/1341-35/1394: Erzählung: »Rumhetzen« innerhalb der Familie und Abgrenzung von Schwester und Eltern
- (4c) 35/1395-36/1408: Erzählung mit Argumentation: »Matthias kann auch ohne Opa und Oma aufwachsen«
- (4d) 36/1409-36/1439: Erzählung: »das ham wir jahrelang aufs Brot gestrichen gekricht«
- (4e) 36/1440-37/1449: Koda: Kontaktabbruch
- (5) 37/1450-38/1517: *Erzählkette: Kontaktabbruch zu Thomas Eltern*
- (5a) 37/1450-1472: Erzählung: Zwischen den Fronten
- (5b) 37/1473-38/1488: Erzählung: Thomas bricht alle Kontakte ab
- (5c) 38/1489-1511: Evaluation und Rechtfertigung
- (5d) 38/1512-1517: Nachfrage von I und Koda (zu 37/1446).
- (6) 39/1518-40/1577: *Erzählung: Die Ehe der Schwester*
- (6a) 39/1518-1533: Erzählung: Larifari-Gespräche
- (6b) 39/1534-1546: Erzählung (nach Frage von I): Prügel und Geschenke
- (6c) 39/1547-40/1570: Hintergrunderzählung: Das Auto und der Alkohol
- (6d) 40/1571-1577: Koda, Heikes Bewertung

Die folgende Interpretation hat eher den Charakter einer »analytischen Beschreibung«⁴⁶ und faß den thematischen Verlauf des Suprasegments in groben Zügen zusammen. Dabei werden Verweise auf das Originaltranskript vorgenommen und ausgewählte Passagen wörtlich zitiert.

(1) *Die Schwiegereltern (23/883-26/1008):*

Nach dem kurzen zeitlichen Vorgriff am Ende des vorangegangenen Suprasegments III eröffnet die Erzählerin die nun folgende Sequenz mit einer Rückblende: »Nja - und denn vorher hatter sich ja

46 Vgl. dazu Riemann (1987, 59f).

auch schon mit sein Eltern verkracht=e, verkracht meinerwegen -« (23/883f). Mit dieser Ankündigung wird einerseits eine zeitlich zurückliegende, abgeschlossene Geschichte (Segment IV.1a) eingeleitet, zugleich aber das Thema des gesamten Suprasegments.

Die Geschichte, um die es hier zunächst geht, hat sich zu der Zeit ereignet, als Heike und Thomas sich schon kannten, Heike aber noch keine eigene Wohnung hatte. Thomas kommt von einer Seereise zurück und ruft Heike an. Sie treffen sich und gehen zu ihm nach Hause, d.h. in sein Zimmer in der elterlichen Wohnung.⁴⁷ Als seine Mutter immer wieder in das Zimmer kommt, um die beiden zu kontrollieren, reagiert Thomas aggressiv:

*Und da hat Thomas zu ihr gesagt
 »hau jetzt ab« oder - ja
 »hau jetzt ab du alte Kuh« -
 da hatte er auch schon was getrunken gehabt -
 »oder ich schlach dich zusammen«
 natürlich is se nich abgehaun -
 und da hat er seine Mudder krankenhausschlag_krankenhausreif ge-
 schlagen ne.
 (23/912-918)*

In der Folge dieses Vorfalles ist es erst mal »aus« mit der Beziehung zu den 'Schwiegereltern'. Thomas, der nur für ein paar Wochen an Land war, geht am nächsten Tag wieder an Bord. Auch Heike, die sich als Auslöser der ganzen Geschichte betrachtet (»verkracht meinerwegen«), hat keinen Kontakt mehr zu seinen Eltern. Es ist ein halbes Jahr »Funkstille«.

Die Geschichte hat im vorliegenden Kontext die Funktion einer Hintergrunderzählung, die deutlich machen soll, daß die Beziehung des Paares zu Thomas' Eltern - und damit auch Heikes Verhältnis zu den Schwiegereltern - von Beginn an belastet ist. Mit der trocken vorgetragenen Dramatik des Vorfalles charakterisiert die Erzählerin die Beziehung in der ihr eigenen Offenheit. In der szenischen Rekapitulation wird unmittelbar erkennbar, auf welchem Niveau und mit welchen Mitteln sich die Auseinandersetzungen abspielen. In ihrer kommentarlosen Darstellung bezieht die Erzählerin nicht direkt

47 Wie die Erzählerin weiter oben berichtet hat, wollte sie Thomas nicht mit zu sich nach Hause nehmen aus Angst, der Vater könne »ausflippen«.

Partei, sie signalisiert jedoch kein Mitgefühl für die Mutter, sondern vermittelt fast den Eindruck, daß diese sich durch ihr Verhalten die Eskalation selbst zuzuschreiben habe. Die Beziehung zu Thomas und sein Verhalten stellt sie dagegen nicht infrage. In der damaligen Situation war allerdings durch Thomas' sofortige Abreise und die folgende halbjährige »Funkstille« keine unmittelbare Auseinandersetzungsmöglichkeit (und -notwendigkeit) gegeben.

Im Hintergrund der Geschichte, von der Erzählerin nicht fokussiert und auch anschließend nicht reflektiert, erfahren wir mehr über Thomas. Er hat bereits getrunken, als Heike ihn kennenlernt, und er wird nach Alkoholkonsum u.U. aggressiv und wendet körperliche Gewalt an (hier: gegen seine Mutter, eine körperlich unterlegene Frau). Die Parallele zu Heikes Vater ist - aus der analytischen Außenperspektive - unverkennbar.

Mit der anschließenden Rahmenschaltung synchronisiert die Erzählerin die soeben eröffnete Erzählkette über das Verhältnis zu den Schwiegereltern mit den zuvor dargestellten Ereignissen: »Ja - denn kam er wieder - vonner See - das - ja - hab ich ja eben erzählt - mitem Trinken und Arbeiten und so - - «. (24/937ff)

In der nun folgenden Zeit, als Heike und Thomas bereits zusammenleben, kommt es zu einer von Thomas' Eltern initiierten Wiederaufnahme des Kontakts (vgl. Segment 1b). Die Erzählerin rekonstruiert den Hintergrund: Thomas hat einen verheirateten Bruder, dessen Kind drei Monate nach der Geburt stirbt. Der Tod des Kindes ist Anlaß für Thomas' Eltern, sich wieder bei Heike und Thomas zu melden. Ein Besuch beim Bruder, der im entfernten M-Stadt lebt, tut ein übriges, um die erneute Annäherung »in die Wege zu leiten« (vgl. 25/971). Thomas überredet Heike, eine Einladung seiner Eltern zum Grünkohlessen anzunehmen. Sie geht darauf ein, aber mit inneren Vorbehalten: »ich wollte nich mit ihnen zusammensein... Die warn mir zu bescheuert... zu eingebildet, hab ich immer geglaubt« (24/956ff).

Als Thomas seinen Eltern kurze Zeit später von Heikes Schwangerschaft erzählt (vgl. Segment 1c), »war natürlich alles wieder - happy« (25/999). Die Aussicht auf ein »neues Enkelkind« stimmt versöhnlich. Zum Abschluß dieses Segments kündigt die Erzählerin jedoch bereits eine erneute Komplikation an: »muß natürlich auch n

Mädchen werden wie das andere, ne - wurd's natürlich nich.« (26/1006ff)

(2) *Die Heirat* (26/1009-31/1203):

Die nun folgende Erzählsequenz wird mit der Feststellung eingeleitet: »Noa und denn ne - ham wir geheiratet - -« (26/1009). In einer argumentativen Passage begründet die Erzählerin zunächst diese Entscheidung (vgl. Segment 2a), ehe sie Einzelheiten erzählt (Segmente 2b-f). Sie betont, daß nicht die Schwangerschaft als solche ausschlaggebend ist, sondern ihre finanzielle Absicherung, die durch Thomas' Einberufung zur Bundeswehr besondere Dringlichkeit erhält. Als Ehefrau hat sie Anspruch auf Versorgungsleistungen. Mit dem Geld von der Bundeswehr und ihrem Verdienst bzw. Mutterschaftsgeld ist die Familienökonomie gesichert. Voraussetzung für dieses - auf die äußeren Rahmenbedingungen bezogene - Kalkül ist jedoch Heikes grundsätzliche Entscheidung für die Beziehung zu Thomas.

Diese soll im folgenden genauer analysiert werden: Nach den negativen Erfahrungen in der »wilden Ehe« ist deutlich geworden, daß Thomas keineswegs der Mann ist, den Heike in ihrem Lebensplan vorgesehen hat. Es gibt Phasen, in denen er Alkohol trinkt und sich der Verantwortung entzieht, so daß Heike ernsthaft mit dem Gedanken gespielt hat, sich »einen anderen zu suchen« (s.o.). Wenn sie nun mit der Heirat und der Geburt des Kindes dennoch diese Beziehung ratifiziert, dabei aber ihre Ansprüche an die Partnerschaft keineswegs aufgibt, entsteht ein Konflikt. Er wird von der Erzählerin zwar nicht explizit benannt, ist aber latent wirksam und drängt nach 'Bereinigung'. Die Lösung ist eine stillschweigende Modifikation des ursprünglichen Lebensplans. Thomas ist zwar nicht der Mann, der »nie einen Tropfen Alkohol trinkt«, aber Heike stellt fest:

*Also für uns war sowieso klar -
s hat sich mittlerweile mit ihm gebessert -
und so - hab ich auch eingesehn -
daß ma mit ihm was machen /kann ((erheitert))/
wenn man ihm zuredet und so ne -
wenn einer die Hand drauf hält. - -
(26/1022-1027)*

Auf Basis dieses Kalküls geht Frau Witte die Ehe ein. Die Erfahrung des (vorübergehenden) Erfolgs ihrer Kontrollstrategie (ihrer unterschiedenen Ultimaten) verspricht jedoch nur vordergründig eine Lösung (»die Hand drauf halten«). Genau betrachtet, wird damit der bereits installierte Partnerschaftsmodus des 'kontrollierten Gegeneinander' (s.o.) auf Dauer gestellt. Das Gelingen dieses Modells bleibt von der 'Einsicht' des Partners und der eigenen Kontrollmöglichkeit abhängig. Die Protagonistin bindet ihren Lebensplan an den anderen, indem sie die Verantwortung für sein 'Funktionieren' übernimmt. Sein mögliches Versagen wird somit ihr Versagen, denn sie hätte es in diesem Fall nicht verstanden, »die Hand drauf zu halten«. - Welche Konflikte und Probleme sich tatsächlich in der Ehe entwickeln, wird im folgenden Suprasegment V ausführlich thematisiert. Im vorliegenden Erzählkontext geht es vorrangig um die mit der Heirat neu entstehenden bzw. intensivierten *Familienbeziehungen*.

Plastisch dargestellt werden diese in der narrativen Rekapitulation der Hochzeit bzw. des Polterabends (Segmente 2b bis 2g). Hier wird an unterschiedlichen Beispielen immer wieder die Distanz zu den Schwiegereltern deutlich. Diese liegt nicht nur auf emotionaler Ebene (»ich wollte nich mit ihnen zusammensein...«), sondern vor allem auf sozialer. Die Eltern von Thomas stammen aus einem aufstiegsorientierten Mittelschichtmilieu. Der »distinktive Habitus«⁴⁸ der Schwiegereltern wurde bereits erwähnt (»die warn mir ... zu eingebildet«) und wird noch einmal aufgegriffen (vgl. Segment 2e). Auf dem von den Schwiegereltern arrangierten Polterabend, zu dem sich Thomas und Heike überreden lassen (Segment 2b), bekommt Heike direkt und indirekt, durch das gesamte Arrangement, zu spüren, daß sie »eben nur einfache Schneiderin« (28/1116) ist.

Beispielsweise werden die geladenen Gäste mit Sekt bewirtet, und Thomas und Heike müssen erst durchsetzen, daß auch andere Getränke bereitstehen, die in ihrem Freundeskreis üblich sind (vgl. Segment 2c). Die anwesenden Gäste sind überwiegend Freunde der Schwiegereltern, Kollegen des Vaters aus dem Verlag, unter denen sich Heike fremd vorkommt. Die meiste Zeit 'verdrückt sie sich in eine Ecke', wie sie wiederholt betont (vgl. 28/1088, 1095; Segment 2d).

48 Vgl. Bourdieu 1983, 1987.

Am meisten stört sie die Unehrllichkeit des gesamten präventösen Arrangements (Segment 2e). Nach außen wird eine »heile Welt« präsentiert⁴⁹, während hinter der Fassade alle wichtigen Beziehungen kaputt sind. Heike wird als »unsere kleine Schwiegertochter« vorgestellt, obwohl sie zunächst aufgrund ihres Herkunftsmilieus abgelehnt worden war.⁵⁰ Aber selbst der soziale Aufstieg, den die Familie durch den Beruf Vaters gemacht hat, ist mehr Schein als Sein, denn, wie Heike zurecht feststellt: »der Thomas is ja auch nur ... n armer Arbeiter« (29/1122). Genauer könnte man sagen: ein Sohn, der nicht nur durch seine berufliche Situation⁵¹, sondern durch sein gesamtes 'proletarisches Verhalten' (Saufen, Körperlichkeit, Sprache) das Bild der 'Familie aus besseren Kreisen' Lügen straft.

Die soziale Abgrenzung spiegelt sich auch in der »räumlichen Segregation« der Hochzeitsgesellschaft (Segment 2f). Während die jüngeren Gäste aus dem Bekanntenkreis des Paares im ehemaligen Kinderzimmer plaziert werden, sitzen im »riesengroßen Wohnzimmer« (vgl. 29/1138) die Bekannten der Schwiegereltern, die Heike nicht kennt. Ihre Eltern sitzen »total abgekapselt an einem Tisch« (29/1150). Darüber hinaus distanziert sich die Schwiegermutter durch verletzendes Anspielungen auf den Alkoholismus ihres Vaters demonstrativ von Heikes Familie: »/Herr Hofer - wolln se denn was trinken? ((geziert)) / Ach nein, se dürfen ja nich. ((lauter und noch theatralischer)) / Sie werden ja ... so leicht rückfällig.« (29/1159ff) Heikes Reaktion ist eindeutig: »da hätt ich ihr so eine reinhauen können ja.« Egal, wie sie selbst zu ihren Eltern steht, angesichts dieser Diskriminierung weiß sie, auf welche Seite sie gehört. Sie versucht nicht, in die 'feine' Gesellschaft hineinzukommen, sondern nimmt die Geschenke entgegen und »haut ab« ins Kinderzimmer (vgl. 30/1173).

49 »Und denn wurden tausend Bilder gemacht, ne... Also richtig heile Welt, ne... Wenn ich nich schwanger gewesen wär - / wärs wahrscheinlich noch heiler gewesen, ne, hm ((amüsiert)) / « (28/1104ff).

50 »Und erst mochten se mich überhaupt nich, ne - weil ich ja nu eben nur einfache Schneidlerin bin und - die andern da - der Bruder - hat drei Berufe - und der Vadder - is dies und das bei dem Verlag.« (28/1114-1119)

51 Hierzu finden sich im Interview mit Thomas Witte ausführliche Angaben, die eine 'Negativkarriere' rekonstruieren lassen (vgl. Teil 3.5 dieses Kapitels).

Das Stichwort der Geschenke regt einen Interviewer zur Nachfrage an, ob sich die Feier »wenigstens« in materieller Hinsicht gelohnt habe. Die Bilanz der Erzählerin (Segment 2g) ist ambivalent. Während sie damals durch die Aussicht auf Geschenke zu der Feier überredet werden konnte und auch einige »Werte« zusammenkammen⁵², hat sie heute, trotz ihrer zweifellos vorhandenen materiellen Orientierung⁵³, eine entschiedene Haltung: »Also, wenn mir das heute passieren würde - würde ich sagen, 'nee, ich scheiß auf die Geschenke', ne - 'kann ich mit selber kaufen', ne. Oder kauf ich mir denn - wenn ich das - kann. Wenn ich das Geld dazu hab, ne.« (30/1195ff)

(3) *Der Enkel* (31/1204-33/1304):

Chronologisch berichtet Frau Witte von den folgenden Ereignissen: Thomas muß zur Bundeswehr, und sie wartet auf die Geburt ihres Kindes. Da sie nicht zu ihren Eltern gehen will, wohnt sie in der letzten Zeit vor dem Termin bei den Schwiegereltern, die sie auch ins Krankenhaus bringen (vgl. Segment 3a).

Eine erneute Komplikation gibt es, als sie - zunächst ohne Erklärung - erfährt, daß sie nach dem Krankenhaus nicht zu den Schwiegereltern zurückkehren darf: »ham se mich jedenfalls nich mehr genommen« (32/1252). In einer ausführlichen Hintergrunderzählung rekonstruiert die Erzählerin die Gründe für ihre Zurückweisung. Es ist die tragische Geschichte über den Suizid ihrer Schwägerin, die den Tod ihres Kindes »nicht verkraften konnte« (vgl. 31/1240). Sie bringt sich wenige Tage vor der Geburt von Heikes Sohn Matthias um (vgl. Segment 3b).⁵⁴

Doch auch unabhängig von dieser Dramatik kommt es zu einer weiteren Mißstimmung zwischen Heike und ihren Schwiegereltern

52 Dabei bewertet sie vor allem den Tauschwert der Geschenke (»so für zwei - dreitausend Mark sind da schon Sachen zusammengekommen«; 30/1186), die sie ansonsten abfällig als »irgend son Scheiß da« bezeichnet.

53 Daß Geld für sie eine wichtige Rolle spielt, wird im Interview mehrfach deutlich, vor allem im Kontext der Erwerbstätigkeit.

54 In einer folgenden, durch eine Interviewerfrage initiierten Evaluation beschreibt die Erzählerin das Verhältnis ihrer Schwiegereltern zu Thomas' Bruder und dessen Frau als ebenfalls sehr gestört. Obwohl die Schwägerin aus »besseren Verhältnissen kommt«, wird sie von den Schwiegereltern genauso abgelehnt wie Heike (vgl. Segment 3c).

(vgl. Segment 3d). Deren freudige Erwartung auf das Enkelkind ist nämlich in einem Punkt festgelegt. Das Kind soll ein Mädchen werden wie das verstorbene Enkelkind (vgl. 32/1278ff). Heike 'enttäuscht' mit der Geburt eines Sohnes, was für sie wiederum mit einer kränkenden Reaktion der Schwiegereltern verbunden ist: »Und s hab ich so richtig gemerkt ... die ham sich überhaupt nich gefreut irgendwie, ne.« (33/1285) Die unsensiblen Versuche der Schwiegermutter, mit rosa Babykleidung wenigstens Reste ihres Wunsches zu retten, werden von Heike kategorisch abgelehnt: »nö, die [rosa Strampelanzüge; B.D.] mach ich nich leiden.« (33/1300) Trotz dieser Spannungen beendet die Erzählerin die Geschichte und die gesamte bisherige Erzählkette über die Schwiegereltern mit folgendem Resümee: »Ja - da war das Verhältnis wieder ganz gut zwischen denen - und uns.« (33/1304) Diese Einschätzung erscheint nur in Relation zu wesentlich schlechteren Phasen der Beziehung plausibel, wie sie in der Eröffnungsgeschichte geschildert wurde, in der Thomas seine Mutter »krankenhausreif« schlägt. Ein anderer Kontrast, der die Beziehung zu den Schwiegereltern in vergleichsweise günstigem Licht erscheinen läßt, wird mit der folgenden Erzählkette hergestellt.

(4) *Die Eltern* (33/1305-37/1449):

Die Erzählerin kommt nun wieder auf ihr Verhältnis zu den eigenen Eltern zurück, das »immer - irgendwie schlechter« wurde (vgl. 33/1305). Nach dem bisher dargestellten biographischen Verlauf erscheint diese Ankündigung zunächst überraschend. Da das Verhältnis bereits denkbar schlecht zu sein schien, wird die Verwendung des Komparativs »schlechter« nur plausibel, wenn zuvor eine gewisse 'Besserung' oder Normalisierung eingetreten war oder ein neuer Aspekt von erheblicher Dramatik hinzugetreten ist. Beides erscheint plausibel.

Die Erzählerin berichtet zwar nichts über eine Verbesserung der Beziehung, dennoch könnte durch ihre Heirat und Familiengründung eine gewisse Normalisierung eingetreten sein, die weniger auf einer persönlichen Annäherung beruht als auf dem gesellschaftlich vorgegebenen Rahmen, der die sozialen Rollen innerhalb der Familie neu verteilt und gewisse Verhaltensmuster zur Verfügung stellt.

Der zweite Aspekt wird durch die nachfolgende Erzählsequenz explizit dargestellt. Die Verschlechterung der Familienbeziehungen hängt wesentlich mit der Schwester der Erzählerin zusammen (vgl. 33/1306), wie diese im folgende ausführt (vgl. Segmente 4a und 4b). Die Schwester hat einen Mann geheiratet, den die Erzählerin zunächst folgendermaßen charakterisiert: »Der Mann war ja noch schlimmer als mein Vadder.« (33/1311) Konkret heißt das, er trinkt und »verprügelt« seine Frau. Er hat sie sogar »mit der Pistole bedroht« und ist schon von der Polizei aus der Wohnung geholt worden. Auch an seinem Arbeitsplatz hat er aufgrund des Alkoholkonsums erhebliche Probleme bekommen.⁵⁵

Heike und Thomas sind insofern von diesen Umständen betroffen, als die Schwester vor den Zugriffen ihres Mannes zu ihnen flüchtet und sich bei ihnen »ausheult«. Allerdings zieht sie keine Konsequenzen, sondern kehrt immer wieder zu ihrem Mann zurück, wozu sie sich mit z.T. kostspieligen »Geschenken« überreden läßt.⁵⁶ In der Familie entsteht eine Kommunikationsstruktur, die Heike mehrfach mit dem Begriff »hetzen« bezeichnet (34/1342, 1350; 36/1406). Liegt ihre Schwester gerade mit ihrem Mann in Streit, so »hetzt« die gesamte Familie (Heike und Thomas sowie Heikes Eltern) gegen diesen Mann. »Vertragen« sich die beiden wieder, so dreht die Schwester den Spieß herum und »hetzt« mit ihren Eltern gemeinsam gegen Heike und Thomas.

Heike reagiert auf diese Situation mit der bekannten Abgrenzungsstrategie: »jetzt is Schluß. Also jetzt - brauchen meine Eltern nich mehr anrufen - und=e du [zur Schwester] brauchst auch nich mehr anrufen...« (34/1352ff) Sie wirft der Schwester vor, nur zu kommen, um sich über ihre Ehe zu beklagen, und stellt sie vor die Alternative, entweder nicht mehr anzurufen oder aber ihre Eheprobleme für sich zu behalten. Sie hat kein Verständnis für das wankelmütige Verhalten ihrer Schwester und versucht sie zur Beendigung ihrer Ehe zu ermutigen:

55 Bei einem von ihm verursachten schweren Unfall war vermutlich Alkohol im Spiel. Danach wird er auf einen untergeordneten Arbeitsplatz zurückgesetzt (vgl. 33/1316-34/1337). Zu diesem Zeitpunkt »fing das an - dann hat er meine Schwester immer verprügelt« (34/1338f).

56 »Und drei Tage später - da lagen se wieder in die Betten. 'Ach du kleiner Süßer' und so, ne.« (34/1343ff) Die »Geschenke« werden noch einmal zum Abschluß dieses Suprasegments Gegenstand einer Erzählsequenz (Segment 6).

Da hab ich zu ihr gesagt
 »laß dich doch scheiden« und so -
 »mach das doch.«
 Hatten keine Kinder und nichts -
 aber das wollte sie anscheinend nicht
 na und denn -
 hat n paarma eingereicht die Scheidung - - ((trinkt))
 hat se aber nie gemacht.
 Woll_ dann hatte se ma Angst alleine zu sein -
 hab ich zu ihr auch immer gesagt
 »besser alleine - als mit so ein« - ne.
 (35/1364-1374)

In dieser Argumentation wird noch einmal Heikes eigene Lebensphilosophie deutlich. Im Unterschied zur Schwester, die aus Angst vor dem Alleinsein lieber eine Ehe in Abhängigkeit und Unterdrückung erträgt⁵⁷, hat Heike die Autonomie, ihre Position zu verteidigen und ggf. auch die Ehe aufzulösen: »besser alleine - als mit so ein«. Auch wenn es sich hierbei nur um ein Gedankenexperiment handelt, so wird doch erkennbar, daß Heike im Vergleich zur Schwester über mehr Handlungsstrategien verfügt, um ihre Grenzen zu wahren und ihre Identität zu verteidigen.

Der in dieser Geschichte bereits angekündigte Kontaktabbruch zur Schwester und den Eltern wird im folgenden genauer rekapituliert (Segment 4c). Zunächst versuchen Heikes Eltern, den Kontakt wiederherzustellen, wobei ihnen vor allem an der Beziehung zum Enkelkind gelegen ist. Doch dieses Argument zählt für Heike nicht. Obwohl sie in ihrer eigenen Kindheit erfahren hat, wie wichtig die Großeltern sein können (vgl. Suprasegment I), entscheidet sie für ihren Sohn: »der Matthias kann auch so - ohne Opa und Oma aufwachsen, ne. Find ich besser, als wenn der das irgendwie mitkriecht - dies Rumgehetze da ...« (36/1403ff) Damit weitet sie ihre eigene Verteidigungsstrategie - sich durch Abgrenzung zu schützen - auf ihren Sohn und ihre Familie aus. An dieser Stelle wird jedoch erkennbar, daß der Kontaktabbruch nicht bloß defensiv ist. In ihm steckt auch eine offensive Komponente, nämlich die auf die Zukunft gerichtete Perspektive, mit Mann und Kind ein eigenes Familienleben aufzubauen, das nicht in die Beziehungsprobleme der 'alten' Fa-

57 Hier besteht eine Parallele zu Heikes Mutter, die es ebenfalls nicht geschafft hat, sich aus der Ehe zu lösen.

milie verstrickt ist und in dem eigene Regeln und Moralvorstellungen gültig sind.

Diese eigenen Regeln werden im folgenden noch einmal am Beispiel einer weiteren Auseinandersetzung mit den Eltern expliziert (Segment 4d). Zugleich belegt die Geschichte, daß die »Hetzerei« nicht der einzige Grund für den Beziehungsabbruch war. Die Eltern haben sich auch in einer anderen Angelegenheit als nachtragend und unsolidarisch erwiesen. Sie haben dem Paar Geld geliehen, als Thomas wegen einer Kneipenschlägerei Zahlungen zu leisten hat. Obwohl sie das Geld abbezahlen, bekommen sie die Geschichte von den Eltern »jahrelang aufs Brot gestrichen« (vgl. 36/1420). Dieses Verhalten verletzt Heikes Gerechtigkeitsempfinden, ihre Moral von Geben und Nehmen. »Ihr habt uns einmal geholfen - ja, is gut. Ham wer auch danke gesacht - wir ham es auch zurückgezahlt.« (36/1431ff) Heike erkennt die Hilfsbereitschaft ihrer Eltern durchaus an, möchte damit aber nicht zu jahrelanger Dankbarkeit verpflichtet werden, sich nicht in Abhängigkeit bringen lassen. Als die Eltern dies nicht respektieren, ist endgültig »Schluß«, d.h.: »Sie komm hier nich mehr inne Wohnung und - wir fahrn da nich mehr hin.« (37/1442f) Heike und Thomas brechen die Beziehungen zwischen beiden Familien ab (»sie« und »wir«). Dies gilt auch für den Kontakt zur Schwester (vgl. 37/1448f).

(5) *Kontaktabbruch zu Thomas' Eltern (37/1450-38/1517):*

Mit dem gleichen Detaillierungsgrad wie eben schildert die Erzählerin nun den Abbruch der Beziehungen zu Thomas Eltern, der am Ende des vorangegangenen Segments bereits angekündigt worden ist.⁵⁸ Treibende Kraft ist in diesem Falle Thomas, der beschließt, »er fährt da nich mehr hin.« (37/1454) Heike kann sich dieser strikten Verweigerung nicht sofort anschließen. Sie fährt mit ihrem Sohn, der zu den Großeltern »immer wieder hin« will⁵⁹, noch einige Male

58 »So war es bei seinen Eltern auch.« (37/1445)

59 Heikes Verhalten zeigt, daß sie die Bedürfnisse und Interessen ihres Sohnes bzgl. des Großelternkontakts durchaus ernstnimmt. Im Falle ihrer Eltern, ging es aber hauptsächlich um die Ansprüche der Großeltern auf das Enkelkind, während hier Matthias selbst offensichtlich seinen Wunsch artikuliert, die Großeltern (väterlicherseits) zu besuchen. Ein weiterer Unterschied ist wohl darin zu sehen, daß Heikes Abgrenzung gegenüber den eigenen Eltern

zu ihren Schwiegereltern. Dabei gerät sie bald in eine unangenehme Position zwischen den Fronten. Sie spürt, daß die Schwiegereltern kein wirkliches Interesse an ihrer Person haben, sondern sich über sie Informationen und Kontaktmöglichkeiten zu Thomas versprechen. Dennoch hält sie den Kontakt aufrecht, den ihr Mann mißbilligt. Als es zum unmittelbaren Konflikt kommt, entscheidet sie sich jedoch klar für Thomas (vgl. Segment 5a).⁶⁰

Als die Schwiegermutter einige Monate später krank ist, erfolgt ein weiterer Kontaktversuch seitens des Schwiegervaters, der nun jedoch endgültig durch Thomas zurückgewiesen wird. Heike rekapituliert genau die Situation des Telefonats, in der sie ihren Mann unterstützt, wenn nicht sogar forciert hat (Segment 5b).⁶¹ Im folgenden evaluiert sie noch einmal ihr Verhalten (Segment 5c), das sie durchaus als hart und »bißchen fies« erkennt. Die Erinnerung an ihr Gefühl, von den Schwiegereltern nur »vorgezeigt« worden zu sein und kein wirkliches Interesse gefunden zu haben, rechtfertigt jedoch in der Bilanz die harte Haltung. Auch in der Beziehung zu den Schwiegereltern vermißt Heike die Ausgewogenheit: »Die ham auch immer nur angerufen - wenn se was wollten, ne - also sonst gar nich, ne.« (38/1499ff) Schließlich gibt für sie die bereits dargestellte Entscheidungssituation zwischen Thomas und seinen Eltern (s. Anmerkung 60) den Ausschlag: »nee, das is mir eigentlich wichtiger, mit Thomas da in Ruhe und Frieden zu liegen - als mit sein Eltern« (38/1509ff).

Auf Nachfrage eines Interviewers ordnet die Erzählerin diese Ereignisse noch einmal zeitlich ein. Es sind fast zwei Jahre her, daß sie zu Thomas' Eltern keinen Kontakt mehr hat, bei ihren Eltern etwas länger (Segment 5d).

aufgrund der biographischen Verstrickung wesentlich härter ausfällt als gegenüber den Schwiegereltern.

60 Die Entscheidung wird notwendig, als es zu einer unmittelbaren Konkurrenzsituation kommt zwischen einer Geburtstags Einladung bei der Schwiegermutter und dem Wunsch von Thomas, mit der Familie etwas zu unternehmen. Nach Abwägen beider Seiten verwirft Heike die Möglichkeit, zum Geburtstag zu gehen: »Das wär ihm gegenüber wieder - fies gewesen, ne.« (37/1469)

61 Sie weigert sich, das Telefon abzunehmen, und verlangt von ihm: »Mach du das mal eben klar mit deinen Eltern.« (38/1483f)

(6) Die Ehe der Schwester (39/1518-40/1577):

Die letzten Segmente handeln, angeregt durch die soeben erfolgte Bilanz, noch einmal von der Schwester. Der endgültige Abbruch der Beziehung zur Schwester liegt etwa ein Jahr zurück. Die Erzählerin erinnert auch hier die genaue Situation: ein Telefongespräch (»aber och nur noch son Larifari«; 39/1521), in dem die Schwester ihr wieder einmal erzählt, was sie gerade Neues, besonders Teures gekauft hat (Segment 6a). Die verwunderte Nachfrage des Interviewers, ob die Schwester denn »sowas« kaufe, setzt eine weitere Detaillierung in Gang. Nun erzählt Heike noch einmal genauer über die Ehe ihrer Schwester (Segmente 6b und 6c). Immer wenn ihr Mann sie verprügelt hat, kommt er mit einem teuren 'Versöhnungsgeschenk': »ganz toll essen gehen«, eine Pelzjacke und sogar ein Auto. An der Geschichte mit dem Auto, die die Erzählerin näher ausführt, wird deutlich, daß hinter diesen Geschenken weniger echte Reue als Eigennutz steht: Der Mann hat infolge Alkoholkonsums seinen Führerschein verloren und braucht nun seine Frau als Chauffeurin. Da sie seinen großen Wagen nicht fahren kann, kauft er ihr einen kleinen, und sie kehrt zu ihm zurück. Abschließend verurteilt Frau Witte noch einmal das Verhalten ihrer Schwester und setzt ganz klar ihre eigene Perspektive dagegen:

/Echt bescheuert ((halb belustigt, halb verächtlich))/ ne -
 I1: Hm hm
 Also hätt ich an ihrer Stelle nich gemacht ne -
 wenn ich frei wär -
 /hab ne Arbeit kein Kind und ne Wohnung und so ne ((in einem Atemzug, besonders betont))/
 den hätt ich mit de Füße aussem Haus geschlagen ne also. - -
 Ja -
 (40/1571-1577)

Mit dieser Koda beschließt die Erzählerin nicht nur die Geschichte über die Schwester im engeren Sinn. Sie stellt noch einmal einen Bezug her zu der Geschichte ihrer Selbstbehauptung in der Beziehung zu Thomas, in der Zeit, in der sie selbst noch »frei« war, d.h., »eine Arbeit, kein Kind und eine Wohnung« hatte (s.o.). Damals wäre sie in der Lage gewesen, ihren Partner »mit den Füßen aus dem Haus zu schlagen«, wenn er sich nicht auf ihr Partnerschaftsmodell ein-

gelassen und Verantwortung übernommen hätte. Freiheit bedeutet also vor allem: nicht abhängig sein von einem Mann⁶², weder ökonomisch, noch emotional (z.B. durch die Existenz von Kindern). Die ökonomische Unabhängigkeit, Arbeit und Wohnung zu haben, ist damit eine unverzichtbare Voraussetzung für Autonomie.

Gleichzeitig stellt die Erzählerin noch einmal implizit den Bezug her zu der in diesem Suprasegment behandelten Familiengründung. Mit der Geburt ihres Sohnes und der Heirat hat sich ihre Situation verändert. Sie ist nicht mehr so »frei«, sondern im Konfliktfall stärker als zuvor auf die Einsicht und Unterstützung ihres Partners angewiesen. Welche Aspekte damit im einzelnen verbunden sind, wird im weiteren Verlauf des Interviews noch deutlich.

Zusammenfassung

Das vierte Suprasegment führt das Beziehungsthema fort, und zwar mit den beiden bereits eingeführten Aspekten: Partnerschaft und Familienbeziehungen.⁶³ Dabei sind die beiden Beziehungsfelder zwar unterschiedlich, aber nicht unabhängig voneinander. Sie lassen sich als eine doppelte, gegensätzlich gerichtete Bewegung charakterisieren: als nach außen gerichtete Abgrenzungsbewegung (Beziehung zu den Herkunftsfamilien) und andererseits nach innen gerichtete Stabilisierung der Partnerschaft durch die Familiengründung (Heirat und Geburt des Kindes). Ehe der Zusammenhang zwischen diesen beiden Aspekten betrachtet wird, sollen beide 'Beziehungsfelder' für sich noch einmal zusammenfassend interpretiert werden.

(a) *Abgrenzung von den Herkunftsfamilien:* Im Vordergrund des Suprasegments stehen die fortgesetzte Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunftsfamilie und die durch die Heirat aktuell gewordenen Beziehungen zur Familie des Partners. In beiden Fällen setzt sich

62 Dies ist nach allen Erfahrungen mit Männern, von denen Heike bisher berichtet hat (Vater, Thomas, Schwager), höchst riskant. Denn: Männer entziehen sich der Verantwortung, trinken, schlagen ihre Frauen oder Mütter und garantieren nicht einmal ein sicheres Familieneinkommen.

63 Die Familie, bislang hauptsächlich auf das Verhältnis zu den eigenen Eltern konzentriert, wird in diesem Suprasegment erweitert dargestellt als komplexes Netz *innerfamiliärer Beziehungen*, zu dem nicht nur die Schwester und ihr Ehemann, sondern auch die Schwiegereltern und die Familie des Schwagers gehören.

das bereits bekannte Beziehungsmuster der Abgrenzung fort, ja verfestigt sich. In bezug auf die eigenen Eltern war dies, nach der bisherigen Entwicklung, erwartbar. Neu ist hier jedoch die harte Abgrenzung von der Schwester, die am Ende zu einem völligen Abbruch der Beziehungen zu allen Mitgliedern der eigenen Herkunftsfamilie führt.

An der Auseinandersetzung mit der Schwester erscheint bemerkenswert, daß Heike hier eine Art Negativbild zu ihrer eigenen Lebensperspektive vor Augen hat. Auch die Schwester folgt ja der normalbiographischen Erwartung und heiratet - und zwar einen Mann, der dem Vater ähnelt, der trinkt, schlägt und Schwierigkeiten mit der Arbeit hat. Damit ist er nach Frau Wittes Urteil sogar »noch schlimmer« als der Vater. Doch nicht allein die Partnerwahl widerspricht ihren eigenen (Ideal-)Vorstellungen, sondern vor allem das Festhalten der Schwester an der Ehe, nachdem sie genügend Negativerfahrungen mit dem Mann gemacht hat. Sie kehrt immer wieder zu ihm zurück, bleibt in der Opferrolle, läßt sich schlagen und leidet. Offensichtlich verfügt die Schwester nicht über ein ausreichendes Potential an 'innerer' Autonomie zum Handeln, obwohl die äusseren Bedingungen - die zumindest für die Erzählerin einen hohen Stellenwert haben - durchaus vorhanden wären (Arbeit, Wohnung und kein Kind). Im Kontrast wird hier noch einmal Frau Wittes eigenes Streben nach Autonomie erkennbar.

Die Konfrontation mit der Schwester und ihrer Ehe bedeutet für sie, daß sie immer wieder an das Beziehungsmuster ihrer Eltern erinnert wird, das sie in ihrem eigenen Leben gerade vermeiden will. Doch es geht nicht nur um ein abstoßendes 'Vorbild', von dem sie sich innerlich abgrenzt. Sie wird ganz konkret immer wieder in die Kommunikationsmuster der Familie (»Rumhetzen«) verstrickt. Auch ihr Mann und ihr Kind sind davon betroffen. Ihre Strategie der Trennung beider Welten funktioniert nicht. Nachdem sie selbst eine Familie gegründet hat, sind die familiären Rollen neu verteilt (Großeltern und Enkel, Schwiegereltern und -sohn) und mit neuen Beziehungsansprüchen⁶⁴ versehen. Heike kann sich dieser sozial vorgegebenen Form nicht ohne weiteres entziehen, ja, sie nimmt sie durchaus an und versucht, in Konfliktfällen zu argumentieren (mit der Schwester und den Eltern), kehrt am Ende jedoch zur bewährten

64 Z.B. die »Ansprüche« der Großeltern auf das Enkelkind.

Strategie der harten Abgrenzung zurück. Sie bricht radikal alle Kontakte ab, nicht nur für sich, sondern für die gesamte Familie.

Die Beziehung zu den Schwiegereltern verläuft nach dem gleichen Muster. Dies hat, nach Darstellung der Erzählerin, im wesentlichen zwei Ursachen: zum einen das Verhältnis zwischen Thomas und seinen Eltern, das ähnlich gespannt und 'getrennt' zu sein scheint wie Heikes zu ihrer Familie; und zum anderen die Unterschiedlichkeit der sozialen Milieus. In den Schilderungen der Schwiegereltern wird nicht nur deren präventiöser Habitus deutlich, sondern auch Heikes Festhalten an ihren 'proletarischen' Werten und Verhaltensweisen. Die Formung durch den Habitus des Herkunftsmilieus (vgl. die Thesen in Teil 3.1) bestätigt sich hier noch einmal plastisch an konkreten Situationen, Verhaltensweisen und Geschmacksfragen, die besonders in den szenisch dargestellten Dialogen und Handlungsabläufen auf dem »Polterabend« erkennbar werden.

(b) *Die Stabilisierung der Partnerbeziehung:* Die Entscheidung für die Heirat ist bereits ausführlich analysiert worden. Den ursprünglichen Plan, es mit der Ehe ganz anders zu machen als die Mutter (und, wie wir inzwischen erfahren haben, die Schwester), hat die Erzählerin modifiziert. Mit der Entscheidung für Thomas liegt der Unterschied nicht mehr in der Partnerwahl, denn auch er trinkt, verweigert Arbeit und Verantwortung und schlägt (wenn auch nicht seine Frau). Der Unterschied liegt vielmehr im *Umgang* mit diesem Ehemann, in der Handlungsfähigkeit und Stärke von Frau Witte, die es - anders als ihre Mutter und Schwester - übernimmt, »die Hand drauf zu halten«, Kontrolle auszuüben. Voraussetzung dafür sind, wie bereits interpretiert, eine relative Autonomie und eine explizite Vorstellung von Partnerschaft (zu wissen, was sie will) sowie die Möglichkeit, die eigenen Grenzen zu erkennen (»jetzt ist Schluß«). Alle drei Aspekte hat Frau Witte im Verlauf ihrer Erzählung überzeugend dokumentiert. Dennoch sind mit dem zupackenden Plan womöglich Probleme installiert, die mit der pragmatischen Strategie, »die Hand drauf zu halten«, allein nicht bewältigt werden können. Denn ein Gelingen des Plans setzt auch das 'Mitmachen' des anderen voraus. Das *Miteinanderleben* in der neu gegründeten Ehe und Familie ist allein durch Autonomie und die Fähigkeit zur Trennung nicht herstellbar. Die Dimensionen der Kooperation und Ab-

hängigkeit werden - zumindest als Anforderung - in der neuen Beziehungsstruktur eine ebenso wichtige Rolle spielen.

Betrachten wir abschließend den Zusammenhang zwischen der hier dargestellten Abgrenzungs- und Annäherungsbewegung im sozialen Nahbereich der Erzählerin, so lassen sich mindestens zwei Aspekte festhalten. Zum einen führen die Auseinandersetzungen mit den beiden Elternpaaren durchaus zu Konflikten zwischen Heike und Thomas (vgl. IV.5). »... wir ham uns auch immer wieder gestritten deswegen« (38/1504) Auf der anderen Seite schafft die Trennung von den Eltern auch Gemeinsamkeit. Zumindest aus der Perspektive der Erzählerin sind die Entscheidungen 'gegen die Eltern' und 'für Thomas' miteinander verbunden.

Im übrigen scheint Thomas eine ähnliche Geschichte der Abgrenzung von seinen Eltern zu haben wie Heike von ihren. In der Schlüsselgeschichte für das Verhältnis zwischen Thomas und seinen Eltern (vgl. IV.1a) fällt die Härte, ja, Brutalität auf, mit der er der Mutter begegnet. Daß dieses Erlebnis Heike nicht (nur) abschreckt (wegen der Parallele zu ihrem Vater), könnte damit erklärt werden, daß sie darin auch eine Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Leben entdeckt. Thomas hat (wie sie) zu seiner Familie offensichtlich eine Beziehung des Gegeneinander und eine Strategie der Abwehr und Flucht (zur See fahren) entwickelt.⁶⁵ Auch wenn es nicht explizit wird, könnte hier ein 'Motiv' für die Bindung zwischen Heike und Thomas liegen. Dafür spricht nicht zuletzt die Tatsache, daß sie den Kontaktabbruch zu beiden Familien nahezu paritätisch abwickeln: Heike bricht die Beziehung zu ihrer Familie ab, und Thomas 'macht das mit seinen Eltern klar'. Übrig bleibt eine Kleinfamilie, die - nach der Absage an traditionale Familienstrukturen - 'frei' ist für ihr eigenes Projekt, damit zugleich aber auch frei ist von Sicherheiten, Ressourcen und herkömmlichen Konfliktregulationen (z.B. durch die 'selbstverständliche' Unterordnung der Frau unter die Gewalt des Mannes). Die neu gegründete Familie ist damit von Anfang an mit hohen Anforderungen und Erwartungen belastet, die sich leicht zu einer Überlastung entwickeln könnten.

65 Indem er sich so deutlich von seiner präventösen Familie absetzt und alle Attribute eines 'proletarischen Mannes' (oder dessen Klischee) annimmt (Sprache, Körperlichkeit, Alkohol, Arbeit) 'qualifiziert' er sich zugleich als Partner für Heike, die mit einem Mann aus 'besseren Kreisen' vermutlich keine Beziehung eingegangen wäre.

3.5 Suprasegment V: »Da fing das wieder an...« Probleme innerhalb der Beziehung (40/1578-47/1873)

Im fünften Suprasegment geht es um die Situation innerhalb der neu gegründeten Familie in den ersten Jahren nach der Heirat. Die chronologische Rekonstruktion der Ereignisse ist eine Art Fortsetzungsgeschichte des Themas 'Probleme mit Thomas'.

- (1a) I₁: Hm - ihr also von von Ostendorp hierher gezogen?
 E: hm ja
 I₁: War das sehr bald nach der nachdem ihr geheiratet habt
 und nachdem der Matthias geboren war?
 Hast erzählt das war schwierig nich?
 Am Anfang habt ja noch zusammen in Ostendorp gewohnt
 E: Ja das war schwierig.
 I₂: War da auch Matthias dabei?
 E: Ja wir sind hierher gezogen
 da war Matthias vier Wochen alt ne also -
 I_{1,2}: Hm ah ja.
 E: Ja - wir ham zusammen mit zwei Jahre gewohnt ne
 I₁: ja vor vor Matthias -
 E: vor Matthias ham wer jetzt zwei Jahre gewohnt.
 Ja das - war zum Schluß -
 war das nich mehr so schwierig -
 aber doch am Anfang ja ne.
 I₁: Hm
 E: Weil der Hauseigentümer darin wohnte -
 und dann die Tochter vom Hauseigentümer auch noch -
 die hatte da ne eigne Wohnung -
 und denn wie gesacht meine Ar_beitskollegin -
 die frühere Arbeitskollegin ne. -
 I₁: Hm hm
 E: Und denn unten so ne ganz alte Oma.
 Und die hat uns -
 die ham uns alle immer beobachtet ne -
 die wußten genau daß Thomas nich arbeitet
 und daß er en Schlüssel für die Wohnung hat -
 I₁: hm hm
 E: und daß die Wohnung nur für mich läuft -
 und=e ja - da ham die immer gefragt -
 »und wann wollen se denn heiraten« oder so
 da hab ich immer gesacht
 »das geht sie doch nichts an« oder so -

und dann durften wer och nich feiern
 wir durften gar nichts machen ne.
 Das wurde besser als wir geheiratet haben ja -
 wir ham geheiratet -
 ja - da war ich auch schon schwanger -
 da konnt man das och schon sehn -
 und - das ging aber ganz schnell - -
 da ham wir geheiratet - -
 (40/1578-41/1620)

(1a) Durch die Zwischenfrage des Interviewers wird die Erzählerin, die zuletzt die Eheprobleme ihrer Schwester dargestellt hatte (vgl. IV.6), wieder zur Chronologie ihrer eigenen Biographie zurückgeleitet. Die erste Antwort (40/1586f) dient der zeitlichen Einordnung (Dauer und Ort der Wohnsituation). Die Frage des Interviewers hat jedoch neben dem Wohnungsthema den thematischen Kontext »Schwierigkeiten« aktualisiert, der für die Erzählerin ein narratives Potential beinhaltet.

Sie greift den angebotenen Erzählfaden auf und knüpft an die bereits dargestellte Wohnsituation in den zwei Jahren der »wilden Ehe« an. In einer Belegerzählung (40/1596-41/1620) schildert sie - ausführlicher als zuvor (vgl. Segment III.8) - noch einmal die Schwierigkeiten mit den Nachbarn, die argwöhnisch jeden ihrer Schritte beobachten und, wo sie können, auch Repressionen ausüben (»und dann durften wir och nich feiern, wir durften gar nichts machen«). Da sie vor allem an der »wilden Ehe« Anstoß nehmen, bessert sich die Situation jedoch, als Heike und Thomas verheiratet sind.

- (1b) E: und kurze Zeit später -
 da kam mir das irgendwie ma in Sinn -
 doch mal ne andre Wohnung zu suchen.
 Wir wollten erst da oben wohnen bleiben -
 weils so billig war.
 Dacht ich auch
 »Thomas is beim Bund -
 der kommt nur am Wochenende
geht das vielleicht« -
 dies eine Zimmer mit dem Kind -
 und ich in der Küche oder so ne - -

hab ich mir so vorgestellt -
 aber s ging doch nich ne. - -
 Und denn hab ich so Wohnungsgesellschaften angerufen -
 die hatten alle nichts -
 da mußte man - monatelang warten -
 und da hab ich hier angerufen
 das is och so son - Privatmensch da aber -
 auch über son - Makler ne -

I₁: ach so.

E: s war glob ich der vierte oder fünfte
 den ich angerufen hatte und=e -
 bin hier hergekommen -
 hab mir die Wohnung angeguckt -
 da hab ich gleich gesagt
 »ja. Die nehm ich« ne.

I₂: Hm

E: da sind wir hierher gezogen - ja.
 (41/1621-42/1648)

(1b) Die Initiative für den Umzug in eine größere Wohnung kommt von Frau Witte: »und kurze Zeit später - da kam mir das irgendwie ma in Sinn - doch mal ne andre Wohnung zu suchen.« (41/1621ff) Der in einer Hintergrundkonstruktion (41/1624-1633) dargestellte ursprüngliche Plan, aus finanziellen Gründen in der billigen Wohnung zu bleiben, der ihr durchaus realisierbar erschien (41/1626ff), stellt sich als nicht durchführbar heraus: »...s ging doch nich, ne.« (41/1633) Frau Witte handelt umgehend und besorgt eine größere Wohnung. Die Geschichte ist ein erneuter Beleg ihrer pragmatischen Handlungsfähigkeit. Sie 'definiert die Situation' (die Notwendigkeit, eine neue Wohnung zu suchen), sie ruft verschiedene Wohnungsbaugesellschaften und Makler an, sie besichtigt die Wohnung, sie entscheidet: »Ja. Die nehm ich.« (42/1646) Erst in dem die Geschichte abschließenden Satz: »Da sind wir hierher gezogen - ja.« (42/1648), wird Thomas mit einbezogen.

Dies hat nur vordergründig mit der Tatsache zu tun, daß Thomas zur Bundeswehr eingezogen und deshalb weitgehend abwesend ist. Wie die Erzählerin im Folgesegment ausführt, kommt Thomas regelmäßig in etwa wöchentlichen Abständen nach Hause. Er könnte sich also durchaus an der Wohnungssuche und -besichtigung beteiligen. Dies scheint jedoch überhaupt nicht infrage zu stehen. Frau

Witte stellt die Wohnungssuche vielmehr ganz selbstverständlich als *ihre* Angelegenheit dar.

Wie bisher bleibt sie auch nach der Heirat diejenige, die für die Wohnung zuständig ist. Wenn sie auch den Mietvertrag vermutlich nicht allein unterschrieben hat (wie in der ersten Wohnung), so ist sie - durch ihr Handeln - doch die 'eigentliche' Mieterin. Die Geschichte dokumentiert somit noch einmal, wie die Rollen in der Beziehung verteilt sind: Heike ist die Handelnde, die Verantwortung für die Familie übernimmt und realitätstüchtig die Erfordernisse des Alltags bewältigt. Thomas dagegen ist faktisch der Verantwortung enthoben, was zum fraglichen Zeitpunkt - unabhängig von der womöglich dahinterliegenden Beziehungsdynamik - durch seine erzwungene Abwesenheit legitimiert werden kann.

- (2) I₁: Und da warst du zunächst mal so - weiß nich - n Jahr mindestens doch während er bei der Bundeswehr war alleine und dann hier drin.
 E: Hm. Ja n Jahr war ich alleine hier ne.
 I₁: Wo warn der Thomas stationiert?
 E: Einmal in X-Stadt und zum Schluß glaub ich in Y-Stadt oder - ja - Z-Stadt da oben - Y-Stadt ne
 I₁: war ja dann nich so weit nu?
 E: nö -
 I₁: (konnt er) dann übers Wochenende heimkommen - und so
 E: ja Wochenende nich.
 Er kam immer -
 ich glaub der hatte - -
 immer acht Tage Dienst -
 und denn zwei Tage frei ne.
 I₁: Ach so.
 E: Also so ähnlich wie Schicht ne -
 acht Tage Frühdienst -
 zwei Tage frei -
 und denn acht Tage Nachtdienst -
 zwei Tage frei -
 so war das denn ne. - -
 (42/1649-1672)

(2) Mit seiner Formulierung: »Und da warst du zunächst mal so ... alleine ...«, ratifiziert der Interviewer, daß er die damalige Situation verstanden hat: Heike trägt »alleine« die Verantwortung für die Wohnung und die Familie. In seiner anschließenden Frage nach Thomas' Stationierung geht es um eine genauere Einschätzung der zeitlichen Abwesenheit von Thomas und um eine mögliche Erklärung (Entlastung) für seine 'Abwesenheit' von der Verantwortung. Die Erzählerin antwortet mit genauer Angabe der verschiedenen Stationierungsorte und erläutert, in welchen Abständen Thomas nach Hause kommt. Daran wird deutlich, daß er nicht so weit entfernt war, daß ein vollständiges Ausklinken aus der Verantwortung gerechtfertigt wäre. Diesen Schluß zieht die Erzählerin jedoch nicht explizit und greift auch den leisen Hinweis des Interviewers in diese Richtung nicht auf (»war ja dann nich so weit nu?«).

Interessant ist noch, daß Frau Witte an dieser Stelle die Dienstzeiten ihres Mannes mit Schichtarbeit vergleicht und sie mit annähernd gleichen Formulierungen rekapituliert wie an späterer Stelle seinen Schichtplan (s.u.). Damit wird sein damaliger Bundeswehrdienst, zumindest rückblickend, in die Reihe seiner Arbeitsverhältnisse eingeordnet, die - nach vielen Auseinandersetzungen - mit seiner Beschäftigung in der Baufirma begonnen haben (vgl. die Segmente III. 10g u. 11).

- (3a) E: *Und da fing das auch wieder an mit seiner Sauferei ne also -
hat er wochenlang äh paar Tage lang seine Freundin nich gesehn -
da mußter erst mal los inne Kneipe ne -
und da hatter nu wirklich nich viel Geld gehabt nech -*
- I₁: *hm*
- E: *hatte - acht Wochen noch mein Geld gekriegt -
von der Firma -
und denn von der Bundeswehr hatt ich glaub ich - neunhundert Mark
gekrickt ne -
das war nich viel. -*
- I₁: *Hm*
- E: *Die Wohnung war damals noch billig -
ham wer glaub ich hundertsiebzich Mark bezahlt für -
aber mit Nebenkosten warn das auch schon dreihundert Mark ne -*
- I₂: *hm*
- E: *dann blieb nich mehr viel über.
Ja dann -*

er hatte nur eine Freifahrt bekommen - im Monat -
 von Y-Stadt hierher -
 und das andre mußten wir dann selber bezahlen
 das waren och wieder dreißig vierzig Mark ne.

I₁: Hm hm

E: Und denn ging er wieder weg da -
 hundert Mark verprassen ne. - - ((raucht heftig))
 Kam denn morgens dick nach Hause. ((trinkt))

I₁: Hm

E: S hab ich auch zu ihm gesacht
 »so geht das nich« ne -
 »so kannste das nich machen.« -
 Und ich glaub ehrlich jetzt -
 ohne mich - da irgendwie rauszustellen -
 wenn ich das nich gewesen wär
 ich glaub - der hätte immer weiter gesoffen ne.

I₁: Hm hm.

(42/1673-43/1705)

(3a) Nachdem die zwischengeschobene Fragephase beendet ist, kommt die Erzählerin zum eigentlichen Thema dieses Suprasegments. Mit der einleitenden Formulierung: »Und da fing das auch wieder an mit seiner Sauferei«, kündigt sie eine Erzählung an, die sich auf einen bereits eingeführten Sachverhalt bezieht. Thomas hat seine »Sauferei« keineswegs aufgegeben. Das Problem taucht »wieder« auf.

Dabei irritiert zunächst die Verwendung des »wieder«, signalisiert es doch eine Phase der 'Trockenheit', die Thomas nicht gehabt hat. Nüchtern betrachtet hält sein Trinkverhalten immer noch an. Die Kennzeichnung des Problems als ein Wieder-Auftauchendes verweist zum einen auf die enttäuschte Erwartung, daß sich mit der Heirat bzw. der vorausgegangenen »Einsicht« das Verhalten des Partners ändert. Gemessen an dem Stadium der Beziehung, das Heike schon erreicht wähnte, wird sie jetzt »wieder« auf die (alten) Probleme zurückgeworfen. Zum anderen deutet sich hier eine bestimmte Verarbeitungsstrategie an, mit der das Groß-Problem Alkohol gewissermaßen in kleinere wiederkehrende zeitliche Einheiten zerlegt und damit zugleich begrenzt wird.

Sobald Thomas Heimurlaub hat von der Bundeswehr, geht er in die Kneipe und säuft. Dies ist enttäuschend und verletzend für Heike. Sie hat »ein paar Tage«, die ihr u.U. »wochenlang« vorge-

kommen sind (vgl. 42/1674), auf ihn gewartet und muß nun erleben, wie er die Kneipe ihrer Gesellschaft vorzieht. Wenn er dann »morgens dick nach Hause« kommt (vgl. 43/1696), wird er im übrigen auch am Folgetag als Familienvater und Partner weitgehend ausgefallen sein.

Darüber hinaus wird die Familienökonomie durch die Zecherei empfindlich getroffen. Wie die Erzählerin in einer Hintergrundkonstruktion detailliert vorrechnet (42/1676-43/1692), hat sie, nachdem ihr eigener Lohn ausgefallen ist, »nu wirklich nich viel Geld« zur Verfügung. Thomas' Dienst bei der Bundeswehr bringt nur ca. neunhundert Mark im Monat ein. Umso empörender findet sie es, wenn er dann bei einer nächtlichen Kneipentour »hundert Mark verpraßt« (vgl. 43/1695).

Die ganze Schärfe des Problems wird jedoch erst deutlich angesichts der Vorgeschichte. Heike hat sich, nach langen Auseinandersetzungen um das Trinken und die Übernahme von Verantwortung (z.B. auch für die gemeinsamen Finanzen), auf eine Ehe und Familie mit Thomas eingelassen. Voraussetzung dafür war das Kalkül, daß es sich »mit ihm gebessert« hat und sie - sofern sie ihn nur unter Kontrolle hat - »mit ihm was machen kann« (vgl. 26/1024ff). Nun erlebt sie bereits kurze Zeit später, daß er keinerlei Anstrengungen unternimmt, sich selbst zu »bessern«, von sich aus Verantwortung für die neue Familie zu übernehmen. Stattdessen tritt gleich nach der Heirat der Ernstfall ein, der ihre aktive Kontrolle mobilisiert. Sie übernimmt diesen Part und stellt ihren Mann zur Rede: »So geht das nich, ne - so kannste das nich machen.« (43/1699f)

Welche Faktoren auch immer zu der angedeuteten Verhaltensänderung ihres Mannes beigetragen haben mögen, die Erzählerin betrachtet sich selbst als diejenige, die den Hauptanteil an Beziehungsarbeit leistet. Sie trägt nicht nur 'ihre Hälfte' der Verantwortung zur Partnerschaft bei, sondern übernimmt auch noch die Verantwortung für das Funktionieren ihres Mannes. In ihrem Resümee, das zugleich auf den Erfolg ihres Handelns verweist, ist der Stolz auf diese Leistung nicht zu überhören: »Und ich glaub ehrlich jetzt - ohne mich - da irgendwie rauszustellen - wenn ich das nich gewesen wär, ich glaub - der hätte immer weiter gesoffen, ne.« (43/1701ff)

Über einen konkreten Erfolg in der geschilderten Phase der Bundeswehrzeit berichtet die Erzählerin allerdings nichts. Es bleibt unklar, ob sich ihre Erfolgsbilanz auf diesen konkreten Zeitraum be-

zieht oder allgemeiner gemeint ist. Da sie aus heutiger Sicht formuliert wird, impliziert sie jedoch zweifellos die Feststellung, daß Thomas *nicht* »immer weiter gesoffen« hat, daß es vielmehr eine wirkliche Wende in seinem Verhalten gegeben hat, die an dieser Stelle allerdings nicht näher benannt wird. Deutlich ist nur, daß die Erzählerin sie sich selbst zuschreibt. Damit meint sie nicht nur eine einzige Intervention, wie das Zur-Rede-Stellen im hier berichteten Beispiel (»so geht das nich, ne - so kannst du das nich machen«), sondern sich als ganze Person: »wenn *ich* das nich gewesen wär...« Und als Person ist sie diejenige in der Beziehung, die über die Jahre hinweg immer wieder versucht, ein Partnerschaftsmodell durchzusetzen, in dem ihr Mann Einsicht zeigt und Verantwortung übernimmt.

- (3b) I₂: Hast du das
 - äh - das haste ja jetzt schon paarmal erzählt -
 mehr seinetwegen gemacht oder -
 um eure Beziehung zu retten?
 E: Beides. -
 I₂: Beides.
 E: Ja manchmal war mir das völlig egal ne also -
 da hab ich auch schon -
 s is aber sch_ länger her -
 nee - also - da war er schon wieder -
 da hat er normal gearbeitet -
 ich weiß gar nit ob das in der Umschulung war oder so -
 da wollt ich mich echt von ihm trennen ne -
 und (dann) seine ganzen Freunde
 die hab ich ja e_ echt nicht mehr reingelassen ne -
 I₁: hm
 E: die kamen ja nur her zum Saufen ne -
 da hab ich mich so blöd benommen -
 hab mich hier hingesetzt und geschlafen oder - irgendwas -
 hab gar nichts eingekauft oder so
 ich hab gesacht
 »ja - geh doch irgendwoanders hin saufen«
 das hat mich echt generot ne.
 I₁: Hm hm
 E: Vor allen Dingen wenn de denn nich viel Geld hattest ne -
 dann komm se hier immer her
 ham nie was mitgebracht ne -
 I₁: hm

E: das hab ich nich eingesehn ne -
 das fand ich irgendwie so - so ausgenutzt ne -
 fand ich nich gut. ---
 Tja denn wurde das aber wieder besser mit seinem Trinken
 da hat sich beir Bundeswehr ausgesoffen -
 und denn da ma im Knast gewesen und -
 was weiß ich - seine - seine Dissis da bezahlt ne
 da hat ers vielleicht auch irgendwann ma eingesehn. --
 (43/1706-44/1741)

(3b) An dieser Stelle fragt einer der Interviewer nach der Motivation ihres Handelns, wobei er eine Alternative konstruiert (»seinetwegen ... oder - um eure Beziehung zu retten?«), die sich damals für die Erzählerin nicht gestellt hat (»beides«). Die Frage ruft bei ihr allerdings die Erinnerung an eine andere, chronologisch spätere Situation⁶⁶ wach, in der ihr »das völlig egal war«. Sie stellt diese Situation in einer eingeschobenen Erzählung dar (vgl. 43/1712-44/1736):

Wie schon einmal vor ihrer Heirat (vgl. Segment III.10f) gibt es auch später eine Phase in der Beziehung, in der sich Heike Witte »echt« von ihrem Mann trennen will. Auch das Szenario ist dasselbe: »seine ganzen Freunde« kommen zum Saufen in die Wohnung, die, wie oben deutlich geworden, eigentlich 'ihr Territorium' ist. So sind die Aussperrung der »Freunde« und der Verweis des Mannes aus der Wohnung (»geh doch irgendwoanders hin saufen«) eine konsequente Gegenwehr.

Doch nicht nur die 'Besetzung' ihres Raumes mit der sie abstossenden Sauferei »nervt« Frau Witte. Sie fühlt sich »vor allen Dingen« ökonomisch »ausgenutzt« (44/1728ff). Nicht genug, daß Thomas Teile des knappen Geldes versäuft, auch seine Freunde konsumieren, ohne selbst etwas mitzubringen. Angesichts dieser Situation greift Frau Witte zu einer weiteren Strategie der Gegenwehr. Sie verweigert die üblichen 'hausfraulichen Pflichten': benimmt sich »blöd«, »setzt sich hin«, schläft, kauft nicht mehr ein.

Die das Segment abschließende Koda (»ja denn wurde das aber wieder besser mit seinem Trinken ...«; 44/1737-1741) bezieht sich wieder auf die zu Beginn thematisierte Situation während Thomas' Bundeswehrzeit (vgl. Segment 3a) und bestätigt noch einmal die

66 Aus dem Kontext geht hervor, daß dieser Zeitpunkt nach der Bundeswehrzeit liegt, als Thomas schon wieder »normal gearbeitet« (43/1716) oder die Umschulung begonnen hat.

endlich erfolgte »Besserung« des Problems. Hatte die Erzählerin diesen Erfolg zunächst allein ihrer Intervention zugeschrieben, so nennt sie nun noch weitere Gründe, die mitgespielt haben könnten: Thomas hat sich bei der Bundeswehr »ausgesoffen«, d.h. sein Trinkverhalten hat womöglich 'naturwüchsig' eine gewisse 'Sättigung' erfahren, ist aber in jedem Fall durch Disziplinarmaßnahmen (»Knast« und Geldstrafen) geahndet worden. Diese Gründe haben aus Heikes Sicht »vielleicht auch irgendwann mal« zu der von ihr geforderten »Einsicht« beigetragen (vgl. 44/1741). Diese mehrfach relativierende Formulierung bekräftigt indirekt noch einmal, daß Frau Witte sich selbst als entscheidend Verantwortliche für die erfolgte 'Besserung' betrachtet.

- (4a) E: Und da wurd's wieder besser -
dann kam er vom Bund her -
war er entlassen -
ja da war Matthias ein Jahr
da wohnten wir ein Jahr hier -
da fing er wieder bei Betonbau an zu arbeiten ne.
- I_{1,2}: Hm hm
- E: Und da ging das dann wieder los ne.
Donnerstags ehm saufen irgendwo ne
und freitags wieder -
nee mittwochs saufen
und donnerstags nich zur Arbeit gehn oder -
oder montags saufen
je nach dem.
- I₂: Nee nee Montag eben nich - weil das jeder - macht
- E: Ja ja.
So war das - das stimmt.
- I₂: Mittwochabend saufen und donnerstags blau.
- E: Hm hm -
ja das hat mich dann auch irgendwie genervt -
denn denn - wenn de ein Tag nich hingehst -
denn - denn fehlen dir irgendwann mal -
das sind dann vier Tage im Monat ne -
das macht doch schon was aus ne.
N hat er mich immer angemotzt
ich würde zuviel Geld ausgeben und son -
da hab ich gesacht
»geh doch selber einkaufen« ne -

und dann fing das wieder an
 daß ich nich eingekauft hab und -
er dann nichts zu essen hatte -
 I₁: hm
 E: ich sach »mach doch selber« - ne -
 da bin ich ja ganz abgebrüht gewesen -
 da hab ich Matthias genommen -
 bin irgendwo hingefahren ne
 zu meiner Freundin oder so ne -
 dann hörte er wieder auf damit ne. - ((lacht))
 (44/1742-45/1779)

(4a) Die Erzählerin markiert die annoncierte Phase der 'Besserung' zeitlich mit Thomas' Entlassung von der Bundeswehr. Danach arbeitet er wieder bei der Firma Betonbau. Mit der Rückkehr an den alten Arbeitsplatz kehren auch die alten Saufgewohnheiten (»mittwochs saufen und donnerstags nich zur Arbeit gehn«; vgl. auch Segment III.10g) wieder: »Und da ging das dann wieder los, ne« (44/1749). Das Problem und die Auseinandersetzungen wiederholen sich mit verblüffender Ähnlichkeit. Thomas säuft und geht einen Tag in der Woche nicht zur Arbeit, Heike fühlt sich »genervt«, wehrt sich und bringt ihn zur Raison - wie wir inzwischen wissen, allerdings nicht mit dauerhaftem Erfolg.

Neu an dieser Darstellung ist die Argumentation zum finanziellen Aspekt des Problems, der bislang eher sekundär war. Mit der Existenz des Kindes und Heikes geringerem Einkommen, hat sich die ökonomische Situation verschärft. Da fallen vier Tage Lohnausfall im Monat durchaus ins Gewicht, zumal es nicht mehr Thomas' Privatproblem ist, ob er diesen Preis für sein Vergnügen zahlen will. Er lebt nicht mehr als Freund mit Heike zusammen, der für sich selbst entscheidet, dann aber damit rechnen muß, von ihr »rausgeschmissen« zu werden (s.o.). Mit der neuen Familienkonstellation sind zugleich neue Abhängigkeitsstrukturen entstanden, die ihm die Rolle des Haupternährers zuweisen. Heike verliert damit ein wesentliches Moment ihrer Autonomie und Kontrollmöglichkeit. Mit seiner Arbeitsstelle hat Thomas faktisch die ökonomische Verantwortung für die Familie. Heike fordert nun von ihm die aktive Übernahme dieser Rolle.

Sie wendet dabei zum wiederholten Male eine Strategie an, die für ihre Situation als Hausfrau charakteristisch ist: Sie kauft nicht

mehr für ihn ein (»geh doch selber einkaufen«), bereitet ihm kein Essen zu⁶⁷, kurz: sie verweigert die Versorgungsarbeit für ihren Mann: »mach doch selber«. Da sie, durch die Verantwortung für das Kind gebunden, keine anderen Ressourcen (z.B. eigenes Einkommen) zur Verfügung hat, setzt sie ihr wichtigstes Machtmittel ein, die Verweigerung der Reproduktionsarbeit. Diese geht so weit, daß sie auch die Möglichkeit, ihren Mann ganz zu verlassen, ins Spiel bringt. Diese Möglichkeit taucht sowohl in ihren eigenen Überlegungen auf (»da wollt ich mich echt von ihm trennen«; s.o., 43/1718) als auch in ihrem sichtbaren Verhalten gegenüber Thomas: Sie nimmt ihr Kind und fährt zu einer Freundin. Damit demonstriert sie ihre Selbständigkeit: 'Wir kommen auch ohne dich zurecht.' Die Botschaft scheint anzukommen. Thomas hört »wieder« auf mit dem Trinken. Voraussetzung für Heikes entschiedene Haltung ist auch hier wieder ein emotionales »Abgebrühtsein«.⁶⁸

Spätestens in diesem Segment wird eine Diskrepanz deutlich zwischen dem von der Erzählerin gezeichneten Bild eines »Auf und Ab«, eines Wechsels von Phasen der Besserung und dem »Wieder«-Auftauchen des Problems einerseits und der aus der Distanz unschwer zu rekonstruierenden Persistenz des Alkoholproblems. Als Thomas von der Bundeswehr kommt, wo er, wie Frau Witte zuvor berichtet hat, »weitergesoffen« hat, ist es ihrer Darstellung zufolge »besser«, um anschließend »wieder loszugehen«. Dabei bleibt völlig unklar, worin die »Besserung« bestanden hat. Womöglich ist sie nicht mehr (aber auch nicht weniger) als eine *Hoffnung* auf Besserung, die die Erzählerin zu diesem Zeitpunkt hegt.

Das Zerlegen des langfristig andauernden Problems in kleine wiederkehrende Phasen kann somit als *Bewältigungsstrategie* interpretiert werden. Um die Situation überhaupt aushalten zu können, muß sie Elemente der Veränderbarkeit (Besserung) enthalten. Dabei erhält sich die Erzählerin auch eine handlungsschematische Perspektive. Sie ist dem Problem nicht auf Dauer hilflos ausgesetzt (Haltung des Erleidens), sondern wehrt sich aktiv und sieht Erfolge ihres Handelns - mögen sie auch noch so gering und kurzfristig sein. Pointiert ausgedrückt konstruiert die Erzählerin hier eine

67 Vgl. hierzu die Parallelstelle in Segment III.10e: »... kannst dir dein Fressen selber machen«).

68 Vgl. die Parallelstelle in Segment III.10f: »Also - da warn überhaupt keine Gefühle mehr irgendwie da.«

eigene Einflußnahme auf den Verlauf des Geschehens, die 'real' gar nicht oder nur in minimalen Umfang da ist.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß die Erzählerin nur einer Illusion aufsitzt, die sie womöglich gar im Nachhinein erst konstruiert. Ihre Interpretation der Wirklichkeit ist, wie sie darstellt, durchaus in der damaligen Situation handlungsorientierend und in diesem Sinn ebenso real gewesen wie die Kontinuität des Alkoholproblems. Sie motiviert sie, immer wieder zu intervenieren, das Problem als ein zu änderndes zu definieren und eine Besserung vom Partner zu fordern. Es handelt sich also nicht nur um eine Strategie der Erfahrungsverarbeitung im Sinne einer Deutungsstrategie, sondern auch um eine *aktiv-handelnde Bewältigungsstrategie*. Wie weit diese trägt, ob sie am Ende wirklich zu einer dauerhaften »Besserung« beiträgt oder ob sich die Diskrepanz zwischen den beiden Realitäten verschärft und zu einem Zusammenbruch der Bewältigungsstrategie führt, ist an dieser Stelle der Biographie noch keineswegs entschieden.

- (4b) E: Das warn immer so - so Abstände ne -
 da war ihm schlecht -
 und da wollte er total aufhörn zu trinken -
 ich sach »ja mach das doch.«
 Ich hab zu der Zeit - so gut wie gar nichts getrunken also - nie -
 weil mich das immer irgendwie abgestoßen hat ne -
 wenn er denn besoffen na Hause kam -
 und da - irgendwie inne Betten rumhing -
 das wollt ich nich -
 das hat mich immer alles so an meine Eltern erinnert.
- I_{1,2}: Hm
- E: Ich mein - er hat mich nich geschlagen -
 oder nich rumgeschrien ne -
- I_{1,2}: hm hm hm
- E: er hat ne gute Laune -
 wenn er besoffen is
 isser lustig ne -
- I₂: ((kichert))
- E: macht er Blödsinn ne -
 aber trotzdem konnt ich das irgendwie nich haben ne -
 ich dachte immer -
 nee nachher wendet dat sich das dann ma irgendwie -

daß er wieder *anders* wird -
und das wollt ich nich. - -
(45/1780-46/1803)

(4b) Der Wiederholungscharakter des immer gleichen Problems ist nun so deutlich geworden, daß die Erzählerin die mangelnde Plausibilität ihrer Darstellung selbst bemerkt. Sie versucht die Spannung zu 'bereinigen', indem sie das Problem aufgreift und auf einer abstrakteren Ebene bilanziert: »Das warn immer so - so Abstände.« Damit werden die 'wiederkehrenden' Einzelprobleme in ein übergreifendes Muster eingeordnet und noch einmal in ihrer Existenz bestätigt. In dem Versuch, die in solchen »Abständen« auftauchenden Ereignisse zu konkretisieren, bekommen wir erstmals Hinweise, worin die »Besserungen« bestanden haben könnten. Die Erzählerin berichtet nämlich nichts von erfolgten Versuchen, den Alkoholkonsum zu kontrollieren, sondern lediglich von dem *Vorsatz*, es zu tun. Dieser Vorsatz wird, wie die Darstellung nahelegt, in Situationen gefaßt, in denen Thomas (infolge eines Übermaßes an Alkohol) »schlecht« ist. Mit anderen Worten: Die »Besserung« entpuppt sich als kurzfristige Reue nach einer durchzechten Nacht, als mit 'dickem Kopf' ausgesprochene Versprechung: 'Ich trinke keinen Tropfen mehr', 'morgen höre ich auf', oder wie ähnlich sattsam bekannte Vorsätze lauten mögen.

Heikes Reaktion: »ja, mach das doch«, signalisiert Unterstützung, aber auch Zweifel gegenüber der Absichtserklärung als solcher. Sie macht unmißverständlich klar, daß es nicht um (leere) Versprechungen, sondern um das »Machen« geht, darum, daß Thomas die Verantwortung für sich selbst übernehmen, selbst *handeln* (»machen«) muß.

Die folgende Beteuerung der Erzählerin, daß sie selbst zu dieser Zeit »so gut wie gar nichts getrunken« habe (45/1784), verweist einerseits auf eine mögliche Unterstützungsleistung im Falle eines ernsthaften Abstinenzversuchs. Sie hätte es Thomas nicht schwer gemacht, es hätte ihr nichts ausgemacht, mit ihm gemeinsam auf Alkohol zu verzichten. Andererseits legt die Formulierung jedoch den Schluß nahe, daß es auch Zeiten gegeben hat⁶⁹ oder gibt, in denen

69 An einer früheren Stelle im Interview hat die Erzählerin zumindest angedeutet, daß sie sich an gemeinsamen Saufereien beteiligt hat (vgl. Segment III.10g, das sich auf die Zeit der »wilden Ehe« bezieht).

sie selber mehr trinkt und womöglich selbst Alkoholprobleme hat. Diese Lesart bleibt jedoch weitgehend Spekulation, solange die Erzählerin keine genaueren Hinweise auf ihr eigenes Trinkverhalten gibt.⁷⁰

In der folgenden Reflexion wird die Bedeutung, die das Problem für die Erzählerin hat, vor ihrem biographischen Hintergrund erkennbar. Thomas' »Saufen« ruft Erinnerungen an die Eltern wach und aktualisiert damit die gleichen Gefühle, die sie als Kind gehabt hat: »Abgestoßenwerden«, Ekel, vermutlich gepaart mit Wut oder gar Haß, und auch Angst.

Der Vergleich mit dem Vater ist ambivalent. Zum einen betont die Erzählerin, daß Thomas nicht gewälttätig wird und sich insofern vom Vater unterscheidet. Diese Differenz ist wichtig, müßte Frau Witte doch sonst ihren Lebensplan⁷¹ endgültig als gescheitert erkennen. Sie will es anders machen als ihre Mutter und Schwester, die von ihren Männern geschlagen werden. Zwar ist auch ihr Mann »Trinker«, aber er ist nicht ganz so »schlimm«.

Dies liegt vordergründig an Thomas selbst, der eben »guter Laune« ist, wenn er getrunken hat. Dahinter wird aber auch noch einmal Heikes Anspruch an ihre Partnerschaft deutlich. Sie hat mit Thomas eine Beziehung aufgebaut, in der sie - anders als ihre Mutter oder Schwester - ihre Autonomie (zumindest in Grenzen) verteidigen kann. Sie läßt sich nicht schlagen und wehrt sich auch gegen andere Beeinträchtigungen (z.B. finanzieller Art). Sie übt Kontrolle aus, »hält die Hand drauf« und bringt Thomas immer wieder zur »Einsicht« - bislang allerdings nie zu einer wirklichen Änderung auf der Verhaltensebene.

Auf der anderen Seite schwingt in dem Vergleich mit den Eltern deutlich auch die Angst mit, daß Thomas doch wie der Vater werden könnte. Denn, obwohl Thomas sie nicht schlägt oder schreit, sondern sogar »lustig« ist, wenn er getrunken hat, ist sich Heike keineswegs sicher, ob sich »das dann ma irgendwie« wendet, sie fürch-

70 Schließlich könnte die Betonung des eigenen Nicht-Trinkens zum damaligen Zeitpunkt auch im Kontrast zur Situation der Eltern stehen, die in den folgenden Zeilen erinnert wird. Daß die Erzählerin hier nicht nur vom Vater, sondern auch von ihren »Eltern« spricht, könnte als Hinweis gewertet werden, daß auch ihre Mutter 'mitgesoffen' hat - ein Bild, von dem sich Frau Witte absetzen will.

71 Gemeint ist der Vorsatz, nie einen Alkoholiker wie ihren Vater zu heiraten (vgl. Suprasegment 1.7).

tet durchaus, »daß er wieder anders wird« - wenn ihre Kontrolle versagt (46/1801f). Dahinter steht die Erfahrung der Unberechenbarkeit von Alkoholikern in »besoffenem« Zustand, die Heike nicht nur mit ihrem Vater gemacht hat, sondern auch mit Thomas selbst. Sie hat ihn schon als gewalttätig erlebt, zumindest gegenüber anderen⁷², und hat somit durchaus Grund zu fürchten, daß er »wieder« anders wird.

- (4c) E: Dann fing er wieder bei Betonbau an ja. -
 Und denn ham sie ihn bei Betonbau gekündigt.
 Das weiß ich noch ganz genau.
 Morgens kam n Brief -
 wir machen n Briefkasten auf
 I₂: Ja hm hm.
 E: Da liecht da n Brief drinne -
 ohne ohne alles ne -
 I₁: hm
 E: kein Einschreiben gar nich -
 einfach so reingesteckt war das glaub ich.
 Und denn hat ers irgendwie durchge_
 hat er gesacht -
 er hat den Brief nich gekrücht -
 so da_ so war das glaub ich ne
 I₂: und gleich n gelben Schein reingereicht
 E: ja.
 Aber komm_ da is er nich mit durchgekomm -
 glaub ich nur eine Woche oder so -
 mußten die ihm en Lohn zahlen -
 oder vierzehn Tage -
 (46/1804-1824)

(4c) Thomas verliert seinen Arbeitsplatz bei der Baufirma. Auch wenn die Erzählerin keinen Grund dafür nennt, wird durch den

72 Im Interview nennt sie zwei konkrete Situationen: die Gewalt gegen seine Mutter (vgl. Segment IV.1a) und eine Schlägerei (vgl. Segment IV.4d). Ob in der zitierten Formulierung (»wieder«) womöglich auch ein versteckter Hinweis enthalten ist, daß er gegen sie selbst schon gewalttätig geworden ist, kann aufgrund dieser einen Stelle nicht entschieden werden. Gegen die vordergründige Plausibilität dieser Lesart sprechen die vielen Stellen im Interview, die durchaus überzeugend die autonome Handlungs- und Abwehrfähigkeit der Erzählerin dokumentieren. Wenn Thomas sie tatsächlich gravierend mißhandelt hätte - so meine These -, dann hätte sie sich dagegen zur Wehr gesetzt, wäre womöglich »abgehauen«, und hätte auch im Interview, zumindest implizit, darüber gesprochen.

Kontext eine Verbindung zu den »Donnerstagen« nahegelegt. Frau Witte enthält sich jedoch jeder Kommentierung, entweder, weil der Zusammenhang zu Thomas Alkoholtagen für sie so offen auf der Hand liegt, daß er nicht noch einmal expliziert werden muß, oder aber, weil sie diesen Zusammenhang gerade nicht herstellen will. Beide Lesarten sprechen jedoch für die Plausibilität dieser Annahme.

Schließlich scheint der faktische Grund auch weniger wichtig gewesen zu sein als die Tatsache der Kündigung selbst. Die Erzählerin erinnert »noch ganz genau« die konkrete Situation, in der sie das Kündigungsschreiben erreicht hat. Dies verwundert nicht, denn die Kündigung betrifft - wie oben dargestellt - die Existenzgrundlage der Familie. Neben der akuten ökonomischen Bedrohung ist damit für Heike vermutlich auch eine spezifische Angst bzgl. zukünftiger Perspektiven aktualisiert worden. Angesichts der vorausgegangenen »Arbeitsschwierigkeiten«, die mit der Beschäftigung bei Betonbau wenn auch nicht beseitigt, so doch wesentlich eingedämmt schienen, könnte nun eine neue Unsicherheit entstehen, ob Thomas überhaupt bereit ist, sich eine neue Arbeit zu suchen.

Ehe wir darüber mehr erfahren, erzählt Frau Witte - mit 'Unterstützung' eines Interviewers⁷³ - von Thomas' Strategie, durch einen Trick mit dem »gelben Schein« die Kündigung abzubiegen bzw. eine gewisse Lohnfortzahlung herauszuholen. Diese Strategie scheint für Heike eine legitime, ja selbstverständliche 'Verteidigungsmaßnahme' im Rahmen der Machtverteilung im Betrieb zu sein. Zwar ist Thomas am Ende mit seinem Trick nicht »durchgekommen«, aber auch der Arbeitgeber hat seine Kündigung nicht wie geplant realisieren können. Der 'Kompromiß' (Lohnfortzahlung für ein oder zwei Wochen) entspricht gewissermaßen dem Kräfteverhältnis der beiden Parteien.

- (4d) E: und da fing er damals bei Novobil an -
 I₂: hm
 E: und da wurde das irgendwie besser.
 I₁: Hm
 E: Da hat er gearbeitet -

73 Der Interviewer hat kurz zuvor das Interview mit Herrn Witte gemacht, in dem dieser die Geschichte ausführlich erzählt.

und n ham sie vom Arbeitsamt das=e da vermittelt
 da bei Alpha diese Umschulung ne.
 Na das hat er dann auch durchgehalten. - -
 Aber - mit ja dann wollte er wieder nicht -
 da wollt er nich weitermachen und=e -
 da mußte er sonnabends da zur Schule -
 die ersten drei Monate -

I₁: hm

E: und alle Bekannten von uns sind immer Freitagabend weggegangen -
 und denn kam ihm das zum Kopf
 n Führerschein zu machen.
 Ich sach »ja mach doch« ne -
 hat er n Führerschein gemacht -
 und dann dacht ich
 »wenn er n Führerschein hat
 dann koft er sich auch bald n altes Auto
 und kann dann nich mit trinken« ne.
 Hat er auch nich gemacht.
 (46/1825-47/1848)

(4d) Die kurzfristig entstandene Unsicherheit durch die Kündigung bestätigt sich nicht. Thomas findet eine neue Arbeit und wird drei Monate später vom Arbeitsamt in eine Umschulung vermittelt. Dies scheint reibungslos verlaufen, zumindest nicht durch erzählenswerte Probleme gestört gewesen zu sein.

Entscheidend an der neuen Situation ist aus der Sicht der Erzählerin, daß es »da ... irgendwie besser« wurde. Ist diese Formulierung auch nicht neu - sie gehört zum Muster der immer wiederkehrenden Problemgeschichte -, so könnte die Emphase an dieser Stelle dennoch auf eine neue Qualität verweisen. Möglicherweise ist »da« tatsächlich ein Wendepunkt auszumachen. Diese Hypothese wird durch die folgende Information unterstützt, daß Thomas die Umschulung bei Alpha »auch durchgehalten« hat.

Ist diese positive Wende nicht unbedingt erwartbar gewesen, so überrascht es weniger, daß die Erzählerin mit dem anschließenden »Aber« sogleich auf Probleme verweist. Thomas ist nicht durch eine plötzliche Einsicht vom Saulus zum Paulus geworden, sondern hatte durchaus Motivationskrisen. Die Anforderungen der Ausbildung (Schule am Sonnabend) kollidieren mit seinem (und womöglich

Heikes⁷⁴) Bedürfnis, am Freitagabend mit Bekannten »wegzugehen«. Die Erinnerung an diesen Konflikt läßt sie ein weiteres Problemthema assoziieren: Alkohol und Autofahren.

Während der Umschulung macht Thomas seinen Führerschein. Dies dokumentiert zunächst einmal eine zusätzliche Lern- und Durchhalteleistung und bestätigt somit die Hypothese der 'Wende'. Allerdings wird damit auch das Alkoholproblem wieder virulent (Alkohol am Steuer). Frau Wittes Kalkulation, daß das Autofahren gleichsam automatisch den Alkoholkonsum ihres Mannes reguliert, scheint allerdings nicht aufzugehen. Der abschließende Satz: »Hat er auch nich gemacht«, ist zumindest zweideutig. Es bleibt offen, ob Thomas nicht mehr getrunken hat, wenn er Auto gefahren ist, oder ob er das Verbot nicht eingehalten hat.

- (4e) E: /(Du bist erst) - zweimal total besoffen gefahrn ne ((zu Thomas gewandt))/⁷⁵
 /Ahr - s weiß ich noch wie heute - du - ((mit zurückgenommener Lautstärke))/
 Th: ((lacht verhalten))
 E: /der kommt nach Hause ((wieder normaler Erzählton))/
 steigt hier vom Bekannten aussem Auto aus -
 und s hatten wer son ganz alten VW -
 un steigt da in den VW ein
 total besoffen -
 fährt einmal hier um Pudding ne -
 I₁: hm
 E: aber mit Hupe ne
 morgens um vier ne - - aaahh.
 I₂: ((lacht)) Verrückter Hund.
 E: und dann bleibt -
 bleib (...) dann blieb er im Auto sitzen ja -
 I₁: ((lacht))

74 Sie spricht hier von »Bekannten von uns«.

75 Herr Witte, der gerade von der Spätschicht nach Hause gekommen ist, hat sich für kurze Zeit zu seiner Frau und den Interviewern gesetzt, um wenige Minuten später den Raum wieder zu verlassen. Am Ende des Gesamtinterviews, als die Nachfragephase in ein Gespräch über Urlaub überzugehen beginnt, ist er erneut anwesend. Wie aus dem Transkript zu ersehen, schaltet er sich nicht weiter in das Interview ein. Seine Gegenwart scheint auch keinen signifikanten Einfluß auf die Offenheit von Frau Witte zu nehmen. Sie spricht jedenfalls die Konflikte in der Beziehung zu ihrem Mann an dieser Stelle mit der gleichen Offenheit an wie bereits zuvor, als er noch nicht anwesend war (vgl. z.B. Suprasegment III).

E: und ich denn mein Mantel übergezogen -
 ihn aussem Auto rausgezerrt
 un hier ins Bett ne
 mit den Füßen ne - is er noch ins Bett gegangen.
 Nächsten Tach wußte der das gar nich ne -
 ich sach - »ja frach ma Wolfgang -
 der hat dich gesehen -
 du bist da vorbeigefahren« ne. --
 Ja ja die -- hat er das da beendet - die - Umschulung ja. -
 (47/1849-1873)

(4e) Die Geschichte scheint eher darauf hinzudeuten, daß Alkohol am Steuer eher die Ausnahme geblieben ist. Herr Witte ist »erst zweimal total besoffen gefahren«. Obwohl diese Geschichte von der Abweichung eher die Regel dokumentieren soll, macht sie deutlich, daß Herr Witte das Alkoholproblem noch keineswegs gelöst hat. Sie läßt zudem offen, ob er nicht doch Auto fährt, wenn er nicht »total besoffen« ist, sondern nur 'ein paar Biere' getrunken hat.

Die Erzählerin erinnert eine dramatische Situation »noch wie heute«: Nach einer Zechtour, bei der er offensichtlich vernünftigerweise sein Auto von vornherein hatte stehenlassen und von einem Bekannten nach Hause gefahren wird, steigt Herr Witte »total besoffen« noch in sein eigenes Auto und fährt »einmal um den Pudding«. Frau Witte birgt schließlich, mitten in der Nacht, den alkoholisierten Selbstläufer (»mit den Füßen ne - is er noch ins Bett gegangen«).

In der Geschichte überwiegt der heitere Tenor, der sie der Rubrik 'Kavaliersdelikt', oder sogar 'Heldengeschichte' zuordnen läßt - Geschichten, wie sie an Männerstammtischen erzählt werden.⁷⁶ Dabei spielt es nur eine untergeordnete Rolle, daß die Geschichte in diesem Fall von einer Frau erzählt wird. Das Kommunikationsmuster Männerstammtisch wird durch die komplizenhafte Reaktion der Interviewer, ihr amüsiertes Lachen, und die vorübergehende Anwesenheit von Herrn Witte ratifiziert, wenn nicht gar induziert. Pointiert gesagt, erzählt Frau Witte hier stellvertretend für ihren Mann eine Männergeschichte in einer Männerrunde.

Bezogen auf den Kontext der eigenen Erzähllinie von Frau Witte hat die Geschichte jedoch noch eine andere Funktion. Sie handelt

⁷⁶ Die darin objektiv enthaltene Problematik, wäre vermutlich erst bei einem dramatischen Ausgang (z.B. durch einen schweren Unfall) thematisiert worden.

ausdrücklich von einer Ausnahme, einem Einzelerlebnis, das einerseits deutlich macht, daß Thomas' »Besserung« ein längerer widersprüchlicher Prozeß war, andererseits aber eine Relevanzverschiebung anzeigt: Zwar hat er noch getrunken, aber das waren Eskapaden, über die heute gelacht werden kann. Wichtiger ist, was die Erzählerin im abschließenden Satz des Suprasegments festhält: daß ihr Mann die Umschulung durchgehalten und beendet hat - und damit womöglich zum ersten Mal in der Geschichte der Partnerschaft Verantwortung übernommen hat.

Zusammenfassung

Das Suprasegment handelt von erneuten Auseinandersetzungen in der Beziehung zwischen Heike und Thomas. Nachdem die gemeinsame Abgrenzung nach außen die familiäre Einheit stabilisiert hat (vgl. Suprasegment IV), werden nun die Differenzen und Konflikte sichtbar. Es sind im wesentlichen die gleichen Probleme, die bereits vor der Ehe die Beziehung belastet haben: die Auseinandersetzungen um das Trinken und die »Arbeitsprobleme«, kurz, um die Übernahme und Verteilung von Verantwortung. Diese Auseinandersetzungen werden von der Erzählerin als chronologische Folge wiederkehrender Konfliktzyklen dargestellt⁷⁷, die immer dem gleichen Muster folgen: Das Problem taucht auf, »nervt« Heike, sie reagiert, konfrontiert Thomas mit ihrer Kritik und erreicht schließlich eine vorübergehende »Besserung« - bis das Problem »wieder« auftaucht. An diesem Muster sollen drei Aspekte kurz festgehalten werden:

- (a) Die Geschichten bestätigen noch einmal die These, daß Frau Witte Probleme pragmatisch handelnd angeht. Ihr Vorsatz, »die Hand draufzuhalten« kann sehr konkret interpretiert werden. Sie wendet deutliche, 'handfeste' Strategien an, um Thomas zur »Einsicht« zu bringen. Dabei stellt sie ihn zur Rede und setzt alle ihre Ressourcen als Machtmittel ein: die Verfügung über die Wohnung, die leibliche und psychische Versorgung des Mannes. Sie verweigert die Reproduktionsarbeit, streikt. Nachdem diese Strategien lange Zeit allenfalls kurzfristig Erfolg hatten, ohne dabei eine dauerhafte Verhaltensänderung bei Tho-

⁷⁷ Die Darstellungsform der zyklischen Wiederholung findet sich bereits in Suprasegment III.

mas zu erreichen, deutet sich zum Schluß des Suprasegments eine *Wende* an. Herr Witte hat seine Umschulung erfolgreich beendet. Daß dieses Datum zugleich die Einmündung in eine stabile Arbeitssituation darstellt, expliziert die Erzählerin an dieser Stelle nicht. (Zum Zeitpunkt des Interviews ist jedoch allen Beteiligten bekannt und bewußt, daß Herr Witte nach der Umschulung einen Arbeitsplatz im Werk bekommt und seit einigen Jahren dort arbeitet. Dieser Umstand muß also als Kontextwissen mitgedacht werden.)

Eine weitere Äußerung der Erzählerin verweist deutlicher auf eine qualitative Änderung in Herrn Wittes Verhalten: die selbstbewußte Erfolgsbilanz, daß er ohne sie »immer weiter gesoffen« hätte (vgl. Segment V.3a). Mag die eindeutige Attribuierung hier auch nicht überprüfbar sein, so scheint sie doch die Interpretation zu rechtfertigen, erstens, daß Herr Witte sein Trinkverhalten qualitativ verändert hat⁷⁸, und, zweitens, daß Frau Witte an dieser Änderung maßgeblich beteiligt war.

- (b) Antrieb und Maßstab für ihr wiederholtes Intervenieren ist die Erinnerung an ihre Eltern. Das Bild des betrunkenen Vaters, das ihr vor Augen tritt, wenn Thomas »besoffen« nach Hause kommt oder »in den Betten rumhängt« ist wie ein inneres Signal dafür, daß ihre Grenze erreicht ist. Sie handelt und erreicht damit, daß Thomas nie ganz dem Bild des Vaters entspricht und vor allem sie selbst nicht die Rolle der Mutter wiederholt. Bei aller Parallelität, die sich im Vergleich zu den Eltern offenbart, sind doch - zunächst aus der Sicht der Erzählerin - die Differenzen festzuhalten: Heike wehrt sich, erkennt und zeigt ihre Toleranzgrenzen, und Thomas wird nie so brutal und gewalttätig wie ihr Vater und, noch entscheidender, er scheint schließlich sogar die drohende Verlaufskurve des Alkohol- und Arbeitsproblems stoppen zu können. - Die Frage nach dem Verhältnis von Reproduktion und Transformation in Frau Wittes Biographie soll am Ende der Fallstudie noch einmal aufgegriffen werden (vgl. Teil 4 dieses Kapitels).

78 Die vorsichtige Formulierung läßt die - wahrscheinliche - Möglichkeit zu, daß Herr Witte weiterhin Alkohol konsumiert, allerdings nicht mehr in dem Ausmaß wie früher und vor allem nicht außerhalb jeglicher Kontrolle seiner Frau (vgl. dazu bereits Segment III.10g).

- (c) Neben den auf den Partner gerichteten Handlungsstrategien des Zur-Rede-Stellens, Streitens und Streikens offenbart sich in den wiederholten Erzählungen über die 'wiederkehrenden' Probleme auch eine umfassendere Bewältigungsstrategie, die bereits ausführlich am Text diskutiert worden ist. Frau Witte rekapituliert den zugrundeliegenden Konflikt gewissermaßen portionsweise. Indem sie das 'Großproblem' - einen Mann geheiratet zu haben, der ihrem ursprünglichen Plan eindeutig widerspricht und der auch keine Anstalten macht, sich zu verändern - in viele kleinere, zeitlich begrenzte Problemphasen zerlegt, macht sie die widerspenstige Wirklichkeit für sich überhaupt erst handhabbar. Würde sie das Problem immer auf der Grundsatzebene ('Lebensplan' vs. 'Wirklichkeit') bearbeiten, so bliebe ihr im Grunde nur die Konsequenz, sich zu trennen oder aber ihren Entwurf - und damit ihren Anspruch auf eine 'eigene Biographie' - aufzugeben. So aber kann sie immer »wieder« neu an ein konkretes Problem (Essensproblem, Arbeitsproblem, Trinken) herangehen und durch die Begrenztheit auch »Besserungen« erzielen - die allerdings nie von Dauer sind. Mit ihrer Strategie konstruiert die Erzählerin eine Realität, die sie handlungs- und überlebensfähig macht. Daneben läßt sich eine andere 'Realität' (re)konstruieren, nämlich das unverändert anhaltende Trinkverhalten des Partners. Die Frage, ob Frau Witte - gerade weil sie immer wieder die Illusion einer Veränderung und Einflußmöglichkeit produziert - paradoxerweise dazu beiträgt, den Status quo aufrechtzuerhalten (Stichwort Co-Abhängigkeit), oder ob es ihr tatsächlich gelingt, mit ihrer Strategie die Wirklichkeit nach ihrem Bild zu verändern, berührt erneut das Verhältnis von Reproduktion und Transformation. Vorläufig bleiben beide Thesen nebeneinanderstehen und werden im weiteren Verlauf der Interpretation wieder aufgegriffen.

3.6 *Suprasegment VI: Erwerbsarbeit und das Problem der Vereinbarkeit (47/1874-61/2427)*

Im sechsten Suprasegment erzählt Frau Witte über ihre Wiederaufnahme der Erwerbsarbeit nach der Kinderpause. Dabei orientiert sie sich an der chronologischen Folge ihrer verschiedenen Arbeitsstellen. Die letzten Abschnitte des Suprasegments (Segment 5 und 6) werden durch Interviewerfragen strukturiert

und leiten den Übergang zur Nachfragephase ein. Da dieser nicht durch eine deutliche Koda gekennzeichnet ist und die Segmente noch auf die Darstellungslogik der Haupterzählung bezogen bleiben, werden sie noch diesem Suprasegment zugeordnet.

- (1) E: Zwischenzeitlich hab ich wieder angefangen zu arbeiten -
 I₁: ja
 E: beim Flughafen war das.
 Ja - da war Matthias glaub ich - zwei oder drei
 da bin ich da angefangen zu putzen beim Flughafen.
 I₁: Und wie hast du das mit dem Matthias organisiert?
 In Kindergarten gegeben?
 E: Nee da war Matthias ja noch kleiner -
 und Thomas hatte umgeschult -
 das glaub ich war - inner Umschulung.
 Ja da hatte er mittags immer um vier Uhr Feierabend -
 und ich mußte abends um sieben anfangen -
 zwei Stunden ne.
 Und da hatte er Matthias hier.
 Und da hab ich gearbeitet -
 glaub anderthalb Jahre -
 oder n bißchen länger noch - ja -
 was hab ich da verdient?
 Ich glaub dreihundert Mark so warn das - im Monat.
 I_{1,2}: Hm hm
 (47/1874-48/1893)

(1) Nachdem Frau Witte die Erzählkette über die Auseinandersetzungen mit ihrem Mann und dessen berufliche Probleme mit dem Hinweis auf sein erfolgreiches Beenden der Umschulung abgeschlossen hat (vgl. 47/1873), lenkt sie den Blick wieder auf ihre eigene Geschichte. »Zwischenzeitlich« hat sie nämlich selbst wieder »angefangen zu arbeiten«. Über diese neue Arbeit erfahren wir zunächst nur, daß sie »beim Flughafen« ist. Ehe die Erzählerin weitere Informationen dazu gibt, verortet sie den Beginn ihrer Erwerbsarbeit mit Bezug auf das Alter ihres Sohnes. Was oberflächlich betrachtet als punktuelle zeitliche Indexikalisierung erscheinen mag, kann auch als Symptom für ein allgemeineres sozialzeitliches *Synchronisationsproblem* betrachtet werden: Die Erzählerin gleicht ihre eigenen (erwerbs-)biographischen Daten mit der biographischen Linie ihres Kindes ab. Für diese Lesart spricht nicht nur die objektiv

beschreibbare Vereinbarkeitsproblematik⁷⁹, die sich generell für berufstätige Frauen kleiner Kinder stellt, sondern auch die konkrete Situation von Frau Witte, die ihre Arbeitsstelle nach der Geburt ihres Sohnes aufgeben mußte und nun jede erneute Erwerbsarbeit mit der Betreuung des Kindes koordinieren muß. Dies wird sich auch in den folgenden Segmenten bestätigen. Die hier eröffnete Erzählkette über die Erwerbsarbeit steht also - anders als die Passagen über biographisch frühere Berufssituationen⁸⁰ - von vornherein unter der Doppelperspektive von Beruf und Familie (bzw. Kind).

Die Folgeinformation, daß es sich bei der Arbeit am Flughafen um eine Putzstelle (und damit um einen Teilzeitjob) gehandelt hat, ist ein weiterer Beleg für diese Interpretation. Auch der Interviewer I₁ ratifiziert mit seiner Nachfrage, daß er das Vereinbarkeitsproblem erkannt hat. Die Erzählerin antwortet mit einer detaillierten Schilderung, wie sie das Problem gelöst hat. Dabei wird u.a. deutlich, daß ihre 'Kinderpause' nur anderthalb bis zwei Jahre gedauert hat. Da ihr Sohn noch nicht im Kindergartenalter ist, sucht sie sich eine Putzstelle in den Abendstunden, in denen ihr Mann, der zu dieser Zeit in der Umschulung ist, die Betreuung übernehmen kann.

An der Arbeit selbst erscheinen nur die Dauer und der Lohn erwähnenswert. Die Annahme der Putzstelle selbst begründet Frau Witte nicht weiter.⁸¹ Es erscheint geradezu selbstverständlich, daß sie, sobald sich eine Gelegenheit bietet, daß das Kind betreut ist, wenn auch nur stundenweise, eine Erwerbsarbeit annimmt. Daß sie putzen geht, also eine berufsfremde, ja, 'unqualifizierte' Tätigkeit ausübt, problematisiert sie nicht.⁸² Im Vordergrund steht die Möglichkeit, Geld zu verdienen, und sei es auch in vergleichsweise geringer Höhe.

79 Vgl. dazu Teil I der vorliegenden Arbeit.

80 vgl. Suprasegment II.

81 Ihre hohe Motivation für eine Erwerbsarbeit ist in der bisherigen Interpretation hinreichend herausgearbeitet geworden.

82 Bereits früher ist deutlich geworden, daß Frau Witte keine starke Identifikation mit ihrem Beruf hat und bereit ist, für bessere Bedingungen auch andere Tätigkeiten (z.B. als Packerin in einer Zeitungsgrößhandlung) auszuüben. Diese 'instrumentelle' Haltung hat jedoch mindestens soviel mit der Arbeitsrealität als Industrienäherin zu tun hat wie mit Frau Wittes persönlicher 'Motivationsstruktur'.

- (2a) E: Und hat er seine - seine Umschulung auch fertig gehabt -
und da war Matthias auch ungefähr - glaub ich - vier - oder dreieinhalb -
n ging der in Kindergarten -
und da fing ich wieder an zu arbeiten -
erst ma halbtags -
in nem Damenmodengeschäft als Änderungsschneiderin.
- I_{1,2}: Hm hm
E: War ganz gut -
von morgens um acht bis um halb eins ne.
- I₁: Hm hm
E: War hier in der Nähe -
und der Kindergarten war auch gleich da -
- I₂: hm hm
E: das fand ich ganz gut ne.
(48/1894-1907)

(2a) Frau Witte führt das eröffnete Thema ihrer eigenen Berufsperspektive mit einer neuen biographischen Station fort. Dabei ist der benannte Zeitpunkt dreifach markiert: durch die berufliche Situation des Partners⁸³, den Eintritt des Kindes in den Kindergarten und den eigenen beruflichen Wiedereinstieg. Auch hier ist das Zusammentreffen der Ereignisse mehr als nur eine zufällige Koinzidenz. Ehe die Erzählerin von ihrer eigenen beruflichen Perspektive sprechen kann, rekapituliert sie die Rahmenbedingungen, die die Annahme einer Halbtagsstelle als Änderungsschneiderin erst ermöglichen haben. Die Betreuung ihres Sohnes Matthias ist durch den Kindergarten gesichert, Arbeitsstelle und Kindergarten sind zeitlich und bezüglich der Wege gut miteinander zu vereinbaren. Angesichts dieser nahezu idealen Rahmenbedingungen erscheint das Urteil der Erzählerin: »das fand ich ganz gut, ne«, überzeugend. Das »ganz« kündigt jedoch bereits eine mögliche Relativierung dieser Bilanz an.

- (2b) E: Aber das war - doch ne Schweinefirma
muß ich echt sagen ne -
n Betrieb mit fünf Leuten -
also drei Verkäuferinnen und zwei Schneiderinnen ne - -
und da mußte man direkt hinter seim Geld hinterherbetteln -

83 Aus dem Kontext ist bekannt, daß Herr Witte nach Beendigung seiner Umschulung in dem Betrieb bleibt und fortan im Schichtsystem arbeitet.

- also wenn der Erste war -
dann war das Geld nicht aufem Konto -
sondern man mußte fragen
»tach. - Frau Metz - könnt ich bitte mein Lohn haben.« Ne -
- I₂: /Was? ((entsetzt))/
E: Und denn sachte se immer -
»ja der is noch nicht fertig
könn se noch bis morgen warten?« ne -
- I₂: ((lacht)) Lohn is noch nicht fertig
I₁: ((lacht))
E: Ich sach »ich will das Geld überwiesen haben auf mein Konto.« Ne.
I₁: Hm
E: Wollt ich - ne.
Ham se nicht gemacht.
(48/1908-49/1926)

(2b) So günstig die äußeren Bedingungen auch sein mögen, so negativ beurteilt die Erzählerin die internen Merkmale der neuen Stelle. Mit der Formulierung »Schweinefirma« kündigt sie massive Probleme an und verweist zugleich darauf, auf welcher Ebene diese bestanden haben. Nicht der Arbeit also solcher⁸⁴, sondern der »Firma« gilt das drastische Prädikat. Damit sind die Binnenstrukturen des Betriebes angesprochen, die von der Erzählerin im folgenden dargestellt werden.

Sie kennzeichnet die Firma zunächst als Kleinbetrieb mit nur fünf Angestellten. Es handelt sich also um ein sehr enges betriebliches Handlungsfeld mit einer Dominanz persönlicher Beziehungen. In der folgenden Belegerzählung schildert die Erzählerin plastisch die daraus resultierenden Probleme. Auch die sachlichste Beziehung der Erwerbsarbeit, nämlich der Lohn als abstrakter Tauschwert für die zur Verfügung gestellte Arbeitskraft, wird in diesem Betrieb auf der Ebene persönlicher Beziehungen abgehandelt: »Da mußte man direkt hinter seim Geld hinterherbetteln.« Die Erzählerin demonstriert in einer szenischen Darstellung, daß sie diese Aussage durchaus wörtlich meint. Sie muß ihre Chefin um die Auszahlung des Lohnes *bitten*. In der Szene kritisiert Frau Witte nicht nur, daß die Zahlung auf diese Weise unpünktlich erfolgt, sondern vor allem, daß ihr die Position einer Bittstellerin zugewiesen wird. Sie fordert

84 Hier würde eine Formulierung wie 'Schweinearbeit' o.ä. naheliegen.

deshalb die Überweisung des Lohnes auf ihr Konto, was sie jedoch nicht durchsetzen kann.

(2c) E: Und denn - sind wir in Urlaub gefahren -
und da kricht ich auch Urlaubsgeld -
damals war das glaub ich - n halben Monatslohn Urlaubsgeld
das warn dreihundert Mark.

I₁: Hm

E: Und ich sach - »ja -
ich krich denn heut mein Geld
und=e denn möcht ich auch gern mein Urlaubsgeld haben.«
Da sacht se -

»ach lassen se sich doch das Urlaubsgeld bis Weihnachten
denn ham se mehr Weihnachtsgeld« ne.

I_{1,2}: ((lachen))

E: Ich wär bald aus de Schuhe gekippt ne -

I_{1,2}: ((lachen))

E: ich sach »nee.

Ich will das morgen haben.«

Also das war aufem Sonnabend -

»Sonnabend fahrn wir innen Urlaub« -

sacht se »ja komm se morgen früh in Laden -

holn sich ihr Geld ab« ne. -

Also das fanden wir echt -

das war - irgendwie peinlich

da hinzugehen mein Geld abzuholen ne -

warum weiß ich auch nich.

Und denn sach ich zu Thomas

»ich hol das Geld nich ab« ne.

Mir is es irgendwie zu blöde.

Und er hat mich denn da hingejacht -

da hab ich das Geld auch abgeholt ne. -

(49/1927-1955)

(2c) Auch diese, teilweise szenisch rekapitulierte, Geschichte hat die Funktion einer Belegerzählung. Noch einmal wird - am Beispiel des Urlaubsgeldes - die ungeheure Zumutung der Chefin deutlich, mit der Frau Witte in die Position der Bittstellerin gedrängt und für unmündig erklärt wird, mit ihrem Lohn umzugehen (»ach lassen se sich doch das Urlaubsgeld bis Weihnachten, denn ham se mehr Weihnachtsgeld«). Obwohl sie angesichts dieser Dreistigkeit an den

Rand der Fassungslosigkeit gerät (»Ich wär bald aus de Schuhe gekippt«), gelingt es ihr, auf der Auszahlung zu bestehen. Die damit verbundenen Umstände, sich das Geld am Folgetag persönlich im Laden, womöglich vor Kunden, abzuholen, sind ihr allerdings so unangenehm und peinlich, daß sie ihren Anspruch womöglich nicht bis zum Ende durchgesetzt hätte, wenn ihr Mann sie nicht dazu gedrängt hätte.

- (2d) E: Hab ich auch nig gefehlt in der Firma -
überhaupt nich.
Da war ich - fast ein Jahr -
- I₁: hm
- E: und da war ich ma krank.
Also da war ich echt krank -
da hab ich Angina gehabt - ((Räuspern))
und dann kuck ich am fünften Tach in den Briefkasten -
is da auch son Brief drinne ne.
- I₁: Hm hm
- E: Ohne alles sagen se
»wir müssen sie kündigen wegen Ab_ wegen Arbeitsmangel.«
Das stimmte überhaupt nich ne.
- I₁: Hm
- E: Also Arbeitsmangel hatten die nich -
denn die ham sogar noch - Sachen zum Ändern außer Haus gegeben ne.
- I₁: Hm hm
- E: Und dacht ich -
war mir eigentlich egal ne - denn
- I₂: obwohl das rechtmäßig nicht zulässig war.
- E: Nee nee - doch in so kleinen Firmen is das glaub ich manchmal zulässig.
- I₂: Bei Krankheit
- E: Unter sechs Personen oder so -
- I₂: Nee - nee. Gibts nich.
- E: Da ham se mich am fünfzehnten November gekündig -
und ich hatte Kündigungs_b_ Frist bis zum ersten Januar ne -
- I₁: hm
- E: so sechs Wochen noch. - -
Da war ich drei Tage inner Firma
und denn hab ich erst ma richtig n gelben Schein reingelangt ne.
- I₁: Hm
- E: Da - hab ich drei Tage gearbeitet -
hab auch die Kündigung akzeptiert und so
denn - hab ich mich krank gemeldet ne.

- I*₁: Hm
E: Sechs Wochen -
 oder fünf Wochen warn das dann noch bis zum ersten Januar ne -
- I*₁: hm
E: guten Arzt und so -
 immer - gelbe Scheine ausgeschrieben
 und denn - rief der Chef an - hier ne -
 s war ja kurz vor Weihnachten -
 viele Leute kaufen sich dann Sachen für Weih(nachten) und Sylvester
- I*₁: hm
E: wolln das alles schön geändert haben -
- I*_{1,2}: hm hm
E: und frachte mich denn -
 ob wir uns dieses Jahr nich wiedersehn ne.
 Ich sach »nee -
 wir sehn uns bestimmt nich wieder« ne.
 Der kam hier noch an
 und hat meine Lohnsteuerkarte gebracht
 und mein Geld und so - -
 das fand ich echt gut -
 daß ich das da - gemacht hab mitem gelben Schein -
- I*_{1,2}: hm hm
E: denn - ich war ja nie krank gewesen ne -
- I*_{1,2}: hm hm
E: hab ich nich eingesehn - -
 (49/1956-51/2014)

(2d) Das lange, in sich differenzierte Segment belegt zunächst ein weiteres und letztes Mal, daß das Modegeschäft aus der Sicht der Erzählerin tatsächlich eine »Schweinefirma« war. Trotz Kritik am 'Führungsstil' und Klima im Betrieb hat Frau Witte, wie sie betont, während der Dauer ihrer Beschäftigung »nie gefehlt«. Diese Aussage wiegt umso schwerer, als die Erzählerin in früheren Passagen des Interviews durchaus eine 'lockerere' Arbeitsmoral offenbart hat. Bilanzieren wir aus der Sicht der Erzählerin die Leistungen, die beide Parteien (der Arbeitgeber und Frau Witte als Angestellte) in die Situation einbringen, so ist das Ergebnis eindeutig: Frau Witte hat mehr Loyalität und Arbeitseinsatz gezeigt, als ihr an Fairneß von der anderen Seite entgegengebracht worden ist.

Diese Bilanz verschiebt sich noch weiter zuungunsten der Firma, als Frau Witte nach ca. einem Jahr Betriebszugehörigkeit zum ersten Mal krank wird. Wenige Tage später wird ihr gekündigt, mit einer

Begründung, die sie als Lüge entlarvt. Die von den Interviewern ins Spiel gebrachte Frage, ob die Kündigung rechtmäßig war, interessiert Frau Witte kaum (»war mir eigentlich egal, ne«). Sie akzeptiert die Kündigung und nimmt sie womöglich als gar nicht so unwillkommenen Anlaß, das Arbeitsverhältnis mit der »Schweinefirma« zu lösen. Allerdings geht sie nicht, ohne aus dem ungleichen Verhältnis noch etwas für sich 'herauszuholen'. Sie wendet die von Thomas bereits erprobte Strategie mit dem »gelben Schein«⁸⁵ an und läßt sich für die verbleibenden fünf Wochen krankschreiben.

In einer eingeschobenen Sequenz (50/1996-51/2008) erzählt Frau Witte von einem Versuch ihres Chefs, sie noch einmal zur Arbeit zu holen, da saisonbedingt viele Änderungsarbeiten zu erledigen sind. Frau Witte jedoch bleibt entschieden: »wir sehn uns bestimmt nich wieder«. In dieser Darstellung ist die Genugtuung herauszuhören, daß endlich einmal die Rollen umgekehrt sind: Der Chef ist in der Position des 'Bittstellers', und er kann sie auch nicht zu sich (in den Laden) beordern, sondern ist genötigt, bei ihr zuhause vorbeizugehen, um ihr den restlichen Lohn und die Papiere zu bringen.

In der Koda, die zugleich die gesamte Erzählsequenz über die Stelle im Modegeschäft abschließt, evaluiert die Erzählerin noch einmal stolz ihren 'Abgang' aus der Firma, mit dem sie die Balance zwischen Geben und Nehmen wiederhergestellt hat. Dabei werden noch einmal ihre Gerechtigkeitsmoral und ihr Interaktionsmodell vom Betrieb deutlich, das als Bargaining gegensätzlicher Interessen rekonstruiert werden kann.⁸⁶

- (3a) E: und dacht ich oach
biste arbeitslos -
gehst zum Arbeitsamt -
kriechst da deine vierhundert Mark für Nichtstun ne -
aber Scheiße wars - ne -
drei Tage später /hatten se mich wieder vermittelt ne. ((lachend))/
I_{1,2}: ((lachen))
E: /Ha ha ha ((lacht))/
dauerte nicht lange ne -

⁸⁵ Vgl. hierzu Segment V.4c.

⁸⁶ Vgl. bereits Suprasegment II und die folgenden Passagen des hier interpretierten Suprasegments VI.

- bin ich da hingegangen -
 glaub zweiten Januar oder so
 und - am zehnten Januar hab ich denn glaub ich hier - bei der Firma
Hauberich - in der Baumstraße angefangen -
 die machen so - Arbeitsschürzen und Kittelschürzen -
- I₁: hm hm
 E: so alles Schürzen -
Leder un Stoff un all so was ne.
- I₁: Hm
 E: Und da fand ich das echt gut ne -
 da konnt man echt machen was man wollte. - -
 Das war auch ne Fabrik ne -
 aber - warn viele junge Leute da -
 und ich kannte da einige auch noch aus andern Firmen -
 von früher -
 die mit mir gelernt hatten und so -
- I₁: hm
 E: das war echt lustig da.
 Ham wer och n Vorarbeiter -
 also mit dem konnt man machen was man wollte ne -
 konnte sagen »du arschloch«
 oder »ich hab keine Lust zu arbeiten -
 leck mich am Arsch« und so ne -
- I₁: hm hm
 E: das fand - das fand ich echt gut da -
 (51/2015-52/2048)

(3a) Frau Witte wird vom Arbeitsamt sofort wieder in eine neue Stelle vermittelt. Daß ihre ursprüngliche Kalkulation, abbeitslos zu werden und »vierhundert Mark für Nichtstun« zu bekommen, durchkreuzt wird, scheint sie dabei nicht wirklich zu ärgern, wie das Lachen und die nachfolgende Erzählung über die neue Stelle belegen. Die Inszenierung des Planbruchs hat eher eine erzählstrategische Funktion. Sie lenkt die Aufmerksamkeit deutlich auf die Tatsache, daß die Erzählerin sofort wieder eine Stelle (in ihrem Beruf) bekommt, daß ihre Arbeitskraft also gesucht wird, etwas »wert« ist.

Die folgende Charakterisierung des Betriebes, einer kleinen Fabrik, die Schürzen herstellt, zeichnet geradezu ein Kontrastbild zu der vorhergehenden Stelle. Die emphatische Vorabqualifizierung: »Und da fand ich das echt gut, ne«, folgt zwar dem üblichen Darstellungsmuster der Erzählerin, könnte an dieser Stelle aber durchaus 'ernster' gemeint sein. Daß die neue Arbeitssituation »echt« gut

war, signalisiert womöglich einen qualitativen Unterschied zu den anderen Fällen, in denen sogleich ein einschränkendes »Aber« mit der Ankündigung von »Schwierigkeiten«, »Problemen« oder »Schweinereien« gefolgt war.⁸⁷

Statt einer Einschränkung ihres Urteils liefert die Erzählerin nun jedoch eine Konkretisierung: »Da konnt man echt machen, was man wollte.« Das Positive an der neuen Stelle hat also, anders als im Fall des Modegeschäfts, mit der Arbeitssituation selbst zu tun. Diese war - der Erzählerin zufolge - so frei gestaltet, wie es für ein Lohnarbeitsverhältnis per definitionem nicht vorstellbar ist. Der Nachdruck, mit dem die Erzählerin ihr Urteil in den Raum stellt, und die anschließende Pause wecken die Neugier der Zuhörer und kündigen die Darstellung und Erläuterung von etwas Besonderem an.

Die Irritation wird noch erhöht durch den folgenden Hinweis, daß es sich bei der Firma um eine Fabrik gehandelt hat. Wir erinnern die früheren Fabrikerfahrungen der Erzählerin, die mit Akkord und Ausbeutung verbunden waren (vgl. Suprasegment II). Die folgenden Erläuterungen - mit einem »Aber« eingeleitet (2041), das hier jedoch keine Zurücknahme, sondern einen Vergleich zugunsten der neuen Arbeit herstellt - konkretisieren, auf welcher Ebene die Freiheiten liegen.

Das *soziale Klima* ist bestimmt durch die Jugend der Beschäftigten, von denen Frau Witte einige bereits aus ihrer Lehre und früheren Arbeitsstellen kennt. Die Beziehung unter den Kolleginnen ist also eine Peer-Konstellation, und es liegt nahe, daß damit ein ungezwungener Kommunikationsstil verbunden ist (»das war echt lustig da«). Darüber hinaus stellt die Erzählerin aber auch die vertikale Beziehungsstruktur im Betrieb als Quasi-Peer-Situation dar. Auch gegenüber dem unmittelbaren Vorgesetzten brauchen die Näherinnen keinen Respekt zu zeigen. Sie können nicht nur ungezwungen ihre Stimmungen verbalisieren und ihn mit Kraftausdrücken attackieren, sondern, wie die Erzählerin in ihren Beispielen wörtlich zitiert, sogar die Arbeit verweigern. Ob es sich dabei lediglich um verbale Gefechte handelt oder um eine tatsächliche Arbeitsverweigerung, bleibt offen. Die Beispiele der Erzählerin beziehen sich allesamt auf die verbale Ebene.

87 Vgl. die Einleitungen zum I. und II. Suprasegment oder zur Erzählung über das Modegeschäft (Segment VI.2a).

Die Freiheit, 'machen zu können, was man will', wäre somit zu interpretieren als Freiheit, *sagen* zu können, was man will, gewissermaßen eine Offenheit von Mensch zu Mensch, ohne dabei auf Hierarchien Rücksicht nehmen zu müssen. Diese Möglichkeit wird von Frau Witte, deren ungeschminkte Ausdrucksweise im Interview bereits kommentiert worden ist⁸⁸, hoch gewertet. Wie an anderer Stelle, z.B. in der Kritik am dünnkelhaften Verhalten der Schwiegereltern oder in der soeben geschilderten Geschichte über die persönliche Herabsetzung durch die frühere Chefin, dokumentiert sich hier eine Grundhaltung der Erzählerin, die Offenheit und Direktheit (bis hin zu verbaler 'Brutalität') in zwischenmenschlichen Beziehungen als Ausdruck von *Gleichheit* und *Autonomie* hochschätzt.⁸⁹

Damit tut sich ein deutlicher Widerspruch auf, zwischen der Erlebens- und Rekapitulationsperspektive der Erzählerin und der - auch für die hier genannte Fabrik zu unterstellenden - Definition eines kapitalistischen Produktionsbetriebes, die gerade nicht durch Gleichheit und Autonomie, sondern durch Ungleichheit, Abhängigkeit und Mehrwertproduktion gekennzeichnet ist. Eine (funktionierende) Fabrik, in der die Arbeiterinnen 'machen können, was sie wollen' ist schlicht nicht denkbar, und auch der Freiraum, 'alles sagen zu können', dürfte nicht unbegrenzt gewesen sein. Diese Diskrepanz soll hier zunächst festgehalten und im weiteren Verlauf der Interpretation, wenn möglich, aufgeklärt werden.

- (3b) E: und=e ((trinkt)) da hab ich auch erst -
 die Zeit - die erste Zeit glaub ich -
 von acht bis halb eins gearbeitet -
 und denn hatte Matthias -
 der war vorher im privaten Kindergarten -
 I₁: hm hm
 E: die hatten nur so lange auf. - -
 Und denn war Matthias im annern Kindergarten -
 die hatten bis vier auf -
 und denn hab ich gearbeitet bis um drei ne. -
 I₁: Hm

88 Vgl. dazu die Zusammenfassung des I. Suprasegments.

89 Dies kann durchaus als Aspekt des proletarischen Habitus interpretiert werden, bei dem es wichtiger ist, 'sich zuhause zu fühlen', sich unter Gleichen wohlfühlen (Solidarität), als die eigene Position durch Distinktion zu sichern.

- E: Also gearbeitet - kann man nich sagen ne -
 wir ham mehr Blödsinn gemacht ne. -
 /Wir lagen unten aufem Fußboden ((amüsiert))/-
 und ham da Sekt getrunken und all sowas ((ins Lachen kommend))/-
 s war echt lustich da.
 Aber da mußt ich ja leider aufhöörn. - -
- I₁: Warum?
- I₂: Warum aufhöörn?
- E: Ja da mußt ich aufhöörn -
 weil Matthias ja zur Schule kam ne.
- I₁: Ach so. Das war (...)
- E: Ahr wie lange war ich da?
 Fast drei Jahre war ich da ne -
- I₁: Ach so.
- E: Hm - - das war echt - das war ne schöne Firma ne - also -
 (52/2049-2074)

(3b) In einer Hintergrundbeschreibung kommt Frau Witte, wie schon in den Erzählungen über die Putzstelle und die Arbeit in dem Modegeschäft, auf den (zeit)organisatorischen Rahmen und die Vereinbarkeitsproblematik zu sprechen. Dabei wird noch einmal deutlich, daß sich ihre Erwerbsarbeitszeiten bzw. die Möglichkeit Teilzeitverträge einzugehen, nach den Betreuungszeiten ihres Kindes richten. Als Matthias in einen Kindergarten mit längeren Öffnungszeiten kommt, bedeutet das für sie - offensichtlich selbstverständlich -, daß sie länger arbeitet.

Obwohl diese Kausalbeziehung zwischen Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit unbestritten ist, fällt auf, daß die Erzählerin in der Darstellung der Schürzenfabrikstelle eine andere Gewichtung vornimmt. Zuerst schildert sie Aspekte ihres persönlichen Erlebens und ihre Zufriedenheit mit der Arbeitssituation selbst (Segment 3a), die äußeren Faktoren des Vereinbarkeitsproblems kommen erst an zweiter Stelle (Segment 3b). Das verweist auf eine zentrale Bedeutung dieser Arbeitsstelle für Frau Wittes biographische Selbstsicht, sie scheint mehr als Person involviert zu sein als in den anderen Arbeitsverhältnissen.⁹⁰

90 Diese These wird im übrigen durch den Kontext des Gesamtinterviews bestätigt, in dem Frau Witte noch mehrfach auf die Erfahrungen in dieser Fabrik zu sprechen kommt (vgl. Nachfragephase N5).

Angeregt durch ihre eigene Formulierung wiederholt die Erzählerin noch einmal, daß die Arbeit in dieser Firma unvergleichlich war, so locker, daß der Bedeutungshorizont des Arbeitsbegriffes gesprengt wird. Stattdessen zeichnet die Erzählerin mit dem Bild eines ausgelassenen Sektgelages auf dem Fußboden der Fabrik einen Kontrast, der größer kaum sein könnte. Die Arbeit in der Schürzenfabrik scheint geradezu der 'Himmel auf Erden' gewesen zu sein.

Doch solch himmlisches Vergnügen kann nicht von Dauer sein. Auch diese Geschichte hat ihren 'Haken'. Diesmal ist er nicht in der Arbeit selbst begründet, sondern in Frau Wittes Lebensrealität als erwerbstätige Mutter. Das Vereinbarkeitsproblem, das sie bislang lösen konnte, holt sie ein. Mit der Einschulung ihres Sohnes reduzieren sich die öffentlichen Betreuungsangebote, und die Gesellschaft verlagert die Verantwortung für die Kinderbetreuung noch weiter auf die Mutter.

Über diesen Zusammenhang freilich sagt die Erzählerin an dieser Stelle nichts genaueres.⁹¹ Für sie steht hier die Tatsache im Vordergrund, daß sie - nach drei Jahren - die Stelle aufgeben muß, auf der sie sich so wohl gefühlt hat. Das Bedauern ist nicht zu überhören, und die wiederholte Betonung, daß die Fabrik »echt ... ne schöne Firma« war, klingt wie die Beschwörung eines Traumes, der unwiderbringlich vorbei ist. Vor diesem Hintergrund erhält auch das idealisierte Bild vom Sektgelage seinen besonderen Glanz.

- (3c) I₁: *Da würdest auch wieder hingehn?*
 I₂: *Die gibts immer noch?*
 I₁: *Wenn de Gelegenheit hättest oder so?*
 E: *Ja da würd ich wieder hingehn -
 aber die ziehn jetzt um -
 die bauen neu in Sandfeld oder noch weiter hintenraus ne -
 und denn wär der Weg für mich zu weit ne -*
 I₂: *hm*
 E: *wenn ich jetzt vielleicht noch fünf Stunden arbeiten würde
 und denn - ne Stunde hin und ne Stunde zurück
 das wär zu lang ne. - -*
 I_{1,2}: *Hm hm*
 (52/2075-53/2086)

91 Vgl. dazu die unten interpretierte Nachfragesequenz N2.

(3c) Das kurze Segment wird bestimmt durch die Nachfrage eines Interviewers, ob Frau Witte wieder in der Schürzenfabrik arbeiten würde, wenn sie Gelegenheit hätte. Damit greift er die Perspektive der Erzählerin auf und regt noch einmal eine Evaluation ihrer Beziehung zu dieser Arbeitsstelle an, die schon im Fokus der vorangegangenen Sequenz stand. Das Vereinbarkeitsproblem bleibt dagegen im Hintergrund und wird von den Interviewern nicht weiter hinterfragt, ja, fast entsteht der Eindruck, daß sie die Verbindung zwischen Einschulung und der (mangelnden) »Gelegenheit«, erwerbstätig zu sein, als selbstverständlich akzeptieren.

Auch Frau Witte spricht in ihrer Antwort das Problem nicht an. Als entscheidendes Hindernis nennt sie vielmehr den Umzug der Fabrik, der die Arbeitsstelle - trotz aller positiven Aspekte - zeitökonomisch unattraktiv macht. Implizit könnte dabei dennoch das Vereinbarkeitsthema verhandelt werden. Die Erzählerin argumentiert offensichtlich auf Basis eines Modells, in dem sie eine Teilzeitarbeit (»vielleicht noch fünf Stunden arbeiten«) und Kinder- und Familienaktivitäten miteinander verbindet, wobei letztere ein bestimmtes Ausmaß an Zeit beanspruchen, das sie nicht unterschritten wissen will. Der weite Weg zur Fabrik würde eine Abwesenheit von zuhause bedeuten, die sie als »zu lang« beurteilt.

(3d) E: *Das war da ganz gut ne -
die hatten auch - äh - drei Betriebsräte und - so was ne
das fand ich schon mal ganz gut -
wenn man irgendwas hatte -
brauchte man zwar nich zum Betriebsrat gehn -
man konnt das auch so regeln
meistens jedenfalls ne.*

I₁: hm

E: *Das fand ich ganz gut da ne -
oder mal - zwei Tage fehlen -*

I₁: hm hm

E: *rufst mal eben an -
»ich komm heut nich« ne -
das konnt man sonst irgendwie nie machen
in andern Firmen wo ich war ne.
(53/2087-2100)*

(3d) Auch in diesem Segment beschäftigt sich die Erzählerin noch einmal mit dem Besonderen ihrer ehemaligen Arbeitsstelle. Sie führt einen weiteren Grund für ihre positive Beurteilung an: die Existenz eines Betriebsrates. Damit kontrastiert sie, ohne explizit darauf einzugehen, die Schürzenfabrik mit ihrer früheren Fabrikerfahrung aus der Zeit ihrer Lehre, in der die »Ausbeutung« der Näherinnen durch das Fehlen eines Betriebsrates ungehindert stattfinden konnte.

Diese Erfahrung könnte durchaus im Hintergrund des Arguments stehen. Es hat jedoch eher den Charakter einer Positionsbestimmung oder Deutung ('ich finde es gut, wenn ein Betrieb einen Betriebsrat hat')⁹², als daß es durch konkrete persönliche Erfahrungen gedeckt wäre. Denn in dem Versuch, konkret aufzuzeigen, wofür der Betriebsrat »gut« war (»wenn man irgendwas hatte«), zeigt sich, daß er im Zweifelsfall gerade nicht gebraucht wurde. In dem vorhandenen Arbeitsklima, war es möglich, die Dinge »so« zu regeln. Die Relativierung (»meistens jedenfalls«) deutet an, daß damit jedoch keine prinzipielle Absage an die Notwendigkeit eines Betriebsrates gemeint ist und es womöglich doch Fälle gab, in denen er sich eingeschaltet hat.

Die Erzählerin selbst scheint jedoch nicht in einer solchen Situation gewesen zu sein. Ihre Bedürfnisse nach »Regelung« konnte sie offensichtlich »so« realisieren. Das folgende Beispiel zeigt, daß es ihr dabei um das Aushandeln kleiner Freiheiten geht, konkret: um die Möglichkeit, einmal einen Tag nicht zur Arbeit zu kommen. Diese Verfügungsmöglichkeit über die eigene Zeit spielt für die Erzählerin, wie schon mehrfach deutlich geworden ist, eine große Rolle. Im Unterschied zu früheren Arbeitserfahrungen, in denen sie sich die freien Tage durch Tricks erkaufen mußte, hat sie in diesem Betrieb die Möglichkeit, 'gerade heraus' zu sagen, daß sie nicht kommt. Der Betrieb entspricht somit ihrem Ideal des offenen Interessenabgleichs.

92 Fragt man nach dem Grund für diese Meinungsäußerung, so könnte zum einen angenommen werden, daß hier eine grundsätzliche Einstellung zum Ausdruck kommt, mit der sich die Erzählerin auf der Interessenseite der ArbeitnehmerInnen innerhalb des betrieblichen Machtfeldes verortet. Die bisherigen Interpretationen ihrer lebensweltlichen Perspektive auf die Arbeitswelt stützen diese Lesart. Zum anderen könnte aber auch das (unbewußte) Bestreben, den Interviewern eine erwünschte Meinung zu präsentieren, für dieses Segment mitverantwortlich sein. In der früheren Erzählung über den Ausbildungsbetrieb hatten die Interviewer die mangelnde gewerkschaftliche Organisation deutlich kritisiert (vgl. Segment II.4).

- (3e) I₂: Wie erklärten dir das? Daß das bei der Firma so (...)
 E: Weiß ich nich. Das -
 I₂: und die trotzdem nich pleite is
 weil die ja sonst immer so argumentieren.
 E: Ja wenn du gefehlt hast -
 ham se das natürlich nich bezahlt ne. -
 I₂: Nein aber -
 E: Nee - die hatten erst mal viele Ausländer da ne -
 da warn also - sechzig Prozent Ausländer -
 und der Rest Deutsche ne -
 aber wir ham uns da ganz gut - mit den Türken -
 I₁: hm
 E: das warn nur Türken -
 I₁: hm
 E: ganz gut verstanden ne -
 das warn alles noch jüngere und so -
 die ham uns dann ma zum Essen eingeladen -
 I₁: hm hm
 E: das fand ich ganz lustig.
 I₁: Habt ihr heut noch Kontakte zu denen? Oder zu einzelnen?
 E: Ja ich hab noch Kontakte zu zweien ne -
 I₁: ja
 E: also die eine arbeitete da noch
 die hat auch mit mir zusammen gelernt -
 I₁: ja
 E: und=e - ne andere die hab ich da erst kennengelernt ne.
 I₂: Zu zwei deutschen - Frauen.
 E: Hm
 I₁: Und zu Türken auch noch?
 E: Überhaupt nich - nee - nich mehr -
 das warn auch nur zu - zu drein -
 also so die - neben mir saßen ne
 I_{1,2}: hm hm
 E: da hatt ich Kontakt mit.
 Die hatten noch kleine Kinder
 und denn ham die uns ma zum Essen eingeladen ne -
 aber zu den hab ich kein Kontakt mehr -
 zu den Deutschen ja -
 gehn wir noch manchmal essen -
 oder ich besuch die=e mal ne - -
 I_{1,2}: hm hm ja
 E: oder der eine von der einen da - der Vadder da - züchtet Karnickel -
 I₁: ((lacht))
 E: da kauf ich ma Karnickel ab

- und frier die dann ein und so. - -
- I_{1,2}: Ja ja hm
 E: Ja und da würd ich wieder anfangen -
 wenn das hier bleiben würde -
 aber die gehn ja jetzt weg ne -
- I₁: hm
 E: (würde) ich da bleiben
 oder wieder hingehn - so. - -
- I₁: Hm
 (53/2101-54/2153)

(3e) Konnte die vorhergehende Frage (vgl. Segment 3d) durchaus noch als immanente, erzählunterstützende Frage gelten, so durchbricht der Interviewer I₂ nun endgültig das Narrationsschema, indem er explizit nach einer Erklärung fragt und damit auf die argumentative Ebene wechselt. Diese wird dadurch noch verstärkt, daß der Interviewer in seine Frage selbst eine Argumentation einbaut, die er noch dazu als fremde (der Unternehmenseite zuzurechnende) kennzeichnet (»weil die ja sonst immer so argumentieren«). Er stellt der Erzählerin damit nicht nur die Aufgabe, eine Erklärung für das ungewöhnliche Verhalten ihrer Vorgesetzten (der Firmenleitung?) zu finden, sondern liefert ihr obendrein eine provokative Argumentationsfolie mit, an der sie sich abarbeiten und womöglich eine 'Gegentheorie' formulieren soll.

Die erste, unspektakuläre Antwort der Erzählerin macht die einfache Rechnung auf, daß die Firma die Fehltage nicht bezahlt und deshalb keinen Nachteil gehabt habe. Hier wird noch einmal deutlich, daß es Frau Witte tatsächlich um die Freiheit des »Blaumachens« geht und sie im Gegenzug akzeptiert, daß die Firma ihre Interessen wahrt und nicht zahlt. Die Reaktion des Interviewers signalisiert jedoch, daß ihm diese Erklärung nicht ausreicht. Dadurch fühlt sich die Erzählerin zu einer weiteren Erklärung veranlaßt.

Sie führt den hohen Ausländeranteil bei den Beschäftigten an, ohne jedoch dieses Argument mit Bezug auf die Ausgangsfrage zu explizieren. Stattdessen scheint das Ausländerthema für sich selbst auslegungsbedürftig. Es ist der Erzählerin wichtig, daß ihre Aussage nicht als ausländerfeindlich verstanden wird. Sie betont deshalb, daß sie und ihre deutschen Kolleginnen sich »ganz gut mit den Türken« verstanden haben und führt als Beleg eine Essenseinladung an. Die Beziehung zwischen den deutschen und türkischen KollegInnen

wird dabei eingebettet in das bereits dargestellte Bild einer unproblematischen, »lustigen« Kommunikationsstruktur zwischen jungen Leuten (Frauen) in einer ähnlichen Lebenssituation (»die hatten noch kleine Kinder«).

Die Nachfrage des Interviewers I₁ führt zu einer differenzierten Auskunft über das Andauern privater Kontakte zu einigen der ehemaligen Kolleginnen. Dabei wird deutlich, daß der als »ganz gut« dargestellte Kontakt zu den Türkinnen im Betrieb allenfalls oberflächlich war. Es gab offensichtlich keine Probleme, aber auch keine weitergehenden sozialen Beziehungen wie zu einigen deutschen Kolleginnen. Nach diesen Informationen kommt die Erzählerin selbst wieder zum Thema zurück. Mit der Koda: »Ja, und da würd ich wieder anfangen« (54/2147-2153), schließt sie nicht nur die mit Segment 3c (52/2075ff) installierte 'außerplanmäßige Nachfragephase' ab, sondern auch die Erzählung über das besondere Interaktionsklima in der Schürzenfabrik.

- (3f) E: Ja und da kam Matthias zur Schule - - -
ja da mußt ich kündigen
also so - das war so
w_ wir kamen aussem Urlaub wieder -
und da hab ich drei Tage da gearbeitet -
I₁: hm
E: und da hab ich krank gemacht -
da war mein Steißbein gebrochen.
I₂: Ja?
E: /Das war aber echt gebrochen. ((belustigt))/
I₁: Bist hingefallen oder was?
E: Ne da hat Thomas mir einen in Hintern gehaun -
aber - er wollte das wohl - ne.
Hat er Clogs angehabt ((schenkt sich ein))
und is mir - is da so unglücklich hintergekommen
da war mein Steißbein echt gebrochen ne.
I₂: ((pfeift einen Ton))
E: /Hm hm ((belustigt))/
I₁: Oh Mann.
E: Das hat man erst gar nicht gemerkt -
denn die Schmerzen warn nich schlimm
nur beim Sitzen ne.
I₁ 2: Ja ja
E: Und da war ich eine Woche krank geschrieben und=e -

- bei unserm schönen guten Arzt -
 /und der glaubte mir das natürlich nich -
 daß ich irgendwas hab ne. ((besonders betont))/-
 Da sag ich
 »nee also das - muß irgendwie was Richtiges sein«
 hat er mich zum Röntgen geschickt -
 und da war das echt gebrochen.
- I₁: Da mußt ja dann - wie issen das -
 /is da irgendwas mit Gips oder so? ((ins Lachen kommend))/
 I₂: ((kichert))
 E: Nee - gar nicht.
- I₂: Machst du praktisch nix.
 E: Nee
- I₁: Mußt dauernd aufem Bauch liegen
 I₂: Darfst nur eben nich sitzen oder was?
 E: Mal /soo ((neigt sich zur Seite))/
 oder - /aufem Bauch hier hab ich immer gelegen. ((deutet die Haltung an))/
 I_{1,2}: Ja ja. Ja.
- E: Da war ich - dreizehn Wochen krank glaub ich ja. - -
 I₁: So lange braucht das dann?
 E: Hm die hab ich dann rausgezögert -
 ich meine nach acht Wochen hätt ich hingehn können ne.
- I₁: ja ja
 I₂: Hm
 E: Da war ich - - ((trinkt)) acht Wochen krank -
 sechs Wochen zahlt de Firma nur -
 und denn kricht ich den Brief vom Vertrauensarzt ne - -
 da mußt ich hin.
 Und die hat mich wieder gesundgeschrieben.
 Da hab ich die erst mal fürchterlich angemacht ne -
 weil ich konnte echt noch nich richtig sitzen
 also nich n ganzen Tach ne.
 Ich mein - ich wollt das rauszögern -
 weil ich sowieso kündigen wollte ne -
- I₁: hm hm
 E: und mußte. -
 I₂: Hm
 E: Und da hab ich die erst mal angemacht -
 I₁: hm
 E: was sie sich denn einbilden würde -
 ich müßte doch den ganzen Tach draufsitzen und so -
 I₁: hm
 E: und mein Steißbein is sowieso länger -

- I₁: hm
 E: /son Stück länger ((zeigt eine kleine Strecke))/
 und das war n richtig abgebrochen ne.
 I₁: Hm hm
 I₂: Deshalb is es wahrscheinlich och gebrochen ne?
 E: Hm -
 I₁: hm
 E: ja und denn war ich dreizehn Wochen krank.
 (54/2154-56/2228)

(3f) Mit dem Bezug auf die Einschulung des Kindes und die Aufgabe ihrer Arbeitsstelle knüpft die Erzählerin an die oben bereits benannte (vgl. 52/2065) biographische Station an. Mit dieser verbindet sie konkrete Erinnerungen, die sie in einer ausführlichen Narration entfaltet, womit sie im übrigen wieder die Steuerung des Interviewverlaufs übernimmt. Das Segment über das gebrochene Steißbein enthält alle Elemente einer erzählenswerten Geschichte. Die Tragikomik des dargestellten Mißgeschicks, der amüsierte Erzählton und die begleitenden Gesten der Erzählerin lösen allgemeine Heiterkeit aus und legen die Vermutung nahe, daß es sich hierbei um eine bereits mehrfach erzählte Geschichte (im Stadium der beginnenden Traditionsbildung) handelt.

Darüber hinaus verweist die narrative Ausschmückung der dargestellten biographischen Station jedoch auf deren lebensgeschichtliche Relevanz. Dabei fällt allerdings die Diskrepanz der Stimmungen auf. Die Heiterkeit der Steißbeingeschichte steht in deutlichem Kontrast zu dem Bedauern, ja, der Trauer über den Verlust der Arbeitsstelle. Es entsteht fast der Eindruck, daß die negativen Gefühle mit der lustigen Geschichte ebenso übertönt werden, wie die Kündigung mit dem Krankengeld 'versüßt' werden soll.

Darin dokumentiert sich ein weiteres Mal die nach vorne gewandte Bewältigungsstrategie der Erzählerin. Sie 'versinkt' nicht in der Trauer, die sie durchaus hätte ausdehnen können, wenn sie aus der Krankheitsgeschichte eine Leidensgeschichte gemacht hätte. Stattdessen erzählt sie eine lustige 'Actionstory', in der sie die Handelnde bleibt und durch Witz, Strategie und Durchsetzungsvermögen (z.B. gegenüber der Vertrauensärztin) noch das Beste aus der Situation macht. Wie in der vorangegangenen Kündigungsgeschichte besteht auch hier der Clou darin, daß sie den Bedingungen, die gegen sie gerichtet sind und denen sie sich letztlich nicht entziehen

kann, am Ende zumindest ein Schnippchen schlägt und noch ein paar Wochen Krankschreibung 'herausholt'.

Legitimiert scheint ihr Handeln auch hier durch das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit, das ihr - in der Position der Abhängigen⁹³ - das *Recht* gibt, sich in einem gewissen Rahmen, Vorteile zu verschaffen. Dieses Recht bringt sie auch gegenüber dem 'idealen' Betrieb in Anschlag. Daß sie dort relativ große persönliche Handlungsfreiheiten gehabt hat, empfindet sie als angemessen; sie fühlt sich dadurch keineswegs zu einer besonderen Dankbarkeit oder Loyalität verpflichtet.

Abschließend sei auf einen zweiten Problem-Aspekt verwiesen, der vom heiteren Tenor der Story überdeckt wird: nämlich die Tatsache, daß ein Fußtritt von Thomas zu dem gebrochenen Steißbein geführt hat. Dieser Umstand wird von der Erzählerin in einer kurzen, auf Nachfrage von I₁ angeregten, Hintergrundkonstruktion benannt. Dabei bleibt der genaue Vorgang offen. Was die Erzählerin hier als einen Unglücksfall darstellt (»is da so unglücklich hintergekommen«), für den sie ihren Mann nicht verantwortlich macht, setzt voraus, daß sie sein Handeln bzw. seine Absicht selbst (»da hat Thomas mir einen in Hintern gehaun - aber - er wollte das wohl - ne«) nicht weiter problematisiert. Es hat den Anschein, daß das »Hauen auf den Hintern« zwar eine derbe, aber durchaus alltägliche Umgangsform ist, eine Bagatelle, die ohne den »unglücklichen« Ausgang überhaupt nicht erwähnenswert wäre. Der Gewaltaspekt, der eben nicht nur im Resultat, sondern bereits in der Geste selbst steckt, wird damit nicht thematisiert.⁹⁴

(3g) E: *Un in der Zeit hab ich denn ja gekündigt - -
s war bis Oktober Mitte Oktober - war ich glaub ich letzten Jahres krank*

93 Die Abhängigkeit bezieht sich sowohl auf den Lohnabhängigenstatus als auch auf die allgemeinere Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Lebensbedingungen, im konkreten Fall z.B. von den Betreuungsangeboten für das Kind.

94 Dieser Aspekt scheint übrigens auch von den Interviewern, die den heiteren Tenor der Geschichte aktiv unterstützen (»is da irgendwas mit Gips oder so? ((ins Lachen kommend))«), nicht wahrgenommen zu werden. I₂ signalisiert mit seiner Bemerkung (vgl. Z 2225) zumindest implizit eine Akzeptanz des »Schlags auf den Hintern« und teilt die »Unfall«-Deutung der Erzählerin, indem er sogar die »unglückliche« Anatomie der Betroffenen für den Ausgang verantwortlich macht.

hab ich da gekündigt -
 ab_ also bin ich gar nicht wieder hingegangen ne - -
 drei Tage nachdem Urlaub war ich da
 und denn nie wieder ne. ((lacht))

I₁: Hm hm

E: Das fand ich ganz gut. -
 Ich wollt das eigentlich so machen letztes Jahr -
 wenn wir aussem Urlaub wiederkomm -
eine Woche noch arbeiten -
 da hatte Thomas glaub ich noch Spätschicht -
 hätte er Matthias morgens nehmen können -
 und denn zwei drei Wochen krank machen -
 weil ich da nie krank war -
 weil mir das - zu gut gefallen hat ne -

I_{1,2}: Hm hm hm

E: hatt ich überhaupt kein Grund

I_{1,2}: hm hm

E: hier - krank zu machen ne.
 Wenn ich nicht arbeiten wollte oder so -
 hab ich mich da hingesetzt - /nix getan. ((verschmitzt lächelnd))/
 Und da hab ich gedacht -
 nee - wenn de jetzt wirklich was hast -
 dann ziehst das eben - büschen raus ne -
 sind dreizehn Wochen von geworden. - -
 (56/2229-57/2254)

(3g) Dieses Segment hat vorwiegend gestaltschließende Funktion. Die Erzählerin markiert noch einmal das eigentlich relevante Ereignis, ihre Kündigung, und ordnet damit die Steißbeingeschichte in die übergeordnete Erzählkette über ihre Erwerbsarbeit ein (vgl. 56/2229-2235). In der abschließenden Evaluation ihrer Kündigungsstrategie und der Rekapitulation des ursprünglichen Plans⁹⁵ werden noch einmal die bereits herausgearbeiteten Aspekte sichtbar:

- die Notwendigkeit für die Erzählerin, ihre Arbeitszeiten mit den Betreuungszeiten des Kindes und der Ab- bzw. Anwesenheit des Partners abzustimmen;
- die positive, geradezu idealisierende Bewertung der Arbeitserfahrungen in der Schürzenfabrik;
- die moralische Überzeugung, als abhängig Beschäftigte ein Recht darauf zu haben, auch mit Tricks und 'illegalen' Mitteln den eige-

95 Vgl. die Hintergrundkonstruktion in den Zeilen 56/2237-57/2250.

nen Vorteil zu wahren. Dabei geht es nicht um eine einfache Nutznießerstrategie, 'herauszuholen, was herauszuholen ist', sondern um eine subtile Balance zwischen Interessen und Chancen der beiden beteiligten Parteien. Dies wird im Vergleich zwischen dem ursprünglichen Plan und dem am Ende realisierten deutlich. Angesichts des fairen Verhaltens der Gegenseite (Betriebsleitung, Vorgesetzte) und des eigenen Arbeitseinsatzes (»weil ich da nie krank war«) hat die Erzählerin eine klare Schamgrenze für ihre Krankschreibungsstrategie (»zwei, drei Wochen krank machen«). Erst der Zufall, »wirklich was zu haben«, legitimiert eine Ausdehnung dieses Maßes.

- (4a) E: Ja n dann war ich drei Wochen zuhause -
oder vier Wochen - nee gar nich wahr - -
in diesen dreizehn Wochen - da hab ich mir schon ne neue Stelle gesucht
-
weil mir das - war mir irgendwie zu langweilig zuhause ne.
- I₁: Hm hm
- E: Thomas Schicht -
is nachmittags weg bei Spätschicht
kommt abends wieder.
Bei Nachtschicht muß ich mich hier im Hause verpissen -
daß er ja nichts hört -
wenn ich hier irgendwie mitem Staubsauger oder
also s geht gar nicht ne.
- I₁: Hm hm
- E: Oder Matthias - dem muß ich halb den Mund zubinden -
- I₁: hm
- E: bei Nachtschicht -
damit er nich wach wird ne - -
und=e da hab ich gedacht -
ach suchst dir irgendwie ne Putzstelle oder sowas -
- I₁: hm
- E: und da hab ich das da hinten gekricht -
wo ich jetzt bin in der Weinstraße nich. - -
- I₁: Hm
(57/2255-58/2277)

(4a) Die Erzählerin kennzeichnet ihre neue Lebenssituation nach der Kündigung damit, daß sie »zuhaus« ist. Schon nach wenigen Wochen sucht sie sich eine neue Stelle. Diese Information verweist zu-

nächst weniger auf einen neuen Abschnitt ihrer Erwerbsbiographie als vielmehr auf die Unerträglichkeit des Zustandes, »zu Hause« zu sein.

Dieses Zuhause-sein ist, wie die Erzählerin im folgenden ausführt, nämlich nicht nur »langweilig«⁹⁶, sondern unterliegt darüber hinaus erheblichen Restriktionen durch die Schichtarbeit des Partners, was die Erzählerin zunächst durch ein lapidares »Thomas' Schicht« annonciert. In der folgenden Hintergrundkonstruktion stellt sie die Rahmenbedingungen ihres Familienalltags genauer dar: Bei Spätschicht ist der Partner zu den in unserer Gesellschaft üblichen Freizeiten⁹⁷ nicht anwesend. Umgekehrt ist es bei Nachtschicht gerade seine Anwesenheit - als schlaf- und reproduktionsbedürftiger Mensch -, die die Gestaltungs- und Bewegungsfreiheit zu Hause massiv einschränkt. Frau Witte muß sich in der Wohnung »verpissen«, sie kann nicht einmal der (langweiligen) Hausarbeit nachgehen und muß obendrein das Kind massiv reglementieren (»dem muß ich halb den Mund zubinden«). Die durch die Schichtarbeit erzwungenen Zeitraster sind völlig gegen den Lebensrhythmus nicht nur des Schichtarbeiters selbst, sondern auch seiner Frau und seines Kindes gerichtet.⁹⁸

Ist die Problematik dieser Situation schon unmittelbar einsichtig, so wird sie noch brisanter vor dem Hintergrund der konkreten biographischen Erfahrungen von Frau Witte. In der bisherigen Darstellung ist mehrfach deutlich geworden, wie wichtig ihr die Freiheit ist, im kleinen, alltäglichen Rahmen über die eigene Zeit zu verfügen. Das Problem wurde bislang im Kontext der - zeitlich hart reglementierten - Erwerbsarbeit virulent. Nun stellt es sich für Frau Witte und ihre Familie auch im privaten Alltagsleben, das üblicherweise zeitlich flexibler ist und gerade deshalb als Puffer und Kompensationsraum für die Lohnarbeit fungiert.

Die Annahme einer Putzstelle kann vor diesem Hintergrund als pragmatische Strategie interpretiert werden, dem Hausfrauendasein

96 Dies läßt nicht darauf schließen, daß es keine Arbeit gäbe, wohl aber, daß die anfallende (Haus-)Arbeit Frau Witte keinen Spaß macht, sie nicht ausfüllt. In späteren Passagen des Interviews expliziert Frau Witte, daß Hausarbeit für sie eher eine lästige Notwendigkeit als eine lustvoll besetzte Arbeit ist (vgl. die Segmente VI.6 und N1).

97 Für Familien mit Kindern sind dies besonders der Nachmittag und der (frühe) Abend.

98 Vgl. dazu unsere Ergebnisse zum Einfluß der Schichtarbeit auf das Familienleben der befragten ArbeiterInnen (Alheit et al. 1986).

wenigstens stundenweise zu entkommen. Erwerbsarbeit erhält in diesem Falle die Funktion, die Defizite des »Zuhause-Seins« zu kompensieren.

- (4b) E: Und da gefällt mir das allerdings auch wieder gut ne -
 also - die ham da och ne Schneiderei drinne -
 mit einer Schneiderin -
 die arbeitet aber nur drei Tage -
 und nu will ich sehn -
 wenn Matthias jetzt - im - zweiten oder dritten Schuljahr is -
 un wenn der dann n bißchen länger Schule hat -
 daß ich da - arbeite ne -
 also jetzt als Schneiderin
 I₂: (...) als Schneiderin
 I₁: hm hm
 E: denn die ham wirklich viel Sachen och -
 als Änderungsschneiderin -
 also da is ma ne Naht gerissen oder sowas -
 I₁: hm
 E: oder n Knopf ab -
 oder - der Reißverschluß is kaputt ne -
 das würde mir echt Spaß machen ne -
 vor allen Ding is es nich weit -
 I₁: hm
 E: und ich kann auch ma sagen -
 ich muß heut ma zwei Stunden eher nach Hause gehen ne -
 mein s konnt ich in der andern Firma auch ne -
 I_{1,2}: ja
 E: aber weils eben grad so nah bei is ne -
 I₁: hm
 E: und die bezahlen auch nich schlecht.
 (57/2278-58/2304)

(4b) Erst jetzt kommt die Erzählerin auf die neue Arbeitssituation selbst zu sprechen. Dabei wird deutlich, daß diese mehr als nur kompensatorischen Wert besitzt. Was Frau Witte an der Putzstelle »ganz gut gefällt«, sind nicht nur der kurze Weg und die relativ gute Bezahlung - zwei wichtige Aspekte ihres Kosten-Nutzen-Kalküls -, sondern vor allem die Hoffnungen, die sie an diesen Arbeitsplatz knüpft. Sie beabsichtigt, ihre unfreiwillig unterbrochene Berufsperspektive wieder aufzunehmen, sobald die Schulsituation ihres Sohnes es zuläßt, sich also die Faktoren des Vereinbarkeitspro-

blems verändert haben. Der Betrieb, in dem sie putzt, verfügt über eine (potentielle) Arbeitsstelle, die ihr nicht nur von den Rahmenbedingungen her zusagen würde (zeitliche Flexibilität, Lohn), sondern ihre beruflichen Qualifikationen fordern und sogar »echt Spaß machen« würde. Diese günstigen Bedingungen, motivieren bei Frau Witte eine handlungsschematische Perspektive. Sie verfolgt die Idee, sich durch eigene Initiative dort einen Arbeitsplatz zu schaffen und ihren Beruf wieder aufzunehmen: »Und nu will ich sehn ... daß ich da - arbeite ne - also jetzt als Schneiderin.«

Die Erzählerin ist an dieser Stelle des Interviews in der Gegenwart angelangt. Ausgehend von ihrer aktuellen Situation entwickelt sie Perspektiven für die Zukunft: Sie strebt eine Fortsetzung bzw. eine Wiederherstellung der bisher gelungensten Phase ihrer Biographie an, in der sie Beruf und Familie miteinander vereinbaren konnte und beide Seiten für sich befriedigend 'funktioniert' haben. Diese Situation war gegeben, als die positiven Arbeitserfahrungen in der Schürzenfabrik zusammenfielen mit einer relativen Stabilisierung der Familiensituation, in der das Kind gut versorgt war (Teilzeitarbeit der Mutter und Kindergarten) und vor allem der Partner durch seine erfolgreiche Umschulung die Übernahme von Verantwortung endlich ratifiziert zu haben schien.

Mit diesem Ausblick in die Zukunft findet die biographische Haupterzählung ein vorläufiges Ende, ohne daß die Erzählerin eine ausdrückliche Koda formuliert. Es muß offen bleiben, ob sie an dieser Stelle tatsächlich eine solche gesetzt hätte oder noch mit Narrationen oder Bilanzierungen fortgefahren wäre, da zunächst eine Interviewerintervention folgt.

- (4c) I₂: Biste da in so ner Putzkolonne - oder
 E: nee ich bin alleine da
 I₁: ach du putzt dort.
 E: Hm
 I₂: Ach so. Ich hatte gedacht daß - so wie zum Beispiel im Flughafen - daß man da - so hingefahren wird oder so -
 E: na im Flughafen - da muß ich auch immer alleine hinkommen - da hatt ich auch mein festes Revier ne. -
 I₂: Ach so
 E: S war denn - zwei Abflughallen - -und ne Treppe

*das mußt ich denn sauber machen ne.
(58/2305-2315)*

(4c) Mit seiner, zunächst immanenten, Nachfrage übernimmt der Interviewer I₂ die Steuerung und leitet damit - ohne daß es an dieser Stelle schon absehbar ist - endgültig zur Nachfragephase des Interviews über.⁹⁹ Die Interviewer haben keine unmittelbare Anschauung von der Arbeit der Erzählerin als Putzfrau und versuchen, sich durch Nachfragen eine genauere Vorstellung zu verschaffen. Dabei dementiert die Erzählerin das Klischee von der »Putzkolonne«, die (ähnlich einer Bauarbeiterkolonne) als Gruppe mit dem Bus zum Arbeitseinsatz gefahren wird. In Wirklichkeit ist die Putzstelle ein einsamer Job. Frau Witte arbeitet alleine, sowohl in ihrem jetzigen Betrieb, wo sie die einzige Putzfrau ist, als auch in der früheren Stelle am Flughafen, wo sie individuell hingefahren ist und ihre individuell festgelegte Arbeit, ein bestimmtes »Revier« zu reinigen, erledigt hat. Die Aufteilung der Arbeitsfläche in große Reviere (zwei Abflughallen und eine Treppe) läßt die Isolation dieser Tätigkeit geradezu bildhaft vorstellbar werden. Allenfalls am Rande der Arbeit, beim Kommen und Gehen oder ggf. in kurzen Pausen, kann es unter diesen Bedingungen zu sozialen Kontakten mit Kolleginnen gekommen sein. Umso bemerkenswerter ist es, daß die Erzählerin die Putzstelle trotz dieser extrem restringierten Bedingungen als Möglichkeit erlebt, dem langweiligen Alltag zuhause zu entfliehen.

- (5) I₂: *Hast du schon mal -
im Zusammenhang gerade mit diesen Änderungsschneidereien - und so
mit solchen Tätigkeiten -
an die Möglichkeit - von Heimarbeit gedacht?*
E: *Hab ich schon ma gemacht. Ja.*
I₂: *Ach ja.*
E: *Da war Thomas noch beim Bund
also das - da hab ich Schürzen genäht - so kleine Cocktailschürzen -
da krichte man glob ich für eine Schürze zwischen - siebzich un neunzich
Pfennich ne. - -*
I₂: *Und das rentierte sich net - ne?*

⁹⁹ Es hat den Anschein, daß die Interviewer sich auch in der Interviewsituation selbst nicht über den Übergang zwischen dem ersten (Haupterzählung) und dem zweite Teil (Nachfragephase) des narrativen Interviews im klaren sind.

- E: Nee.
Das hab ich ein Monat lang gemacht
also da hatte ich nen Stundenlohn von drei Mark ne -
- I₂: hm
E: und denn diesen Dreck zuhause -
- I₁: hm
E: und denn die Sachen hinbringen und abholen ne.
I₁: Alles selber machen?
I₂: Hm
E: Hm. Da hab ich echt rangeklotzt -
und hab da hundert Mark im Monat gehabt ne -
- I_{1,2}: hm hm
E: oder noch weniger.
I₂: Ja das ist allgemein bekannt daß die Heimarbeit also unerhört -
E: hm
I₂: schlecht bezahlt wird
und das trotzdem Leute machen müssen
weil die manchmal wirklich in Situationen sind
wo sie nicht außer Haus gehen können
- E: ja.
I₁: Hm hm
I₂: und das wird ausgenützt - diese - Abhängigkeit.
E: Genau.
Nee da dacht ich -
dann geh - geh ich lieber abends putzen oder irgendso ne -
- I₁: hm hm
E: da hatt ich keine Lust zu gehabt. -
Das - war richtig Ausnutzung ne also -
- I₁: hm
E: so Dinger da runterrackern
und denn - siebzich Pfennich - nee. - -
- I₂: Hm
E: Mußt bedenken ganzen Dreck - Strom -
du mußt dort hinfahrn das da hinschleppen - und wieder abholen
- I₁: hm hm
E: das hab ich nich eingesehn ne -
das is och keine Beschäftigung für mich also -
da hab ich auch keine Lust zu gehabt. -
Wenn ich wußte - ich mußte die übermorgen abgeben -
da hab ich die morgen no nich fertig ne -
hab ich eben keine Lust gehabt. -
Un so weiß ich - muß da hingehen arbeiten -
dann geh ich auch hin ne. - -
Aber so - da kam ja immer wieder was dazwischen

- (...) bin ich müde
- I₂: hm
- E: *heut muß ich mir den Film ankucken -
hab ich das eben nich gemacht ne. -*
- I₁: hmhm
- E: *Und gabs da oach noch irgendwie Strafe oder so -
wenn man die nich hingebracht hat an dem Tach ne. -
Hab ich die einmal*
- I₂: Immer so ne Art Terminaufträge?
- E: hmhm.
*Da - kam mir das irgendwie in Kopf
da hatt ich die - fünfzich Schürzen oder noch mehr zuhause -
und hab mir das ma ausgerechnet -
was ich da verdient hab -
da hab ich den ganzen Kasten da wieder hingebracht -
hab gesacht - »hier -
könnt ihr selber machen
mach ich nich« ne.*
- I₂: Hm hm
- E: *Da mußst - hab ich glaub noch dreißig Mark gekri_ -
ich sach »s will ich wiederhaben und -
den Scheiß könn se alleine näh« ne -
das hab ich dann nich mehr eingesehn.*
(58/2316-60/2392)

(5) Mir seiner Frage übernimmt der Interviewer die thematische Steuerung des Interviews und installiert endgültig die Nachfragephase. Was er jedoch als Zukunftsperspektive (und möglicherweise als Anregung) angesprochen hat, kann die Erzählerin mit einer ausführlichen Narration beantworten. Sie hat nämlich bereits Erfahrungen mit Heimarbeit gemacht.

Aus dem Kontext läßt sich rekonstruieren, daß sie kurz vor oder - wahrscheinlicher - nach der Geburt ihres Sohnes die Heimarbeit angenommen hat. Die Schilderung dieser Erfahrung läßt keinen Zweifel, daß Frau Witte diese Arbeit als geradezu empörende »Ausnutzung« erlebt hat. Ihre konkrete Darstellung macht dies sehr viel klarer als die Bemerkungen der Interviewer über schlechte Bezahlung von Heimarbeit im allgemeinen. Der lächerlich geringe Stücklohn, den die Erzählerin konsequent als Stundenlohn umrechnet (»also da hatt ich nen Stundenlohn von drei Mark«), steht in keinem Verhältnis zu den Zumutungen, die mit dieser Arbeit verbunden sind: »Mußt bedenken ganzen Dreck - Strom - du mußt dort hinfahrn, das

da hinschleppen - und wieder abholen.« Hinzu kommt, daß die Arbeit selbst der Erzählerin keinen Spaß macht (»da hab ich auch keine Lust zu gehabt«) und daß es ihr sehr viel schwerer fällt, sich überhaupt zur Arbeit zu disziplinieren als bei einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit: »Un so weiß ich - muß da hingehen, arbeiten - dann geh ich auch hin, ne. - - Aber so - da kam ja immer wieder was dazwischen (...) bin ich müde - heut muß ich mir den Film ankucken - hab ich das eben nich gemacht.« In dieser Bilanz ist die 'Schuld' eindeutig verteilt: Frau Witte wirft sich keineswegs mangelnde Arbeitsdisziplin vor, sondern lastet die Unlust einzig und allein der unzumutbaren Arbeit an.

Frau Witte reagiert sehr rasch mit dem ihr eigenen Pragmatismus. Sie bilanziert die Situation, entscheidet, die Heimarbeit wieder aufzugeben, und bringt »den ganzen Kasten« zum Auftraggeber zurück. Dabei zeigt sie ihm deutlich, was sie von der Arbeit hält: »Den Scheiß könn se alleine nähén.« Ihre Haltung zeigt Selbstbewußtsein und Stolz, ihre Arbeitskraft nicht für jeden Preis verkaufen zu wollen. Da geht sie »lieber abends putzen«.

- (6) I₁: Is dir das - wenn du jetzt so - gesagt hast -
es würde mir eigentlich Spaß machen
entweder in dieser (...) wie die da hießen wo de gearbeitet hast -
E: hm
I₁: oder wenn des de dir hier vorstellen kannst wo de jetzt putzt -
is dir das so wichtig auch die Vorstellung -
wieder irgendwann dann - äh - ne bestimmte Arbeit zu machen
gerade die die de och gelernt hast oder so?
E: Ja.
I₁: Hm ich meine jetzt auch Stück so für dein für dein - Familienleben
und so Eigenständigkeit oder was?
E: Hm.
Ja. Weiß ich nich -
zuhausa rum_ häng -
I₁: hm
E: hab ich keine Lust.
Das is mir zu echt zu langweilig
Matthias is weg
und wie gesacht Thomas is auch fast nie zuhausa -
I₁: hm
E: und denn - so hab ich immer Kontakt mit andern Leuten irgendwie ne -

- I₁: ja ja ja
 E: da hinten - wo ich jetzt bin - brauch ich auch nicht viel tun -
 I₁: hm
 E: sind n ma - n irgendwie hängt das doch mit meinem Beruf zusammen
 immer neue Sachen und so -
 und denn - - fragt mich mal die eine -
 »wie soll ich das ändern« oder so ne -
 I₁: ja
 E: das find ich irgendwie ganz gut ne.
 I₂: Hm
 E: Möcht auch wieder später weiterhin arbeiten - also richtich arbeiten in
 meim Beruf ne.
 I₁: Ja
 E: Denn immer putzen hab ich auch keine Lust.
 Hab ja no nich ma richtig Lust zuhause zu putzen ne.
 (60/239-61/2427)

(6) Mit einer vorsichtig um Anknüpfung an das Erzählte bemühten und umständlich formulierten Frage versucht der Interviewer I₁ etwas über den 'arbeitsinhaltlichen' Bezug der Erzählerin zu erfahren. Als sie seine - am Ende klarer formulierte - Frage, ob es ihr wichtig sei, in ihrem gelernten Beruf zu arbeiten, mit einem ebenso knappen wie klaren »Ja« beantwortet¹⁰⁰, fühlt sich I₁ zu einer weiteren Erklärung veranlaßt. Dabei bringt er jedoch ein zweites Thema ins Spiel, das in der bislang dargestellten Lebensgeschichte als bedeutsame Motivation für die Erwerbstätigkeit bereits erkennbar geworden ist: nämlich das »Familienleben« und die »Eigenständigkeit«. Die Formulierung des Interviewers, in der beide Stichworte bloß nebeneinander gestellt werden, löst bei der Erzählerin zunächst Unsicherheit aus: »Ja. Weiß ich nich ...« Diese Reaktion kann damit erklärt werden, daß die beiden Aspekte im Leben der Erzählerin in einem sehr viel engeren und - wie wir wissen - konflikthaften Zusammenhang stehen.

100 Diese eindeutige Antwort muß vor dem Hintergrund der aktuellen Arbeitssituation der Erzählerin gesehen werden. Angesichts ihrer Beschäftigung als Putzfrau ist es für sie keine Frage, daß sie lieber im gelernten Beruf arbeiten würde, mit dem ja nicht nur ein anderer Arbeitsinhalt, sondern vor allem eine andere Beschäftigungsform, andere Arbeitsbedingungen und ein höherer Lohn verbunden wären. Die letzte Arbeitsstelle in der Schürzenfabrik setzt hier immer noch den entscheidenden Maßstab. Andererseits ist aus dem Kontext bekannt, daß die Erzählerin keineswegs unter jeder Bedingung auf ihrem gelernten Beruf bestehen würde. Gegenüber der Stelle in ihrem Ausbildungsbetrieb erschien ihr beispielsweise die ungelernete Tätigkeit als Packerin durchaus attraktiver (vgl. Suprasegment II).

In ihrer Antwort setzt Frau Witte Familienleben und Erwerbsarbeit, wie sie sich in ihrer gegenwärtigen Lebenssituation darstellen, vergleichend in Beziehung. Dabei wird deutlich, daß jenes »Familienleben« kaum existiert. Konkret stellt die Erzählerin eine Situation dar, in der sie zuhause »rumhängt«, d.h. sich langweilt, keine Aufgabe hat, die sie interessiert oder ausfüllt, und obendrein *alleine* ist. Der Sohn ist »weg«, und auch der Partner ist »fast nie zuhause«. Demgegenüber steht der »Kontakt mit andern Leuten«, der zunächst ganz allgemein, ohne daß besondere Aktivitäten stattfinden müssen (»irgendwie«), wichtig ist. Neben dieser grundlegenden Qualität weist die Erwerbsarbeit noch weitere Vorteile auf: nicht allzuviel tun zu müssen und auch als fachkompetente Kollegin angesprochen zu werden. Dieser letzte Aspekt führt noch einmal zur Ausgangsfrage des Interviewers zurück und veranlaßt die Erzählerin zur Formulierung einer eindeutigen Zukunftsperspektive: Sie möchte nicht nur »weiterhin« arbeiten, sondern »wieder ... richtig arbeiten« in ihrem Beruf. Dabei wird noch einmal deutlich, daß die Putzstelle lediglich ein vorübergehender Kompromiß ist. Die Nebenbemerkung, daß sie nicht einmal zuhause »Lust« habe zu putzen, relativiert noch einmal die Identifikationsmöglichkeiten mit dem Familienleben. - Mit der Bezugnahme auf die gegenwärtige Lebenssituation mit Familie und Putzstelle und dem kurzen Ausblick in die Zukunft ist die Hauptidee endgültig in der Gegenwart angekommen und kann aus analytischer Perspektive - auch ohne explizite Koda der Erzählerin - als beendet betrachtet werden.¹⁰¹

In diesem Segment ist implizit noch einmal das (gewünschte) Vereinbarkeitsmodell der Erzählerin deutlich geworden. Da ihr Sohn nicht den ganzen Tag »weg« ist, kann angenommen werden, daß die Erzählerin einen Teil des Alltags für die Familie bzw. die Kindererziehung gebunden ist, ein Teil ihrer Zeit somit gar nicht zur Disposition steht und auch nicht in Konkurrenz zu einer möglichen Erwerbsarbeit tritt. Der Vergleich, den sie hier anstellt, bezieht sich

101 Diese Entscheidung hätte den Schnitt zwischen Hauptidee und Nachfragephase auch schon früher (zwischen Segment 4b und 5) festlegen können, da der Übergang fließend ist, an der hier gewählten Stelle aber eindeutig vollzogen ist. Das zuletzt angeklungene Thema 'Putzen als Erwerbsarbeit' und 'Putzen zuhause' leitet die Interviewer zu den nächsten Nachfragen, in denen es um eine vergleichende Evaluation von Erwerbsarbeit und Hausarbeit geht (vgl. Nachfrageteil N I), die also deutlich von der biographischen Erzähllinie abführen.

vielmehr auf den anderen Teil des Tages, der, da das 'Familienleben' in dieser Zeit ohnehin gegen Null geht, eindeutig für Erwerbsarbeit reserviert ist. Frau Wittes ideales Lösungsmodell des Vereinbarkeitskonflikts besteht also in einer zeitlichen Aufteilung und Trennung der beiden Bereiche. Allerdings wird die Realisierung dieses Modells durch äußere Umstände, vor allem die Schichtarbeit des Mannes, erheblich beeinträchtigt.

Zusammenfassung

Im VI. Suprasegment greift die Erzählerin das im II. Suprasegment eingeführte Thema ihrer Erwerbsarbeit wieder auf. Dabei kann beobachtet werden, daß sie durch den Bezug auf Erwerbsarbeit ihre eigenen Erfahrungen und Perspektiven deutlicher in den Mittelpunkt stellt als in den Suprasegmenten, die dem Familienthema gewidmet sind. Doch auch im vorliegenden Suprasegment wird die eigene (Erwerbsarbeits-)Perspektive immer vor dem Hintergrund der Familiensituation entwickelt. Dies zeigt sich daran, daß die Erzählerin mit jeder Darstellung einer neuen Arbeitsstelle das Vereinbarkeitsproblem thematisiert und narrativ oder argumentativ abarbeitet. Darüber hinaus beinhaltet die Erwerbsarbeit jedoch eigenständige, für die Biographie der Erzählerin wichtige Erfahrungsaspekte, die im folgenden kurz zusammengefaßt werden:

- Die Erwerbsarbeit bietet die Möglichkeit, sich in einem sozialen Handlungsfeld auseinanderzusetzen und die eigenen Interessen zu vertreten. Das Interaktionsmodell des Ausbalancierens gegensätzlicher Interessen, das die Erzählerin auch in anderen sozialen Handlungskontexten verwendet, konkretisiert sich auf betrieblicher Ebene im Idealfall (Schürzenfabrik) als modernes Modell des Lohnarbeitsverhältnisses, das keine persönlichen, quasi-feudalen Abhängigkeiten akzeptiert¹⁰², sondern vielmehr die Möglichkeit bietet, einen 'LohnarbeiterInnenstandpunkt'¹⁰³ einzunehmen. Dieser verleiht der Erzählerin, gewissermaßen in der Position der Gegenwehr, legitime Rechte und Ansprüche, z.B. das Recht, sich

102 Vgl. hier die Kritik am Arbeitsverhältnis in dem Damenmodegeschäft.

103 Vgl. dazu Alheit und Dausien 1985.

unter Vortäuschung von Krankheit ein paar freie Tage oder eine gewisse Lohnfortzahlung zu verschaffen.

- Diese Bezugsmöglichkeit auf einen sozial geteilten, kollektiven Erfahrungs- und Deutungskontext ist ein wichtiger Aspekt konkret erfahrbarer Vergesellschaftung, der in der Situation des »Zuhause-seins« nicht in der gleichen Weise erlebt werden kann. Diese Möglichkeit ist offensichtlich so wichtig, daß sie selbst in minimaler Form (Putzstelle) noch eine Erfahrungsqualität beinhaltet, auf die die Erzählerin nicht verzichten möchte.
- Darüber hinaus macht die Erzählerin in der Erwerbsarbeit auch die Erfahrung, als individuelle Person wahrgenommen und respektiert zu werden oder, im Konfliktfall, den Respekt für die eigene Person erkämpfen zu müssen und zu können. In der Auseinandersetzung und Abgrenzung wird die Erfahrung von Identität und Autonomie möglich.
- In diesem Kontext sind vor allem die Anerkennung und Bewertung der eigenen Arbeitsleistung durch den Lohn, aber auch durch den Vermittlungserfolg auf dem Arbeitsmarkt bedeutsam. Sie verleihen der Erzählerin Selbstbewußtsein und ein Wissen, 'was ihre Arbeit wert ist'. Auch hier spielt jedoch die grundsätzliche Qualität, überhaupt einen eigenen Lohn für die eigene Leistung zu bekommen, eine zentrale Rolle (s. noch einmal die Putzstellen). Andererseits hat das Beispiel der Heimarbeit gezeigt, daß sie nicht bereit ist, ihre Arbeitskraft für jeden Preis zu verkaufen.
- Schließlich ermöglicht die Orientierung an der eigenen beruflichen Situation, Pläne für die *eigene* Zukunft zu entwerfen und zu verfolgen (Wiedereinstieg in den Beruf). Im Vergleich dazu waren die bislang erkennbaren Zukunftsperspektive im familiären Bereich eher auf die Entwicklung und Stabilisierung der Biographie *anderer* (des Partners und des Kindes) gerichtet.¹⁰⁴

All diese Aspekte sind elementare Voraussetzungen für die Ausbildung bzw. Aufrechterhaltung von Selbstbewußtsein und biographischer Planungsautonomie. Dabei ist jedoch noch einmal auf die Widersprüche und Einschränkungen dieses Zusammenhangs hinzuweisen. So bedeutsam die mit der Erwerbsarbeit verbundenen

104 So kann die Beziehungsarbeit, die die Erzählerin vor allem in der Phase der familiären Konsolidierung leistet, auch als 'Arbeit an der Biographie des Partners' interpretiert werden (s. Teil 4 dieses Kapitels).

Handlungsspielräume auch sind, so deutlich sind auch ihre Grenzen, die durch die Bindung an familiäre Bedürfnisse und Notwendigkeiten einerseits und die Abhängigkeit von heteronomen Bedingungen andererseits (Bedingungen des eigenen Arbeitsplatzes: Lohn, Arbeitszeiten, soziale Beziehungen; Arbeitszeiten des Mannes; finanzielle Ressourcen; öffentliche Kinderbetreuungsmöglichkeiten u.a.) gesetzt sind.

Die Bedeutung der Erwerbsarbeit für das aktuelle Erleben und die biographische Rekapitulation wird besonders deutlich an der dargestellten Situation in der Schürzenfabrik. Angesichts der positiven, geradezu idealisierenden Schilderung dieser Arbeitsstelle stellt sich die Frage nach der *Diskrepanz* zwischen Erlebens- und Darstellungsebene und der (zu unterstellenden) Realität des Betriebes. Hier besteht Interpretationsbedarf.

Die naheliegende These, daß die Erzählerin einer - durch zufällig liberale Bedingungen am konkreten Arbeitsplatz womöglich begünstigten - 'Täuschung' über die objektive betriebliche Realität unterliegt, erscheint allzu schlicht. Dagegen sprechen - neben dem prinzipiellen erkenntnislogischen Objektivitätsproblem - im konkreten Fall Frau Wittes differenzierte Erfahrungen in mehreren Betrieben, die sich durchaus hinsichtlich der Handlungsspielräume und -grenzen unterschieden haben. Frau Witte weiß, wie die Machtverhältnisse im Betrieb verteilt sind. Plausibler als die These vom 'falschen Bewußtsein' erscheint deshalb die These einer *widersprüchlichen Erfahrung*, in der das - auch durch konkrete biographische Erfahrungen gesättigte¹⁰⁵ - Wissen vom Ausbeutungscharakter kapitalistischer Lohnarbeit neben der - im nachhinein womöglich noch einmal idealisierten - Erfahrung einer scheinbar gleichberechtigten, demokratischen Arbeitsatmosphäre steht.

Im übrigen muß die besonders positive Schilderung der Schürzenfabrik keineswegs nur mit dieser Arbeitsstelle selbst zu tun haben. Ausgehend von der beobachteten *Perspektivität* der Arbeitserfahrungen von Frauen unter den Bedingungen der doppelten Vergesellschaftung¹⁰⁶, liegt es nahe, sie auch auf die (aktuellen) Erfahrungen der Erzählerin im familiären Bereich zu beziehen. Im Kontrast nicht nur zu anderen Arbeitsstellen, sondern vor allem zur Arbeits-

105 Vgl. etwa die Darstellungen der Lehre in Suprasegment II.

106 Vgl. Becker-Schmidt et al. 1982, 1883.

und Lebenssituation der Erzählerin zum Zeitpunkt des Interviews, die durch eine Dominanz des familiären Bereichs bestimmt ist, könnte die Schürzenfabrik geradezu als Fluchtpunkt biographischer Erfahrungen und Erwartungen fungieren. Im Vergleich zur gegenwärtigen Situation, in der das unattraktive 'Zuhausesein' nur durch die stundenweise Putzstelle durchbrochen wird, erscheinen die Kommunikations- und Anerkennungsmöglichkeiten, nebst dem höheren Lohn, in der Schürzenfabrik als denkbar positiver Kontrast.

Die Schürzenfabrik steht aber darüber hinaus für eine ganze biographische Phase, die im Vergleich zur gegenwärtigen wie auch zu früheren Lebenssituationen 'ideal' erscheint. Frau Witte konnte in der damaligen Phase ihren doppelten Lebensplan, Ehe/Familie und Beruf, in einer Weise realisieren, die mit einem (relativen) Höchstmaß an Zufriedenheit, Handlungsfähigkeit und Autonomie verbunden war. Vergleicht man ihre 'Idealisierung' also nicht allein mit der 'Realität'¹⁰⁷ des damaligen Betriebes, sondern auch mit der Realität ihrer aktuellen Situation des gesellschaftlich produzierten Vereinbarkeitsproblems, so läßt sich die beobachtete Widersprüchlichkeit der Erfahrung kaum noch als Konsistenzproblem im Binnenraum subjektiver Erfahrung betrachten. Sie erscheint vielmehr als angemessene Reflexion einer widersprüchlichen gesellschaftlichen Praxis.

3.7 Nachfragephase: Zur biographischen Tiefe des Vereinbarkeitskonflikts

Mit den noch dem VI. Suprasegment zugeordneten Nachfragen (ab 58/2310) ist eine umfangreiche Nachfragephase¹⁰⁸ eingeleitet worden, die im folgenden nur noch ausschnittshaft interpretiert wird. Ausgewählt wird die zweite Phase (N2), in der die Probleme der Schichtarbeit und des Familienalltags noch einmal mit besonderer Eindringlichkeit geschildert und in ihrer Bedeutung für die eigene

107 Zur Erinnerung, auch diese ist ja bloß eine - diesmal durch die Forscherin - (re)konstruierte 'Realität'.

108 Der Nachfrageteil gliedert sich in folgende Einheiten: Hausarbeit (N1); Familienalltag und Schichtarbeit (N2); Familienurlaub (N3); Erziehung des Sohnes (N4); Schule, berufliche Qualifizierung, Erwerbsarbeit (N5); Hobbies, Fernsehen, Fernsehverhalten der Familie (N6) und 'Vermischtes zum Schluß' (N7). Genauere Angaben im Verlaufsprotokoll (vgl. Dausien 1994c).

Berufsperspektive der Erzählerin konkretisiert werden. Dabei wird das Vereinbarkeitsproblem in einer konkreten, narrativ rekapitulierten Situation verdichtet, welche die Tiefe des Konflikts in einer bislang nicht dargestellten Weise erkennen läßt.

Nachfragephase 2: Familienalltag und Schichtarbeit (63/2481-69/2760)

- (1a) I₁: Was mich noch interessieren würde - das wär -
wie ihr das so - zu zweit - oder zu dritt organisiert mit der Schichtarbeit
E: Ach ich ich muß erst mal zu Toilette
((Pause ca. 3-4 Minuten))
E: Also mit der Schichtarbeit ja -
I₁: ja.
I₂: Wie ihr das so organisiert wenn - wenn so verschiedene Dinge anstehen -
auch mit mit Matthias
I₁: Ist doch wahrscheinlich wirklich ein Problem
I₂: ja ja das muß man doch genau - besprechen oder so.
Macht ihr n Wochenplan? Oder sowas?
E: Nee überhaupt nicht also -
für mich is zur Zeit überhaupt kein Problem Schichtarbeit ne. - -
I₁: Kein Problem - hm.
E: Manchmal schon aber - wie gesagt
als ich bei dieser andern Firma noch war -
wo ich gearbeitet hab -
bei dieser Hauberich da - bei diesem Hauberich -
I₁: hm
E: wo ich jetzt von morgens acht
bis um halb vier -
oder bis um drei-
je nachdem gearbeitet hab -
da war das schon mehr n Problem ne - -
I₁: hm
E: und - aber auch nur -
nee doch bei allen Schichten -
aber hauptsächlich eben bei Spätschicht ne. -
I₁: Ja.
(63/2481-2509)

(1a) Die Interviewerfrage nach der Organisation des Familienalltags angesichts der Schichtarbeit wird von der Erzählerin nach einer kurzen Unterbrechung aufgegriffen: »Also mit der Schichtarbeit, ja.« Ehe sie jedoch fortfahren kann, wiederholen die Interviewer ihre

Frage und ergänzen sie durch eigene Überlegungen, die deutlich machen, daß sie sich in die Lage der Familie hineinversetzen und in der Koordination der »verschiedenen Dinge«, die für die einzelnen Familienmitglieder »anstehen«, Probleme vermuten - was ihre Frage im übrigen noch einmal legitimiert. Die von den Interviewern außerdem vermuteten Bewältigungsstrategien - genaues »Besprechen« und »Wochenpläne« - werden von Frau Witte jedoch energisch dementiert. Folgt man ihrer Aussage, so bedeutet es, daß offensichtlich genügend Flexibilität für den Umgang mit den »verschiedenen Dingen« (Bedürfnissen und Zeitrastern) vorhanden ist, so daß eine exakte Planung nicht erforderlich wird. Da Herr Witte einem vorgegebenen Schichtplan folgen muß und auch die Zeiten des Kindes durch die Schule festgelegt sind, kann diese Flexibilität nur durch die Zeiteinteilung von Frau Witte erbracht werden. Sie leistet - so die These - eine *Koordinationsarbeit*, die den Familienalltag zumindest so weit reibungslos ablaufen läßt, daß kein massives Problem entsteht, was dann u.U. eine genauere Planung notwendig gemacht hätte.

Folgerichtig leugnet die Erzählerin auch die Existenz von Problemen »überhaupt«, was sie jedoch in zweierlei Hinsicht relativiert: Die Schichtarbeit ist für sie selbst (»für mich«) kein Problem, was durchaus die Möglichkeit offen läßt, daß sie für andere, vor allem für den Schichtarbeiter Thomas, ein Problem darstellt; und sie ist »zur Zeit« kein Problem, was impliziert, daß es in der Vergangenheit problematische Zeiten gab oder in Zukunft noch geben könnte.

Dieses Dementi überrascht die Erwartung der Interviewer und wird in seiner Absolutheit auch von der Erzählerin zurückgenommen. Sie gibt einschränkend zu, daß es »manchmal schon« Probleme gebe. Diese scheinen jedoch im Vergleich zu der Zeit, in der sie selbst noch regelmäßig in der Schürzenfabrik 'Hauberich' gearbeitet hat, nicht erwähnenswert zu sein. Damals, als sie von acht Uhr morgens bis zum frühen Nachmittag gearbeitet hat, gab es »schon mehr Probleme«. Diese Aussage bestätigt noch einmal die Vermutung, daß die Bewältigung des Schichtarbeitsproblems für den familiären Alltag wesentlich von Frau Wittes zeitlicher Flexibilität abhängt und somit in ihrer Verantwortung liegt.

Der folgende Versuch, die damaligen Schwierigkeiten einzugrenzen und näher zu kennzeichnen, macht deutlich, daß Schichtarbeit kein globales Problem ist, sondern sehr differenzierte, nach den drei

Schichten unterschiedene, Anforderungen an den Familienalltag und an Frau Witte als Hauptverantwortliche stellt. Die meisten Probleme ergeben sich bei Spätschicht.

- (1b) E: Da bin ich morgens um sieben mit Matthias aussem /Haus gegangen
 ((trinkt))/ -
 Thomas schlief noch -
 I₁: hm
 E: und e=eh - - ((zieht tief an der Zigarette)) er mußte sich dann alleine sein
 Essen machen -
 eben bißchen aufwärmen und so -
 seine Brote schmieren
 haute um ein Uhr ab - ja -
 ich kam um halb fünf nach Hause ne.
 I₂: Hm
 I₁: Hm hm
 E: Hier noch n bißchen was gemacht -
 denn wieder eingekauft für n nächsten Tag -
 und Matthias dann fetiggemacht -
 was da eben so anfiel -
 und er kam abends um zehn nach Hause
 war - un_äh quietschfidel -
 I₁: hm
 E: wollte noch essengehen -
 oder dahin fahren - ja -
 und ich hing dann hier im Sessel
 wollte ins Bett. Ne -
 I_{1,2}: Hm
 E: s war auch meistens so -
 er kam nach Hause -
 ich hab eine Zigarette mit ihm geraucht -
 da eben ma gefracht »wie wars aufe Arbeit« -
 nich aus Interesse
 nur eben - irgendwie was zu sagen -
 I₁: hm
 E: und bin denn ab in mein Bett gegangen ne. - -
 I₁: Hm
 (63/2510-64/2540)

(1b) Um diese Differenzierung den offensichtlich 'fachfremden' Interviewern deutlich zu machen, schildert die Erzählerin einen typischen Tagesablauf bei Spätschicht. Wenn sie früh um sieben mit

ihrem Sohn das Haus verläßt (um ihn in den Kindergarten zu bringen und anschließend zur Arbeit zu gehen), so kann angenommen werden, daß ihr (Arbeits-)Tag mindestens eine Stunde vorher beginnt. Thomas dagegen schläft noch und »muß« sich nach seinem Aufstehen selber versorgen. In der Formulierung: »er mußte sich dann alleine sein Essen machen«, klingt eine gewisser Normalitätsbruch, eine Normverletzung, womöglich sogar ein Bedauern, an. Es scheint nicht selbstverständlich zu sein, daß Thomas sich sein Essen kocht. Und die nachfolgende Erläuterung, daß er sich Brote schmirt und ansonsten lediglich aufwärmt, was am Vortag, vermutlich von seiner Frau, gekocht worden ist, bestätigt die Annahme, daß Frau Witte - auch in ihrer eigenen Perspektive - die 'eigentlich Zuständige' für die Versorgung ihres Mannes ist.

Hier hat offensichtlich ein Perspektivwechsel stattgefunden im Vergleich zu früheren Phasen der Beziehung, als Frau Witte zwar auch Versorgungsleistungen erbracht, Versorgungsansprüche ihres Partners jedoch zurückgewiesen hat (»kannst Dir dein Fressen selber machen«; vgl. Segment III.10e). Mit der Ratifizierung des Familienmodells und der Übernahme der 'Haupternährerrolle' durch Herrn Witte übernimmt auch Frau Witte Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten der 'traditionellen' Hausfrauenrolle¹⁰⁹ - obwohl sie selbst berufstätig ist.

Die Erzählerin fährt mit der Schilderung des familiären Tagesablaufs fort: Das nächste markante Datum ist der Zeitpunkt ihrer Rückkehr in die Wohnung am Nachmittag. Aus dem Kontext wissen wir, daß sie nach der Arbeit in der Fabrik ihr Kind aus dem Kindergarten abgeholt hat und mit ihm gemeinsam nach Hause kommt.

109 Am Beispiel des Saubermachens der Wohnung (vgl. N1) wird jedoch deutlich, daß sie keineswegs alle Anforderungen der 'guten Hausfrau' übernimmt. Hier bewahrt sie sich die Freiheit, ihre eigenen Standards festzulegen. Hier spielt vermutlich der Unterschied zwischen 'Beziehungsarbeit' und Hausarbeit, zwischen personenbezogenen Versorgungsleistungen (Kochen für den Ehemann, Versorgung des Kindes) und Dienstleistungen für einen abstrakteren Bewertungszusammenhang (gegenüber Nachbarinnen und Besuchern eine 'blitzsaubere' Wohnung vorzeigen zu können) eine Rolle.

Diese selbstbewußte Verweigerung gegenüber der Norm, eine perfekte Hausfrau zu sein, findet sich auch in anderen Interviews des Samples. Auch Frau Kersting (s.u.) gibt - bei gleichzeitig hohen Ansprüchen an ihre 'Beziehungsarbeit' - ebenso offen wie Frau Witte zu, daß sie keine Lust zur Hausarbeit habe, keine Befriedigung darin finde und auch keinen Sinn darin sehe, eine »pikobello Hausfrau« zu sein. Hier scheinen die Erfahrung der eigenen Berufstätigkeit und die Vergleichsmöglichkeit zwischen Haus- und Berufsarbeit von zentraler Bedeutung zu sein.

Der Rest des Nachmittags ist mit Hausarbeit, Einkaufen, der Betreuung des Kindes bis zum Zubettbringen (»Matthias dann fertiggemacht«) und allem, »was da eben so anfiel«, gefüllt.

Wenn Thomas Witte um zehn Uhr abends von der Arbeit kommt und - unternehmungslustig - seinen Feierabend genießen möchte, hat Heike einen sechzehnständigen Familien- und Berufsarbeitstag hinter sich. Die gegensätzlichen Bedürfnisse der beiden könnten kaum plastischer dargestellt sein als in den Bildern des »quietschfidel« Thomas, der nach Bewegung und nach außen gerichteter Aktivität drängt (»essengehen«, »dahin fahren«), und der ermüdet »im Sessel hängenden« Heike, die nur noch ein Bedürfnis hat, nämlich Rückzug und Erholung (»wollte ins Bett«).

Angesichts dieses Widerspruchs verwundert es nicht, daß die Situation sich »meistens« in der von der Erzählerin beschriebenen Weise auflöst. D.h. die gemeinsame Zeit der beiden Ehepartner beschränkt sich auf eine Zigarettenslänge am Abend, eine kurze Kommunikation, bei der es weniger um Inhalte als um die Kommunikation selbst geht. Frau Witte fragt ihren Mann, wie es »auf der Arbeit« war¹¹⁰, nicht weil es sie wirklich interessiert, dafür hat sie gar keine Energie mehr, sondern nur um »irgend was zu sagen«, um ihrem Mann zumindest das Gefühl von Aufmerksamkeit und Wahrenommenwerden zu geben. Sie scheint auch dann noch Beziehungsarbeit zu leisten, wenn es ihrer eigenen Bedürfnislage (Zubettgehen) kaum noch entspricht. Seine Vorstellung von gemeinsam gelebter Beziehung, z.B. zusammen ausgehen, orientieren sich dabei primär an den eigenen Bedürfnissen.

Fragt man angesichts dieser Beschreibung, was hier als Familienleben bezeichnet werden kann, so ergibt sich eine negative Bilanz: Bei Spätschicht gibt es keine Zeit des Tages, zu der alle Familienmitglieder gleichzeitig wach und kommunikationsbereit bzw. -fähig sind. Vater und Sohn sehen sich während dieser Phase überhaupt nicht, Frau und Mann nur jene kurze Zeit am Abend. Wenn Frau und Kind frühstücken, muß der Mann schlafen, um für die Arbeit am Tag fit zu sein. Wenn er nach Hause kommt, schläft das Kind, die Frau ist müde und geht ebenfalls bald schlafen. Den Hauptteil des 'Rest-Familienalltags' bestreiten Frau Witte und ihr Sohn alleine.

110 Das umgekehrte Interesse von Thomas an ihrem Tag scheint noch weniger ausgeprägt zu sein.

- (1c) E: Oh ja bei Nachtschicht wars genauso -
 er kam morgens nach Hause -
 ich bin zur Arbeit gegangen -
- I_{1,2}: hm
- E: und denn - war er wach -
 (...) meistens schon weg irgendwie so -
 zu Bekannten oder so -
 un kam ich nach Hause -
 n denn mußt_ ja - denn wollt_ denn mußte er abends zur Arbeit gehn
 ja - da war ich auch wieder müde.
- I₁: Hm
- E: Ich mein da ging das noch -
 da hatt mer noch n paar Stunden nachmittags -
- I₁: hm
- E: oder so am Abend -
- I₁: hm
- E: für uns ne.
- I₁: Hm
 (64/2541-2558)

(1c) Die erste emphatische Bilanz, daß es bei Nachtschicht »genauso« war wie bei Spätschicht, wird im Laufe der Darstellung von der Erzählerin relativiert. Frau und Herr Witte haben - zumindest rechnerisch - ein »paar Stunden nachmittags oder so am Abend« gemeinsam, zu einer Zeit also, in die der Sohn zumindest teilweise mit einbezogen ist, Familienleben stattfinden kann. Was dennoch »genauso« war, ist das Gefühl des Aneinandervorbeilebens, des Lebens in gegensätzlichen Zeitstrukturen: »er kam morgens nach Hause - ich bin zur Arbeit gegangen« (64/2542f). Und auch am Nachmittag verfehlen sich häufig die Wege: Wenn Heike und Matthias nach Hause kommen, ist Thomas »meistens schon weg irgendwie so - zu Bekannten oder so« (64/2546f). Auch die potentiell gemeinsame Zeit ist also durch gegensätzlich Bedürfnisse bestimmt: Während Thomas' Tag erst beginnt, er wach und aktivitätsbereit ist (und deshalb häufig soziale Außenkontakte wahrnimmt), kommen Heike und Matthias von ihrem Arbeitstag nach Hause und sind vermutlich mehr nach innen orientiert. Die Stunden am Abend bieten ebenfalls nur eingeschränkte Möglichkeiten für ein befriedigendes Zusammensein. Heike ist müde, und Thomas' Zeit ist begrenzt durch den Beginn seiner Nachtschicht im Stahlwerk.

- (1d) E: Und bei Frühschicht war das auch blöde. -
 Mußte man erst mal früh ins Bett -
 is ja heut och noch so -
 wenn er Frühschicht hat -
 daß wir - dann n halb fünf aufstehen -
 I₁: ja und da stehst du mit auf?
 E: Ja steh ich mit auf -
 also ne - das regt mich auf -
 wenn der alleine aufsteht ne -
 I₁: hm
 E: denn isser extra so laut -
 oder ich bild mir das nur so /ein ((lachend))/ -
 damit ich ja nich schlafen kann ne -
 und denn - wühlt rum und sucht das -
 »wo is das«
 kommt denn wieder ins Schlafzimmer rein -
 denn kann ich auch gleich mit aufstehen ne.
 I₁: Ja
 (64/2559-65/2576)

(1d) Bei Frühschicht ist die Situation kaum besser. Zwar gibt es hier offensichtlich eine gewisse Synchronisation zwischen Thomas' Rhythmus und dem der Familie, doch ist diese wiederum mit erheblichen Belastungen verbunden. Frühschicht heißt, früh aufstehen und entsprechend früh ins Bett gehen. Abends und nachts sind somit zwar alle Familienmitglieder zuhause, aber sie müssen schlafen. Zeit für gemeinsame Aktivitäten ist allenfalls am Nachmittag, darüber aber erzählt Frau Witte nichts.

Im Vordergrund ihrer Darstellung steht vielmehr das frühe Aufstehen um halb fünf. Hierbei fällt auf, daß die Erzählerin ohne weitere Erklärungen in der Wir-Form spricht, ihr Mit-Aufstehen also selbstverständlich erscheint.¹¹¹ Da sie das frühe Austehen (und das damit einhergehende frühe Zubettgehen) keineswegs liebt, sondern »blöde« findet, gibt es hierfür einen Erklärungsbedarf. Auf Nachfrage des Interviewers erläutert die Erzählerin ihr Verhalten. Dabei läßt sie durchaus offen, ob Thomas mit seinem geräuschvollen Verhalten (»wühlt rum«) oder ihre eigene Unruhe (»das regt mich auf«) die Ursache für ihr Aufstehen ist. Der szenischen Darstellung zufolge

111 Bereits zuvor hatte sie ebenso selbstverständlich davon gesprochen, daß »man« bei Frühschicht früh ins Bett gehen mußte (vgl. 64/2560).

handelt es sich um eine interaktive Struktur, in der beide Aspekte eine Rolle spielen. Thomas verhält sich rücksichtslos, wenn nicht sogar bewußt störend. Auf der anderen Seite *läßt* Heike sich stören, was angesichts ihrer sonstigen Fähigkeit zur Abgrenzung geradezu als Bereitwilligkeit interpretiert werden muß. Es gibt also auch bei ihr einen Impuls zum Aufstehen. Dahinter könnte der auf den anderen bezogene Versorgungsanspruch stehen (dem Mann das Frühstück zu machen, ihm Gesellschaft zu leisten, wenn er eine so harte Arbeitszeit bewältigen muß), aber auch der eigene Wunsch, angesichts der ungleichen Zeitrhythmen wenigstens die kurze Zeit des gemeinsamen Frühstücks zu genießen. In der Ambivalenz zwischen dem Bedürfnis weiterzuschlafen und dem Impuls, mit dem anderen aufzustehen, gibt Thomas durch sein Verhalten letztlich den Ausschlag für Heikes Entscheidung mit aufzustehen.

So banal dieser Umstand erscheinen mag, es lohnt, ihn noch etwas genauer zu betrachten: Frau Wittes Entscheidung, mit ihrem Mann früh aufzustehen, hat nämlich Konsequenzen für ihren ganzen Tageslauf. Sie wird abends entsprechend früh müde und geht früh mit ihm ins Bett. Damit entfällt beispielsweise die Möglichkeit für sie, abends etwas (alleine) zu unternehmen. Sie verzichtet damit - strukturell - auf den Anspruch, 'eigene' Zeit zu verleben, anders als ihr Mann, der beispielsweise nach bzw. vor der Nachtschicht Bekannte besucht oder nach der Spätschicht, wenn Heike schon schlafengegangen ist, Zeit zur freien Verfügung hat. Die Synchronisation der Familienzeiten kommt also durch Heikes Anpassung an Thomas' Schichtrhythmus zustande und geht zu Lasten möglicher 'Eigenzeit'.

An diesem Beispiel wird ein strukturelles Dilemma deutlich, das aus der Ambivalenz zwischen eigenen Interessen (Selbstaspekt) und Orientierung an den Interessen des Partners (Beziehungsaspekt) resultiert. Da die Ambivalenz Folge eines objektiven Widerspruchs ist, für den es - unter den gegebenen Bedingungen - keine 'saubere' Lösung gibt, andererseits aber die *Alltagspraxis* immer wieder neu eine Entscheidung erfordert (z.B. aufstehen oder nicht), setzt sich in der aktuellen Situation die dominante Struktur der Gesamtsituation durch. Und diese ist im vorliegenden Fall bestimmt durch die Vorgabe der Arbeitszeit und das - plausibel anzunehmende - Interesse von Thomas an Gesellschaft und Aufmerksamkeit. Indem sie sich dieser Struktur 'fügt', gelangt Frau Witte zwar zu einer praktischen

Lösung des aktuellen Konflikts, dies geht jedoch - in der Tendenz - auf Kosten der Wahrnehmung bzw. Realisierung der anderen Seite der Ambivalenz (des 'Eigeninteresses').

- (1e) E: *ja - das war damals als ich bei der andern Firma war -
ja da wars echt n Problem -
also da hatten wer praktisch nur - bei Spätschicht denn das Wochenende
vormittags. -
Ja bei Nachtschicht denn - wollt ich hier ma irgendwas machen -
bissen saubermachen - oder Wäsche machen -
konnt ich nich machen -
weil er bis zwei Uhr schläft ne -
mußt ich mich hierhin setzen
oder Matthias schnappen und wegfahn ne.*
- I₁: *Hm.*
- E: *Und da hab ich denn auch keine Lust zu und=e -
(65/2577-2587)*

(1e) Nach diesen ausführlichen Schilderungen kann die Erzählerin die damalige Gesamtsituation nun entschiedener als zu Beginn der Nachfragephase als problematisch bezeichnen: »Ja, da wars echt n Problem.« Die Dramatik der Schichtarbeit für die Gestaltung des Familienlebens wird vollends deutlich, wenn die Erzählerin formuliert, welche Zeiten denn überhaupt als gemeinsame Zeiten zur Verfügung stehen: »praktisch nur - bei Spätschicht denn das Wochenende vormittags« (65/2579).

Am Wochenende, wenn Heike nicht arbeitet, entspannt sich die Situation - allerdings nur bei Spätschicht. Bei Nachschicht ergibt sich eine neue Belastung dadurch, daß Thomas tagsüber schlafen muß, und Heike die Verantwortung dafür trägt, daß er nicht gestört wird. Das heißt, sie kann die Zeit nicht für Hausarbeit oder sonstige Aktivitäten in der Wohnung nutzen, sondern muß (still) »sitzen«, was mit einem kleinen Kind erheblichen Streß bedeutet, oder - gezwungenermaßen - mit dem Kind draußen etwas unternehmen.¹¹² Frau Witte kann somit ihr freies Wochenende als berufstätige Frau überhaupt nicht als 'Freizeit' realisieren, ja, sie kann es nicht einmal zu

112 Alle befragten Ehefrauen von Schichtarbeitern schildern das Ruhighalten der Kinder während der Nachtschichtphasen als eine der größten Belastungen, der sie ausgedehnte Ausflüge selbst bei schlechtestem Wetter in der Regel vorziehen.

Reproduktionsarbeiten nutzen, sondern ist extrem gebunden durch die Verantwortung für die Koordination der Bedürfnisse von Mann und Kind. Daß sie dazu »keine Lust« hat, ist im höchsten Maße nachvollziehbar. Und es verwundert auch nicht, daß die Erzählerin angesichts dieses Problems die für die Nachtschichtphase rekonstruierbare gemeinsame Zeit am Nachmittag nicht einmal erwähnt.

- (2a) E: da fing das eigentlich an -
das kam dann irgendwie von Thomas -
daß ich da aufhörn soll zu arbeiten ne -
I₁: hm
E: oder weniger arbeiten
zumindest n halben Tach ne.
I₁: Hm
E: Und das wollt ich aber nich -
erst mal weil ich geldsüchtig bin - geldgierig ((lacht)) -
I_{1,2}: ((lachen))
E: wollt das Geld haben -
und dann dacht ich überhaupt
bis Matthias zur Schule geht kannstes ja machen ne.
I₁: Hm
(65/2588-66/2601)

(2a) Vor dem Hintergrund der soeben geschilderten Belastungssituation kündigt die Erzählerin nun die Entwicklung eines Problems an. Was »da anfang«, wird sie in den folgenden Sequenzen (2a-2d) differenziert entfalten. Zunächst besteht das Problem darin, daß ihr Mann von ihr verlangt, die Arbeit in der Schürzenfabrik aufzugeben »oder weniger (zu) arbeiten«. Damit wird gleich zu Beginn Herr Witte als Protagonist des Geschehens herausgestellt, mit dem Frau Witte ihre Gegenposition auszutragen hat: »und das wollt ich aber nich« (65/2595). Die Erzählerin konstruiert ihre Darstellung nach dem bekannten Muster des 'Gegeneinander'.

In der folgenden Begründung für ihren Wunsch weiterzuarbeiten führt sie als erstes das ökonomische Argument ein. Die gewählte Formulierung wirkt selbstironisch überzogen, macht aber deutlich, daß das Geldverdienen für die Erzählerin keine nüchtern bilanzierte Notwendigkeit ist, sondern in erster Linie ein starker *persönlicher* Wunsch, der sogar mit den Begriffen »Sucht« und »Gier« assoziiert

werden kann. Es geht also nicht darum, 'arbeiten zu müssen', um die Familienökonomie aufzubessern (auch wenn dies ein weiterer Hintergrundaspekt ist), sondern um den subjektiven Wunsch, selber Geld zu verdienen.

In diesem Argumentationsstrang fällt neben dem vordergründig betonten »Geld« die pointierte Position des »ich will« auf, mit der die Erzählerin in der angekündigten Auseinandersetzung Stellung bezieht: »Und das wollt ich aber nich - erstmal weil ich geldsüchtig bin - geldgierig - wollt das Geld haben.« In diesen Formulierungen schwingt darüber hinaus ein Aspekt von Naturhaftigkeit mit: Sucht und Gier, die hier neben dem Wollen ins Spiel gebracht werden, sind gewissermaßen 'Urkräfte', die tief im Subjekt verankert sind und nur begrenzt durch rationale Entscheidungen beeinflußt werden können. Überspitzt formuliert: Frau Witte *will* weiter arbeiten und Geld verdienen, aber selbst wenn sie nicht »wollte«, würde die »Gier« nach Geld sie dazu treiben.

Hier wie an anderen Stellen des Interviews mutet die krasse Ausdrucksweise der Erzählerin an, als wolle sie die Zuhörer mit deren möglichen, von ihr antizipierten, (Vor-)Urteilen gegenüber ihrem Verhalten konfrontieren - hier mit dem gängigen Argument, daß berufstätige Mütter nur des Geldes wegen erwerbstätig sind und, noch deutlicher ausgedrückt, das Geld wichtiger nehmen als ihre Mutterrolle. Indem sie selbst dieses Argument benutzt, nimmt sie möglichen 'Vorwürfen' die Spitze und vermeidet, sich auf einen Rechtfertigungsdiskurs einlassen zu müssen.

So entlastet weist die Erzählerin auf ein weiteres Argument hin, das - weniger deutlich als das Geldargument - in der Formulierung: »überhaupt bis Matthias zur Schule geht, kannst es ja *machen*«, steckt. In der Betonung des »Machen« wird zum einen angedeutet, daß der Wert der Arbeit keineswegs nur im Geld, sondern auch im »Machen«, im Tätigwerden, liegt. Vor allem geht es jedoch um die *Freiheit des Handelns*: Frau Witte will berufstätig sein, und sie hat auch den Handlungsspielraum, es zu »machen«. Dieser Spielraum existiert jedoch nur solange Matthias im Kindergarten betreut wird. Mit seinem kommenden Schuleintritt sieht Frau Witte ihre Berufstätigkeit bedroht.

Damit hat die Erzählerin das entscheidende Spannungsfeld benannt, das sich zwischen ihrer positiven Besetzung der Arbeit in der Schürzenfabrik (vgl. VI.3a-3e) einerseits und der Wahrnehmung der

Verantwortung für ihren Sohn andererseits auftut. Solange ihr Kind durch eine gute öffentliche Betreuung abgesichert ist, hat sie genügend Spielraum, beides zu vereinbaren. Mit dem Schuleintritt wird, wie in der Haupterzählung bereits dargestellt (vgl. VI.3f), der Konflikt für sie aktuell. Das Problem, das die Erzählerin eingangs als Konflikt zwischen ihrem Mann und sich eingeführt hat, erhält jetzt den Charakter eines Binnenkonflikts in ihren eigenen Orientierungen und Wünschen. Beide Ebenen verweisen auf die gesellschaftliche Dimension der *Unvereinbarkeit* zwischen Erwerbsarbeit und Familie(narbeit). Für Frau Wittes konkrete Entscheidung für bzw. gegen Erwerbsarbeit ist jedoch die Vereinbarkeit mit den Aufgaben als Mutter ausschlaggebend. Die durch die Schichtarbeit installierten Vereinbarkeitsprobleme innerhalb der Partnerbeziehung (s.o.) haben sie allein nicht dazu bewegt, den Beruf aufzugeben.

- (2b) E: Ich wollts aber eigentlich noch länger -
 ich wollte das damals so - -
 ich weiß daß das heute so ist
 daß Matthias - von -
 erst mal - bevor er zur Schule geht in Hort geht. -
 Vom Hort zur Schule -
 und von der Schule wieder zum Hort ne.
 Das hab ich mir aber gleich wieder abgeschminkt.
 Also - denn ich hab das so bei annern Familien oder Leuten rausgehört -
 daß das doch nicht das Beste is ne -
- I₁: hm
 E: weil die Kinder ewich unter Kontrolle sind
 und - überhaupt keine Freizeit haben ne. -
 Und ich seh das ja am Matthias
 daß der - irgendwie das braucht ne.
- I_{1,2}: Hm hm
 E: Irgendwie mich -
 oder Thomas -
 oder - eben die Leute hier aussem Haus -
 und seine Freunde - die er jetzt alle hat -
- I₁: hm
 E: und - da hab ich gedacht -
 »nee - dann scheid ich auf das Geld -
 bleib zuhause -
 such mir ne Putzstelle -
 hab ich das -

I₁: hm

E: hab ich vielleicht - dreihundert Mark weniger -
 hab ich auch -
 oder vierhundert Mark - je nachdem -
 hab ich erst mal ihn unter Kontrolle - unter Kontrolle
 und bin zuhause« ne. - -

I₁: Hm.

(66/2602-2634)

(2b) Die Lösung des Konflikts, die Frau Witte zunächst angedeutet hat (daß sie aufhört zu arbeiten, sobald ihr Sohn in die Schule kommt), wird im folgenden wieder zur Disposition gestellt: »Ich wollts aber eigentlich noch länger - ich wollte das damals so.« (66/2602f) Sie besteht darauf, daß es nicht *ihre* Lösung ist. Sie hatte sich vielmehr ursprünglich eine andere organisatorische Lösung des Konflikts vorgestellt: Matthias sollte vor und nach der Schule in den Hort gehen, so daß sie weiterarbeiten konnte. Diesen Plan hat sie sich »aber gleich ... wieder abgeschminkt« (66/2609). Die Formulierung deutet darauf hin, daß leichten Herzens etwas verworfen wird, zu dem man von Anfang an nicht richtig gestanden hat. Dabei »schminkt« sich Frau Witte keineswegs ihre Berufstätigkeit »ab« (etwa nach dem Prinzip: 'die Mutter gehört ins Haus'), sie bezieht ihre Absage lediglich auf die konkrete Bedingung, daß ihr Kind unterschiedlichen öffentlichen Versorgungs- bzw. Kontrollinstanzen ausgesetzt wäre.

Im folgenden (66/2610ff) begründet die Erzählerin, warum sie es nicht akzeptieren kann, Mutterschaft und Berufstätigkeit *auf diese Art* in Übereinklang zu bringen. Dabei stützt sie sich zunächst auf die Erfahrungen anderer. Das Ergebnis dieses Erfahrungsaustauschs ist, daß es nicht gut sein kann, wenn »Kinder ewig unter Kontrolle sind und überhaupt keine Freizeit haben« (66/2613f). Frau Witte beläßt es jedoch nicht bei dieser allgemeinen Begründung, sondern bezieht sich konkret auf ihr Verhältnis zu ihrem Sohn Matthias. Letztlich ist ihre Vorstellung davon, was Matthias »braucht«, und zwar von *ihr*, dafür ausschlaggebend, daß sie ihren Wunsch, im Beruf zu bleiben, zurückstellt. Sie fügt sich also nicht einem abstrakten Rollenverständnis der 'guten Mutter', sondern der konkreten, auf sie gerichteten Bedürftigkeit ihres Sohnes. Sie fühlt sich direkt angesprochen und gefordert.

An dieser Stelle fällt auf, daß die Erzählerin sich in einer neuen, bislang im Interview explizit noch nicht aufgetauchten Art in Beziehung setzt (wenn auch indirekt, indem sie die Beziehung ihres Sohnes zu sich beschreibt). Der bisher vorherrschende Modus ihrer sozialen Beziehungen - zu ihrem Mann, den Eltern, den anderen Familienmitgliedern oder den Vorgesetzten - ist der des *Gegeneinander* zweier unabhängiger Personen gewesen, der im günstigen Fall - auf der Basis eines Kräftegleichgewichts und einer wechselseitigen Akzeptanz - zu einem partnerschaftlichen *Miteinander* werden kann. Sie selbst hat sich in diesen Beziehungen als stark, unabhängig, fähig zur Gegenwehr bis hin zur Trennung, ja, in gewisser Weise als unverletzbar präsentiert. Die Beziehung zu ihrem Sohn ist dagegen durch Abhängigkeit, Fürsorge und Verantwortung gekennzeichnet. Sie folgt dem Muster des *Füreinander*. Da ihr Sohn sie »braucht« und sie diese Beziehungsstruktur aufnimmt und beantwortet, greifen ihre üblichen Distanzierungsstrategien nicht. Sie kann ihre Interessen nicht gegen die ihres Kindes stellen. Damit wird sie 'verletzbar'.

Diese 'Durchlöcherung der harten Schale', die die Erzählerin nach außen präsentiert, kommt auch in der Darstellungsweise selbst zum Ausdruck. In der Formulierung, »daß der irgendwie das braucht, ne. - Irgendwie mich« (66/2616ff), schwingt die Verlegenheit darüber mit, eine solch nahe emotionale Beziehung überhaupt zu zeigen. Damit die Intimität der Mutter-Sohn-Beziehung - und damit ihre eigene Verletzlichkeit - so exponiert nicht stehen bleibt, dehnt die Erzählerin die Bedürftigkeit ihres Sohnes auf weitere Bezugspersonen aus: Thomas, die Leute im Haus, seine Freunde.

Nach dieser schlaglichtartigen Präsentation ihrer 'Mutterseite' kehrt die Erzählerin auf die Handlungsebene und den zu lösenden Konflikt zurück. So sehr die Fürsorgebeziehung gegenüber ihrem Kind die eigenen Berufsinteressen blockiert, sowenig bedeutet sie, daß sich Frau Witte endgültig und ausschließlich in diese Rolle fügt. Sie gibt die Idee der eigenen Erwerbsarbeit nicht vollends auf, sondern zieht die Möglichkeit einer - weniger qualifizierten - Teilzeitarbeit in Betracht. Dies tut sie, indem sie den Aspekt des Geldverdienens in der Vordergrund stellt. Obwohl sie gerade erst begonnen hat, den Konflikt zu entfallen, sympathisiert sie bereits mit einer möglichen Lösung, die allein von ihr ausgeht: »Da hab ich gedacht - nee - dann scheiß ich auf das Geld - bleib zuhause - such mir ne Putzstelle.« (66/2623ff) In dem Konflikt zwischen Mutterrolle und

Beruf deutet sich für Frau Witte eine Kompromißformel nur über eine Dequalifizierung ihrer Erwerbsarbeit an. Die weitgehende Übergabe des Kindes an das öffentliche Versorgungssystem, wo sie befürchtet, daß es von einer Kontrollinstanz zur anderen (Schule, Hort) geschickt wird, kommt für sie nicht in Frage.

In den nächsten Zeilen betrachtet sie die Dequalifizierung ihrer Arbeit konkreter unter dem Aspekt des Lohneinbuße (»dreihundert Mark weniger ... oder vierhundert Mark«; 66/2629ff), um ihre Erwägungen schließlich mit dem positiven Aspekt des Kompromisses abzuschließen, daß sie zuhause sein kann und ihren Sohn »unter Kontrolle« hat. Dieses Argument irritiert zunächst, da die Erzählerin die Betreuung ihres Sohnes durch den Hort vor und nach der Schule gerade mit dem Kontrollargument abgelehnt hatte. Der Widerspruch klärt sich jedoch auf, wenn angenommen wird, daß Frau Witte einen qualitativen Unterschied zwischen der institutionellen und ihrer eigenen »Kontrolle« sieht. Während sie die institutionelle Kontrolle (durch Hort und Schule) als repressiv betrachtet, da unter ihr keine »Freizeit« für die Kinder mehr bestehe (s.o.), sieht sie ihre eigene Kontrollaufgabe offensichtlich gerade darin zu gewährleisten, daß sich Matthias unter ihrer Obhut frei entfalten kann. Im Unterschied zur staatlichen Kontrolle, die sie nur wenig beeinflussen kann, sieht sie im privaten Bereich eine größere Chance, die Bedingungen zu bestimmen ('die Hand drauf zu halten'). Daß diese Chance angesichts des oben dargestellten Hineinregierens der Schichtarbeit in die Gestaltung des Familienlebens durchaus begrenzt ist, reflektiert die Erzählerin an dieser Stelle nicht. In ihrer zupackenden pragmatischen Haltung übernimmt sie subjektiv Verantwortung für einen Prozeß, der nur bedingt handlungsschematisch steuerbar ist.¹¹³

- (2c) E: *Ja s ham wer dann auch so gemacht.
Das kam aber nur von Thomas
also - wenn Thomas das irgendwie nich so gesacht hätte denn=e - -
denn würd ich das wahrscheinlich gemacht haben ne -
also ihn - zum Hort angemeldet haben -*

113 Hier besteht eine Parallele zu Frau Wittes Entscheidung für die Ehe, die auch an die Hoffnung geknüpft war, durch eigenes Handeln bzw. »Kontrolle« die Bedingungen für die Gestaltung der Beziehung 'im Griff zu haben'. Womöglich stoßen wir hier auf ein sehr viel allgemeineres Prinzip weiblicher Verantwortung im 'privaten' Bereich.

- I₁: ja
E: ob ich dabei geblieben wär is ne andere Frage ne -
denn ich seh das doch -
wo ich sachte -
dieser kleine Junge der diese zehn - fünfzehn Pfund Übergewicht hat -
das is auch so -
ich mein der Vadder der verdient nicht viel -
- I₁: hm
E: der hat nur eintausendzweihundert Mark -
- I₁: hm
E: und die ham ne Wohnung -
die is viel teurer als unsre -
ham n Auto -
- I₁: hm
E: und die is - irgendwie gezwungen zu arbeiten ne.
- I₁: Ja
E: Die könnte auch Heimarbeit machen -
was se auch noch nebenbei macht ne -
die is=e - Tippse oder was -
die tippt im Monat noch für vierhundert Mark zuhause -
- I₁: (...)
E: und da hab ich auch schon mal gesagt
»warum machste das denn nicht den ganzen Tach zuhause«
- I₂: hm
E: also - wenn der Sohn in der Schule is -
hat se ja immer Zeit zu tippen ne -
kann se auch zuhause tippen.
- I₁: Das is übrigens auch die einzige Heimarbeit wos sich tatsächlich lohnt
(...)
E: Ja das lohnt - bei der lohnt sich das wirklich ne.
- I₂: Aber nicht bei allen Texten.
E: Nee bei allen Texten nich aber -
- I₂: (...) wissenschaftlichen Texten (...)
E: Sie nimmt -
also sie macht das in ihrer Freizeit
und hat da so so drei - bis vierhundert Mark ne.
- I₂: Hm
E: Aber sie will das auch nich -
weil - sie is ja in der guten Firma
bei Elektron
und hat da fünf Wochen Jahresurlaub -
und und vierzehn Gehälter und so -
- I₁: hm
E: aber ich seh das bei den schon

daß das n Problem is -
 jetzt mit dem Kind ne -
 wie gesacht - der frißt alles in sich rein ne -
Schokolade oder oder Nudeln -
alles was da rumsteht -

I₁: hm
 (66/2635-68/2688)

(2c) In diesem Segment breitet die Erzählerin eine längere Hintergrundkonstruktion aus (67/2642-68/2687), in der sie ihre Bezugnahme auf die Erfahrungen anderer (vgl. 66/2610f) nochmals an einem konkreten Beispiel plausibilisiert. Sie berichtet von einer ihr bekannten Familie, in der beide Ehepartner erwerbstätig sind und das Kind offensichtlich Probleme hat: »Der frißt alles in sich rein, ne, Schokolade oder, oder Nudeln, alles, was da rumsteht.« (68/2685ff)

Bevor sie diese Geschichte erzählt, wiederholt Frau Witte nachdrücklich, daß die entscheidende Intervention zur Aufgabe ihrer Berufstätigkeit von ihrem Mann ausgegangen ist: »Das kam aber nur von Thomas, also - wenn Thomas das irgendwie nicht so gesagt hätte, denn=e ...«(66/2636ff) Damit betont sie noch einmal ihren Willen zur Berufstätigkeit und der Alternativlösung »Hort«, der sich ihr Sohn - »wahrscheinlich« - hätte unterordnen müssen. Trotz der eindeutigen Präferenz ihrer Erwerbsarbeit räumt Heike jedoch auch in ihrem fiktiven Lösungsmodell die Möglichkeit ein, daß sie bei negativen Auswirkungen für Matthias ihre Entscheidung geändert hätte.

Die im folgenden geschilderte Situation der bekannten Familie mutet an wie die praktizierte Form ihrer ursprünglichen Vorstellungen ('so wäre es vielleicht gekommen'). Frau Witte sieht, daß der Lebensstandard dieser Familie (Wohnung, Auto), ermöglicht durch die volle Erwerbstätigkeit der Mutter, zu Lasten des Kindes geht. In der Darstellung klingt implizit sogar ein Vorwurf an. Der höhere Lebensstandard »zwingt« die Frau zur Erwerbsarbeit (und damit zur Vernachlässigung ihrer Mutterrolle). Daß die andere auch ein Eigeninteresse am Beruf haben könnte, bezieht die Erzählerin an dieser Stelle nicht mit ein. Damit urteilt sie gegenüber der anderen Frau 'konventioneller' als in ihrem eigenen Fall.

Dennoch kann Frau Witte die Entscheidung der anderen Mutter auch nachvollziehen, die ihre qualifizierte Arbeit in einer »guten Fir-

ma« nicht aufgibt. Da sie sich andererseits emotional und kognitiv auf die Situation des Kindes einläßt, aktualisiert die Geschichte genau den gleichen Konflikt, in dem sie selber gestanden hat. Es fällt ihr hier jedoch leichter, der anderen Frau das Lösungsmodell vorzuschlagen, das sie selbst erst nach Thomas' Intervention realisiert hat: nämlich einen Kompromiß (Aufgeben der Stelle und Heimarbeit), der mit einer Abqualifizierung der Erwerbsarbeit verbunden ist.

Das nochmalige Durchspielen ihres eigenen Konflikts am Beispiel einer fremden Geschichte zeigt zum einen, wie stark die Frau Witte diesen Konflikt erlebt und auch in der D-Geschichte noch einmal nacherlebt. Zum anderen hat die Hintergrunderzählung die Funktion, ihre eigene Entscheidung zu legitimieren, ein zusätzliches Argument zu liefern gegen den eigenen starken Wunsch, berufstätig zu bleiben.

- (2d) E: Und=e - -
 I₂: Und das Problem hat eigentlich Thomas gleich gesehen
 daß das für - Matthias nix is?
 E: Nee. - Erst mal für Matthias nich
 und für mich auch nich
 also - ich mein - ich war in der Firma ja ganz glücklich -
 hab da gerne gearbeitet -
 oder auch - rumgeblödet -
 oder was auch immer ne -
 I₁: hm
 E: hab da mein Geld verdient -
 aber ich war doch abends ganz schön generot ne
 also - kaputt - sozusagen ne.
 Da war nich mehr viel mit mir anzufangen -
 und denn wars ja auch so
 daß Thomas ja inner Woche frei hat
 I₁: hmhm
 E: drei Tage -
 und ich den ganzen Tach gearbeitet hab ne.
 Ja das war zum Beispiel
 das is - immer im Sommer damals n Problem gewesen ne -
 »ja wir könn doch ma an de Nordsee fahrn oder sonstwo hin.«
 I₁: Hm
 E: Und da sag ich -
 »nee ich muß arbeiten.«
 »Ja mach doch ma n Tach blau.«

Hab ich auch mal gemacht ne - -
 aber länger auch nicht ne.
 Und dann sacht er -
 da fing er immer an -
 »ja hör doch auf zu arbeiten« -
 und das wollt ich nicht -
 und das will ich auch nicht ne.
 Ich will eben arbeiten gehn. - -
 Ja - das hat er gesehn ne also -
 daß es so nicht mehr weiterging ne.

I₁: Hm

E: Denn - wie gesagt - bei Spätschicht ham wir uns - »guten Tach« und
 »gute Nacht« gesacht ne.

I₁: Hm.- Hm.

E: Und bei Nachtschicht wars auch nicht besser. - - -
 (68/2689-69/2728)

(2d) Mit seiner Intervention, fragt der Interviewer noch einmal nach, was die Erzählerin schon zweimal betont hat: daß ihr Mann derjenige war, der das Problem zuerst gesehen hatte: »Daß das für Matthias nix is?« Wie aus der Antwort hervorgeht, scheint die Sorge um den Sohn, die bislang im Vordergrund stand, nur *ein* Aspekt des Gesamtproblems zu sein (»erst mal für Matthias nicht ...«; 68/2692). In der folgenden Aussage führt die Erzählerin erstmals das Argument ein, daß die Erwerbsarbeit auch für sie selber nicht mehr gut gewesen sei. Diese Einschätzung wird jedoch von außen an sie herangebracht. Ihr Mann Thomas legt ihr nahe, daß sie unter der Doppelbelastung doch auch leide. Dieser Punkt wird etwas später ausgeführt. Zunächst einmal, als müsse sie ihr Terrain verteidigen, schildert Frau Witte, zum wiederholten Mal im Interview, wie wichtig ihr die Erwerbsarbeit ist.

Mit der Feststellung, in der Firma »ganz glücklich« gewesen zu sein, und den anderen kurz benannten Aspekten der Arbeitsstelle¹¹⁴ charakterisiert die Erzählerin einen Zustand persönlicher Zufriedenheit, der eigentlich keiner Veränderung bedarf. Gleichzeitig deutet die eingangs gewählte Formulierung, »ganz« glücklich gewesen zu sein, jedoch bereits eine Relativierung des positiven Bildes an. Mit

¹¹⁴ Mit den Stichworten Arbeit, soziale Kontakte, Spaß und Geld ruft die Erzählerin noch einmal ihre positiven Arbeitserfahrungen in der Schürzenfabrik in Erinnerung, die sie in der Haupterzählung ausführlich dargestellt hat (vgl. dazu die Interpretation in Suprasegment VI).

dem nachfolgenden »aber« wendet sich Frau Witte erstmals der negativen Seite jener bislang nur positiv dargestellten Arbeit zu: »Aber ich war doch abends ganz schön genervt, ne, also - kaputt sozusagen, ne. Da war nich mehr viel mit mir anzufangen.« (68/2700ff)

Mit dieser ambivalenten Darstellung gibt die Erzählerin ihre bisherige Strategie auf, durch klare und *eindeutige* Aussagen Position zu beziehen (etwa: »das fand ich gut«, »das war toll«, »find' ich nicht gut«). Dies kann mehrere Gründe haben. Zum einen entfaltet sie den Konflikt, Mutter *und* berufstätig sein zu wollen, jetzt auf der Ebene der Lohnarbeit, die nicht nur Spaß macht und Geld bringt, sondern auch »nervt« und »kaputt« macht. Indem sie diese Ambivalenz zuläßt, bereitet sie auch den Boden dafür, ihrer Berufstätigkeit einen geringeren Stellenwert in ihrem Leben zu geben und sich stärker mit der Mutterrolle zu identifizieren. Nachdem sie an anderer Stelle ihre Erwerbsarbeit zur reinen Geldarbeit degradiert hat (»dann scheiß ich auf das Geld ...«; 66/2624), kann dies als weiterer Versuch interpretiert werden, deren Entwertung voranzutreiben.

Ferner liegt nahe, daß Frau Witte mit dem Benennen der negativen Aspekte ihrer Arbeit versucht, die Perspektive ihres Mannes einzunehmen und aufzuzeigen, wie er mit ihrer Berufstätigkeit konfrontiert gewesen ist. Es wird deutlich, wie sehr diese auch sein Problem ist. *Er* möchte, daß sie ihre Berufstätigkeit aufgibt, und begründet dies zum einen mit der Sorge um den Sohn, womit er an die gesellschaftliche Norm der Mutterrolle appelliert, zum anderen führt er Heikes eigenes Wohlergehen ins Feld. Dabei gibt es keine deutlichen Hinweise, daß das 'Genervtsein' und 'Kaputtsein' oder die Tatsache, daß mit ihr »nicht mehr viel anzufangen« ist (68/2702), für *Heike* ein wirkliches Problem darstellt. (Sie betont im Gesamtinterview überwiegend die positiven Seiten ihrer Erwerbsarbeit.) Die in der zuletzt zitierten Formulierung verwendete Passivform verweist eher auf einen anderen Aspekt des Konflikts: *Thomas* 'konnte nicht mehr viel mit ihr anfangen', wenn sie nach einem - für sie möglicherweise erfüllten - Arbeitstag müde nach Hause kam.

Die negativen Erscheinungen ihrer Berufstätigkeit - und die Tatsache, daß sie beklagt werden - sind somit eher als Symptome des *Konflikts* zwischen Heike und Thomas Witte zu sehen: Sie *will* arbeiten, und er besteht wiederholt darauf, daß sie zuhause bleibt. Wie sich der Konflikt auf dieser Ebene entfaltet, konkretisiert die Erzählerin an einem Beispiel (68/2703-69/2722): Thomas hat zwischen

zwei Schichtzyklen ein paar Tage frei und will spontan mit der Familie an die Nordsee fahren. Das kann nicht realisiert werden, da Heike arbeiten muß und nicht bereit ist, mehr als einen Tag »blau« zu machen. Wie dieses Beispiel zeigt, wird Thomas' Unwillen besonders in Momenten spürbar, in denen Heike sich seinen Bedürfnissen entzieht, z.B. nicht die Freizeit mit ihm verbringt: »Da fing er immer an, 'ja, hör doch auf zu arbeiten'.« (68/2718f) Er klagt bei Heike ein, für ihn und die Familie verfügbar zu sein. Diesem Anspruch steht ihre Berufstätigkeit unversöhnlich gegenüber. So ist die Aufforderung, einen Tag »blau« zu machen, auch als Ausdruck der Geringschätzung und Ablehnung ihrer Erwerbsarbeit zu lesen, die nicht zu Herrn Wittes Vorstellungen von Familienleben paßt.

Bevor sich Frau Witte trotzig - und nur vorübergehend - fügt, wiederholt sie nachdrücklich, daß sie es gegen ihren Willen tut: »Und das wollt ich nich - und das will ich auch nich, ne. Ich will eben arbeiten gehen.« (68/2720ff) Mit ähnlicher Eindringlichkeit hat sie nur in ihrer Kindheit, anläßlich des Umzugs der Familie in die Stadt, ihre Opposition zum Ausdruck gebracht (vgl. I.3a). Wie damals unterliegt sie auch jetzt. In dem Punkt, wo sie den Konflikt nicht lösen kann, tritt ihre Schwäche zutage - allerdings eine 'Schwäche', in der auch ein Stück Resistenz enthalten ist: Sie steht zwar dazu, daß sie - vorübergehend - zuhause bleibt, aber sie ist nicht bereit, ihre Erwerbsarbeit bzw. ihren Anspruch auf eine eigenständige Erwerbsarbeit als wertlos und unwichtig zu akzeptieren. Der Konflikt findet - trotz des äußeren Arrangements - keine Lösung. Die Ambivalenz bleibt wach. Darin liegt einerseits Schwäche, Verletzbarkeit, andererseits aber auch eine relative Stärke, die den Anspruch, *beides* zu wollen, aufrecht erhält.

- (3) I₁: Na ja aber - ich mein du hast ja vorhin als du davon angefang hast
hast du erst mal gesagt
wir ham das ganz gut organisiert im Grunde genommen
E: Ja jetzt.
I₁: Ach so jetzt.
E: Ja.
I₁: Und am Anfang find ich - war das ja doch ganz schön schwierig
E: Ja.
Am Anfang ja.
I₂: Bei dem alten Job ja.

- E: Ich mein - wenn ich nich gearbeitet hätte -
denn nich ne.
- I₁: Ja
- E: Oder wenn ich nur n halben Tach gearbeitet hätte.
- I₂: Hm
- E: Ich mein dann wärs bei Spätschicht auch so gewesen -
- I₁: Ja - und
- E: aber jetzt is es ganz gut. -
- I₁: Ja. Jetzt nutzt ihr halt die freien Tage gemeinsam?
- E: Nee auch nich.
- I₁: Auch nich?
- E: Dochdoch. Klar. Stimmt.
Wenn er frei hat -
wie letztens als ihr hier wart -
- I₁: ja
- E: dann - arbeit ich eben bis um elf -
un meistens schläft er ja auch so lange -
- I₁: ja
- E: und denn - könn wir eben doch noch was zusammen machen ne -
- I₁: ja
- E: wie wenn ich jetzt bis - drei oder vier arbeiten würde -
denn würde das nicht gehen ne. - -
(69/2729-2760)

(3) Nach der wiederholten Feststellung, daß der Konflikt schließlich durch Thomas' Intervention eine äußere Lösung gefunden hat, konfrontiert der Interviewer I₁ die Erzählerin mit einem vermeintlichen Widerspruch, der sie noch einmal zur Klärung veranlaßt: »Schwierig« war die familiäre Organisation, solange Frau Witte die Stelle in der Schürzenfabrik hatte. Seit sie nur noch 'geringfügig' erwerbstätig ist (Putzstelle), gibt es diese Schwierigkeiten nicht mehr. Damit verknüpft die Erzählerin die Probleme des familiären Alltags unmittelbar mit ihrer Erwerbstätigkeit. Sie übernimmt die Verantwortung für das Ge- oder Mißlingen des Familienlebens, ohne noch einmal nach dem Ge- oder Mißlingen ihres eigenen 'Idealmodells' Familie und Beruf zu fragen.

Ihr Resümee: »jetzt is es ganz gut« (69/2745), veranlaßt den Interviewer, noch einmal konkreter nach dem Erfolg des gewählten Lösungsmodells zu fragen. Hinter seiner Frage steht der unbewußte Wunsch nach Bestätigung, daß Frau Wittes Verzicht auf den Beruf durch ein gelungenes Familienleben tatsächlich entlohnt worden ist.

Dabei fällt auf, daß der Interviewer unreflektiert Herrn Wittes Bedürfnis nach gemeinsam verbrachter Zeit zum Kriterium für »Erfolg« macht. Er unterstellt Frau Witte die gleiche Bewertung dieses Wunsches, ohne zu fragen, ob für sie womöglich andere Faktoren genauso bedeutsam oder gar wichtiger sind: z.B. weniger »genervt« oder »kaputt« zu sein; mehr Gestaltungsmöglichkeiten *ihrer* Zeit zu haben, nicht nur an »den (=seinen) freien Tagen«; und vor allem mehr Zeit für den Sohn zu haben. Das letztgenannte Problem hat in Frau Wittes Darstellung des Konflikts eindeutig im Vordergrund gestanden.

Die spontane Antwort der Erzählerin enttäuscht und müßte den Schluß nahelegen, daß ihr Opfer umsonst gewesen sei, wenn die gemeinsamen Unternehmungen mit Thomas tatsächlich der Hauptgrund für ihr Aufgeben des Berufs gewesen wären. Die irritierte Nachfrage des Interviewers veranlaßt die Erzählerin dann auch, diese problematische Bilanz zu vermeiden. Nachdrücklich bringt sie die drohende Unstimmigkeit wieder in Ordnung: »Doch, doch. Klar. Stimmt.« (69/2749) Sie findet sogar ein schlagkräftiges Beispiel für gemeinsam genutzte Zeit, bei dem die Interviewer selbst Zeugen waren. Und noch ein letztes Mal macht sie deutlich, daß sie ihre Arbeitszeit mit den Bedürfnissen der anderen Familienmitglieder (hier nach Thomas' Zeiten) koordiniert.

Zusammenfassung

In dem interpretierten Nachfrageteil geht es noch einmal ausführlich um den vielschichtigen Konflikt, der sich aus Frau Wittes Doppelorientierung auf Familie und Beruf ergibt. Die *Rahmenbedingungen* zur Bewältigung dieser doppelten Anforderung sind einerseits durch Herrn Wittes Schichtarbeit und die daraus folgenden Zeitrhythmen und Regenerationsbedürfnisse geprägt, andererseits durch die Schulzeiten und Betreuungsmöglichkeiten des Kindes. Die Verantwortung für die Koordination der unterschiedlichen Bedürfnisse der Familienmitglieder und die Gestaltung des Familienalltags sieht Frau Witte bei sich. Damit stimmt sie im übrigen mit der Aufgabenzuweisung und Rollendefinition ihres sozialen Umfeldes - personalisiert durch den Ehemann - überein. Die Rollenübernahme hat u.a. zur Folge, daß die letztlich gefundene Konfliktlö-

sung durch eine einseitige 'Flexibilisierung' von Frau Wittes Alltagszeit herbeigeführt wird. Ihre Berufstätigkeit ist gewissermaßen die 'weichste Stelle'. Diese Veränderung aber geht auf Kosten ihres Wunsches, die attraktive Stelle zu behalten, und vor allem ihres eigenen Lebensplanes und ihrer objektiven Erwerbschancen. Mit der Entscheidung, die Stelle in der Fabrik gegen eine Putzstelle einzutauschen, begibt sich Frau Witte in eine Situation, die zwar kurzfristig eine Lösung im Interesse der familiären Organisation bringt, darüber hinaus aber langfristige Folgen für ihre eigene soziale Situation nach sich zieht (Wiedereinstiegschancen, soziale Absicherung, Rente u.a.)

Der Konflikt, in dem sich die Erzählerin in der damaligen Lebenssituation befindet, wird von ihr deshalb so eindringlich dargestellt und bricht auf verschiedenen Ebenen immer wieder auf, weil er *objektiv* nicht zu lösen ist. In einer Gesellschaft mit strikter geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, in der die Mutterrolle mit der Hausfrauenrolle gleichgesetzt wird, sind Berufstätigkeit und Mutterschaft nur schwer vereinbar. Dieser Widerspruch wird auf unterschiedlichen Ebenen aktualisiert: (a) Zwischen den Ehepartnern: auf der einen Seite steht Thomas, der seine Position von der gesellschaftlichen Norm getragen weiß und sich letztlich durchsetzt, auf der anderen Seite Heike als Regelverletzerin; (b) als Binnenkonflikt für die Frau, die eine gute Mutter sein *und* gleichzeitig ihren Beruf ausüben will; (c) in Form von Widersprüchen und Ambivalenzen innerhalb der beiden Arbeitsbereiche Familie und Beruf: beide beinhalten befriedigende *und* frustrierende Aspekte, je nach Perspektive dominiert die eine oder die andere Seite.¹¹⁵

Diese vielschichtige Widersprüchlichkeit erfährt Frau Witte in der hier thematisierten Lebenssituation subjektiv als ausgeprägte Ambivalenz¹¹⁶, die deutlich auch in der narrativen Darstellung zum Ausdruck kommt. Anders als in früheren Phasen ihrer Biographie, kann

115 Aus der Sicht der Isolation als Hausfrau erscheint der soziale Zusammenhang in der Berufstätigkeit als dominierender Aspekt. Umgekehrt treten z.B. Momente relativer Selbstbestimmtheit und Gestaltungsmöglichkeit ('Kontrolle') in der Familienarbeit, vor allem in der Betreuung des Kindes, in den Vordergrund, wenn sie mit den institutionellen Zwängen von Fabrik, Schule und Hort verglichen werden. Schließlich können - im Kontrast zu realen oder 'utopischen' gemeinsamen Freizeitaktivitäten mit der Familie - auch die Erschöpfung und der Verschleiß durch die Fabrikarbeit als fremdbestimmte Arbeit thematisiert werden.

116 Vgl. dazu noch einmal den Ansatz von Becker-Schmidt et al. (z.B. 1982, 1983, 1984).

sie Konflikte nicht mehr mit einer klaren Entweder-oder-Entscheidung oder gar mit Trennung lösen. Durch ihr Kind ist sie in eine Beziehungsstruktur eingebunden, in der sie Verantwortung für einen Abhängigen trägt. Diese Bindung ist doppelt determiniert: durch die soziale Anforderungsstruktur und die Rollenzuweisung von außen und durch die intentionale Rollenübernahme bzw. den individuellen Lebensentwurf der Erzählerin selbst. Mit anderen Worten: Durch die Einlösung eines zentralen Teils ihres Lebensplans, nämlich zu heiraten und eine Familie zu gründen (vgl. Suprasegment I), wird zugleich ein anderer Teil ihres subjektiven Lebensentwurfs massiv eingeschränkt, nämlich die Möglichkeit zu Autonomie und unabhängiger Entscheidung. Als Mutter ist Frau Witte nicht mehr frei, nur für sich allein zu entscheiden, bestimmte biographisch relevante Lösungsmuster wie z.B. die Trennung sozialer Beziehungen sind ausgeschlossen oder zumindest stark erschwert.

Dabei ist festzuhalten, daß die Ursache für diese biographische Zwickmühle nicht im subjektiven Lebensentwurf, Familie und Beruf zu haben, begründet ist, sondern in den objektiven sozialen Bedingungen, die eine Vereinbarkeit dieser beiden Ziele nicht vorsehen. Wenn Frau Witte in der akuten Konfliktsituation keine Lösung findet und letztlich die Entscheidung an ihren Mann delegiert, so steckt darin auch ein Stück Protest gegen die Zumutung, eine Lösung für ein unlösbares Problem zu finden. Frau Witte gibt zwar ihre Stelle auf, aber sie protestiert auch gegen die Entscheidung, die sie als Entscheidung ihres Mannes deklariert, und hält an ihrem Berufswunsch fest. Sie sucht sich bald eine Putzstelle und entwickelt den Plan, wieder in den Beruf einzusteigen, sobald die Schulsituation des Kindes es zuläßt. Ob dieser Plan gelingt, steht zum Zeitpunkt des Interviews nicht fest. Die Realisierung hängt weniger von Frau Wittes Aktivitäten ab als von äußeren Bedingungen. Mit der Erwerbsarbeit hat sie ein entscheidendes Moment ihrer Handlungsautonomie aufgegeben.

Obwohl sich Frau Witte also äußerlich dem Modell 'Dasein für andere' fügt, unterwirft sie sich keineswegs völlig der strukturellen gesellschaftlichen Übermacht, die durch ihren Mann nur personalisiert wird. Im Gegenteil, indem sie ihm die Verantwortung für diese Entscheidung zuschiebt, verweigert sie zugleich ihre eigene 'Zuständigkeit'. Sie lokalisiert die Ursache ihres Konflikts zurecht 'außen'. Nicht ihr Anspruch ist das Problem, sondern die Gesellschaft, die

ihr die Realisierung verweigert. In dieser Form der Konfliktlösung kann sie selbst durch ihre Aktivitäten als Mutter und Familienfrau einen Teil ihres Lebensplans realisieren und gibt den anderen Teil dennoch nicht ganz auf. Im Protest und im Festhalten am Berufswunsch kann sie ihre eigene Stimme artikulieren und bewahren. Der Konflikt bleibt somit offen sichtbar, wird nicht harmonisiert durch die Scheinlösung eines Vereinbarkeitsmodells.

4 Analytische Abstraktion

Fassen wir die Erkenntnisse aus der Fallanalyse auf einer abstrakteren Ebene zusammen, so lassen sich an der präsentierten Lebensgeschichte mindestens drei zentrale Befunde festhalten, die für biographische Konstruktionen von Frauen und die dahinterliegenden Erfahrungsaufschichtungen von allgemeinerer Bedeutung sein könnten: (1) die doppelte Orientierung der autobiographischen (Re-)Konstruktion an den beiden Bereichen Erwerbsarbeit und Partnerbeziehung bzw. Familie; (2) die zentrale Rolle von Beziehungen, insbesondere der (konflikthaften) Partnerbeziehung für die Konstruktion der eigenen Biographie und (3) das Verhältnis von Handlungspotentialen und Transformationsmöglichkeiten einerseits und der Beschränkung durch bzw. Reproduktion von sozialen Strukturen andererseits.¹¹⁷

4.1 Doppelte Lebenskonstruktion zwischen Beruf und Familie

Frau Wittes Biographie ist deutlich durch den Bezug auf beide Bereiche, Erwerbsarbeit und Familie, strukturiert. Dies wird bereits an der thematischen Abfolge des Interviews sichtbar. In der von der Erzählerin weitgehend selbst gesteuerten Haupterzählung beziehen sich - abgesehen vom Suprasegment über die Kindheit - zwei der verbleibenden Suprasegmente auf die eigene Erwerbsarbeit, drei auf Beziehungen und Auseinandersetzungen in der Partnerschaft und

¹¹⁷ Diese drei Aspekte wurden in der vergleichenden Analyse aller vier Fälle entwickelt und formuliert (vgl. Kap. 5, Teil 3.4). Da sie nicht unabhängig voneinander sind, lassen sich in der folgenden Zusammenfassung Überschneidungen nicht ganz vermeiden.

Familie. Wichtiger als die quantitative Präsenz der beiden Themen¹¹⁸ ist jedoch deren inhaltliche Bedeutung für die Gesamtkonstruktion der autobiographischen Erzählung. Diese läßt sich am (prospektiven) Lebensentwurf der Erzählerin ebenso festmachen wie an der (retrospektiven) Rekapitulation von Erfahrungen.

Obwohl Frau Witte in dem Interview die Zukunftsperspektive nicht ausführlich thematisiert, benennt sie durchaus Zukunftsabsichten und Pläne, die den *doppelte Bezug* ihres Lebensentwurfs deutlich machen. Sie formuliert zum Abschluß der Kindheitsdarstellung den Vorsatz, nie einen Mann zu heiraten, der Alkohol trinkt. Im Hintergrund dieser Absichtserklärung steht der unausgesprochene Lebensplan, zu heiraten und eine Familie zu gründen.¹¹⁹ Dieser Plan wird an einer späteren Stelle, als die Erzählerin bereits die »wilde Ehe« mit Thomas eingegangen ist, noch einmal ausdrücklich ratifiziert¹²⁰ und - mit der Schwangerschaft - um die Perspektive einer Familiengründung erweitert.

Der zweite explizite Zukunftsplan wird am Ende der Haupterzählung geäußert.¹²¹ Er beinhaltet die konkrete Absicht zum baldigen Wiedereinstieg in den Beruf. Dieser Plan ist symptomatisch für die starke Erwerbsorientierung der Erzählerin, die wiederholt betont, daß sie »arbeiten will«. Erwerbsarbeit ist ein zentraler Teil ihres biographischen Entwurfs. Fragt man inhaltlich genauer nach dieser Perspektive, so wird deutlich, daß sie darin besteht, eine Erwerbsarbeit zu *haben*, und - trotz durchaus vorhandenem Qualifikationsbewußtsein und Ansprüchen an die Art der Arbeit - nichts mit der weitergehenden Aspiration zu tun hat, in oder durch den Beruf etwas zu *werden*. Abgesehen von der - offensichtlich selbstverständlichen - Entscheidung, überhaupt eine Berufsausbildung zu machen, gibt es kaum arbeitsinhaltliche Bezüge, keine Idee von (Weiter)-

118 Um den quantitativen Anteil der Themen an der Haupterzählung genauer zu bestimmen, kann auf die Seitenzahl der entsprechenden Suprasegmente zurückgegriffen werden. Von der 60,5 Seiten langen Haupterzählung entfallen 6 Seiten auf das Suprasegment »Kindheit«, 21 Seiten auf das Thema Erwerbsarbeit (II. und VI. Suprasegment) und 33,5 Seiten auf die Thematisierung familiärer Beziehungen (III. bis V. Suprasegment).

119 Vgl. die Interpretationen zu Suprasegment I.

120 Vgl. hierzu die Interviewpassage aus Suprasegment IV: »Also, für uns war sowieso klar - s hat sich mittlerweile mit ihm gebessert - und so - hab ich auch eingesehn - daß ma mit ihm was machen /kann ((erheitert))/, wenn man ihm zuredet und so, ne - wenn einer die Hand drauf hält.« (26/1022-1027)

121 Vgl. das Ende des VI. Suprasegments.

Qualifikation, 'Selbstverwirklichung' oder sozialem Aufstieg durch den Beruf, keine Präention im Hinblick auf eine 'bessere' Zukunft.¹²²

Beide Lebenspläne werden von der Erzählerin zunächst nicht weiter problematisiert oder legitimiert. Sie scheinen selbstverständlich zu sein, d.h., dem konkreten Möglichkeits- und Erwartungsraum des sozialen Umfeldes zu entsprechen. Zu heiraten, ein Kind zu bekommen *und* erwerbstätig zu sein, kann als biographische Normalerwartung für eine Frau dieser Generation und sozialen Schicht unterstellt werden.

Vor dem Hintergrund dieser fraglosen Orientierungen heben sich allerdings zwei Problembereiche ab, die zwar die Lebenspläne als solche nicht in Frage stellen, aber auf deren schwierige Realisierung verweisen: Das erste Problem ist der über Jahre andauernde Konflikt in der Partnerschaft, der aus einer Diskrepanz zwischen Entwurf und Wirklichkeit resultiert und auf seiten der Protagonistin immer wieder neu eine 'Bearbeitung' notwendig macht, die sich auch in der narrativen Darstellung niederschlägt. Dieses Problem kann als Binnenkonflikt innerhalb des Bereichs Familie/Partnerschaft interpretiert werden (vgl. Teil 4.2 dieses Kapitels). Das zweite Problem hat unmittelbar mit der Doppeltheit des Lebensentwurfs bzw. den Konflikten zwischen den beiden Lebensbereichen zu tun. Im Interview wird es am deutlichsten dargestellt in der zuletzt interpretierten Schlüsselstelle über die Aufgabe der Arbeit in der Schürzenfabrik.¹²³

Spätestens in der hier rekapitulierten biographischen Situation wird deutlich, daß die scheinbar unproblematische doppelte Zukunftsperspektive mit Widersprüchen und Unvereinbarkeiten behaftet ist, die sich gewissermaßen hinter dem Rücken der selbstverständlichen Ansprüche und Erwartungen der Erzählerin durchsetzen. Die gesellschaftlich vorgegebene und von Frau Witte subjektiv angeeignete doppelte Lebenskonstruktion beinhaltet eine strukturelle Falle, die in dem Plan selbst nicht sichtbar wird und für die auch keinerlei Lösungsstrategien prospektiv bereitgestellt werden. Dieser Falle kann die Protagonistin - bei aller Handlungskompetenz und

122 Diese Interpretation wurde in der strukturellen Beschreibung mit dem Begriff des 'proletarischen Habitus' gefaßt.

123 Vgl. den Nachfrageteil N2; auch Suprasegment VI.

pragmatischen Entscheidungsfreudigkeit, die sie im Alltag beweist - nicht entgehen.

Auf die Bedrohung ihres biographischen Entwurfs reagiert sie mit dem genannten Plan zum Wiedereinstieg in den Beruf. Damit will sie einen Zustand (wieder)herstellen, in dem Familie und Beruf miteinander vereinbart werden können. Die Quelle, aus der diese Utopie gespeist wird, sind die (retrospektiv idealisierten) Erfahrungen der bisher gelungensten biographischen Phase, in der beide Teile des Lebensentwurfs gelebt werden konnten.

Die rekapitulierten Erfahrungen, die *vor* dem einschneidenden Datum der Berufsaufgabe liegen, scheinen nämlich die Realitätstüchtigkeit des doppelten Lebensentwurfs durchaus zu bestätigen: Die ersten Jahre der Berufstätigkeit und der Partnerschaft verlaufen parallel. Die Erwerbsarbeit schafft die Basis für die (relative) Autonomie der Protagonistin im familiären Bereich, besonders in der Partnerbeziehung, aber auch in der Ablösung von den Eltern. Dabei ist die ökonomische Unabhängigkeit ein entscheidender, aber keineswegs der einzige Aspekt. Im sozialen Feld des Betriebes kann Frau Witte darüber hinaus ihre persönliche Handlungsfähigkeit ausbilden und erproben. Die Anerkennung und der soziale Austausch, aber auch konflikthafte Auseinandersetzungen sind für die Entwicklung und Aufrechterhaltung von persönlicher Identität unverzichtbare Erfahrungen. Die Erwerbsarbeit ist somit keineswegs stumpfe Notwendigkeit, sondern die unverzichtbare *Basis* für die Gestaltung eines 'eigenen Lebens', und das heißt vor allem auch des familiären Bereichs.

Damit läßt sich die These formulieren, daß Erwerbsarbeit nicht nur ein *Ziel* (s.o.), sondern auch eine zentrale *Voraussetzung* biographischer Planungen ist. Die ökonomische und soziale Autonomie erlaubt es Frau Witte, Forderungen an ihren Partner zu stellen und sich aus unbefriedigenden Beziehungen und Situationen zu lösen. Darüber hinaus werden ihre Erfahrungen in der Erwerbsarbeit sogar zum Modell, zur Erfahrungsressource funktionierender Interaktionsprozesse, der Aushandlung und des Ausgleichs von Interessen, das sie auch auf die Partnerbeziehung und familiäre Auseinandersetzungen anwendet. So gesehen lassen sich die beiden Perspektiven Beruf und Partnerschaft/Familie nicht nur miteinander vereinbaren, sie unterstützen sich sogar.

Dies ändert sich allerdings entscheidend mit der Geburt des Kindes. Von diesem Zeitpunkt an wird die Vereinbarkeit der bislang scheinbar konfliktlosen, ja, sich ergänzenden Pläne zum Problem. Entscheidungen sind nicht mehr unabhängig von den Biographien anderer - insbesondere des Kindes und später, nach Aufgabe der eigenen Erwerbsarbeit, auch des Ehemannes - möglich. Frau Witte gerät in eine Situation, in der sie die gesellschaftlich erzeugten Widersprüche der doppelten Lebenskonstruktion bewältigen muß, *ohne* eine adäquate gesellschaftliche Unterstützung zu bekommen. Das Strukturproblem, das sie wie die 'Katze im Sack' mit ihrem Lebensentwurf übernommen hat, wird zum - scheinbar - individuellen biographischen Problem, für dessen Bewältigung in erster Linie sie selbst verantwortlich gemacht wird - und sich auch verantwortlich fühlt.

4.2 'Ich-in-Beziehungen' und 'gebundene Lebenskonstruktion'

Die Widersprüche der doppelten Lebenskonstruktion kommen nicht nur als inhaltlicher Konflikt zwischen gegensätzlich strukturierten gesellschaftlichen Bereichen zum Ausdruck, sondern beeinflussen auch die Form der *Selbstdarstellung* im Interview. Im VI. Suprasegment z.B. kann die Erzählerin ihre eigene berufliche Entwicklung nicht mehr einlinig als 'individuelle Erwerbsbiographie' darstellen. Sie reflektiert vielmehr immer die familiäre Situation mit: die berufliche Situation ihres Mannes, erschwert durch die Schichtarbeit, die Bedürfnisse des Kindes, die (zeitliche, räumliche und soziale) Gestaltung des familiären Alltags.

Die Abhängigkeit der eigenen Handlungsmöglichkeiten von diesen Bedingungen spiegelt sich auch auf der formalen Darstellungsebene wider: Ehe Frau Witte ihre 'eigene Geschichte' erzählt, nimmt sie auf die Situation der anderen Bezug und stellt die Bedingungen und Bewältigungsstrategien des Vereinbarkeitsproblems dar.¹²⁴ Sie wiederholt gewissermaßen auf der Ebene der 'Erzählbarkeit' die damalige Arbeit der Koordination widersprüchlicher Bedingungen und Interessen.¹²⁵ Dabei entsteht eine Struktur, in der die 'eigene Geschichte' nicht mehr selbstverständlich im Mittelpunkt steht, son-

124 Vgl. dazu die ausführliche Interpretation in Suprasegment VI.

125 Vgl. noch einmal die Interpretationen zum Nachfrageteil N2.

dem tendenziell hinter eine komplexe 'Vereinbarungsgeschichte' zurücktritt.

Betrachtet man die gesamte Haupterzählung unter diesem Aspekt, so läßt sich die Hypothese formulieren, daß die Möglichkeit, die 'eigene Geschichte' in den Mittelpunkt zu stellen, - abgesehen von der Kindheitserzählung - im Kontext des Erwerbsarbeitsthemas größer ist als in den Familienteilen. In der autobiographischen Haupterzählung lassen sich somit - pointiert formuliert - zwei Erzählperspektiven unterscheiden: eine eher auf die biographische Entwicklung eines *individuellen Ich* fokussierte Perspektive (Suprasegmente I, II und - bedingt - VI) und eine stärker auf *soziale Beziehungen* und ein *Ich-in-Beziehungen* ausgerichtete Perspektive (Suprasegmente III-V).¹²⁶ Die Ablösung der ersten durch die zweite Darstellungsweise reflektiert vor allem die realbiographische Unterbrechung der Erwerbsbiographie nach der Geburt des Kindes und den soziobiographischen Statuswechsel der Erzählerin, der sie mit einer doppelten Anforderungsstruktur konfrontiert, nämlich eine Familienperspektive aufzubauen (Partnerbeziehung, Kind, Neustrukturierung der weiteren familiären Beziehungen) und die eigene (berufs-)biographische Entwicklung im Auge zu behalten.

Auch wenn, formal gesehen, diese beiden Erzählperspektiven in der sequentiellen Struktur des Interviews als Abfolge erscheinen, so stellen sie doch kein harmonisches Nacheinander verschiedener Phasen dar. Gerade das VI. Suprasegment verdeutlicht, daß mit der Familiengründung (und den damit verbundenen gesellschaftlichen Handlungsbedingungen) jene konflikthafte Doppelperspektive installiert ist, die die Erzählerin in *jeder* Phase ihrer (Erwachsenen)-Biographie beschäftigt und auch ihre Selbstdarstellung im Interview prägt. So gesehen, gibt es keine reine Scheidung zwischen 'individuellem Ich' und 'Ich-in-Beziehungen', sondern eher verschiedene Qualitäten von Erfahrung, die durchaus in derselben Lebensphase aktualisiert werden und nebeneinander existieren können.

Betrachten wir nun die auffällige Präsenz des Beziehungsthemas etwas genauer. In der strukturellen Beschreibung ist deutlich geworden, daß die Erzählerin sich über weite Strecken des Interviews in

126 Mit Rückgriff auf Schützes Begrifflichkeit lassen sich diese beiden Erzählinien auch durch die unterschiedliche Relevanz der ersten und der dritten kognitiven Figur kennzeichnen (vgl. Kap. 4, Teil 2.2; Schütze 1984).

der - meist konflikthafter - Beziehung zu anderen darstellt und diese Beziehungen selbst zu einem zentralen Gegenstand und Bestandteil ihrer Lebensgeschichte macht. Bereits der erste explizit geäußerte Plan für das eigene Leben bezieht sich im Kern auf andere Personen, nämlich auf das (negative) Beispiel des Vaters und auf den zukünftigen Ehepartner. Mit dieser Konstruktion macht die Protagonistin einen biographischen Entwurf, der einen Partner voraussetzt, und bindet damit das Ge- oder Mißlingen ihres Lebensziels *strukturell* an eine andere Person und deren Biographie - und zwar noch ehe diese konkret auf den Plan getreten ist. Diese grundsätzliche Abhängigkeit ändert sich auch nicht, als Frau Witte später in der konkreten Beziehung zu Thomas ihre eigenen Partnerschaftsvorstellungen formulieren kann und diese auch immer wieder durchzusetzen bereit ist. Erfolgreich können ihre Durchsetzungsstrategien am Ende nur durch das aktive Mitmachen des Partners werden. Deshalb ist es nur konsequent, wenn Frau Witte bei der Ratifizierung ihres Planes durch die Heirat einkalkuliert, daß sie das Verhalten ihres Partners kontrollieren muß. Mit der Bedingung, »die Hand drauf zu halten«, übernimmt sie somit die Verantwortung nicht nur für ihr eigenes Handeln, sondern auch für das 'Funktionieren' des Partners. Ihre biographische Perspektive kann über bestimmte Strecken als 'Arbeit an der Biographie des Partners' interpretiert werden. Durch ihr Handeln versucht sie, ihren Mann immer wieder zur Übernahme von Verantwortung in Familie und Beruf zu bewegen, oft ohne Erfolg. Auch wenn es ihr am Ende doch gelungen zu sein scheint und eine Stabilisierung seiner biographischen Perspektive stattgefunden hat, ist eine vollständige Kontrolle seiner Biographie unmöglich. Indem sie dennoch diese Verantwortung übernimmt, gibt sie faktisch ein Stück ihrer eigenen biographischen Steuerungsmöglichkeiten aus der Hand.

Ich möchte diese Beobachtungen mit dem Begriff der *gebundenen Lebenskonstruktion* zusammenfassen und im folgenden einige Differenzierungen anhand der konkreten Biographie von Frau Witte vorschlagen:

(a) *Gebundene Zeit*. Zunächst läßt sich ein zeitlicher Aspekt dieser Lebenskonstruktion feststellen, der die oben diskutierte These der gebundenen Zeit (vgl. Kap. 2, Teil 6) bestätigt. Sowohl im Alltag als auch in lebenszeitlicher Perspektive ist Frau Wittes 'eigene Zeit' an andere gebunden. An der extremen Belastung durch den Schicht-

rhythmus läßt sich - wie oben herausgearbeitet - nicht nur zeigen, daß der Alltag aller drei Familienmitglieder durch fremde Zeitraster dominiert wird, sondern auch daß Frau Witte in spezifischer Weise daran gebunden ist: Sie muß nicht nur die Zeitvorgaben als solche, sondern auch die Koordination der unterschiedlichen Zeiten in der Familie bewältigen. Dabei wird ihre Zeit gewissermaßen zur flexiblen Masse, mit der die Synchronisationslücken in der Familie geschlossen werden. Ihre Zeit - sowohl für die Organisation des Haushalts und die Reproduktion der anderen Familienmitglieder als auch für die eigene Erwerbsarbeit und eigene Reproduktionsbedürfnisse - richtet sich zuallererst nach den anderen und wird vorrangig zulasten der 'eigenen' Zeiteile verbraucht.¹²⁷

Darüber hinaus wird auch eine lebenszeitliche Dimension der gebundenen Zeit erkennbar. Mit ihrer Entscheidung für Familie und Kind verliert Frau Witte ein Stück Verfügungsmöglichkeit über ihre eigene Zukunft. Um die Zukunft ihres Kindes abzusichern, um ihm z.B. einen guten Start in der Schule zu verschaffen¹²⁸, gibt sie ihre Erwerbsarbeit auf und verschlechtert damit ihre eigenen Chancen, und zwar nicht nur in der aktuellen Situation (Verdienstausschlag, Abhängigkeit vom Partner und seiner ökonomischen Situation), sondern auch langfristig (geringere Wiedereinstiegschancen, Rentenansprüche).

Nun hängen ihre Zukunftschancen gewiß nicht nur von der familiären Konstellation ab, sondern mindestens ebenso von den Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt (Kündigung, Stellenvermittlung usw.). Bemerkenswert ist jedoch, daß sie gerade zu einem Zeitpunkt die Verfügungsmöglichkeit über ihre Zeit verliert, als ihr doppelter Zukunftsentwurf sich auf 'optimale' Weise zu realisieren scheint. Daß die Ursache hierfür nicht in den individuellen Entscheidungen der Wittes zu suchen sind, sondern jene strukturelle Falle der doppelten Lebenskonstruktion zuschnappt, ist bereits in der Fallanalyse hervorgehoben worden worden.

(b) *Beziehungsformen.* Fragen wir nach den Formen der Beziehung zu anderen bzw. des Sich-in-Beziehung-Setzens, so lassen sich an Frau Wittes Interview drei verschiedene Muster unterscheiden. Auf-

127 Vgl. noch einmal die Interpretationen zum Nachfrageteil N2.

128 Die Bedeutung einer guten schulischen und beruflichen Bildung des Sohnes wird im (hier nicht dokumentierten) Nachfrageteil N4 angesprochen.

fällig ist zunächst eine Beziehungsform des *Gegeneinander*. Sie wird bereits in der Darstellung der frühesten Kindheit erkennbar. Die Bezugnahme auf andere - hier vor allem auf den Vater, später die Eltern und Schwiegereltern und den Partner sowie einige Arbeitgeber -, erfolgt in Form von Polarisierung und Konfrontation. Anders ausgedrückt, die anderen nehmen in der Erzählung die Rolle *biographischer Kontrahenten* ein (vgl. Schütze 1984). Am deutlichsten dokumentiert sich diese Konstellation in der Beziehung zu den Eltern und Schwiegereltern, die vom Gegeneinander zur Trennung und dem Extrem des völligen Kontakabbruchs führt. Die Identität, die die Erzählerin aufbaut und vor allem im Übergang zum Erwachsenenstatus auch in ihrem Handeln dokumentiert, ist deshalb in der strukturellen Beschreibung mit dem Begriff der 'Gegen-Identität' bezeichnet worden.

Neben diesem Beziehungsmuster, das die - im Interview rekapitulierten - sozialen Erfahrungen deutlich dominiert, läßt sich ein Modell des gleichberechtigten *Miteinander* rekonstruieren, das jedoch weniger durch reale Erfahrung gedeckt zu sein scheint. Es taucht auf als Ideal einer Partnerschaft zwischen autonomen Personen, das allenfalls punktuell erreichbar scheint. Die Utopie der Erzählerin geht kaum soweit, das wirkliche Teilen eines gemeinsamen Lebensentwurfs vorzustellen, sondern beschränkt sich pragmatisch auf eine Art 'kontrollierten Gegeneinanders', das über eine Balance des Kräfteverhältnisses zu einem 'Miteinander' werden kann.¹²⁹ Während sie in der Partnerschaft - immer vor dem Hintergrund des Negativmodells ihrer Eltern - um eine solche Beziehung ringen muß und sich allenfalls am Ende ihrer erzählten Biographie ein Erfolg abzeichnet, scheint sie ihr im institutionellen Rahmen des Betriebes, vor allem der Fabrik, leichter zugänglich zu sein. Hier findet sie zunächst die vertraute soziale Struktur des Gegeneinander von Interessengruppen. Im Vergleich zu den willkürlichen, oft sogar gewaltsamen privaten Beziehungen dieses Musters scheint die Lohnarbeitsbeziehung jedoch eher kontrollierbar zu sein, und der Zustand eines 'partnerschaftlichen Interessengleichgewichts' konnte im Fall der Schürzenfabrik sogar konkret erlebt werden. Entscheidend für dieses subjektive Erleben ist vermutlich weniger die 'reale' Beziehungsform, die auch in der Schürzenfabrik eher ein Gegeneinander

129 Vgl. hierzu bes. die Zusammenfassung von Suprasegment III.

gewesen sein dürfte, sondern die entlastende Erfahrung, in relativ verbindliche *kollektive* Beziehungsstrukturen eingebunden zu sein, ohne als einzelne diese Strukturen erst herstellen zu müssen.

Die dritte beobachtbare Beziehungsform könnte als *Fürsorge* für andere¹³⁰ bezeichnet werden. Sie wird in Frau Wittes Biographie erst mit der Geburt des Kindes aktuell. Die fürsorgliche und verantwortliche Beziehung zu ihrem Kind bleibt jedoch nicht auf das Kind beschränkt, sondern zieht Konsequenzen nach sich. Mit der Aufgabe ihres Berufes - motiviert durch die Fürsorge für den Sohn und sozialen Außendruck und basiert auf einem Modell des familiären Miteinander-Lebens - gerät Frau Witte in eine Lebenssituation, die gesellschaftlich als 'Dasein für andere' konzipiert ist und nun auch Arbeit und Fürsorge für den Partner einschließt. Damit hat sie die Bindung ihres 'eigenen Lebens' an andere, konkret: an Mann und Kind, erneut befestigt, nun allerdings in einer Position verstärkter (ökonomischer) Abhängigkeit und geringerer Handlungsressourcen.

(c) *'Eigenes Leben' zwischen Beziehung und Abhängigkeit.* Mit ihrer Beziehungsorientierung gerät die Erzählerin in ein Dilemma zwischen Autonomie und Abhängigkeit. Dieses erscheint besonders zugespitzt in den langen Interviewpassagen, die auf Auseinandersetzungen in der Partnerbeziehung und Konflikte mit den Eltern referieren (die Suprasegmente III - V). Hier ist das Ich-in-Beziehungen der Erzählerin vor allem als 'Ich-gegen' einen signifikanten Anderen (den Partner, die Eltern, Schwiegereltern u.a.) konturiert. In dieser Konfrontation kann sie ihre Autonomie erproben und behaupten, zugleich bringt die Verstrickung in das konflikthafte Interaktionsgeschehen sie jedoch - bei aller Vehemenz ihres Handelns - häufig in die Position der Re-Agierenden, die auch in ihren (Gegen-)Handlungen und Plänen an das Verhalten der anderen gebunden bleibt. Indem sie sich wehrt gegen bestimmte Strukturen, bleibt sie diesen auch ein Stück weit verhaftet. Sie kann die Bedrohungen nicht einfach abschütteln und frei davon eigene Lebensentwürfe und Handlungsstrategien entwickeln, wie sich besonders deutlich am Problem der Partnerwahl gezeigt hat.

Die prekäre Balance zwischen Autonomie und Abhängigkeit in Beziehungen verschärft sich, wie ausführlich diskutiert, mit der Exi-

130 Vgl. dazu die von Gilligans Arbeiten ausgelöste Debatte um eine »weibliche Moral« (stellvertretend Gilligan 1984, Nunner-Winkler (ed.) 1991).

stenz eines Kindes. Dadurch gerät Frau Witte in zusätzliche Abhängigkeiten. Die Aufrechterhaltung ihres Lebensmodells mit Familie und Erwerbstätigkeit hängt nun nicht nur von innerfamiliären Aushandlungsprozessen ab¹³¹, sondern auch von unterstützenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (öffentliche Kinderbetreuung, Arbeitszeitregelungen). Mit der Einschulung des Sohnes fallen diese jedoch weitgehend weg, und soziale Kräfte werden aktualisiert¹³², die Frau Witte in die asymmetrische Position der fürsorgenden - und abhängigen - Mutter und Ehefrau verweisen. Ein solcher Mechanismus kann jedoch nur greifen, weil sie selbst in ihrem Lebensplan Ehe und Familie anstrebt; weil der Entwurf ihres eigenen Lebens zentral auf die Beziehung zu anderen und das Leben mit anderen gerichtet ist, was immer auch ein Stück Verantwortung und 'Da-sein für andere' bedeutet.

Damit gerät sie in einen systematischen Widerspruch zu ihrem Autonomiestreben. In einer Gesellschaft, in der Autonomie nach männlichem Vorbild als Unabhängigkeit des individuellen Subjekts konzipiert ist und die Familie ungleiche Abhängigkeitsbeziehungen institutionalisiert, läuft sie mit ihrer gebundenen, an Beziehungen orientierten Lebenskonstruktion geradezu zwangsläufig in eine Falle.¹³³ Die Frage nach biographischen Handlungsmöglichkeiten und Handlungsgrenzen, die hiermit angesprochen ist, soll im folgenden gesondert diskutiert werden.

4.3 Handlungspotentiale und Reproduktion sozialer Strukturen

In der strukturellen Beschreibung ist die Spannung zwischen zwei Polen der biographischen Entwicklung unübersehbar geworden. Ei-

131 Wie deutlich geworden ist, sind die Ressourcen für eine Arbeitsentlastung durch Familienangehörige (den Partner, Großeltern o.a.) äußerst gering.

132 Gemeint sind nicht nur die drängenden Forderungen des Ehemannes, sondern ebenso die strukturellen Rollenzuschreibungen und Zumutungen des sozialen Umfeldes, die im Interview nur implizit zum Ausdruck kommen (z.B. in der Erzählung über das dicke Kind der Nachbarin; vgl. N2).

133 Die Möglichkeiten, dieser Falle zu entgehen bzw. sie abzumildern, hängen u.a. von verfügbaren ökonomischen und sozialen Ressourcen ab. Im Vergleich zu Frau Wittes Situation wären eine gesicherte berufliche Stellung (z.B. als verbeamtete Lehrerin), Kapitalvermögen, Unterstützung bei der Kinderbetreuung durch eine Großmutter usw. Bedingungen, die das Vereinbarkeitsproblem zwar nicht grundsätzlich lösen, aber doch erhebliche Handlungsspielräume eröffnen könnten.

nerseits scheinen sich in Frau Wittes Biographie auf geradezu bedrückende Weise soziale Strukturen zu reproduzieren: besonders zugespitzt in der Partnerwahl, die eine Wiederholung der Alkoholproblematik der Eltern beinhaltet und im übrigen die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern reproduziert, weniger spektakulär in der beruflichen Situation, die keinen Aufstieg, keine grundlegende soziale und kulturelle Veränderung beinhaltet, sondern im wesentlichen den Klassenhabitus reproduziert. Auf der anderen Seite lassen sich in der Selbstpräsentation der Erzählerin deutliche Autonomiebestrebungen und Handlungspotentiale erkennen, die der Reproduktionsthese widersprechen. Will man sie nicht als 'selbstbezogene Illusion' beiseiteschieben, sondern in ihrer subjektiven Wahrheit ernstnehmen, so rechtfertigen sie zumindest die These eines *transformativen Potentials*.

Bei der Entscheidung zwischen Reproduktions- und Transformationsthese, bei der im übrigen mögliche Differenzen zwischen der expliziten Selbstdeutung der Erzählerin und den aus den narrativen Schilderungen rekonstruierten Handlungsverläufen¹³⁴ berücksichtigt werden müssen, geht es nicht um ein einfaches Entweder-Oder und auch nicht um die Ermittlung 'der Wahrheit'. Es ist ebenso zutreffend wie trivial, daß in einer Biographie stets beide Aspekte enthalten sind. Ziel der Überlegungen ist deshalb eine plausible Rekonstruktion des *Verhältnisses* zwischen Strukturreproduktion und -veränderung in der konkreten Biographie. Zugespitzt könnte die Frage lauten: Wiederholt Frau Witte - bei allen individuellen Unterschieden und Ausbruchsversuchen - letztlich doch das Leben ihrer Mutter¹³⁵, oder realisiert sie - bei allen Wiederholungen und Strukturähnlichkeiten - am Ende doch ihren Vorsatz, ein 'anderes Leben' zu führen? Da die Biographie von Frau Witte zum Zeitpunkt ihrer Erhebung noch lange nicht abgeschlossen ist und viele Entwicklungsmöglichkeiten offen bleiben, käme jedoch selbst die Beantwortung

134 Ersteres entspricht der Ebene von Deutungsschemata, d.h. des von konkreten Erinnerungen abgelösten selbstreferentiellen Erfahrungs- und Deutungswissens, letzteres den an konkret erlebten und rekapitulierten Ereignissen rekonstruierbaren Zusammenhängen (Ebene von Erinnerungsschemata); vgl. dazu Kap. 4, Teil 2.3.

135 Dies scheint - soweit dem Interview zu entnehmen ist - z.B. bei der Schwester der Erzählerin der Fall zu sein.

einer derartigen Tendenzfrage einer hochproblematischen Prognose gleich.¹³⁶

Ausgehend von den spezifischen Bedingungen des Falles liegt deshalb die Frage näher, inwieweit die Erzählerin, trotz der deutlich erkennbaren strukturellen Begrenzungen, ein biographisches Autonomiepotential ausbilden konnte und wie dies ggf. erklärt werden kann. Mit Bezug auf Schütze läßt sich dieses Problem auch als Frage nach den biographischen Prozeßstrukturen formulieren: Verläuft die Biographie in den *institutionellen* Bahnen der vorgegebenen sozialen Erwartungsstruktur, handelt es sich also um eine 'typische Proletarierinnenbiographie' der jüngeren Generation, die mit der 'typischen' Doppelanforderung konfrontiert ist; können womöglich sogar Entwicklungen beobachtet werden, die aufgrund der 'typischen' Problemakkumulation des Herkunftsmilieus die Erzählerin in eine *Verlaufskurve* abrutschen lassen - oder verweist die Darstellung pragmatischer Handlungsfähigkeit tatsächlich auf eine *handlungsschematische* Prozeßstruktur? Diese Frage soll im folgenden thesenhaft diskutiert werden.

(a) Gehen wir von der Selbstdarstellung der Erzählerin aus, so kann die These eines institutionellen Ablaufmusters zunächst zurückgewiesen werden. Zwar orientiert sich die Erzählerin mit ihrem doppelten Lebensentwurf durchaus fraglos an der institutionalisierten, kollektiven Vorgabe der (proletarischen) weiblichen Normalbiographie. In der biographischen Realisierung dieses Entwurfs stößt sie jedoch auf so viele Komplikationen und Widerstände, daß ihr aktives Handeln - zur Durchsetzung und Verteidigung dieses Entwurfs - immer wieder gefordert ist.

(b) Damit ist bereits gesagt, daß sich die Erzählerin selbst überwiegend als Handelnde präsentiert¹³⁷, die in der Lage ist, Bedingun-

136 Im übrigen wird an dieser Stelle noch einmal die Grenze einer soziologischen Einzelfallanalyse deutlich, in der es - gerade in Anerkennung der konkreten Individualität - letztlich um die Rekonstruktion von allgemeineren biographischen Strukturen *am Beispiel* dieser Biographie geht, nicht jedoch um die 'Aufdeckung' aller möglichen individuellen Strukturen der konkreten Lebensgeschichte. In einem anderen, z.B. pädagogischen oder therapeutischen Kontext, hätte eine derartige 'Prognose' womöglich eine *praktische* Funktion für die Entwicklung konkreter Handlungsperspektiven. Hier wäre durch das Setting eine fortlaufende Interaktion zwischen den Beteiligten gegeben, die solche Prognosen unter aktiver Beteiligung der Biographieträgerin formulierbar, veränderbar und empirisch überprüfbar machen würde.

137 Dies gilt sowohl für die expliziten Selbstdeutungen als auch für die Rekapitulation von Ereignissen, in denen die Erzählerin als Handelnde vorkommt, die Probleme definiert, Ent-

gen zu stellen, Konflikte einzugehen und - wo sie sich nicht durchsetzen kann - eine problematische Situation zu verlassen. Die beiden herausragenden Handlungsmuster sind das des *Gegen-Handelns* und das der *Trennung*. Letzteres beinhaltet auch Momente des Aus-dem-Felde-Gehens oder der Flucht und ist die wichtigste Bewältigungsstrategie in der Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie. Und auch in Situationen, in denen die Erzählerin erkennbar unter den Handlungen anderer leiden muß, gibt sie ihre handlungsschematische Haltung gegenüber ihrer Biographie nicht auf. Sie erzählt keine Leidensgeschichte, sondern eine Geschichte der aktiven Verteidigung. Sie stellt sich nicht als Opfer dar, sondern als Subjekt, das seinen Willen auch dann noch artikuliert, wenn es ihn nicht mehr durchsetzen kann. Eine geeignete Metapher für diese Haltung wäre die des 'Kampfes'.

(c) Daß sowohl in der biographischen 'Startsituation' unter den spezifischen Familien- und Milieubedingungen als auch in der gewählten Bewältigungsstrategie der radikalen Trennung dennoch erhebliche *Verlaufskurvenpotentiale* enthalten sind, ist unbestreitbar. Die Ablösung vom Elternhaus ist weniger eine *Lösung* von konflikthaften Erfahrungen als der Versuch einer äußerlichen *Abtrennung* von negativen Erfahrungen. Die gewaltsamen, durch den trinkenden und schlagenden Vater dominierten Beziehungen in der Herkunftsfamilie prägen jedoch die Biographie der Erzählerin auch noch im ausdrücklichen Versuch des Gegenentwurfs. Daß sie sich einen Partner wählt, der ebenfalls Alkoholprobleme hat, und damit auf vertraute Beziehungsstrukturen zurückgreift, muß als Aufschichtung eines *Verlaufskurvenpotentials* interpretiert werden, gegen dessen Realisierung die Erzählerin beständig 'arbeitet', was wiederum ihre biographischen Handlungsmöglichkeiten bindet.

(d) Ein weiteres Risikopotential ergibt sich aus den geringen sozialen und kulturellen Erfahrungsressourcen an die die Erzählerin bei der Gründung und Gestaltung ihres eigenen (Familien-)Lebens *positiv* anknüpfen kann. Ihre harte Ablösung vom Elternhaus und

scheidungen trifft und pragmatische Lösungsstrategien anwendet. Die Handlungsfähigkeit der Erzählerin zeigt sich ebenso bei Alltagsproblemen in der Familie und am Arbeitsplatz (z.B. Wohnungsbeschaffung, einen Tag »blau« machen, Kündigung) wie bei Konflikten in der Beziehung, in denen sie sich nicht als Leidende, sondern als Handelnde präsentiert (Beispiele sind die vielen szenisch dargestellten Dialoge, in denen Frau Witte Bedingungen an den Partner stellt, oder bestimmte Verweigerungsstrategien).

der energische Versuch, eine Partnerschaft nach dem Modell eines gleichberechtigten Miteinander aufzubauen, sind eine Art 'Flucht nach vorne', bei der sie kaum auf Ressourcen zurückgreifen kann: weder auf ökonomisches noch auf Bildungskapital noch auf Erfahrungswissen über funktionierende familiäre Interaktionsbeziehungen. Was ihr zur Verfügung steht, sind hauptsächlich ihre Arbeits- und Handlungsfähigkeit und die Erfahrung, auch in schwierigen Situationen, in denen sie in Konfrontation zu anderen steht, alleine für sich sorgen und ihre eigenen Interessen verteidigen zu können. Angesichts dieser 'Bilanz', liegt es nahe, daß sich die gesamte biographische Energie auf die Lebenssituation im persönlichen Nahraum richtet: auf den Versuch, eine Partnerschaft und Familiensituation herzustellen, in der die Beteiligten sich das Leben so angenehm wie möglich machen ('frohe Feste'), aber auch die Verantwortung und Arbeit teilen ('saure Wochen') - und in der sie selbst ihre Autonomie wahren kann. - Im Vergleich zwischen diesem Projekt und den vorhandenen biographischen Ressourcen wird gleichzeitig die strukturelle Überforderung der Partner- und Familienbeziehung erkennbar.

(e) Daß es der Erzählerin angesichts dieses schwierigen Verhältnisses dennoch gelungen ist, ihre Vorstellungen weitgehend umzusetzen und den Partner auf das Familienmodell zu verpflichten, ist deshalb mindestens so erklärungsbedürftig wie die reproduzierten Strukturprobleme. Da zum Interviewzeitpunkt noch unklar ist, ob ihr der geplante berufliche Wiedereinstieg tatsächlich gelingt, der die wesentliche Voraussetzung für eine dauerhafte Stabilisierung ihres biographischen Entwurfs darstellt, kann hier noch nicht von einer 'gelungenen' Transformation gesprochen werden. Ein *Transformationpotential* ist jedoch, so die These, deutlich vorhanden und kann aus der konkreten biographischen Erfahrungsaufschichtung heraus erklärt werden:

(f) Bei aller Problematik des Herkunftsmilieus und der Familiendynamik im Elternhaus, hat die Erzählerin auch biographische 'Gegenerfahrungen' machen können (Großeltern, soziale Kontakte in der Peergruppe, Schule, Lehre, Arbeitsplatz). Diese haben es ihr ermöglicht innere, emotionale, und äußere, räumliche und soziale, Distanzierungsstrategien auszubilden: Trotz, »Abhauen«, Ausziehen, verbale Abgrenzung bis hin zur radikalen Trennung von den Eltern bzw. der Familie. Diese Strategien dienen dem Schutz der persönlichen Identität und ermöglichen der Erzählerin die Erfahrung, tat-

sächlich handeln und sich schützen zu können. Aber, es ist zugleich eine Erfahrung des 'einsamen Handelns' (besonders deutlich geworden in der Geschichte der ersten Schwangerschaft), die auch ihren emotionalen Preis hat.¹³⁸

(g) Das Autonomiepotential der Erzählerin hat durch die Erwerbsarbeit eine entscheidende realitätstüchtige Basis erhalten. Sie besteht nicht nur in der ökonomischen Unabhängigkeit vom Partner, sondern auch in der Eingebundenheit in einen gesellschaftlichen Handlungsraum, dessen Bedeutung bereits herausgearbeitet worden ist: Der - aufgrund der spezifischen Familiendynamik entwickelte - biographische Modus der Identitätsbildung und Selbstbehauptung der Erzählerin findet in der Erwerbsarbeit, paradigmatisch in der Fabrik, einen 'passenden' institutionalisierten Handlungsrahmen und kollektiv geteilte Handlungs- und Interpretationsmuster. Die individuelle biographische Struktur findet in der Erwerbsarbeit und im proletarischen Habitus Anschluß an die gesellschaftliche Struktur. Die biographisch entwickelte Selbstwahrnehmung und die biographische Bewegung im sozialen Raum korrespondieren und stabilisieren sich wechselseitig.

Fazit: In dem skizzierten komplexen biographischen Zusammenhang wird das *Potential für eine autonome Gestaltung der eigenen Biographie* ebenso erkennbar wie die *Bedrohungen*, die damit verbunden sind: (1) die strukturelle Falle der doppelten Vergesellschaftung, der sie als Frau in unserer Gesellschaft nicht entgehen kann, und für deren Bewältigung ihr - aufgrund ihrer individuellen Ressourcen - nur relativ begrenzte Strategien zur Verfügung stehen; und (2) die 'psychostrukturelle' Falle der individuellen Erfahrungsaufschichtung, die ihre Handlungsmöglichkeiten systematisch an ein Muster des

138 Daß mit diesen Abtrennungsstrategien zugleich auch Gefühle abgespalten werden, wird deutlich. Die Erzählerin formuliert diesen Vorgang an einigen Stellen explizit (z.B. »da waren überhaupt keine Gefühle mehr«), aber auch in ihrer Sprache wird ein deutliches Übergewicht von Handlungs- und Ereignisdarstellungen gegenüber Bezügen auf emotionales Erleben erkennbar (vgl. die Zusammenfassung von Suprasegment I). Die Abspaltung von Gefühlen legt die Hypothese nahe, daß sich auch auf psychisch-emotionaler Ebene ein Verlaufskurvenpotential aufschichtet. Sie soll hier jedoch nicht weitergeführt werden, da sie in eine psychologische Analyse übergehen würde, die einen anderen theoretischen Bezugsrahmen (Kodierparadigma) erfordern würde. Zur biographischen Dimension von Emotionalität vgl. den Ansatz von Mader (1994), der mit Rückgriff auf sozialkonstruktivistische Konzeptionen interessante Verknüpfungsperspektiven für Biographie- und Emotionsforschung aufzeigt.

Gegen-Handelns binden, in dem sie dem Abgelehnten doch verhaftet bleibt. Sie sucht sich einen Partner, der in ihr 'Gegen-Schema' paßt und reproduziert damit wesentliche Strukturmomente der negierten Herkunftsfamilie. Mit dieser zweifachen Bindung an Strukturen des weiteren und näheren sozialen Raumes bleiben gleichzeitig alternative Erfahrungsräume verschlossen oder, um den diskutierten Begriff Viktor von Weizsäckers aufzunehmen, bleiben Teile des biographischen Autonomiepotentials *ungelebt*.¹³⁹ Andererseits eröffnen sich jedoch Handlungspotentiale und neue gesellschaftliche Anschlußmöglichkeiten, die als emergente Momente die vorgegebene Bahn überschreiten. Deshalb kann abschließend festgehalten werden, daß Frau Witte - soweit ihre bisherige Biographie reicht - wesentliche Aspekte ihres doppelten Lebensentwurfs realisiert hat und sich damit von den 'Vorbildern' der Mutter (und Schwester) unterscheidet.

5 Vergleiche zur Biographie des Partners

Die fallspezifischen Hypothesen, insbesondere zur Beziehungsdimension und Bindung der biographischen Konstruktion an den Partner, könnten - vor dem Hintergrund des Forschungsstandes (vgl. Kap. 1-3) - durchaus als Indiz für eine allgemeinere Konstruktionslogik weiblicher Biographien gelten. Zur Klärung dieser Frage müssen die Befunde jedoch, aus erkenntnislogischen Gründen, in Relation zur männlichen Perspektive gesetzt werden.

Für diesen Zweck wird das Interview mit Herrn Witte herangezogen. Dabei soll kein umfassender Vergleich angestellt werden, sondern lediglich eine selektive 'Synopsis' zu den in der analytischen Abstraktion herausgearbeiteten Hauptaspekten. Ein Bezug auf den Gesamtkontext von Biographie und Interview wird durch die vorangestellte biographische Kurzbeschreibung, das Verlaufsprotokoll des Interviews (vgl. Kap. 5, Teil 3.1; Dausien 1994c) sowie die kurze Darstellung der Hauptlinie der Fallinterpretation ermöglicht.

139 Vgl. Kap. 2, Teil 4.

5.1 Biographische Kurzbeschreibung und Bemerkungen zum Interview

Thomas Witte wird Anfang der 1950er Jahre als zweiter Sohn einer aufstiegsorientierten Mittelschichtfamilie geboren. Der Vater ist Redakteur bei einer Lokalzeitung. Die Kindheitserinnerung sind durch negative Schulerfahrungen geprägt. Thomas Eltern wollen, daß er Abitur macht. Entgegen der Empfehlung der Grundschule macht er erfolgreich die Aufnahmeprüfung zum Gymnasium, bleibt aber, infolge von Faulheit und Schulunlust, in der Mittelstufe zweimal sitzen und muß nach der 9. Klasse das Gymnasium verlassen. Da er nicht in die 10. Realschulklasse aufgenommen wird, bringen ihn die Eltern in einer »privaten Lehranstalt« unter, wo er, wie sein älterer Bruder, die 10. Klasse beendet, ohne einen qualifizierten Abschluß zu haben.

Ende der 1960er Jahre beginnt Thomas eine Lehre als Fotograf. Die Fachrichtung hat der Vater vorgegeben. Thomas ist in einer rebellischen Phase, sympathisiert vorübergehend mit der Lehrlingsbewegung, trägt lange Haare, die er jedoch abschneiden muß, um die Lehre antreten zu können. Einmal »haut« er von zuhause »ab«, wohnt bei einem Freund und kehrt wieder nach Hause zurück. Er hat Probleme mit seinen »Alten«, deren Kontrolle er als Gängelei erlebt.¹⁴⁰

Zu der Ausbildung hat er »keinen Bock«. Er bekommt wiederholt Ärger mit dem Lehrherrn wegen Rauchen, Trinken und anderen Verhaltensweisen und bricht nach sechs Monaten die Lehre ab. Danach verschafft ihm der Vater eine Lehrstelle als Kameraassistent. Nach zwei Wochen wird er jedoch schon wieder nach Hause geschickt. Er gilt als »noch zu blöd« und »zu jugendlich«.

Da sich die Situation im Elternhaus nicht verbessert, zieht Thomas aus, in ein Zimmer bei einer Bekannten. Der Vater besorgt ihm auch eine dritte Lehrstelle, diesmal als Fotolaborant in einer Drogerie. Er ist »wieder im graphischen Gewerbe«, allerdings auf deutlich niedrigerer Qualifikationsstufe. Sein Urteil über die Arbeit lautet: »total beschissen«, »beschissen bezahlt«, »Schweinejob«. Neben der Lehre jobbt er sonntags im Hafen, um sein knappes Lehrgeld aufzu-

140 Daß die Probleme mit den Eltern nicht nur aus Thomas' Perspektive bestehen, belegt die Tatsache, daß seine Eltern mit ihm eine Erziehungsberatungsstelle aufsuchen. Allerdings bleibt dieser Besuch - übrigens der einzige im Interview erwähnte Versuch der Eltern, eine Verständigung herzustellen - ohne Wirkung.

bessern und seine Konsumwünsche befriedigen zu können (Rauchen, Trinken). Nach acht Monaten kündigt Thomas die Lehre. Anlaß ist eine Auseinandersetzung mit dem Lehrherrn, der von ihm verlangt, den Hausflur zu schrubben.

Nun äußert Thomas den Wunsch, Seemann zu werden, und bekommt, wiederum mit Unterstützung seines Vaters, einen Lehrvertrag bei einer Reederei. Mit 19 Jahren ist er der Älteste unter den Lehrlingen. Während des dreimonatigen Berufsschulblocks, der zu Beginn der Ausbildung auf einem Schulschiff absolviert wird, hat Thomas wiederholt Disziplinschwierigkeiten. Sein 'Freiheitsdrang' kollidiert mit der autoritären Führungsstruktur auf dem Schiff. Thomas' Vater greift mehrfach ein und verhindert, daß dem Sohn gekündigt wird. Einen Tag vor der Prüfung am Ende der drei Monate provoziert Thomas erneut einen Konflikt. Er beleidigt vor versammelter Mannschaft einen Vorsetzten und entschuldigt sich nicht, als er die Gelegenheit dazu bekommt. Damit wird sein Lehrvertrag hinfällig.

Wenig später wird Thomas für den Wehrdienst gemustert. Sein Vater verschafft ihm kurzfristig einen Arbeitsvertrag als Decksmann bei der Reederei, bei der er die Lehre begonnen hatte. Einen Tag nach der Musterung geht Thomas an Bord eines Frachters, mit Kurs auf Südamerika.

Kurz zuvor hat er Heike kennengelernt. Während der Fahrt empfindet er eine Unvereinbarkeit zwischen der »großen Liebe« und dem Seemannsleben in den Hafenstädten (käufliche Frauen, billiger Alkohol, Messerstechereien). Nach drei Monaten verläßt er vorzeitig das Schiff und kehrt nach A-Stadt zurück, wo ihn Heike in einer eigenen kleinen Wohnung empfängt.¹⁴¹ Thomas zieht inoffiziell bei ihr ein, was zu Reibereien mit den Nachbarn führt. Er hat keine feste Arbeit, sondern jobbt in einer Diskothek, ist nachts viel unterwegs und hat immer Geld in der Tasche.

Doch »irgendwann« besinnt er sich darauf, »ein vernünftiges Leben anzufangen«. Das bedeutet für ihn zunächst, »Arbeiter zu werden«. Er bewirbt sich in einer Brauerei, die ungelernte Arbeitskräfte sucht, scheitert aber an dem zuständigen Meister, der ihn nach erster Inaugenscheinnahme, vermutlich wegen seiner langen Haare,

141 Kurz zuvor ist Heike - nach der Auseinandersetzung mit ihrem Vater - von zuhause ausgezogen (s.o.).

rundweg ablehnt. Beleidigt weist er das Angebot des Personalbüros zurück, es in einer anderen Abteilung noch einmal zu versuchen.

Über einen »Kumpel« aus seiner Stammkneipe bekommt Herr Witte schließlich eine feste, aber »mörderisch schwere« Arbeit im Straßenbau (bei der Firma Betonbau). Er beginnt dort auf der untersten Stufe als Eimerschlepper, eine Arbeit, die in der Firma sonst nur von marokkanischen Arbeitern gemacht wird, verschafft sich aber bald, auf Kosten eines anderen, einen körperlich leichteren »Job« (als »Besenschwinger«). Der Verdienst ist, trotz niedrigem Stundenlohn, durch den Akkord und Zulagen relativ gut.

Nach knapp zwei Jahren wird Thomas zur Bundeswehr einberufen, wo er nach der Grundausbildung zur Marine kommt. Noch während der Grundausbildung heiratet er Heike, die einige Monate später den Sohn Matthias zur Welt bringt. Die finanzielle Situation ist knapp, obwohl Heike zunächst noch gearbeitet hat und Mutterchaftsgeld bekommt. Die kleine Ein-Zimmer-Wohnung wird endgültig zu eng. Sie ziehen in eine größere Wohnung. Nach der Bundeswehr fängt Herr Witte wieder auf seinem alten Arbeitsplatz bei der 'Betonbau' an, wo ihm jedoch bald, im Zuge einer größeren Entlassungswelle gekündigt wird. Grund dafür ist, daß er monatelang regelmäßig einen Tag blau gemacht hat, weil er am Vorabend »ge-soffen« hat.

Die Kündigung ist für Thomas Anlaß, seine Situation zu überdenken und noch einmal die Absicht, ein »vernünftiges Leben zu führen« zu ratifizieren. Er realisiert die Verantwortung für die Familie und erkennt zugleich, daß er ohne Berufsausbildung denkbar schlechte Chancen hat. Also, versucht er über das Arbeitsamt eine Umschulung zu bekommen, durch die seine finanzielle Situation zumindest für die Dauer der Maßnahme abgesichert ist. Seine Idee, etwas im graphischen Gewerbe zu bekommen, scheitert an den Bedingungen des Arbeitsmarktes. Also, nimmt er das Angebot einer Umschulung zum Schlosser im Stahlwerk Alpha an.

Bis zum Beginn der Maßnahme arbeitet er drei Monate im Dreischicht-System in einem großen Automobilwerk. Dadurch bekommt er erstmals Einblick in die Arbeitswelt einer großen Fabrik mit halbautomatisierter Fertigung. Er erlebt die Arbeit als »wirklich schlimm« und »verblödend« und ist - trotz des guten Lohnes - froh, sie wieder aufgeben zu können.

Nach einem »Psychotest« beginnt er die Umschulung, die eine Grundausbildung in der Lehrwerkstatt, Berufsschule und eine Ausbildung in verschiedenen Abteilungen des Betriebes beinhaltet. Herr Witte hat Kontakt zu einer kleinen Gruppe, in der gemeinsam gelernt, häufig aber auch Skat gespielt und getrunken wird. Als Klassensprecher setzt er sich in der Berufsschule für die Interessen der Umschüler ein. Als er einmal ernsthafte Probleme mit dem Ausbildungsbetrieb bekommt, hilft ein Berufsschullehrer ihm aus der Patsche.

Am Ende der zwei Jahre schließt er die Umschulung erfolgreich ab und wird von der Firma übernommen. Am Anfang hat er Schwierigkeiten, sich auf den Rhythmus der Konti-Schicht einzustellen. Er hat das Gefühl, diese Arbeits- und Lebensbedingungen »kein halbes Jahr« durchhalten zu können. Inzwischen arbeitet er im vierten Jahr bei Alpha.

Zum Interview: Mit Herrn Witte wurden zwei, jeweils ca. 3stündige Interviews gemacht. Das erste Interview ist chronologisch strukturiert und beinhaltet den in der Kurzbeschreibung skizzierten biographischen Verlauf. Das zweite Interview ist eher thematisch angelegt und behandelt im wesentlichen zwei Bereiche: die gegenwärtige Arbeitssituation Herrn Wittes, insbesondere die Bedingungen der Schichtarbeit, und die Familie. Dabei nimmt das Arbeitsthema deutlich mehr Raum ein als das Familienthema, für das Herr Witte seine Frau als zuständiger erklärt.

Auffällig an den Interviews ist die verwendete Sprache. Herr Witte erzählt sehr viel und ausführlich. Er redet 'frei von der Leber weg', in einer derben, mit vulgären Ausdrücken durchsetzten Sprache und macht keine Anstalten, seine Ausdrucksweise gegenüber den Interviewern zurückzunehmen. Er bemüht sich in keiner Weise um ein beschönigtes, möglichst vorteilhaftes Bild bei den Interviewern. Im Gegenteil, an einigen Stellen scheint er geradezu das Anti-Bild eines derben, proletarischen 'Mackers' zu inszenieren, wirkt dabei aber insgesamt authentisch.

In der ausführlicheren Fallanalyse¹⁴² wurde dieses Verhalten im Interview im Kontext einer biographisch erworbenen Strategie der Provokation und des Protest gegen die (klein)bürgerliche Scheinwelt der Eltern interpretiert. Mit der sozialen und auch verbalen Selbstpräsentation als 'Prolet' erzwingt Herr Witte von seinem Gegenüber (hier den Interviewern) eine klare Stellungnahme: Wer sich an der äußeren Form stört, mit dem will er nichts zu tun haben. Wer diese Form akzeptiert, dem hat er etwas zu erzählen.¹⁴³

142 Diese Interpretation kann hier aus Platzgründen nicht referiert werden.

143 In den Interviews gibt es einige Passagen, in denen Herr Witte über Beziehungen zu Kollegen spricht. Auch dabei wird deutlich, daß es ihm nicht um die äußere Form geht, sondern

5.2 Vom 'mißratenen Sohn' zum 'ehrliehen Arbeiter'. Die Lebensgeschichte als Prozeß der sozialen Identitätsfindung

Die 'Konstruktionslogik' der Biographie von Herrn Witte folgt der Erzähllinie von der problematischen Existenz als 'mißratener Sohn' einer 'besseren Familie', der nach einer langen Kette gescheiterter Versuche endlich seinen sozialen Ort findet und eine Stabilisierung seiner Biographie erfährt. Die biographische Haupterzählung im ersten Interview gliedert sich folgendermaßen:

Suprasegment I: Der mißratene Sohn;

Suprasegment II: Das wilde Leben;

Suprasegment III: Der Ernst des Lebens, untergliedert in die Teile

III-1: Versuch, ein vernünftiges Leben anzufangen und

III-2: Einmündung in geordnete Bahnen, Ratifizierung der Verantwortung.

Bereits diese Gliederung verdeutlicht, daß die Erzähllinie einer einfachen Entwicklungsfigur folgt, die durchaus mit bekannten Deutungsmustern der 'Mannwerdung' in unserer Gesellschaft assoziiert werden kann. Das Bild vom 'verlorenen Sohn' paßt ebenso wie die Vorstellung einer 'Sturm-und-Drang'-Periode, die mit dem Alter (und der Erfahrung) in geordnetere Bahnen übergeht, oder das Bild vom jungen Mann, der sich 'die Hörner abstoßen' muß. Abweichend von dem erwartbaren Muster kehrt der Protagonist in dieser Geschichte jedoch nicht geläutert 'heim', er gründet keine Existenz im oder sogar oberhalb des sozialen Herkunftsmilieus. Er macht vielmehr einen sozialen *Abstiegsprozeß* und findet seinen gesellschaftlichen Ort nicht, wie von den Eltern angestrebt, als bürgerlicher Akademiker, sondern als Facharbeiter in einem Stahlwerk. Auch damit verbindet sich ein gesellschaftliches Männerbild, nämlich das des 'harten Mannes', des Industriearbeiters, Proleten, der körperlich arbeitet, kein Blatt vor den Mund nimmt, keinen Wert auf 'Feinheiten' legt, sondern auf 'ehrliehe' Weise für die Familie und die 'einfachen' Genüsse des Lebens sein Geld verdient. Herr Witte hat in seinem biographischen Prozeß der Identitätsfindung als Mann das Milieu

um Ehrlichkeit und Authentizität. Er testet Beziehungen zu anderen durch Provokationen. Dabei gibt es für ihn kaum Zwischentöne, eher ein 'Ganz-oder-gar-nicht'. Er verfügt auch nicht über Strategien, sich allmählich auf soziale Beziehungen einzulassen. Entweder »es klappt« oder »es klappt nicht (mehr)«. In letzterem Fall hat er auch »keinen Bock«, sich weiter zu bemühen, sich auseinanderzusetzen, für sich zu werben.

(und die damit verbundene soziale Identitätsform) gewechselt.¹⁴⁴ Seine Abgrenzung von den Eltern erfolgt durch sozialen Abstieg.¹⁴⁵

Fragen wir - analog zu Frau Wittes Interview - nach der Bedeutung des familiären und des beruflichen Bereichs in diesem Prozeß, so läßt sich - quantitativ¹⁴⁶ und qualitativ - eine deutliche Priorität des Arbeitsthemas feststellen. In der dargestellten Entwicklungslinie steht die *berufliche Perspektive* - als Hauptmedium der sozialen Platzierung - eindeutig im Vordergrund:

Am Anfang der biographischen Entwicklung stehen die präntösen Bildungs- und Berufsaspirationen der Eltern, denen der Sohn systematisch zuwiderhandelt. Schulversagen, vier abgebrochene Lehren, Hilfsarbeiterjobs, Seefahrt, daneben Alkoholkonsum, lange Haare, Schlägereien und brutales Verhalten gegenüber den Eltern¹⁴⁷ sind als Ausdruck eines massiven Protestverhaltens gegen die Eltern und ihre Pläne zu interpretieren, aus ihm etwas 'Besseres' zu machen. Die Kette von fehlgeschlagenen Ausbildungsversuchen beschreibt deshalb weniger das Scheitern biographischer Pläne des Sohnes als vielmehr das Scheitern der Eltern (des Vaters), den 'mißratenen Sohn' in eine beruflich gesicherte biographische Laufbahn 'einzuschienen'.¹⁴⁸

144 Dieser Wechsel kann durchaus als radikaler Bruch interpretiert werden, denn die Beziehungen zur Herkunftsfamilie werden vollkommen abgetrennt, wie aus den Interviews der beiden Wittes bekannt ist. Trotz der radikalen Trennung werden jedoch in beiden Biographien auch Strukturkontinuitäten erkennbar.

145 Wie sich noch zeigen wird, ist dieser soziale Abstieg jedoch nicht mit einem 'biographischen Abstieg' (einer Fallkurve) gleichzusetzen, sondern führt, im Gegenteil, am Ende zu einer Stabilisierung der Biographie.

146 Sieht man auch hier von der Kindheits Erzählung (4,5 Seiten) ab, so beziehen sich von den verbleibenden 70 Seiten der biographischen Haupterzählung (erstes Interview) ganze 5,5 Seiten auf die Beziehung zu Heike und den Sohn sowie auf die Auseinandersetzungen mit den Eltern und Schwiegereltern.

147 Bereits als Jugendlicher schlägt Thomas Witte seine Mutter, wie er in seinem Interview offen darstellt (vgl. auch das Interview mit Frau Witte).

148 Es ist auffällig, daß der Vater immer wieder versucht, die 'Fehlritte' seines Sohnes auszubügeln und ihn doch noch - in einem Prozeß stetigen 'Niveauverlusts' - in eine berufliche Perspektive einmünden zu lassen. Das Protestverhalten des Sohnes, sogar seine körperlichen Angriffe auf die Mutter, werden, wie aus dem Interview zu entnehmen ist, in der Familie eher schweigend übergangen, während die Fassade einer intakten Familie gewahrt wird. Thomas' provokante Verweigerungen der Berufskarriere scheinen jedenfalls kaum ein Hinterfragen der Familiendynamik und der elterlichen Lenkungsversuche bewirkt zu haben, sondern vielmehr eine Verstärkung der Aktivitäten in der gleichen Richtung. So kommt es zu einer Eskalation, die am Ende - von seiten des Sohnes - nur mit einem völligen

Die Verweigerung¹⁴⁹ des Sohnes findet einen ersten Höhepunkt mit der 'großen Fahrt' und dem 'wildem Leben' als Seemann¹⁵⁰, das vom Vater womöglich als letzte Erziehungsmaßnahme gedacht war und zugleich bereits eine erste aktive Beteiligung des Sohnes enthält (der Wunsch zur See zu fahren, ist der erste eigene Berufswunsch, den er äußert). Nach der Rückkehr zu seiner Freundin Heike scheint die Auseinandersetzung mit den Eltern in den Hintergrund zu treten. Von Versuchen der Einflußnahme berichtet Herr Witte ebenso wenig wie von Kontakten überhaupt. Es hat bereits eine deutliche Abgrenzung stattgefunden.¹⁵¹

Nun erst wird es möglich und notwendig, »eigene« Perspektiven der Erwerbsarbeit zu entwickeln. Dabei geht es zunächst um die schlichte Existenzgrundlage und die Befriedigung der unmittelbaren Konsumwünsche (Disco, Rauchen, Trinken). Weitergehende Zukunftspläne werden nicht gemacht.¹⁵² Nach einer Phase des »Jobbens« und Sich-Treiben-Lassens »beschließt« Herr Witte, ein »vernünftiges Leben« zu beginnen, was für ihn unmittelbar an eine »richtige«, d.h. geregelte Erwerbssituation gekoppelt ist: »Aber irgendwann war das auch vorbei, muß ich mir auch ne richtige Ar-

gen Beziehungsabbruch beendet werden kann (vgl. dazu auch das Interview mit Frau Witte).

- 149 Diese Verweigerung ist nicht nur bewußte Strategie, sondern auch unbewußter Protest. Herr Witte jedenfalls beschreibt sich in dieser Phase nicht als planvoll Handelnden, der seine Eltern bewußt provozieren oder aktiv die Situation fliehen will, sondern als jemanden, der sich treiben läßt, der seine Biographie nicht in die eigenen Hände nimmt: »Damals ... war mir doch scheißegal, ob ich ne Lehre abbrech oder nicht, ne. Damals war ich eben so, ne.« (II 47/1781ff) Nach Schütze wäre, zumindest für diese Phase, nicht von einer handlungsschematischen Prozeßstruktur, sondern eher von einer Figur des 'Sich-treiben-Lassens' und einer verlaufskurvenförmigen Entwicklung zu sprechen.
- 150 Der tätliche Angriff auf die Mutter, der die Eskalation des Verhältnisses zu den Eltern anzeigt, fällt zeitlich eng mit der Abreise zusammen.
- 151 Frau Witte spricht in ihrem Interview mit Bezug auf diesen Zeitraum von »Funkstille« (vgl. Segment IV.1a). In einer eingeschobenen Sequenz berichtet auch Herr Witte an einer späteren Stelle des Interviews vom Kontaktabbruch zu den Eltern.
- 152 Daß Herr Witte in dieser Zeit keine Zukunftsperspektiven entwickelt, zeigt sich nicht nur daran, daß er kein Bildungskapital akkumuliert, sondern auch an seinem Umgang mit ökonomischem Kapital. Wenn er Geld »in der Tasche hat«, gibt er es sofort aus. Sein Konto ist chronisch überzogen. Dies gilt auch noch in der Zeit, als er frisch verheiratet und ein Kind unterwegs ist. Im Unterschied zu ihm hat Frau Witte durchaus ein planendes, Vorsorge treffendes Verhältnis zur (näheren) Zukunft. Sie spart bereits während ihrer Ausbildung, ist aber bereit, das Ersparte wieder zu »verbraten« (s.o.). Mit der Perspektive der Familiengründung spart sie jedoch systematisch einen Betrag von immerhin einigen tausend Mark zusammen, während ihr Mann sein Konto überzieht und das Geld für Disco- und Kneipengänge ausgibt (Informationen aus Herrn Wittes Interview).

beit suchen ... hatt also echt vor, jetzt n vernünftiges Leben anzufangen ... Arbeiter werden oder was.« (vgl. Interview I 20/738ff) Dahinter steht die gesellschaftliche Norm der männlichen Normalbiographie, die später durch die Schwangerschaft der Freundin und die Familiengründung, in ihrem Geltungsanspruch zusätzlich verstärkt wird.

Dabei soll noch einmal auf die sozialspezifische Variante dieser Norm hingewiesen werden. Entgegen dem beruflichen Karrieremodell des Milieus seiner Eltern verbindet Herr Witte mit seiner Vorstellung ein dezidiert proletarisches Modell: Als Mann und Familienvater muß er »malochen«, damit das »Geld läuft«, die Existenz der Familie gesichert ist und die eigenen kurzfristigen Ansprüche an das Leben befriedigt werden können.

In der folgenden Phase »wird« Herr Witte »Arbeiter« und sucht sich hierfür den geradezu paradigmatischen 'Job' als Straßenbauarbeiter. Daneben versucht er jedoch weiterhin sein 'wildes Leben' zu leben. Dies gelingt ihm zumindest ansatzweise durch den Kompromiß, einen Abend in der Woche zu saufen und den Folgetag »blau« zu machen.¹⁵³ Dieses Leben¹⁵⁴ versucht er auch nach der Unterbrechung durch die Bundeswehr fortzuführen. Nun allerdings ist er in der Position eines Familienvaters, in die er sich plötzlich und viel zu früh hineingeworfen sieht.¹⁵⁵ Anders als seine Frau ist er zunächst

153 Mit diesen »berühmten Donnerstagen« unterscheidet er sich im übrigen von den 'normalen Arbeitern', die meist am Wochenende saufen und ggf. Montags blau machen. Seine Abweichung ist ihm Beweis der eigenen Freiheit. Er wird Arbeiter, aber er taucht nicht vollständig in diese Existenzform ein, sondern drückt ihr gewissermaßen seinen Stempel auf. Bei genauerer Interpretation läßt sich im Interview zeigen, daß Herr Witte zwar die soziale Identität wechselt und tatsächlich wesentliche Züge des proletarischen Habitus annimmt, dabei jedoch auch Elemente der Distinktion beibehält. Dennoch 'spielt' er nicht nur Arbeiter, sondern *wird* Arbeiter. Aber er bleibt in gewisser Weise ein 'Besonderer', der sich Freiheiten nimmt, sich furchtlos artikulieren kann (er ist Interessensvertreter in der Berufsschule und später Vertrauensmann im Betrieb) - und, in bezug auf die Erziehung seines Sohnes, durchaus präventive Ideen hat, die sich allerdings nicht im affirmativen Sinn auf sozialen Aufstieg, sondern eher auf 'alternative' Mittelschichtwerte wie Selbstbewußtsein, »unverklemmte« Sexualität usw., beziehen (Informationen aus dem Zweitinterview). In diesem Sinn gehört Herr Witte bzw. seine Familie einem 'neuen proletarischen Milieu' an, in dem - durch Bewegungen im sozialen Raum - neue habituale Mischformen im Entstehen sind.

154 In Frau Wittes Interview wird diese Zeit als sehr konfliktreiche Phase in der Partnerschaft beschrieben. In seinem Interview werden diese Auseinandersetzungen allenfalls in einem einzigen Nebensatz angedeutet.

155 Im zweiten, thematisch angelegten Interview beurteilt er diese Zeit rückblickend folgendermaßen: »Aber am Anfang, da wars so, da war ich selber noch Kind genug, immer noch so kindisch, das [die Verantwortung als Familienvater] überhaupt - wahrzunehmen. Ne, das -

nicht bereit, die Verantwortung dieser Rolle zu übernehmen. Erst als ihm gekündigt wird, scheint ihm diese bewußt zu werden: »Dann hab ich mir gleich gesagt: 'So jetzt hast ne Familie und bist arbeitslos und hast nichts gelernt.' Und dann kam ich auf die glorreiche Idee umzuschulen.« (I 35/1318ff) »Ich wußte - du hast zwei Jahre erst mal ne gesicherte Existenz, ne, wo dein Geld läuft. Familie hast, Geld muß laufen. Du hast auch Ansprüche an dein Leben - und das, das Auto will bezahlt werden oder...« (I 36/1375ff)

Trotz mancher Schwierigkeiten und Ausbruchsversuche hält er dann die Umschulung bis zum Abschluß durch und mündet in ein nunmehr vier Jahre andauerndes Beschäftigungsverhältnis ein. Mit den Schwierigkeiten der Schichtarbeit hat er sich seitdem ebenso auseinandergesetzt wie mit seiner Familienrolle. Herr Witte hat eine soziale Identität als 'Proletarier' gefunden, die einerseits den Aspirationen der Eltern und des Herkunftsmilieus endgültig eine Absage erteilt, andererseits jedoch über den 'wilden' Protest der ersten Jahre hinausgeht und eine Stabilisierung der eigenen Biographie ermöglicht.

Der so skizzierte Prozeß ist im Interview an der Linie der beruflichen Entwicklung (Aspiration und Verweigerung) dargestellt und reflektiert damit zweifellos den dominanten gesellschaftlichen Platzierungsmechanismus (für Männer). Dennoch ist der Wechsel der sozialen Identitätsform doppelt kodiert: nicht nur durch die Verweigerung der anvisierten Bildungs- und Berufskarriere, den Statuswechsel zum ungelernten Arbeiter (Decksmann, »Eimerschlepper«) und schließlich zum qualifizierten Industriefacharbeiter, sondern auch durch die frühe Heirat mit einer Frau aus proletarischem Milieu, die selbst keinerlei Aufstiegsaspirationen hat, sondern 'kleine Arbeiterin' geblieben ist.

Die Rolle von Ehe und Familie ist in dieser Erzähllinie - anders als in Frau Wittes Interview - jedoch deutlich nachgeordnet. Der gesamte Bereich: Beziehung zur Partnerin, Kind, Familienleben wird

weil ich jetzt aussem vollen Leben heraus - äh aufem Mal - Famil_ Familienvater sein sollte, ne. Das hat mir auch nich so gelegen, ne. Heike und ich, wir warn damals beide, beide Discogänger und kriegten aufem Mal n Kind. Da war aufem Mal vorbei mit Disco, ne. Dann hab ich gesagt, nööh, das ist nicht vorbei, ne. Ich geh weiterhin den - Mittwoch saufen. Donnerstag blau machen, Freitag zur Arbeit wieder, ne. Das hab ich also weiterhin durchgezogen, auch, als das Kind schon da war, ne. Aber wird natürlich irgendwann weniger, und irgendwann wirste ruhiger, wird - aufgrund - des Alters wirste ruhiger. Und dann kommt auch so - denn denkst auch mal nach, ne....« (II 50/1897 - 51/1907).

in der biographischen Haupterzählung¹⁵⁶ narrativ überhaupt nicht entfaltet, sondern bleibt im Hintergrund. Die 'Muß-Heirat' mit der Arbeiterin Heike, ist zunächst nur ein Moment des sozialen Abgrenzungs- und Abstiegsprozesses. Sie erfolgt zu einem Zeitpunkt, als die Entwicklungsdynamik längst eingeleitet ist. Sie bekräftigt noch einmal nachdrücklich die Absage an die Eltern und ihre Pläne.¹⁵⁷

Darüber hinaus hat sie jedoch Konsequenzen auch für die eigene biographische Entwicklung. Die Familiengründung verlangt auf der nun eingenommenen Position im sozialen Raum auch eine aktive Rollenübernahme und trägt damit wesentlich zur Stabilisierung der eigenen biographischen Perspektive bei. Ehe und Familie werden zum entscheidenden Argument für die biographische Wende vom zügellosen, in den Tag hineinlebenden Jugendlichen, dem die Zukunft »egal« ist, zum verantwortungsvollen Partner und Familienvater, der sich um eine gesicherte finanzielle und berufliche Situation kümmert.

Ehe auf die Darstellung dieser Wende aus der Perspektive des Erzählers eingegangen wird, kann bereits ein zentraler Unterschied zur Biographie von Frau Witte festgehalten werden: Während die Familienperspektive (manifestiert mit der Heirat) in ihrer Biographie in Konkurrenz und Widerspruch zur eigenen beruflichen Perspektive tritt und zu Konflikten und einer *Destabilisierung* ihrer Berufsbiographie führt (s.o.), trägt die Familiengründung bei ihm entscheidend zur *Stabilisierung* der eigenen beruflichen und privaten Lebensperspektive bei. Diese Tatsache kann - zunächst unabhängig von den subjektiven biographischen Perspektiven der Individuen - als Wirksamwerden einer gesellschaftlichen biographischen Struktur interpretiert werden. Daß diese Struktur greift und durch kollektive Wissensbestandteile und Normen abgesichert ist, wird in Herrn Wittes Interview deutlich:

Hinter der oben zitierten »Einsicht« in die Verantwortung als Familienvater steht ein allgemeineres Bild von der 'Domestizierung des Mannes durch die Ehe'. Auf die Frage, welcher Beruf ihm nach

156 Die biographische Haupterzählung interessiert hier als dezidierter Ort der Präsentation der 'eigenen Biographie'. Im thematisch angelegten Zweitinterview stellt Herr Witte durchaus ausführlicher sein Familienleben dar.

157 Wie Frau Witte in ihrem Interview erzählt, reagieren ihre Schwiegereltern sehr deutlich distinktiv auf diesen Milieuunterschied (vgl. die Geschichte über den Polterabend, Suprasegment IV).

den verschiedenen Erfahrungen abgebrochener Lehren am besten gefallen habe, nennt Herr Witte spontan die »Seefahrt«. Sie steht für eine Lebensweise der Ungebundenheit und Freiheit, des unverbindlichen 'heute hier, morgen dort', der kurzen Zeitperspektiven. Pointiert ausgedrückt, ist die Seefahrt ein 'Abenteuer', ein Status sozialer, zeitlicher und räumlicher Nicht-Festlegung und somit im Grunde das Gegenteil (bzw. die Verweigerung) einer Biographie in der Gesellschaft. Herr Witte sieht in diesem Seefahrerleben allerdings kein Lebensmodell auf Dauer, sondern eher die Chance für eine biographische 'Auszeit' vor dem Beginn des 'vernünftigen Lebens'. Im Bild der Seefahrt bündeln sich Klischees und Utopien einer (männlichen) Jugendphase, deren Ende durch die Ehe geradezu naturgesetzlich vorprogrammiert scheint.¹⁵⁸

In Herrn Wittes Fall endet diese Phase relativ früh, zunächst mit dem Kennenlernen der Freundin Heike, das er offensichtlich sogleich mit einer traditionellen Beziehungs- und Treueethik verbindet, denn er konstruiert die Unvereinbarkeit zwischen einer festen Partnerschaft und dem Seemannsleben.¹⁵⁹ Pointiert könnte man sagen, daß Thomas Witte als Mann ein 'Vereinbarkeitsproblem' zwischen dem 'eigenem' Leben bzw. den 'ungezügelter' Lebensimpulsen des jungen Mannes und den Anforderungen der gesellschaftlichen Männerrolle (kontinuierliche Berufsbiographie und Familiengründung) erlebt. Dieses ist jedoch in die männliche Normalbiographie als 'Phase' eingebaut, die mit der Eheschließung beendet ist. Anders als bei seiner Frau, deren Vereinbarkeitsproblem mit der Familiengründung erst installiert wird, findet es bei ihm mit der Familie eine Lösung. Er beginnt nun in Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Erwartungen ein 'eigenes Leben', in dem beide Aspekte der Biographie sich wechselseitig unterstützen.

Ist dieser biographische Übergang bewältigt, so spielt die Familie nur noch im Hintergrund eine Rolle. Obwohl seine Erzählungen im

158 Herr Witte belegt die allgemeine Gültigkeit dieser Regel mit einer Geschichte über einen Freund, der bis zum dreißigsten Lebensjahr zur See gefahren ist, dann aber auf einmal »die Schnauze voll hatte«, wieder fest an Land ist und eine Umschulung im öffentlichen Dienst gemacht hat. Der 'Einstieg' in die Gesellschaft wird auch in diesem Fall mit Ehe und Familiengründung besiegelt: »Der hat sich jetzt ne Frau geangelt - mit Kind gleich ... Der is also auch jetzt damit durch ...« (I 27/1016ff)

159 Daß er sich gegen die Seefahrt entschieden hat, ist sicher nicht allein auf die »große Liebe« zur Freundin, sondern auch darauf zurückzuführen, daß das Klischee des freien Lebens auf See, mit der harten Arbeitsrealität kaum übereingestimmt haben wird.

Nachfrageteil belegen¹⁶⁰, daß ihm dieser Bereich wichtig ist, bezieht er sich in der (Re-)Konstruktion seiner eigenen Biographie kaum darauf. Die Existenz der Familie hat für den biographischen Verlauf als 'Eckdatum' zwar eine weichenstellende Funktion, aber die *Familienbeziehungen* als solche sind nicht integraler Bestandteil seiner biographischen Konstruktion. Der Schwerpunkt liegt eindeutig auf dem Strang der 'individuellen Geschichte', insbesondere dem Thema der - über weite Strecken - problematischen Berufsbiographie. Hier kann ein deutlicher Unterschied zur Beziehungsorientierung in Frau Wittes Interview festgehalten werden.¹⁶¹

Zum Abschluß dieser vergleichenden Interpretation soll noch auf eine weitere auffällige Diskrepanz zwischen den beiden Interviews eingegangen werden. Sie bezieht sich auf die zentrale Wende vom 'wilden' zum erwachsenen, 'vernünftigen' Leben in Herrn Wittes Biographie. Neben der bislang herausgearbeiteten gesellschaftlichen Strukturierung dieses Prozesses ist die individuelle Interpretation der Subjekte von Interesse. Und hier unterscheiden sich die Perspektiven deutlich. Thomas Witte stellt die Wende relativ knapp als Ergebnis eigener Einsicht, als inneren *Wandlungsprozeß* (Schütze), dar. Der erste Vorsatz, »hatt also echt vor, jetzt n vernünftiges Lebens anzufangen« (s.o.), stammt aus der Zeit des Zusammenlebens mit Heike, noch ehe sie schwanger ist. Er führt jedoch keineswegs sofort die Wende herbei. Die durchschlagende 'Einsicht'¹⁶² erfolgt sehr viel später (nach der Entlassung bei Betonbau), als der äußere Druck zugenommen hat und Herr Witte die »Idee« für die Umschulung bekommt. Weiter als durch die beiden inneren Dialoge begründet er seinen 'Sinneswandel' nicht und thematisiert auch kaum die Schwierigkeiten der Umsetzung in Handeln.

In Frau Wittes Interview dagegen spielt die 'Wende' eine zentrale Rolle, weniger als punktuelle Änderung denn als längere Phase der *Auseinandersetzung mit dem Partner*. Der Prozeß wiederkehrender

160 Dies zeigt das zweite, durch thematische Nachfragen strukturierte Interview.

161 Daß Herr Witte zwischen 'Familiengeschichten' und seiner Lebensgeschichte deutlich unterscheidet, zeigt auch eine Phase in der biographischen Haupterzählung, in der er die Auseinandersetzungen mit seinen und Heikes Eltern thematisiert (I 29/1087-31/1171). Er beendet diese Darstellung mit den Worten: »Jetzt sind wir ganz vom Thema abgekommen.« Mit anderen Worten, die familiären Auseinandersetzungen gehören für ihn nicht zum Thema 'meine Biographie'.

162 »Dann hab ich mir gleich gesagt: so, jetzt hast ne Familie und bist arbeitslos« (s.o.)

Konflikte um die Übernahme von Verantwortung, Alkoholkonsum und Arbeitsmoral nimmt einen großen Teil ihrer biographischen Erzählung in Anspruch. Sie selbst stellt sich dabei als diejenige dar, die ihren Partner immer wieder zur Verantwortung ruft, zur »Einsicht« bringen will und mit z.T. massiven Mitteln Grenzen aufzeigt. Am Ende schreibt sie sich sogar den Hauptanteil des Erfolges, der gelungenen biographischen Stabilisierung, zu. In seinem Interview erfahren wir darüber kein Wort.

Im Vergleich der beiden Sichtweisen geht es nicht um die 'Wahrheit', allenfalls um Plausibilität, sondern in erster Linie um die unterschiedliche Darstellungsform. Auf der einen Seite wird schlichterding eine »Einsicht« präsentiert, gerade so, als käme sie aus heiterem Himmel oder als genüge ein kurzer Blick auf die 'objektive Lage'. Die Kausalattribution scheint vordergründig klar: Münchhausen hat sich - nach einsamer Entscheidung - am eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen. Von Frau Wittes Seite hören wir detaillierte Geschichten über konkrete Auseinandersetzungen, gute Vorsätze, Hoffnungen und Rückschläge, die am Ende doch zu einer dauerhaften Veränderung führen, an der *beide* Partner, entscheidend auch die Ehefrau, beteiligt sind. Ja, Frau Witte erlebt sich selbst als entscheidende Protagonistin dieser 'Wende'.

Zur Erklärung dieser Unterschiede möchte ich die These formulieren, daß Thomas Witte sich in seiner Darstellung selbstverständlich auf das oben skizzierte gesellschaftliche Modell der Mannwerdung beziehen kann und deshalb keiner weiteren Erklärung bedarf. Für ihn ist die Heirat selbst, die er ja durchaus mit seinem 'Unvereinbarkeitsmodell' legitimiert, das entscheidende Faktum. Der nachfolgende Prozeß der Stabilisierung und Ratifizierung der Verantwortung wird damit gewissermaßen automatisch in Gang gesetzt. In dem 'Domestizierungsmodell' wird die Beziehungsarbeit der Ehefrau vorausgesetzt. An dieser Stelle sind die Lebensmodelle der beiden Wittes durchaus komplementär. In der Ehe gibt es eine Aufgabenteilung: Thomas muß das wilde Leben aufgeben und Verantwortung zeigen, Heike aber muß die »Hand drauf halten« (s.o.) und damit die Gültigkeit des Ehemodells für den Partner überhaupt erst durchsetzen.

Während für Heike Witte die Arbeit an der Beziehung und an der Biographie des Partners einen wichtigen Aspekt ihrer biographischen Identität darstellt und das Beziehungsthema deshalb auch

breiten Raum in der narrativen Präsentation einnimmt, wird die Beziehungsarbeit in Thomas' Interview kaum zum Thema, weder seine eigene 'Beziehungsarbeit', die mit der Entscheidung für die Ehe weitgehend abgegolten scheint¹⁶³, noch die seiner Partnerin, die, mit Ausnahme des Nachfrageteils, unerwähnt bleibt - eine *unsichtbare Hintergrundarbeit seiner Biographie*.

Mit der Heirat 'hat' er eine Familie, kann aber zugleich die alltägliche Sorge für die damit verbundenen Beziehungen delegieren. In dieser Hinsicht nimmt er in der Beziehungsform der 'Fürsorge für andere' eher den passiven Part ein. Seine Fürsorge als Familienernährer setzt eben jene Fürsorge der Ehefrau voraus, verlangt von ihm jedoch gerade die *Abtrennung* von familiären Beziehungen im alltäglichen Geschäft der Lohnarbeit. Dies wird unter den Bedingungen der Schichtarbeit, die ihn auch jenseits der Arbeitszeiten von der Familie isoliert¹⁶⁴, überdeutlich.

Fragt man unter diesen Bedingungen nach Herrn Wittes alltäglichen Handlungsspielräumen, so wird ein weiterer Unterschied erkennbar. Während Frau Witte durch die Organisation des Familienalltags weitgehend gebunden ist (s.o.), ermöglicht ihm das familiäre Setting - 'unterhalb' der grundlegenden Bindung an die Verantwortung als Familienvater - durchaus individuelle Freiheiten. Er berichtet von sozialen Kontakten, die er unabhängig von seiner Familie wahrnimmt, von Freunden, die er besucht oder mit denen er etwas unternimmt (Kneipenbesuche), wenn *seine* Zeit und Motivation es zulassen. Gebundenheit und Einschränkung erlebt er nicht in der Familie, sondern weit mehr im Bereich der Erwerbsarbeit, insbesondere durch den rigiden zeitlichen Rhythmus, der gegen seinen körperlichen und den umgebenden sozialen Lebensrhythmus steht.

163 Im Nachfrageteil (zweites Interview) weist er die Hauptverantwortung und den Großteil der konkreten Arbeit für die Familien explizit seiner Frau zu - sowohl auf materieller Ebene (Verwaltung der Finanzen, Wohnung, Hausarbeit) als auch hinsichtlich der Gestaltung und Aufrechterhaltung der Beziehungen (Erziehung des Sohnes, Kontakte zu Kindergarten und Schule, Pflege der Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern u.a.). Sein eigener Anteil an aktiver 'Beziehungsarbeit' konzentriert sich weitgehend auf den Urlaub und seltene gemeinsame Freizeitsituationen sowie auf die 'abstrakte' Arbeit des Geldverdienens (deren konkrete Anteile im übrigen einen wichtigen Aspekt seiner biographischen Identität darstellen).

164 Sei es durch den notwendigen Rückzug zur Reproduktion, sei es durch soziale Aktivitäten, die er unabhängig von seiner Familie wahrnimmt.

6 Zwischenbemerkung: Hypothesenraster für die vergleichende Analyse

Der Vergleich der beiden Biographien hat deutliche Unterschiede der biographischen Konstruktion gezeigt, die stellenweise auf geradezu konträre Muster zu verweisen scheinen. Dabei haben sich die drei in der analytischen Abstraktion herausgearbeiteten Hauptpunkte als geeignete Perspektiven zur Beschreibung weiblicher Biographien erwiesen, auch im direkten Kontrast zu männlichen. Die doppelte Vergesellschaftung, der Beziehungsaspekt und die Frage nach Autonomiepotentialen und Beschränkungen sind analytische 'Dimensionen', die - wie im methodologischen Konzept entwickelt (vgl. Kap. 5, Teil 3.4) - eine Integration und Systematisierung der empirischen Beobachtungen ermöglichen, ohne konkrete Inhalte festzuschreiben. Diese Dimensionen strukturieren deshalb, gewissermaßen als *Hypothesengerüst*, die folgenden vergleichenden Analysen bzw. die Darstellung der daraus gewonnenen Ergebnisse.

In der analytischen Abstraktion zum Ankerfall Heike Witte (s. Teil 4 dieses Kapitels) sind die drei Dimensionen am Material differenziert entfaltet worden. Mit Blick auf die folgenden Analysen sollen sie nun noch einmal allgemeiner formuliert werden. Damit dies möglich ist, ohne dabei - auf Kosten des empirischen Gehalts - auf ein zu hohes Abstraktionsniveau ausweichen zu müssen¹⁶⁵, werden die im folgenden formulierten Dimensionen 'bipolar' angelegt. Jede der drei Dimensionen bezeichnet ein *Spannungsfeld, in dem biographische Entwicklung stattfindet*. Damit wird noch einmal deutlich gemacht, daß die gewählte Erkenntnisfigur nicht auf die Subsumtion von empirischen Fällen unter eine Kategorie abzielt, sondern die *Explikation* eines Falles mit Hilfe einer allgemeineren 'Kategorie' bzw. Dimension im Auge hat. Die drei Dimensionen sind:

- (1) die strukturelle Widersprüchlichkeit biographischer Konstruktionen infolge der doppelten Vergesellschaftung in Beruf und Familie;

165 So wäre etwa die abstrakte Dimension der Zeitlichkeit, die zweifellos für jede Biographie gilt, für sich genommen noch keine sehr aufschließende Kategorie. Ihr analytischer Wert ergibt sich erst aus der differenzierenden Kombination mit anderen - empirisch fundierten - Aspekten wie z.B. der Unterscheidung von Alltags- und Lebenszeitperspektive, der Unterscheidung von 'eigener Zeit' und 'Zeit für andere' oder 'frei verfügbarer' und 'gebundener Zeit'.

- (2) das Verhältnis zwischen dem autobiographischen Ich und der Beziehung zu signifikanten Anderen in biographischen Konstruktionen und
- (3) das Spannungsverhältnis zwischen Autonomie und Beschränkung, zwischen subjektivem Entwurf und gesellschaftlicher Anforderung.

Die 'bipolare' Konstruktionslogik ist in der kurzen Benennung der drei Dimensionen bereits angedeutet. Im Falle der ersten Dimension geht es um die komplizierte Eingebundenheit biographischer Konstruktionen in das Spannungsfeld zwischen den beiden widersprüchlichen gesellschaftlichen Systemen, die auf die Kurzformeln 'Beruf' und 'Familie' gebracht werden können.

Die zweite Dimension thematisiert, sehr abstrakt gesagt, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, das in jede Biographie eingelagert ist, allerdings auf einer konkreteren Ebene: Es geht um das Sich-in-Beziehung-Setzen in der lebensgeschichtlichen Konstruktion, um die Bezugnahme auf das eigene 'Ich' und auf signifikante Andere, um die möglichen Varianten eines Ich-in-Beziehungen im Spannungsfeld zwischen Individualität und Sozialität.

Die dritte Dimension schließlich fragt nach dem Verhältnis von Reproduktion und Transformation in weiblichen Biographien oder, anders ausgedrückt, nach dem Handlungs- und Gestaltungspotential in konkreten Biographien angesichts vorhandener gesellschaftlicher Determinationen. Was bedeutet es für Frauen, ihr 'eigenes Leben' zu leben und nicht nur die vorgegebenen strukturellen Lebenspläne zu 'variieren', wo reproduzieren sich, womöglich über Generationen hinweg, Erfahrungsmuster und wo werden emergente Möglichkeiten genutzt, um Strukturtransformationen einzuleiten? Diese dritte Analysedimension ist nicht auf der gleichen Ebene angesiedelt wie die ersten beiden, sondern liegt - als theoretisch übergeordnetes Problem - 'quer' zu ihnen. Sie thematisiert eine Grundfrage biographischer Prozesse überhaupt. Sowohl die doppelte Vergesellschaftung als auch die Beziehungsdimension lassen sich unter dem Aspekt von Reproduktion und Transformation betrachten. Auf der Suche nach dem 'eigenen Leben' in Beruf und Familie und in der Weise, wie sie biographische Beziehungen herstellen, sind Frauen immer auch mit einer gesellschaftlichen Anforderungsstruktur kon-

frontiert, die ebenso zu beschreiben ist wie das Handlungs- und Widerstandspotential der Subjekte.

Aufgrund ihrer unterschiedlichen theoretischen Reichweite haben die drei Dimensionen verschiedene Funktionen für die folgende Darstellung der Befunde. Zunächst werden, auf der Folie der ersten Dimension, die weiteren Fälle präsentiert (Kapitel 7). Ihre Interpretation zielt darauf ab, die These der doppelten Vergesellschaftung in ihrer biographischen Relevanz zu entfalten. Es folgt eine Differenzierung und Konzeptualisierung der Beziehungsdimension unter vergleichender Berücksichtigung der jeweiligen Partnerinterviews (Kapitel 8). Abschließend werden die Befunde der vergleichenden Analysen in der Perspektive der dritten Dimension integriert (Kapitel 9). Während sich die Ergebnisse zu den beiden ersten Dimensionen (vgl. Kap. 8 und 9, jeweils Teil 4) als Bausteine einer empirisch fundierten Theorie über einen bestimmten Gegenstandsbereich (proletarische Frauenbiographien) lesen lassen, zielt das letzte Kapitel auf den Entwurf eines theoretischen Gerüsts ab, mit dem die Geschlechtsgebundenheit biographischer Konstruktionen und die Biographizität der sozialen Kategorie Geschlecht analysiert werden kann.

Zur strukturellen Widersprüchlichkeit biographischer Konstruktionen zwischen Beruf und Familie. Weitere Fallstudien

Die mit der ersten Analysedimension aufgegriffene Kategorie der doppelten Vergesellschaftung ist theoretisch und empirisch gut abgesichert (vgl. Teil I der vorliegenden Arbeit) und wird auch in der vorliegenden Analyse noch einmal bestätigt. Interessanter als die Frage ihrer prinzipiellen Gültigkeit ist jedoch ihre Fruchtbarkeit und Erklärungskraft für biographische Einzelfallanalysen. Ist sie eine geeignete Dimension zur Beschreibung weiblicher Biographien im oben gemeinten Sinn? Welche Bedeutung hat die widersprüchliche Eingebundenheit in das Spannungsfeld zwischen Beruf und Familie für die biographischen Konstruktionen konkreter Frauen?

Am Beispiel von Frau Wittes Biographie ließ sich zeigen, daß der doppelten Vergesellschaftung ein doppelter Lebensentwurf korrespondiert, der wiederum ein biographisches Konfliktpotential beinhaltet, dem das Subjekt in seiner 'Lebensarbeit'¹ unausweichlich konfrontiert ist. Daß damit nicht nur Beschränkungen, Hindernisse und Konfliktlinien für die biographische Entwicklung, sondern auch autonome Handlungschancen und biographische Planungspotentiale verbunden sein können, ist zumindest in Ansätzen erkennbar geworden.

Nun war Frau Witte in ihrer Biographie tatsächlich über weite Strecken eine 'Doppelarbeiterin', und der Einwand liegt nahe, daß ihre doppelte Lebenskonstruktion lediglich den faktischen Lebensverlauf reflektiert. Andere Frauen, so ließe sich einwenden, die sich in ihrer Biographie ganz oder für lange Phasen für *einen* Bereich entschieden haben, bleiben in ihrer biographischen Perspektive von diesem Konflikt womöglich unberührt. Um die biographische Rele-

1 Zur Erinnerung: Auch im folgenden werden alle Zitate aus den Interviews mit doppelten Anführungszeichen markiert (»...«). Zur Unterscheidung werden Hervorhebungen von Begriffen im eigenen Text dagegen mit einfachen Anführungszeichen (...) gekennzeichnet.

vanz der Doppelten-Vergesellschaftungs-These in ihrer Reichweite auszuloten, sind also Biographien mit unterschiedlichen Kombinationsmustern von Beruf und Familie zu kontrastieren. Dabei bleiben, aufgrund des für proletarische Milieus typischen Samples, solche Biographien unberücksichtigt, in denen Frauen zu keinem Zeitpunkt ihrer Biographie mit Erwerbsarbeit konfrontiert waren.

Im folgenden werden drei weitere Biographien vorgestellt, die sich in dieser Hinsicht unterscheiden. Für jeden Fall wird zunächst eine biographische Kurzbeschreibung gegeben, um den Gesamtkontext transparent zu machen, ehe im zweiten Schritt auf die Frage der biographischen Doppelkonstruktion eingegangen wird.²

1 Gisela Kersting: Die Lebensgeschichte als Prozeß der Selbst-Bewußtwerdung

1.1 *Biographische Kurzbeschreibung*

Gisela Kersting wird Ende der 1930er Jahre als erstes von drei Geschwistern in einer süddeutschen Kleinstadt geboren. Die Mutter ist Kindergärtnerin, der Vater Feinmechaniker. Er arbeitet - nach seiner Rückkehr aus zweijähriger Gefangenschaft und dem Auskurieren einer Kriegsverletzung - in einer Firma am Wohnort, in der er später auch eine Betriebsratsfunktion hat. Trotz eingeschränkter materieller Bedingungen wachsen die Kinder »frei« auf und erhalten vielfältige Anregungen von den Eltern, z.B. durch Wanderungen, Wochenenden auf der Parzelle, das Sammeln von wilden Beeren und Pilzen, abendliches Vorlesen und Erzählen. Die Kindheitserinnerungen der Erzählerin sind, trotz mancher Kritik³, durchgehend positiv und

2 In der Darstellung der Fälle werden Vergleiche mit dem Ankerfall und der Fälle untereinander weitgehend in den Fußnoten abgehandelt, um den Fluß der jeweiligen Fallinterpretation nicht zu stören. Eine Zusammenfassung der vergleichenden Beobachtungen erfolgt jeweils am Ende einer Falldarstellung.

3 Als ein wesentliches Defizit ihrer Erziehung benennt die Erzählerin z.B. die mangelnde sexuelle Aufklärung durch die Eltern.

werden auch kaum durch den späteren Suizid der Schwester⁴ überschattet. Eine starke emotionale Beziehung hat Gisela bis heute zum Vater, den sie als »dominierenden Teil in der Familie« erlebt.

Nach dem Besuch der Grundschule kann Gisela, trotz bestandener Aufnahmeprüfung, nicht das Gymnasium besuchen, da die Eltern das monatliche Schulgeld nicht aufbringen können. Sie bleibt auf der Volksschule und wird Anfang der 1950er Jahre entlassen. Ihre Eltern unterstützen, daß sie einen Beruf lernt, doch die Stellensuche gestaltet sich schwierig. Giselas eigener Berufswunsch (Säuglingsschwester), scheitert am verlangten Mindestalter für die Ausbildung. Daraufhin verschafft ihr der Vater eine Lehrstelle als Bürogehilfin in seinem Betrieb, die sie jedoch nach kurzer Zeit abbricht.

Das Arbeitsamt kann ihr lediglich eine Stelle in einem nahegelegenen Sanatorium vermitteln. Dort arbeitet sie gut anderthalb Jahre, anfangs als Kindermädchen, später in der Küche. In dieser Zeit entwickelt sich ihr Wunsch, kochen zu lernen. Auch in diesem Bereich findet die inzwischen 16jährige Gisela zunächst nur eine Anstellung als »Kochlehrtochter«, ehe sie ein halbes Jahr später schließlich eine reguläre Lehre in einem Hotel in Süddeutschland beginnen kann. Ihre Lehre, aber auch noch die ersten Berufsjahre sind durch die rigiden hierarchischen und sexistischen Strukturen in den Hotel- und Gaststättenküchen geprägt.

Nach Abschluß der dreijährigen Lehre, Mitte der 1950er Jahre, steigt Gisela in die berufstypische Saisonarbeit ein und arbeitet in den nächsten Jahren in verschiedenen Hotels und Gaststätten in Süddeutschland. Während dieser Zeit lernt sie ihren späteren Mann, Peter Kersting, kennen, der auch Koch ist.

Etwa drei Jahre später, Gisela ist dreiundzwanzig Jahre alt, heiraten die beiden und nehmen in derselben Stadt eine Stelle an. Frau Kerstings Arbeitgeber betreibt zwei Restaurants, in denen sie täglich mittags und abends kochen muß, was mit erheblichen körperlichen und zeitlichen Belastungen verbunden ist. In einem der beiden Häuser bewohnen Gisela und Peter Kersting zwei Zimmer. Gisela behält diese Stelle etwa anderthalb Jahre, bis Anfang der 1960er Jahre ihre Tochter Susanne geboren wird. Dann gibt sie die feste Stelle auf, ar-

4 Die Schwester nimmt sich als junges Mädchen das Leben, zu einem Zeitpunkt, als Gisela gerade ihre Lehre abschließt und schon 'aus dem Haus' ist.

beitet jedoch weiterhin an den Wochenenden in einem der beiden Restaurants.

Noch während der Schwangerschaft verändert sich die Arbeits- und Wohnsituation des Paares. Sie ziehen um in das zweite Restaurant, in dem Gisela arbeitet, und erhalten das Angebot, dieses Lokal als Pächter zu übernehmen, was sie aus Angst vor dem finanziellen Risiko jedoch ablehnen. Das Gasthaus bekommt andere Pächter, von denen Herr Kersting als Koch angestellt wird. Das Verhältnis zu den neuen Pächtern ist gespannt. Die Kerstings müssen ihre Zimmer räumen. Kurz darauf verliert Peter seinen Arbeitsplatz.

In dieser Krisensituation fährt die Familie in das norddeutsche A-Stadt, um bei Giselas Schwiegereltern die Taufe der Tochter zu feiern. Über die Vermittlung eines Verwandten findet Peter Kersting dort einen neuen Arbeitsplatz, als Schichtarbeiter im Stahlwerk Alpha. Gisela löst die Wohnung in Süddeutschland auf und zieht einige Monate später mit der Tochter ebenfalls nach A-Stadt. Mitte der 1960er Jahre wird der Sohn Heiner geboren.

Frau Kersting hat sich bewußt gegen eine mögliche Berufstätigkeit entschieden, weil sie ganz für ihre Kinder da sein will. Der Gestaltung des Familienlebens sind jedoch Grenzen gesetzt. Die finanziellen Verhältnisse sind äußerst knapp. Noch belastender ist die Organisation des Alltags unter den Bedingungen der Schichtarbeit. Etwas Entlastung bringt der Umzug in eine Drei-Zimmer-Neubauwohnung, doch bleibt die Koordination der unterschiedlichen Bedürfnisse ein Problem. Zusätzliche Konflikte entstehen durch den Versuch der Schwiegermutter, in die Ehe hineinzuregieren.

Obwohl sie von morgens bis abends durch Familienarbeit beschäftigt ist, fühlt sich Frau Kersting nicht ausgelastet. Sie wird in zunehmendem Maße unzufrieden und vermißt den Beruf. Vorübergehend nimmt sie eine Putzstelle an, um der häuslichen Situation wenigstens für einige Stunden zu entfliehen.

Anfang der 1970er Jahre besucht sie ein Vormittagsseminar der örtlichen Kirchengemeinde. Dieses Datum wird rückblickend zum wichtigen Anfang eines Entwicklungsprozesses: » ... da fing das an, daß ich über mich selber son bißchen nachgedacht hab«. In den folgenden Jahren besucht Frau Kersting verschiedene Volkshochschulkurse, in denen sie Erfahrungen macht, die allmählich zum Aufbau eines neuen Selbstbewußtseins beitragen.

Dennoch traut sie sich den Wiedereinstieg in den Beruf nach dem langen Hausfrauendasein nicht mehr zu. Ihr Selbstbewußtsein ist in den Jahren so gesunken, daß sie sich am Ende nur noch auf dem Qualifikationsniveau einer Küchenhilfe einstuft. Zusätzlich nimmt ihr ein langwieriges Nierenleiden den Mut, die Berufspläne ernsthaft zu verfolgen. Erst nach einer Operation fühlt sie sich wieder wie ein »richtiger Mensch«.

Als sich Ende der 1970er Jahre, eher zufällig, eine Gelegenheit bietet, gelingt Frau Kersting nach nunmehr fünfzehnjähriger Familienpause der Wiedereinstieg in das Berufsleben. Ermutigt durch ihren Mann bewirbt sie sich in der Werkskantine von Alpha und wird sofort eingestellt. Trotz ihrer Bedenken arbeitet sie sich innerhalb weniger Tage ein. Angenehm überrascht ist sie vom Arbeitsklima und dem Verhältnis zu den Vorgesetzten, das nichts mehr von dem autoritären Befehlsstil der 1950er Jahre hat, sondern Raum für selbständiges Arbeiten gibt.

Die (Vollzeit-)Berufstätigkeit bedeutet allerdings, daß Frau Kersting von nun an mit der Doppelbelastung fertig werden muß. Die beiden Kinder, inzwischen zwölf und fünfzehn Jahre alt, brauchen einige Monate, bis sie sich auf die neue Situation einstellen und deren positive Auswirkungen erkennen können. Durch die Berufstätigkeit gewinnt Frau Kersting an Selbstbewußtsein, sie nimmt eigenständig soziale Kontakte wahr und lernt wieder, sich in Gespräche »einzumischen«, mit unterschiedlichen Situationen und Menschen selbstbewußt umzugehen. Sie wird offener, fröhlicher und ausgeglichener, was auch auf die Familie zurückwirkt.

Neben Beruf und Familie engagiert sich Frau Kersting seit einiger Zeit gemeinsam mit ihrem Mann in einer Stadtteilinitiative. Dadurch kommt sie viel mit jungen Leuten zusammen, von denen sie Anerkennung und Anregungen bekommt. Auch für Bekannte und Mitbewohner aus dem Haus sind Gisela und Peter Kersting eine Anlaufstelle für persönliche Probleme geworden.

1.2 Bemerkungen zum Interview

Mit Frau Kersting wurden, nach ausführlichen Vorgesprächen, zwei Interviews von insgesamt ca. fünf Stunden gemacht. Das erste Interview beinhaltet die autobiographische Haupterzählung, das zweite

wird durch die Nachfragen der Interviewer strukturiert, setzt jedoch noch einmal ausführliche biographische Narrationen bzw. Erzählketten in Gang. Daneben enthält es längere reflexive Passagen (autobiographische Thematisierungen) zu verschiedenen im Interview angesprochenen Themen.

Frau Kersting hat eine hohe Motivation, ihr Leben zu erzählen, da sie im Alltag meist in der Rolle der Zuhörenden und Ratgeberin ist. Sie erzählt in beiden Interviews sehr lebendig, mit vielen detaillierten Narrationen über konkrete Alltagssituationen und Ereignisse, die sie in der ihr charakteristischen Erzählweise meist in Form von szenischen Dialogen darstellt. Alltagszeit- und Lebenszeitperspektive werden dabei in der Regel so miteinander verknüpft, daß biographisch relevante Stationen auch in Form ausführlicher szenischer Situationsdarstellungen präsentiert werden. In ihren Erzählungen versetzt sich Frau Kersting in frühere Situationen zurück und erlebt sie nach, was durch die begleitende Äußerung von Emotionen auf verbaler und nonverbaler Ebene und ein stellenweise stärkeres Zurückfallen in den Heimatdialekt deutlich wird. Der Erzählverlauf im Erstinterview orientiert sich an der biographischen Chronologie, nimmt aber durch ausführliche Rückblenden, Seitenkonstruktionen und eingeschobene Reflexionsphasen eine komplexe Struktur an.⁵

Obwohl Frau Kersting eine äußerst begabte Erzählerin ist, verliert ihr Interview nie den Charakter einer Stegreiferzählung. Es entsteht nicht, wie bei manchen Erzählern, der Eindruck, sie habe Routine in der Präsentation ihrer Biographie oder gebe Geschichten zum besten, die sie schon oft im Freundeskreis erzählt hat (Traditionsbildung). Dies bestätigt auch ihre eigene Aussage, sie habe über bestimmte Zusammenhänge ihres Lebens in den vorliegenden Interviews zum ersten Mal mit Außenstehenden gesprochen. Daran wird auch der gute Kontakt zwischen der Erzählerin und den InterviewerInnen erkennbar. Frau Kersting wurde, nach zwei sorgfältigen Vorgesprächen, von einer Frau und einem Mann gemeinsam interviewt. Das Interview fand auf Wunsch der Erzählerin in der Wohnung des Interviewers statt, die in der Nähe ihres Arbeitsplatzes

5 Genauere Informationen zur thematischen Struktur der Interviews mit Frau Kersting sind dem Verlaufsprotokoll zu entnehmen (vgl. Dausien 1994c); vgl. auch Alheit und Dausien 1990a, 113ff, 131ff).

liegt. Im Unterschied zu Frau Wittes Interview ist das Interview mit Frau Kersting, trotz einiger kleiner Interviewerfehler, ein äußerst gelungenes narratives Interview.

1.3 *Beruf und Familie: Biographie nach dem 'Drei-Phasen-Modell'?*

Betrachtet man die harten Daten des berufsbiographischen Verlaufs, so verwirklicht Frau Kersting in geradezu idealtypischer Weise das von Levy beschriebene Drei-Phasen-Modell der weiblichen Normalbiographie⁶: Nach ersten Arbeitserfahrungen, einer Lehre und einigen Jahren der Berufstätigkeit, gibt sie nach der Geburt ihres ersten Kindes den Beruf auf und lebt ganz ihre Familienrolle. Nach fünfzehn Jahren, noch ehe die 'Empty-nest'-Situation akut wird, steigt sie wieder in ihren alten Beruf ein. Anders als Frau Witte scheint sie den Konflikt zwischen Beruf und Familie durch klare Entscheidungen und ein geordnetes biographisches Nacheinander gelöst zu haben. Doch der 'glatte' dreiphasige Biographieverlauf ist lediglich das abstrahierte Ergebnis von biographischen Konstitutions- und Konstruktionsprozessen, die im folgenden näher analysiert werden sollen.

1.3.1 »... davon abgesehn ... 'n Beruf muscht du lernen«. Frühe biographische Orientierungen

Beginnen wir mit der Ebene des biographischen Entwurfs, d.h. den subjektiv intendierten Perspektiven und Zielen der Protagonistin. Diese entwickeln sich nicht 'freischwebend', sondern vor dem Hintergrund eines sozialen Milieus, das durch seine konkreten Bedingungen eine bestimmte Laufbahn im sozialen Raum bzw. einen 'Möglichkeitsraum' für die biographische Entwicklung prädisponiert. Frau Kersting beschreibt zu Beginn des Interviews wesentliche Merkmale ihrer biographischen 'Startbedingungen'. Sie beginnt mit folgenden Worten:

*Meine Eltern kommen aus B-Stadt -
mein Vadder isch gelernter Feinmechaniker -*

6 Vgl. Kap. 1, Teil 2.2 der vorliegenden Arbeit sowie Dausien 1990.

*meine Mudder hat - äh - ja so Art Kindergärtnerin im Hort - hat - die
gelernt nich -
(I 1/1-3)*

Dieser Eröffnung folgt eine genauere Schilderung der Familie, des sozialen Milieus im räumlichen und historischen Kontext. Der Vater ist Facharbeiter, der sowohl ein handwerkliches Kompetenzbewußtsein besitzt als auch eine dezidierte Lohnarbeiterposition vertritt, wie sein gewerkschaftliches Engagement beweist. Bemerkenswert ist, daß auch die Mutter eine Berufsausbildung gemacht hat, wenngleich sie den Beruf nicht mehr aktiv ausübt. Aufgrund des (beruflichen) Bildungsniveaus der Eltern, des umgebenden kleinstädtischen Milieus sowie zahlreicher Informationen über Erziehungsvorstellungen und Aktivitäten der Eltern kann die Familie - trotz der eindeutig 'proletarischen Ökonomie' - der (unteren) Mittelschicht zugeordnet werden, einem Facharbeitermilieu, in dem trotz kleinbürgerlicher Elemente im Bourdieu'schen Sinn ein handwerklicher 'Arbeiterstolz' wichtiger ist als kleinbürgerliche Aufstiegsträume.

Innerhalb dieses Rahmens sind die *geschlechtsspezifischen Normen* durch eine Mischung moderner und traditioneller Elemente gekennzeichnet. Das Lebensziel *Ehe und Familie* ist eine fraglos gegebene, durch vielfältige Normen abgestützte Orientierung und wird von Frau Kersting auch als solche reflektiert. In einer eingeschobenen Rückblende im Verlauf des Interviews erläutert sie die »gesellschaftlichen Voraussetzungen«, die die Eltern von ihr gefordert haben (vgl. I 49/30-52/40). Dabei steht zunächst das Heiraten im Vordergrund. Sie rekapituliert ihre ersten pubertären Verliebtheiten und Erfahrungen mit Jungen. Die Reaktion der Erwachsenen kategorisiert das für sie noch neue und unsichere Erleben als Vorstufe auf dem Weg zur konventionellen Mann-Frau-Beziehung, zur Ehe. Giselas erstes heimliches Rendezvous mit einem Jungen hat sich, noch ehe sie davon nach Hause zurückkommt, in der Nachbarschaft herumgesprochen, und bevor sie das Erlebnis für sich selbst abgeschlossen hat, wird es als Teil eines gesellschaftlichen »Programms« kodiert:

*und wie ich denn nach der Zeit nach Hause kam -
das war dann so sieben - halb acht abends - -
kam ich nach Hause -*

da wußten se schon - -
 »Gisela hat n Freund.« - -
 Oh - da war ich so geplättet du - ((lacht))
 /ich hab gedacht ((lachend))/
 du bischt ja nu - praktisch nur da auf dem - auf dem=e Platz ham wer
 uns getroffen -
 und denn gleich hoch nech - den Berg -
 also - über sieben Hügel -
 durch W_ Wälder und und Felder -
 daß wir bloß keine Menschen treffen -
 und trotzdem ham die das gleich erfahrn -
 daß ich n Freund hab.
 Na ja - und weischt du -
 und dann - von da ab -
 das - das wurde gleich akzeptiert -
 dann sah ich mit vierzehn älter aus wie vierzehn nech -
 da ham se mich immer älter - schon für achtzehn geschätzt -
 und=e - da war schon immer von die Rede von Heiraten -
 und irgendwie war das schon eingimpft -
 also hascht du immer -
 wurdesh du praktisch so automatisch draufhin programmiert -
 du heiratescht.
 (I 52/5-28)

Deutlicher als in dieser Erzählung könnte das Ineinandergreifen von individuellem Erleben und gesellschaftlicher Normierung, kurz: von Sozialisation in eine Lebenswelt hinein, kaum dargestellt werden. Daß die Erzählerin diesen Prozeß im Rückblick als »Programmierung« und »Einimpfung« interpretiert, verweist auf eine inzwischen erfolgte Distanzierung, auf eine Entwicklung, in der die »automatischen« Orientierungen zumindest partiell gebrochen, subjektiv angeeignet und mit Eigen-Sinn ausgestattet worden sind.

Frau Kersting hat sich nicht 'bewußtlos' dem Programmablauf gefügt, sondern in bezug auf das Heiraten eigene Pläne entwickelt. Ihre Position: »Nein - so schnell wollt ich nicht heiraten« (I 53/4), kann sie glaubhaft belegen. Nicht nur mit Erzählungen über abgewiesene Heiratsanträge, sondern vor allem mit der folgenden biographischen Entwicklung. Sie heiratet ihren späteren Mann erst nach einer längeren Phase des Kennenlernens, in der vielfältige gemeinsame Erfahrungen gemacht und auch Konflikte ausgetragen worden sind.

Ehe jedoch der weitere Umgang mit dem Lebensplan Heirat und Familie dargestellt wird, ist auf einen zweiten elterlichen Auftrag hinzuweisen. Neben der »Programmierung« auf die Ehe hat Gisela schon während ihrer Schulzeit die klare Orientierung bekommen: »wenn du fertig bist mit der Schule - muscht du raus aussem Haus - du muscht was lernen.« (I 2/40ff). Die elterlichen Prinzipien beschränken sich also nicht auf die 'Heiratsnorm'. In der soeben zitierten Sequenz fährt die Erzählerin fort:

*Mein - davon abgesehn=e -
ich krichte gesacht -
äh »n Beruf muscht du lernen« nech -
»also Gesellenbrief muscht du haben -
damit du immer - später sagen kannscht -
hier - ich hab mein Beruf -
kannshte was werden.«*

*Ij: Ja
Das=e war sch_ -
das hat mein Vater immer gesacht nech.*

*Ij: Hm
Aber dies mit - Gesellschaft anpassen das war automatisch wahrschein-
lich.
(I 52/29-40)*

Anders als das Heiraten, das eher eine »automatische« Orientierung zu sein scheint, d.h. einem tief verwurzelten gesellschaftlichen Konsens entspringt, erlebt die Erzählerin die Orientierung auf eine *Berufsausbildung* als expliziten Auftrag der Eltern an sie als Individuum. Neben der besonderen Unterstützung und Vorbildfunktion des Vaters, zu dem Gisela eine starke Bindung hat⁷, dürfte auch das Beispiel der Mutter dazu beigetragen haben, daß Gisela selbstverständlich eine Berufsperspektive entwickelt. Sie soll und will »was werden«.

Anders als bei Frau Witte ist die Berufsausbildung hier nicht nur Teil eines ökonomischen Kalküls - nämlich die Erwerbschancen zu erhöhen und somit eine materielle Basis für das eigene Leben abzusichern. Zwar dürften derartige Überlegungen, gerade nach der Er-

7 In beiden Interviews schildert und reflektiert die Erzählerin ausführlich das Verhältnis zu ihrem Vater, den sie in ihrer Kindheit als »Idealmenschen« erlebt hat, auch wenn sie später kritisch erkennt, »mein Vater isch auchen Mensch - der hat Fehler.« (Vgl. I 60/12-64/23)

fahrung des Krieges, auch in Frau Kerstings Biographie eine Rolle gespielt haben, darüber hinaus ist die Berufsorientierung jedoch mit einer expliziten *Bildungsidee* verknüpft, mit der Perspektive, 'etwas zu werden'. Damit werden Bildung und Beruf zum Gegenstand und 'Medium' biographischer Planungen und Aspirationen. Diese dokumentieren sich im übrigen schon vor der Berufswahl, nämlich in dem Wunsch des Kindes Gisela, das Gymnasium zu besuchen. Daß dieser Wunsch nur am Geldmangel und nicht an der Ablehnung der Eltern scheitert, belegt indirekt deren unterstützende, 'präventive' Perspektive für die Tochter - ein Umstand, der für ein Mädchen aus einer Facharbeiterfamilie in den 1950er Jahren keinesfalls die Regel war.⁸

Fragen wir näher, welche Spielart biographischer Prävention⁹ hier zutage tritt. Obwohl sie auf eine Qualifikationsperspektive bedacht sind, hegen die Eltern keine hochfliegenden sozialen Aufstiegsphantasien für ihre Tochter.¹⁰ Es geht ihnen vielmehr darum, ihr ein 'solides' Maß an Qualifikation und eine über den Beruf definierte soziale Position (»Gesellenbrief«) innerhalb des vertrauten sozialen Milieus (Facharbeiter) zu sichern.¹¹ Dahinter steht das Kalkül, daß sie unabhängig von der Heiratsperspektive (»davon abgesehen«) eine soziale Existenzgrundlage erwerben soll, auf die sie gegebenenfalls zurückgreifen kann (»damit du immer - später sagen kannst - hier - ich hab mein Beruf«). Mit diesem Ziel vor Augen fordern die Eltern einerseits eine bestimmte Leistung von der Tochter (»gesellschaftliche Voraussetzungen«), andererseits lassen sie ihr jedoch genügend Spielraum, einen Weg zu diesem Ziel zu finden.¹²

8 Andererseits ist Frau Kerstings Biographie in dieser Hinsicht auch keine seltene Ausnahmeerscheinung, wie die Studie von Krüger et al. (1991a) zeigt.

9 Der Begriff der 'Prävention' wird hier sehr weit gefaßt als jegliche Art von 'Vorspannung' (vgl. Bourdieu 1983) bzw. vorgegreifender Planung nach dem Modell einer biographischen 'Investition', die sich in der Zukunft auszahlen soll. Im Unterschied zu Bourdieus Analysen geht es hier weniger um die empirisch beobachtbaren Elemente eines präventiven Habitus als vielmehr um den biographischen Aspekt dieser Prävention.

10 Vgl. im Kontrast dazu das Beispiel von Thomas Witte.

11 Wäre Gisela ein Junge, so würde sich eine derartige Berufsperspektive durchaus im Rahmen des Normalen, der Reproduktion des sozialen Milieus, bewegen. Ein präventiver Aspekt kann jedoch in bezug auf die Geschlechtergrenze ausgemacht werden, die zwar nicht gänzlich überschritten, aber doch bewußt 'ausgedehnt' werden soll.

12 Immerhin wäre es denkbar, daß sie angesichts der schwierigen Lehrstellensituation die Qualifikationsperspektive aufgeben und von der Tochter erwarten, daß sie 'Geld verdient'.

Die Erzählerin selbst füllt die ihr übertragene Option mit eigenen biographischen Phantasien. Unterstützt durch die Eltern sind für sie beide Bereiche, Familie und Beruf, positiv besetzte Lebensziele, die mit vielfältigen inhaltlichen Gestaltungsideen und Verwirklichungsansprüchen¹³ verknüpft sind.¹⁴ Mit der Berufsperspektive verbindet Frau Kersting die Idee der Entwicklung von Fähigkeiten und Kompetenzen, die Option auf ein Stück 'Selbstverwirklichung' oder, anders ausgedrückt: den Entwurf einer Biographie.

Der Spielraum für einen derartigen Entwurf ist allerdings deutlich begrenzt. Mangelnde finanzielle Ressourcen (Schulgeld), formale Ausbildungsvorschriften (Altersnormen) und der knappe Lehrstellenmarkt Anfang der 1950er Jahre nötigen Gisela zu einem längeren Suchprozeß, in dessen Verlauf sie ihre Vorstellungen dem Arbeitsmarkt anpaßt, ohne sie ihm jedoch ganz unterzuordnen. In zwei Jahren wechselnder Arbeitserfahrungen entwickelt sie einen Berufswunsch, den sie am Ende auch realisiert. Insgesamt ist die Berufswahl für Gisela, anders als für Frau Witte, ein ausdrücklicher Entscheidungsprozeß, der eng mit ihrer Identität verknüpft ist. Auch daß sie die Kochlehre, trotz des autoritären, ja diskriminierenden Klimas (s.u.) durchhält und erfolgreich abschließt, spricht für die hohe biographische Bedeutung, die der gewählte Beruf, nicht zuletzt durch den vorgängigen Suchprozeß, für sie hat.

In diesem biographischen Bildungsprozeß, der durchaus als eine Variante von 'Präntention' interpretiert werden kann, steht die Idee der persönlichen Entwicklung, der Identitätsfindung, deutlich im Vordergrund. Daß diese wichtiger ist als ein sozialer Aufstieg als

13 Im Vordergrund steht dabei die Frage nach eigenen Wünschen, Fähigkeiten und Interessen, weniger eine Orientierung an gesellschaftlichen Normen und Bewertungen. Die Perspektive, das Gymnasium zu besuchen, wird mit dem eigenen Wunsch und der Leistungsfähigkeit (bestandene Aufnahmeprüfung), nicht aber mit weitergehenden Bildungszielen oder gesellschaftlichen Positionierungen legitimiert. Die Berufswünsche Säuglingsschwester und Köchin werden mit persönlichen Interessen und Neigungen begründet ebenso wie der Abbruch der Bürolehre, die den eigenen Fähigkeiten und Ansprüchen widersprach.

14 Hier werden sowohl Parallelen als auch Differenzen zu Frau Wittes Biographie sichtbar. In beiden Biographien ist die Doppelperspektive für den Lebensentwurf konstitutiv. Während Familie und Erwerbsarbeit bei Frau Witte jedoch eher als 'Notwendigkeit' und Voraussetzung für ein möglichst angenehm zu gestaltendes Leben erscheinen, werden sie in Frau Kerstings Perspektive zum Ziel und zur Gestaltungsaufgabe in der Zukunft, deren Verwirklichung den biographischen Prozeß vorantreibt. Es liegt nahe, hier zwei unterschiedliche Habitusformen zu vermuten. Die zweifellos erkennbaren Momente der Präntention in Frau Kerstings Lebensentwurf müssen jedoch im folgenden erst differenzierter herausgearbeitet werden.

solcher, wird u.a. an Giselas Heiratsentscheidung deutlich.¹⁵ Die Gelegenheit, eine 'gute Partie' zu machen, schlägt sie aus¹⁶, weil sie in einen anderen verliebt ist, auch wenn dieser 'nur' Koch ist wie sie. Pointiert gesagt, geht es Gisela in ihrem biographischen Entwurf nicht darum, 'etwas besseres zu werden', sondern '*sie selbst zu werden*'.

1.3.2 Die Verwirklichung biographischer Pläne: Beruf

Vor dem Hintergrund dieser Optionen, die bereits in der frühen Jugend durch die Eltern initiiert und unterstützt worden sind, sollen im folgenden die beiden Stränge des biographischen Entwurfs durch die verschiedenen Phasen der Berufs-Familien-Biographie verfolgt werden. Die ersten Jahre des Erwachsenwerdens sind wesentlich durch die Berufsausbildung und Erwerbsarbeitserfahrungen geprägt.

Wie bereits gesagt, benötigt die Entwicklung einer intentionalen Berufsperspektive Zeit. Der Plan, einen Beruf zu erlernen, ist zunächst noch relativ abstrakt. Es gibt kaum Lehrstellenangebote, zumal sich Giselas Vorstellungen, ebenso wie das gesellschaftliche Angebot, auf einen schmalen Bereich frauentypischer Berufe beschränken (Säuglingsschwester, Bürogehilfin, Kindermädchen, Küchenhilfe). Der erste Anlauf, eine Lehre zu machen, scheitert nach wenigen Wochen. Er war nicht aus Giselas eigenen Plänen entstanden, sondern vom Vater bestimmt:

*Und denn=e hat mein Vadder denn gesacht -
 »ja - machsch ma.
 Schreibmaschine und Stenographie« - -
 da hatten se ne Bekannte gehabt -
 und da hab ich das denn auch ein Vierteljahr gemacht -
 und denn hat er gesacht -*

15 Was hier am Einzelfall erkennbar wird, hat allgemeinere Gültigkeit. Soziale Mobilitätsstudien haben gezeigt, daß sozialer Aufstieg bei Frauen nach wie vor überwiegend durch Heirat erfolgt und nur zu einem geringen Prozentsatz durch die eigene berufliche Position (vgl. Handl 1988).

16 »... ich hatte schon=e vorm Peter Freunde gehabt - - auch noch kurz vorm Peter hatt ich sogar einen - ach - da hätt ich mir echt - da hätt ich nichts mehr - machen brauchen nech - der hatte schon nen Haus - der hatte n Wagen - der war Abteilungsleiter - und der hätt mich also mit Kußhand genommen. Aber irgendwie - das war nich meine Wellenlänge.« (I 53/5-13)

»so - und denn fängschst de bei unserm Betrieb - im Büro an.«
 Zwei Jahre wäre das gewesen
 also so Bürogehilfin -
 ich weiß das nich mehr so genau -
 ich hatte jedenfalls da nich für fünf Pfennig Lust -
 das zu machen. - -
 (I 3/4-15)

Da auch die Ausbilder Gisela für die Bürotätigkeit für ungeeignet halten, legen sie ihr nach zwei Monaten die Kündigung nahe. Angesichts der prekären Lehrstellensituation hat sie danach wiederum keinen Handlungsspielraum. Sie muß nehmen, was das Arbeitsamt ihr anbietet: eine Stelle als Kindermädchen in einem Sanatorium auf dem Land. Dort entwickelt sie jedoch bald das Interesse an einem anderen Arbeitsfeld, der Küche des Sanatoriums, und ergreift erstmals die Initiative. Sie erreicht es, von der Köchin angelernt zu werden und gut anderthalb Jahre dort zu arbeiten. Diese Arbeit ist nicht nur durch ausgedehnte Arbeitszeiten¹⁷, sondern auch durch weitgehende Eingriffe in den Privatbereich und rigide Verhaltenskontrollen, auch während der Freizeit, geprägt. Gisela wohnt in dem Sanatorium, und so werden alle ihre Schritte vom Arbeitsgeber beobachtet und reglementiert (z.B. Ausgehen mit Jugendlichen aus dem Dorf). Als Gisela die Stelle aus diesen Gründen aufgibt, hat sich ihr Berufswunsch konkretisiert: »also da hat sich das denn schon rauskristallisiert - ich wollte gern kochen lernen...« (I 5/7f)

Nun nimmt die sechzehnjährige Gisela die weiteren Schritte selbst in die Hand. Zwar findet sie zunächst nur für ein halbes Jahr eine Stelle als »Kochlehrtochter« und muß ein weiteres halbes Jahr den Haushalt ihrer Eltern versorgen¹⁸, aber sie sucht aktiv, bis sie schließlich eine Lehrstelle findet:

und dann hab ich - oft die Hotel- und Gaststättenzeitung immer -
 geholt -
 und - Lehrstellen gesucht -
 und dann fand ich denn eine.
 K-Stadt - Hotel Kaiserhof.

17 »Na ja - und dann gabs irgendwie Ärger - mit der Freizeit - du kriegtescht nur n halben Tag in der Woche - und denn wollte mein Vadder das durchsetzen - daß ich auch mal sonntags freikrich - und denn ging das nich ...« (I 4/23-27)

18 Gisela sorgt für den Vater, als ihre Mutter für längere Zeit im Krankenhaus ist.

*Hingeschrieben -
kriecht ich auch Antwort -
hingefahrn - mich vorgestellt -
und denn hab ich denn da angefang - als - Kochlehrling - -
und denn meine drei Jahre da abgerissen. - -
(I 5/30-38)*

Mit ihrer Berufswahl hat Gisela in zweierlei Hinsicht die geschlechtsspezifischen Grenzen ihres Handlungsspielraumes 'ausgereizt'. Sie hat nicht nur den Plan ratifiziert, einen Gesellenbrief zu erwerben, um von der Vorsorgung durch die Ehe unabhängig zu sein, sondern darüber hinaus einen Beruf gewählt, der aus dem frauentypischen Spektrum herausfällt. Im Gegensatz zur privaten Familienküche, in der die Hausfrau (einsame) 'Chefin' ist, werden professionelle Küchen in der Regel von männlichen Köchen geführt. Gisela bleibt nicht auf dem, ausschließlich Frauen zugewiesenen, 'Helferinnenstatus' stehen, sondern will selbst Köchin werden. Damit strebt sie ein Qualifikationsniveau und eine Position an, die (abhängig vom konkreten Betrieb) im mittleren bis oberen Bereich des beruflichen Feldes angesiedelt ist. Mit der abgeschlossenen Kochlehre hat sich die Protagonistin längerfristige biographische Handlungsspielräume eröffnet, im Hinblick auf die Ehe wie auf berufliche Möglichkeiten.¹⁹

1.3.3 Die doppelte Unterdrückung als Frau im Hotel- und Gaststättengewerbe

Im Kontrast dazu stehen allerdings die alltäglichen Restriktionen des Handlungsspielraums während der Lehre. Giselas Bildungsmotivation, ihre Interessen und Kompetenzen zu entwickeln, wird auf eine harte Probe gestellt. Der Ausbildungsprozeß wie die anschließenden Arbeitserfahrungen als ausgebildete Köchin sind durch eine doppelte Unterdrückung gekennzeichnet.

¹⁹ Damit verfolgt sie die gleiche 'Strategie' wie Frau Witte, durch den Beruf die Basis für die eigene Biographie zu schaffen. Der Kochberuf allerdings weist nicht nur ein höheres Qualifikationsniveau auf, sondern vor allem flexiblere Verwertungs- und Aufstiegschancen auf dem Arbeitsmarkt. Frau Witte dagegen ist als Industrienäherin - ohne die traditionelle handwerkliche Kompetenz der Schneiderin - auf einen schmalen, 'typisch weiblichen' Bereich abhängiger Beschäftigungsmöglichkeiten verwiesen.

Ein Aspekt dieser Unterdrückung hat mit der strikt hierarchischen Struktur des traditionell-handwerklichen Ausbildungsverhältnisses zu tun. Harte Arbeit, lange, vom Küchenchef willkürlich ausdehnbare Arbeitszeiten, Disziplin, unbedingter Gehorsam bis hin zu körperlicher Züchtigung sind Merkmale eines feudal-patriarchalen (Lehr-)Herrschaftsverhältnisses, das durch das Wohnen im Ausbildungsbetrieb noch zusätzlich verschärft wird. Stellvertretend für eine Reihe ähnlicher Geschichten sei hier folgende Passage zitiert:

- Also meine Lehre war das -
ich kann dir sagen -
wär lieber heute als morgen wär ich da weggegangen nech.
Man war streng -
ham dich ausgenutzt bis ins letzte -
Schläge hascht gekriegt - wegen jeden Mist - -*
- I₂: *Schläge?*
- E: *Ja was denkscht du? -
Wir hatten Kopftücher auf -
und jetzt haschte noch - als junges Mädchen hascht du lange Haare mit
Kämme -
und so die Kämme so an de Seite - -
jetzt hab ich mal -
Essen hab ich mal früher rausgegeben -
fürs Personal -
/»das Personal kricht um sechs das Essen -
du hascht schon um halb sechs« ((anherrschend))/-
rums - eine an Kopp gekricht -
da flog das Kopftuch weg -
meistensch stehscht am Herd -
die Kämme flogen gleich in Herd rein -
in - ins Feuerloch -
war - grauenhaft.
(I 6/10-31)*

Haben unter solchen Bedingungen Kochlehrlinge beiderlei Geschlechts zu leiden gehabt²⁰, so verweisen andere Erlebnisse von Gisela Kersting auf einen zweiten, sexistischen Unterdrückungsmechanismus. Mädchen und Frauen haben, auch nach abgeschlossener Lehre, in besonderer Weise unter der Willkür der Küchenchefs zu

20 Herr Kersting erzählt in seinem Interview eine Vielzahl von Geschichten über körperliche Züchtigung durch den Küchenchef.

leiden. Sie werden als Frau diskriminiert und von den männlichen Kollegen und Vorgesetzten als Sexualobjekt betrachtet. Frau Kersting, erzählt vom Bedrängtwerden mit eindeutig sexueller Absicht, z.B. einem Hausdiener, der »hinter (ihr) her war wie Lumpi hinter der Katz« (vgl. I 57/36ff), und dem Lehrherrn, der einen anderen weiblichen Lehrling mit sexuellen Absichten verfolgt:

*Dazu muß ich noch sagen - kam noch en andres Problem - -
wie ich da anfang -
hatten wir nochen weiblichen Lehrling -
die war also jetzt - - körperlich - geistig schon viel weiter wie ich -
ich war echt en naiver Trottel noch -
ich wußte überhaupt nichts - -
äh - was Männer anbelangt nech -
und die - hat mir dann immer erzählt -
ja der Chef - der stellt - äh -stellt ihr nach nech.
Wenn sie in Keller ging -
mußt ich immer hinterher -
damit ihr nichts passiert. - - -
(I 6/32-7/3)²¹*

Daß sich Gisela, trotz ihrer knapp achtzehn Jahre, noch als sehr »naiv« erlebt, deutet darauf hin, daß sie bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht mit derartigen Verhaltensformen konfrontiert worden ist und womöglich generell wenig Erfahrungen und Wissen über Sexualität besessen hat.²² Um so deutlicher erinnert sie Diskriminierungen als Frau auch in der unmittelbaren Ausbildungssituation in

21 Es folgt eine ausführliche Geschichte über den Prozeß, den das Mädchen gegen den Lehrherrn anstrengt und in dem Gisela als Zeugin vernommen wird.

22 Im Kontext dieser Erzählsequenz macht Gisela ihre Eltern für ihre »Naivität« verantwortlich. Sie rekapituliert einen kryptischen Aufklärungsversuch, den ihr Vater unternommen hatte, ehe sie im Alter von vierzehn Jahren ihre Stelle im Sanatorium antrat (vgl. I 53/25-54/36). Sie erzählt ebenso offen, wie wenig sie noch zu Beginn ihrer Beziehung zu ihrem Mann über Sexualität informiert war: »... ich hab mich so durchlaviert mit meinem ganzen Körperlichen - - Sexuellen da - hinten und vorne hascht du denn versucht mal zu fragen und - aber es war echt traurig ... und=e - mit Peter war das nachher so - wir warn dann schon verlobt - er hat das durch - durch ne Zeitungs_ anzeige hat er denn son Buch da - und das hieß das 'Doktor Ebeling - Große Buch der Liebeslehre' - ham wir uns beide dann - informiert nech ((lacht)).« (I 59/13-21) Mit den folgenden Worten ordnet sie ihre Erfahrungen als typisch für das Klima der Zeit (die 1950er Jahre) ein: »Aber es war echt ne traurige Zeit. Nur muß ich dazu sagen - die meisten also die in unserm Alter sind - wenn de dich dann so informierscht - und auf das Thema zu sprechen kommscht - die meisten ham so dieselben Probleme gehabt nech.« (I 59/22-27)

der Küche. Der Chef gibt den weiblichen Lehrlingen 'spezielle' Verhaltensanordnungen und 'würzt' das Arbeitsklima durch sexistische 'Witze':

*du hascht bloß immer zu hören bekommen -
 äh - wenn der Chef irgendwas spitz gekriegt hat -
 daß du ma später nach Hause gekommen bist - -
 wie hat er sich immer ausgedrückt -
 »ihr könnt euch ja auch bloß immer hinlegen -
 so an de nächsten E_ Ecke -
 so wie läufige Hündinnen« -
 und so nech - in der Art
 hat er gemeint - müßt er uns immer diffamiern.*

*...
 Der erste Witz von ihm war -
 »warum kniet die Frau auf dem Fünzigpfennigstück« -
 »weiß ich nicht« -
 »weil sie sich für fünfzig Pfennig nich hinlegt.« - - Ja.*

*...
 Genauso - die erste Konfrontation mit ihm war - ((trinkt)) - -
 äh - /»wenn du deine Tage hascht -
 darfscht du nich in die Pökellake reinfassen -
 dann wird die schlecht -
 dann darfscht du auch das Eingemachte nich anfassen.« ((imitiert an-
 herrschenden Ton))/
 ...*

*Das isch echt Idiotenkram -
 aber mit sowas bischt du aufgewachsen nech.
 (I 58/2-32)*

Die zitierte Passage weist auf ein weiteres Moment der Unterdrückung hin, das Frau Kersting nicht nur als junges Mädchen und während ihrer Lehre erfahren hat. Wie es insbesondere für die saisonalen Beschäftigungsverhältnisse typisch ist, wohnt sie gewissermaßen am Arbeitsplatz, in einem vom Chef des Hotels oder Gasthauses zur Verfügung gestellten Zimmer. Dadurch steht sie auch in ihrer arbeitsfreien Zeit unter der Kontrolle des Arbeitgebers. Sie erzählt mehrfach von weitgehenden Reglementierungen und Eingriffen in ihr Privatleben.²³ Ob sie in der Freizeit mit einer Freundin ausgeht

²³ Z.B. erzählt Gisela, daß ihr Lehrherr beobachtet, wie sie einen Freund abends mit auf ihr Zimmer nimmt. Er verständigt, ohne ihr Wissen, ihren Vater, der wiederum sofort anreist,

oder einen Freund hat, wann sie kommt und geht, alles wird vom Lehrherrn und seiner Familie überwacht.

Auch als sie bereits mehrere Jahre als Köchin arbeitet und schon verheiratet ist, muß sie sich noch derartige Kontrollen gefallen lassen. Als sie mit ihrem Mann zwei kleine Zimmer des Restaurants bewohnt, in dem sie arbeitet, wird sie z.B. von ihrer Chefin auf ihre 'hausfraulichen Pflichten' hingewiesen oder später, nach der Geburt der Tochter, in ihrem Verhalten dem Kind gegenüber kritisiert.

Eine weitere spezifische Benachteiligung als Frau erfährt Gisela nicht zuletzt während ihrer Schwangerschaft. Als sie eine Zeitlang nicht voll arbeitsfähig ist, wird ihr gekündigt. Erst durch Einschalten der Gewerkschaft und des Arbeitsgerichts kann sie ihr Recht nach dem Mutterschutzgesetz durchsetzen und die Stelle behalten.²⁴

Wenn viele der einschränkenden Arbeitsbedingungen auch nach Abschluß der Lehre noch unverändert fort dauern, so genießt Gisela doch ihre ersten beiden Jahre im Beruf. Ausschlaggebend sind dafür - neben dem wachsenden Kompetenzgefühl, die gestellten Aufgaben in verschiedenen Restaurants erfolgreich bewältigen zu können - vor allem die sozialen Kontakte zu jungen Kolleginnen und Kollegen. Besonders die Sommersaisonen in süddeutschen Urlaubsorten bieten, neben der harten Arbeit, Möglichkeiten zu gemeinsamen Unternehmungen. In dieser Zeit lernt sie in einer Clique junger Köche auch ihren späteren Mann kennen. Die Saisonarbeit beinhaltet zwar Unsicherheiten, aber auch die Erfahrung von Selbständigkeit, das Erlebnis 'herumzukommen', ungebunden zu sein, sich wieder zu treffen, und - später - gemeinsam mit dem Freund zu entscheiden, an welchem Ort sie arbeiten will.

Die Heirat (s.u.) ist für Gisela zunächst kein Grund, dieses Leben wesentlich zu verändern. Allerdings nimmt sie (im gleichen Ort wie ihr Mann) eine feste Stelle an, in einem Jagdrestaurant mit anspruchsvoller Küche. Trotz der fachlichen Anerkennung, die mit dieser Arbeit verbunden ist, sind die Rahmenbedingungen äußerst belastend. Zu den oben beschriebenen Einschränkungen (Wohnsituation, Kontrolle usw.), kommen erhebliche körperliche und zeitliche Anforderungen hinzu, denn Frau Kersting muß gleichzeitig in

um seine Tochter zur Rede zu stellen und zu prüfen, wie 'ernst' die Lage ist. Gisela ist zu diesem Zeitpunkt bereits über achtzehn Jahre alt.

24 Vgl. I 23/38-25/29.

einem zweiten Restaurant ihres Arbeitgebers im Stadtzentrum kochen. Um diese Situation anschaulich zu machen, sei folgende Passage zitiert²⁵:

- Und dann kam denn der Hammer -
 nich nur Schützenhaus -
 da mußt ich dann noch in die Stadt fahrn -
 äh - da hatten die am Marktplatz noch n Rat_ - ne Gaststätte -
 mit viel Abonnementsessen. - -
 Das warn - na so im Schnitt hundertzwanzig bis hundertfünfzig Abos -
 mittags -*
- I₁: pah*
*E: und dann noch a la carte - Essen -
 na ja - da hatt ich immer - ne Karte mit fünf - sechs Essen so - am Tag.*
- I₁: Hm.*
*E: Also mittags und abends muschtescht das dann haben nech.
 (I 20/4-14)*
- Jetzt muß ich immer Schützenhaus -
 durch n Wald -
 bis zur Bushaltestelle -
 morgens um acht -
 mußte dann da inne Stadt -
 bis nachmittags um zwei - halb drei -
 da - in der Gaststätte da arbeiten -
 dann wieder raus ins Schützenhaus -
 und dann abends weiter -
 bis nachts um zwölf. - -*
- I₁: Hm*
*E: Ich kann dir nur sagen du -
 mein Mann hat von mir nich viel gehabt nech -
 und der wollt so gern n Kind haben nech.
 (I 21/18-31)²⁶*

Mit diesem Hinweis auf die mit dem Beruf verbundenen Belastungen und die z.T. geradezu 'feudalen' Ausbeutungsverhältnisse soll der biographische Strang des Berufsthemas zunächst abgeschlossen

- 25 Diese Sequenz stammt aus dem chronologischen Teil der lebensgeschichtlichen Erzählung im ersten Interview. Sie schließt an die Erzählung an, wie Frau Kersting die Stelle im Schützenhaus bekommen hat (I 19/12-20/3).
- 26 Die hier nicht dokumentierte Passage zwischen den beiden Zitaten ist eine detaillierte narrative Sequenz über den Einzugs in die beiden Zimmer im Schützenhaus und die Einrichtung der Räume.

werden. In der zusammenfassenden Darstellung sind die *Widersprüchlichkeiten* und *Ambivalenzen* der Arbeitserfahrung in der ersten Phase der Arbeitsbiographie von Frau Kersting deutlich geworden. Einerseits ist der Beruf der entscheidende Bereich, in dem sie Erfahrungen und Kompetenzen entwickelt. Mit der Wahl und Einmündung in den Beruf ist eine biographische Weichenstellung erfolgt, die - im Sinne der elterlichen Option - eine Basis für weitere biographische Planungen und Handlungsmöglichkeiten geschaffen hat. Andererseits bedeutet die Berufsarbeit - in alltagszeitlicher Perspektive - eine Festlegung und extreme Bindung persönlicher Handlungs- und Zeitressourcen.

Beide Seiten dieser Erfahrung rekapituliert die Erzählerin im Zuge der chronologisch-biographischen Darstellung vom Abschluß der Schule, der schwierigen Lehrstellensuche, der Lehre und der anschließenden Arbeitsstellen. Im Zentrum dieser Erzähllinie steht die Erzählerin als Handelnde und Erlebende. Die zeitliche Struktur wird durch die Folge von beruflichen Stationen konstituiert, in welche die Ereignisse des Kennenlernens und der Heirat des Partners eingegliedert sind. Die im letzten Zitat angedeutete Kinderfrage kündigt jedoch nicht nur eine nächste biographische Station an, sondern einen Perspektivwechsel zum Familienthema, der sich auch in der Erzählstruktur niederschlägt.²⁷

1.3.4 Die Verwirklichung biographischer Pläne: Familie

Mit der Heirat hat die Erzählerin eine zweite biographische Weichenstellung vollzogen, auch wenn diese als solche zunächst nicht in den Vordergrund der Darstellung tritt. Gisela erzählt, eingebettet in die Chronologie der Ereignisse, wie sie ihren zukünftigen Mann Peter kennenlernt, sich mit ihm auseinandersetzt und ihn schließlich heiratet. Obwohl sie diese Ereignisse als einmalige, individuell-persönliche Geschichte erlebt und darstellt, ratifiziert sie damit zugleich das ihr aufgetragene gesellschaftliche 'Programm' (vgl. Teil 1.3.1), das weitere Punkte, vor allem die Geburt von Kindern, bereithält. An Frau Kerstings Erzählung über das erste gemeinsame Weihnachtsfest wird nicht nur erkennbar, daß sie und der Ehemann Peter auf verschiedene Weise Protagonisten dieses Programms sind. Die

27 Zur sequentiellen Struktur des Interviews vgl. das Verlaufsprotokoll (vgl. Dausien 1994c).

Sequenz gibt zugleich Aufschluß über die inhaltlichen Vorstellungen von Frau Kersting zur Gestaltung des neu gegründeten Familienlebens. Sie wird deshalb in ganzer Länge zitiert und einer detaillierten Line-by-line-Interpretation unterzogen:

*Die erste Weihnachten war sowieso -
ich sag »Weihnachtsbaum kaufen wir nich« -
»wieso« -
ich sach - »Mensch - wir wohnen doch hier im Wald -
ich hab auch schon einen - mir ausgesucht -
den hol ich.« -
»Du kannscht doch nich n Weihnachtsbaum klauen« -
da sach ich - »und ob ich kann« -
ich sach - »du brauchscht nich mit -
ich nehm mein großes Tranchiermesser« -
/und denn so ne kleine Tanne hab ich abgehackt - du ((lachend))/-
I₁: ((lacht))
(I 21/32-22/3))*

Die Weihnachtsgeschichte schließt unmittelbar an die zuvor zitierte Passage an, in der am Ende eine Unstimmigkeit zwischen Gisela und ihrem Mann, zunächst als Zeit- und Interessenproblem (Kinderwunsch vs. Arbeit) angedeutet wird. Mit der nun eingeleiteten Geschichte wird jedoch ein grundsätzlicherer Konflikt (»Die erste Weihnachten war sowieso ...«) angekündigt. Die folgende Geschichte über den Weihnachtsbaum hat die Funktion einer Belegerzählung für diesen, noch nicht näher entfalteten, Konflikt. Betrachten wir sie genauer:

An der Weihnachtsbaumfrage - übrigens einem interessanten Indikator über familiäre Arbeitsteilung und Machtverhältnisse - wird deutlich, daß Frau Kersting nicht nur konkrete Vorstellungen für das Fest hat, sondern selbstverständlich und bestimmt davon ausgeht, daß sie sie umsetzen wird. Sie nimmt die Gestaltung des Festes in die Hand. Daß sie den Weihnachtsbaum aus dem Wald holt, spricht dabei für ihren pragmatisch ökonomischen Realitätssinn. Ihr Mann dagegen scheint ängstlicher, an moralischen Normen und Verboten orientiert zu sein ('du darfst nicht stehlen - und schon gar nicht zum Weihnachtsfest'). Doch Frau Kersting läßt seinen Einwand nicht gelten. Sie hat nicht nur die Idee, sondern kann sie auch *realisieren* - sowohl technisch (»ich nehm mein großes Tranchiermes-

ser«) als auch moralisch. Sie übernimmt, ohne Schulgefühle zu haben, die Verantwortung für die Aktion und entlastet zugleich ihren Mann davon, dessen Skrupel sie erkennt. - So banal die Geschichte erscheinen mag, sie ist ein Indikator für unterschiedliche Vorstellungen der Partner hinsichtlich der neu begründeten Ehe. Und sie verweist auf die selbstbewußte Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit der Erzählerin in diesem (latenten) Konflikt. Sie fährt fort:

*Au_ - außerdem - das hab ich denn auch festgestellt -
erscht ma Adventszeit -
hab ich mir denn Tannenzweige aussem Wald geholt -
schön Gesteck gemacht nech -
und Peter isch sowieso viel häuslicher wie ich -
der hat denn immer - mehr sauber gemacht wie ich -
die Chefin hat mir das ja immer angekreidet nech -
die hat dann gesacht -
/»ja - kucken se ma ihrn Mann an -
der macht schon wieder sauber« ((imitiert meckerigen Tonfall))/-
der hatte nur immer n andern Tag frei wie ich nech -
das kam immer nich hin.
Ja - und dann sachter - /»och Scheiß Tannen -
die nadeln so« ((geringschätzig))/-
alles rausgeschmissen nech.
Ich sach - /»Mensch du -
das isch Adventszeit -
schmeißt man doch nich raus« ((lauter und lachend))/-
»kenn ich nich« -
ich sach - /»ja sach mal deine Mudder -
hat die zu Hause nich so - Adventskranz - oder so n Gesteck« -
kannte er überhaupt nich. ((energisch, etwas aufgebracht))/
/Da hab ich ihm erscht ma Adventszeit und Weihnachten beibringen
müssen. ((lachend))/- -
(I 22/4- 26)*

Die Geschichte vom Weihnachtsbaum zieht weitere Erinnerungen nach sich, die noch einmal auf ein allgemeineres Faktum verweisen, das Frau Kersting in der damaligen Situation »festgestellt« hat - nämlich die Tatsache, daß sie und ihr Mann verschiedene Vorstellungen und Traditionen bzgl. der Organisation des 'Hauses'²⁸ haben.

28 Hiermit ist sowohl die äußere Gestaltung der Wohnung gemeint als auch die des Familienlebens.

Sie benennt diese Entdeckung jedoch nicht allgemein, sondern exemplifiziert sie - typisch für ihre Erzählweise - an einer zweiten szenischen Erinnerung. Der Beispielcharakter dieser Geschichte ist von vornherein deutlich: »Erscht ma Adventszeit ...«

Frau Kersting arrangiert ein Adventsgesteckt. Sie folgt damit offensichtlich einem persönlichen Bedürfnis (»hab ich *mir* denn Tannenzweige aussem Wald geholt«), das sich, wie später deutlich wird, aus den Erfahrungen ihrer Kindheit entwickelt hat. Ihr Mann dagegen sieht in den Tannenzweigen nur lästige Nadeln, die das Sauberhalten der Wohnung erschweren. Ehe der daraus entstehende Konflikt entfaltet wird, macht die Erzählerin klar, daß ihr Mann »sowieso viel häuslicher« ist als sie. In den folgenden Zeilen - die im übrigen die oben erwähnte Kontrolle durch die Chefin belegen²⁹ - erläutert sie, was in diesem Fall mit »häuslich« gemeint ist: Es geht in erster Linie um das Saubermachen und die Ordnung in der Wohnung, die ihrem Mann nicht nur ein größeres Anliegen zu sein scheint, sondern für die er sich auch zuständig fühlt und konkret Hand anlegt.

Daß er als Mann derartige Hausarbeiten macht, bricht mit herkömmlichen Rollenzuschreibungen und wird als solches auch vom sozialen Umfeld sanktioniert. Dabei ist es, nebenbei bemerkt, interessant, daß diese Normverletzung Gisela als Frau »angekreidet« wird. Die Bemerkung der Chefin macht Giselas 'Faulheit' in Sachen Saubermachen dafür verantwortlich, daß Peter putzen 'muß'. Innerhalb der Ehe scheint die Rollenverteilung dagegen kein größeres Problem gewesen zu sein, sondern sich gewissermaßen selbstverständlich aus den verfügbaren Zeiten für solche Arbeiten ergeben zu haben. Auch wenn die Hausarbeit zu mehr Konflikten geführt haben mag, als hier dargestellt wird, so kann die Information doch als Hinweis auf ein partnerschaftliches Beziehungsmodell gewertet werden, in dem - zumindest solange beide berufstätig sind - sich grundsätzlich beide Partner für den Haushalt zuständig fühlen.³⁰

Im folgenden wird in einem szenischen Dialog der Konflikt zwischen den beiden verschiedenen Vorstellungen von 'Häuslichkeit'

29 Vgl. Abschnitt 1.3.3 dieses Kapitels.

30 An anderer Stelle im Interview wird dieser Punkt noch einmal deutlich als Konfliktpotential zwischen den Ehepartnern angesprochen. Im übrigen werden die in den zitierten Sequenzen enthaltenen Hinweise auf die Beziehung zwischen den Ehepartnern an späterer Stelle ausführlicher interpretiert (vgl. Kap. 8, Teil 3).

explizit: Für Peter bedeutet Häuslichkeit in erster Linie Sauberkeit und Ordnung, für Gisela die Gestaltung einer persönlichen (hier: festlichen) Atmosphäre. Sie reagiert entrüstet auf ihren Mann, der seine Position nicht nur formuliert (»och Scheiß Tannen«), sondern tatkräftig durchsetzt (»alles rausgeschmissen nech«). Dabei beruft sie sich auf eine allgemeine Regel (»das isch Adventszeit - schmeißt man doch nich raus«), deren Gültigkeit durch ihre eigene Sozialisation verbürgt ist. Daß Peter diese Regel nicht kennt, fällt auf seine Mutter zurück, und nötigt Gisela zu einer energischen 'Nachsozialisation': »Da hab ich ihm erscht ma Adventszeit und Weihnachten beibringen müssen.«

An diesem Beispiel wird erneut deutlich, daß das Familienleben für Gisela eine *Gestaltungsaufgabe* darstellt, die sie selbstbewußt in die Hand nimmt. Dabei greift sie selbstverständlich auf ihre Kindheitserfahrungen zurück, die offensichtlich durch derartige Gestaltungen der Wohnung, der Feste u.a. geprägt waren. Ihrem Mann dagegen scheinen derartige 'präventöse' Optionen fremd zu sein. Zumindest hinsichtlich der Wohnung geht es für ihn nicht um Gestaltung, sondern stärker um die Erfüllung von Normen (Sauberkeit, Ordnung). Offensichtlich läßt er seine Frau jedoch gewähren, oder anders gesagt: da er keine eigenen Gestaltungsansprüche geltend macht, kann sie den unbesetzten Raum nutzen, um ihre eigenen Vorstellungen umzusetzen. Familie wird für sie zu einem (unbeackerten) Feld der Verwirklichung eigener Perspektiven, zu einem Stück Selbstverwirklichung.

Na ja und denn - den geklauten Weihnachtsbaum -
dann Heiligabend -
und ich krieg dann=e Geschenk von ihm -
und pack dann aus - -
ich denk - ich seh nich richtig -
ich sach »was soll da_« -
ich hab Schnotten und Tränen geheult -
Ausfahrgarnitur -
Strampelhöschen -
kleine Schühchen. - - ((lacht))

I₂: ((lacht))

I₁: (....)

E: Ich war - ich war echt -

zu der Zeit war ich noch nich bereit ein Kind zu bekommen.

*Also ich wollt - ich wollte da noch kein Kind haben.
 Und er - -
 /danke - ((bekommt etwas eingesehenkt))/
 er wollte unbedingt n Kind haben.
 (I 22/27-23/4)*

Im weiteren Verlauf der Weihnachtsgeschichte kommt die Erzählerin auf den bereits angekündigten Kern ihrer Erzählung zu sprechen: den Konflikt um die Kinderfrage. Es ist der Ehemann, der nach der Heirat den nächsten Schritt des 'Familienprogramms' einfordert: »er wollte unbedingt ein Kind haben«. Daß er, um seiner Frau die Dringlichkeit dieses Wunsches zu verdeutlichen, zu handfester Symbolik greift, läßt vermuten, daß vorausgegangene Bitten oder Argumente nicht gefruchtet haben. Das Geschenk zeitigt durchaus Wirkung. Frau Kersting ist tief betroffen, in einer Mischung aus Erschrecken, Überraschung und Rührung (»Schnotten und Tränen geheult«), aber sie ist dennoch nicht bereit, nur ihrem Mann zuliebe ein Kind zu bekommen. Dabei macht sie deutlich, daß sie nicht grundsätzlich gegen ein Kind ist, daß es ihr vielmehr um den Zeitpunkt geht. Sie will *noch* kein Kind bekommen, fühlt sich noch nicht »bereit« dazu. Sie bleibt entschieden bei ihrem Nein.

An dieser Geschichte wird, ähnlich wie an der Frage der Berufswahl, deutlich, daß Frau Kersting ihre eigenen Bedürfnisse und Möglichkeiten zum Maßstab biographischer Entscheidungen nimmt. Sie sucht auch im Bereich der Familie einen individuellen Weg, will nicht »automatisch« ein »Programm« erfüllen (s.o.), sondern ihre Biographie *gestalten*. Zwar ist nicht ausgeschlossen, daß auch Herrn Kerstings Kinderwunsch das Ergebnis einer bewußten biographischen Entscheidung ist, ebenso plausibel ist aber die These, daß in seinem Kinderwunsch die tief einsozialisierte Normalerwartung zur Geltung kommt, daß auf die Heirat die Geburt eines Kindes folgt.

In der folgenden Passage (I 23/5-20) erzählt Frau Kersting, von einer längeren Phase der Aushandlung, in der - übereinstimmend mit ihrer mangelnden Bereitschaft - auch medizinische Gründe dafür verantwortlich sind, daß es mit der Realisierung des Kinderwunsches »nicht klappt«, bis sie in einer Urlaubssituation zustimmt: »Und denn - hab ich gesagt - 'okay - das kommt mit der Zeit grad in Urlaub hin' ... und=e da hat es dann auch geklappt.« (I 23/17ff)

Trotz des Drängens ihres Mannes stellt die Erzählerin die Realisierung des Kinderwunsches als *ihre* Entscheidung dar. Sie macht deutlich, daß sich der Zeitpunkt der ersten Schwangerschaft nicht 'automatisch' ergeben hat, sondern von ihr - in einem Aushandlungsprozeß - als bewußter Kompromiß gewählt worden ist. Daß er fast mit ihrem biographischen Plan übereinstimmt, verstärkt die handlungsschematische Haltung der Erzählerin gegenüber dieser biographischen Station: »Also mit fünfundzwanzig - ich hatte immer gesacht - 'mit fünfundzwanzig will ich' wollt ich mein erstes Kind haben. Und das kam dann auch so ungefähr hin nech.« (I 23/25-29) Zwei Wochen vor ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag bringt sie die Tochter zur Welt.

Die an dieser Stelle ausführlicher interpretierte Passage macht deutlich, daß Frau Kersting - neben der erfolgreichen Einmündung in einen Beruf - mit der Heirat und Geburt eines Kindes durchaus das institutionelle Programm der 'weiblichen Normalbiographie' erfüllt. Dabei behält sie jedoch eine handlungsschematische Haltung zu ihrer Biographie. Familie ist für sie eine *Gestaltungsaufgabe* und ein selbstgewählter Teil ihres biographischen Entwurfs. Dieser Entwurf beinhaltet nicht nur Ziele (Familie und Beruf), sondern offensichtlich auch eine *zeitliche* Dimension, die als innerer Maßstab dafür herangezogen wird, wann ein biographisches Ereignis 'reif' ist.

In der zuletzt beschriebenen biographischen Situation sind die beiden Lebensbereiche in einer Weise konstelliert, daß eine neue biographische Entscheidung in diesem Sinne 'ansteht': Die berufliche Situation ist - nach der grundsätzlichen Bestätigung, diesen Teil der biographischen Planung erreicht und verschiedene Erfahrungen gesammelt zu haben - vorrangig durch die große Arbeitsbelastung und alltägliche Fremdbestimmung der eigenen Zeit geprägt. Die familiäre Situation dagegen ist neu installiert. Sie wird als biographisches 'Projekt' erlebt und setzt Gestaltungsphantasien frei, für deren Erprobung und Realisierung Zeit und Raum benötigt werden. So erscheint es geradezu folgerichtig, daß Gisela Kersting ihren Beruf aufgibt.

Nachdem sie während der Schwangerschaft noch voll arbeitet³¹ und sich sogar gegen die ungerechtfertigte Kündigung durch den

31 Dabei spielt das ökonomische Argument, wichtige Anschaffungen für die Familie (Möbel, Erstlingsausstattung für das Baby) finanzieren zu können, durchaus eine Rolle.

Arbeitgeber zur Wehr setzt, gibt sie kurze Zeit nach der Geburt ihre Stelle auf. Anders als Frau Witte, stellt sie diesen Schritt nicht als konflikthafte Entscheidung dar, sondern benennt ihn eher beiläufig: »Ich hab denn nun in der Zwischenzeit ja nich mehr gearbeitet« (I 27/7). Er scheint für sie 'selbstverständlich' gewesen zu sein. Daß diese Selbstverständlichkeit nicht aus der unreflektierten Erfüllung jenes Programms resultiert, sondern auf einer bewußt erlebten Entscheidung basiert, wird erst an einer späteren Stelle des Interviews deutlich:

*Das war schon wie ich unten war -
da schri_ - da hat mir Peter nen Brief geschrieben -
»ja wenn denn Susanne soweit isch -
sagen wer so drei Jahre -
kann dann in Kindergarten -
kannshte ja als=e« -
was hat er geschrieben?
»Schokoladenköchin bei Lundt oder - Sprangel anfangen«.
Oh - ich sofort zurückgeschrieben -
/»ich arbeite nich solange meine Kinder klein sind
un laß sie nich von andern Leuten erziehen nech -
meine Kinder brauchen ne Mutter - ne Familie.« ((schneller und be-
stimmt))/
(I 40/8-19)*

Die Situation bezieht sich auf den Zeitpunkt, als Peter Kersting bereits in A-Stadt eine Arbeitsstelle gefunden hat, Gisela aber noch mit ihrer Tochter Susanne bei ihren Eltern in Süddeutschland lebt, um die Wohnung aufzulösen. Sie steht im thematischen Kontext der beschränkten finanziellen Situation der jungen Familie. Obwohl also starke Argumente für eine Erwerbstätigkeit sprechen - neben dem ökonomischen Zugewinn die Möglichkeit, in den gelernten Beruf wieder einzusteigen -, lehnt Gisela entschieden ab. Sie *will* ihre Kinder selbst erziehen, nicht nur in den ersten drei Jahren, sondern solange sie »klein« sind, und das heißt für sie, solange sie »ne Mutter brauchen«.

Zweifellos entspricht Frau Kersting mit ihrer Position der gesellschaftlichen Normierung, daß eine Frau in erster Linie Mutter zu

sein hat.³² Dennoch folgt sie ihr nicht 'blind', sondern konstruiert sie als eigene biographische Entscheidung. Darin kann einerseits eine noch subtilere Form der gesellschaftlichen 'Programmierung' gesehen werden. Andererseits ist mit der aktiven Übernahme dieser Position für das Subjekt ein größeres Handlungspotential verbunden, als es mit einer 'Opferhaltung' gegenüber der eigenen Biographie wäre. Diese Lesart wird durch die vorgängige Interpretation unterstützt, daß Frau Kersting Familie als Gestaltungsaufgabe betrachtet. Der Wunsch, die Kinder zu erziehen, paßt sich in jenes übergeordnete Projekt ein, zumal ihre eigenen Kindheitserinnerungen hier eine bedeutsame, positiv erlebte *Erfahrungsressource* zur Verfügung stellen, die gewissermaßen nach Realisierung drängt. Frau Kersting präsentiert ihre Auffassung nicht als Ideologie ('Deutungsmuster'), sondern als individuell angeeigneten Entwurf, der mit konkreten biographischen Erfahrungen verknüpft ist ('Erinnerungsmuster'). Dies wird noch einmal dadurch belegt, daß sie ihr 'Mutterargument' nicht verabsolutiert, sondern in den Kontext mit anderen, durchaus gegenläufigen Erinnerungen stellt. Im gleichen Atemzug fährt sie nämlich fort:

*Na ja aber trotzdem auf der andern Seite -
irgendwie=e hat mir doch - d_ die Arbeit und der ganze Trubel hat mir
gefehlt.
(I 40/20f)*

Frau Kersting ist sich der Ambivalenz ihrer Entscheidung durchaus bewußt: Auf der einen Seite »brauchen« ihre Kinder eine Mutter, und sie will diese Aufgabe ausdrücklich wahrnehmen. Auf der anderen Seite fehlt ihr persönlich die Berufsarbeit mit all ihrem »Trubel«. Da der Alltag mit zwei kleinen Kinder ebenfalls viel »Arbeit und Trubel« mit sich gebracht haben wird, ist hier näher zu fragen, *welche* Qualität der Berufsarbeit Gisela so vermißt. Dies wird in der Fortführung der Sequenz deutlich:

32 Im hier relevanten Zeitraum, Anfang der 1960er Jahre, hat diese Rollenzuschreibung ideologisch eindeutig Priorität (vgl. Y. Schütze 1988). Erwerbstätige Frauen, die ihre Kinder »von fremden Leuten« erziehen lassen, gelten als Rabenmütter oder bedauernswerte 'Sozialfälle', die arbeiten 'müssen'. Beim Vergleich zu Frau Wittes Biographie muß dieser historisch-gesellschaftliche Kontext mitgedacht werden. Frau Witte ist ca. 15 Jahre jünger als Frau Kersting und kann sich mit ihrer Option für Mutterschaft und Beruf auf eine offenere Rollendefinition stützen.

- Da kam nämlich erscht die Ehe so richtig zum Tragen -
- I₁: hm
- E: wie wir hier raufzogen.
- I₁: Hm
- E: Das war unten -
 du hattescht doch mal
 am Wochenende bischt du mal hingefahrn
 und hascht da gearbeitet -
 hier war nichts mehr.
 Hier war konschtant -
jedes Wochenende -
 bei Spätschicht hatte Peter frei -
 bei Frühschicht kam er um drei nach Hause -
 bei Nachtschicht hat er ja dann schon ausgeschlafen -
 und nach der Nachtschicht der Sonntag war auch - ja praktisch äh frei -
 /jeden Sonntag - nach Gartenstraße acht -
 zu Schwiegereltern zum Kaffeetrinken. - -
 Ich kann euch sagen ((bitter))/-
 also es war echt ein Horror -
 und wenn de mal nicht hinkamscht -
 denn hat se n Schwiegervater schon ma vorbeigeschickt -
 was mit uns denn wäre -
 warum wir nicht gekommen wärn -
 sie hätte schon extra Kuchen gebacken -
 und der wär jetzt schlecht - -
 wir sollten doch sagen -
 wenn wir nich kommen wollten. - -
 Und das ging denn so - - zwei - dreiundsechzig - vierundsechzig - fünf-
 fundsechzig - - bis - fünfundsechzig -
 ja sechsundsechzig im Februar - sind wer ja dann=e nach=e A-Stadt-Süd
 gezogen. - -
 (I 40/22-41/11)

In der Passage stellt die Erzählerin am Beispiel der Wochenenden zunächst ihre Lebenssituation vor und nach dem Umzug nach A-Stadt gegenüber. In dem Vergleich gelegentlicher Aushilfsarbeit als Köchin und den regelmäßigen Sonntagsbesuchen bei den Schwiegereltern geht es jedoch nicht um die Frage, wie sie konkrete Sonntage mehr oder weniger angenehm gestaltet hat, sondern um Grundsätzlicheres: Die Aushilfsarbeit an den Wochenenden ermöglicht, dies wird ex negatione deutlich, zumindest partiell die Teilhabe an gesellschaftlicher Arbeit. Durch die Aushilfe bei ihren ehemaligen Arbeitgebern, erhält Gisela die Bestätigung, daß sie als In-

dividuum mit ihren beruflichen Fähigkeiten gebraucht, anerkannt und entlohnt wird. Die Kaffeenachmittage bei den Schwiegereltern dagegen stehen geradezu symbolisch dafür, daß sie völlig auf die Familie zurückgeworfen ist. Sie tritt nicht mehr als Einzelperson aus diesem Zusammenhang heraus, sondern ist *Teil* der Familie - Mutter, Ehefrau, Schwiegertochter. Da ist »nichts mehr« außerhalb, nichts Unerwartetes, keine Abwechslung. Ihre Tage und Wochen sind geradezu vorprogrammiert (»konschtant jedes Wochenende«), festgelegt durch die Anforderungen des Familienalltags und eingebunden in Erwartungen des unmittelbaren sozialen Umfeldes (hier: der Schwiegereltern). Daß dabei nicht einmal der Schichtrhythmus von Peter Kersting stört, der sonst als 'regelmäßige Unregelmäßigkeit' die Teilnahme an sozialen und kulturellen Aktivitäten erheblich erschwert, ist besonders perfide. Die einzige Zeit, die regelmäßig für Gisela und ihre Familie frei verfügbar wäre und Raum für Gestaltungen des Familienlebens geben könnten, ist fest verplant durch die normativen Anforderungen der Familienrolle. Wo Gisela versucht, davon abzuweichen, wird sie durch Erhöhung des sozialen Drucks (besonders seitens der Schwiegermutter) wieder 'auf Kurs' gebracht. Es mag eben jenes Gefühl des Festgelegtseins und der Unentrinnbarkeit für die nächsten Jahre (!) gewesen sein, das die Erzählerin von »Horror« sprechen läßt.

Daß Frau Kersting nicht nur abwartet, bis sich diese Situation durch den Umzug in einen anderen Stadtteil gewissermaßen 'naturwüchsig' entspannt, sondern sich auch aktiv gegen die Verhaltenszumutungen wehrt, ist angesichts ihres bisherigen Handlungs- und Gestaltungswillens nicht überraschend. Noch störender als die Kaffeebesuche empfindet sie die Einmischung ihrer Schwiegermutter in die Gestaltung familiärer Feste. Neben einem Kindergeburtstag ist es wieder das hoch besetzte Weihnachtsfest, an dem sich der Konflikt entzündet. In ähnlicher Dramaturgie wie in der ersten Weihnachtsgeschichte erzählt Frau Kersting vom ersten Weihnachtsfest in A-Stadt, das gemeinsam mit den Schwiegereltern und weitgehend nach deren Regeln verläuft (vgl. I 41/13-42/29). Frau Kersting ist anschließend so unzufrieden, daß sie klare Konsequenzen zieht: »Und das Jahr drauf hab ich gesacht - 'ich möcht ma Weihnachten so machen - wie ich das von zuhause gewohnt bin.« (I 42/3ff) Der Erfolg gibt ihr recht: »Das warn schönen Weihnachten - das kann ich dir sagen du. Ham wer erst so richtig genossen ... und so wollten

das meine Kinder jahrelang auch haben - so wie wir das - wie ich von zuhause mitgebracht hab - bei uns eingeführt - und so ham die das schön gefunden - und das fanden sie herrlich.«(I 42/15-25)

Neben der Orientierung an den eigenen Kindheitserfahrungen wird hier auch die Weitergabe von Familientraditionen sichtbar. Sie ist nicht nur ein bewußter Prozeß, sondern läßt sich bis auf die Ebene *praktischen Bewußtseins*³³, der unreflektierten Organisation von Handlungen und Orientierungen, zurückverfolgen. In der parallelen Struktur der narrativen Darstellung z.B. des Kindergeburtstags und eigener Kindheitserinnerungen spiegelt sich der Rückgriff auf Erfahrungen und Handlungsmuster wieder.³⁴

Auch die Geburtstagsgeschichte belegt noch einmal die These von der Familie als 'Projekt'. Frau Kerstings Gestaltungsansprüche und -aktivitäten beziehen sich auf die Erziehung der Kinder, familiäre Interaktionen und Unternehmungen, die Schaffung einer 'Familienatmosphäre'. Davon zu unterscheiden ist die mit dem Familienleben verbundene Hausarbeit im engeren Sinn.

1.3.5 Familie als alltägliche Begrenzung biographischer Entwicklung

Wie bereits in der ersten Weihnachtsgeschichte deutlich geworden ist, gehört der Haushalt in der Sicht der Erzählerin zu den alltäglichen Notwendigkeiten, die sie pragmatisch und ohne große Ambitionen erledigt. Wie an verschiedenen Stellen des Interviews erkennbar wird, hat sie bzgl. der Hausarbeit keine weitergehenden Gestaltungsphantasien. Sie gibt unumwunden zu, keine Lust zur Hausarbeit zu haben, die durch knappe Finanzen, besonders in den ersten Jahren, und die zeit(zer)störende Schichtarbeit zusätzlich erschwert ist.

In ausführlichen Narrationen über familiäre Alltagssituationen schildert Frau Kersting die *Belastungen durch die Schichtarbeit*. Wie Frau Witte beschreibt sie vor allem das Ruhighalten der Kinder bei

33 Vgl. Giddens 1988, bes. 91ff.

34 Diese Beobachtung ist ein Beispiel für den Prozeß der Erfahrungsaufschichtung (s. Kap. 9). In der Wiederholung der narrativen Struktur dokumentiert sich womöglich ein allgemeineres Prinzip der Organisation und Reproduktion von Erfahrungsstrukturen.

Nachtschicht als »enorme Anspannung« und »Horror«³⁵. Aus der Vielzahl von Interviewsequenzen zum Thema Schichtarbeit sollen hier lediglich zwei zitiert werden, da sie die Situation mit besonderer Eindringlichkeit schildern und im übrigen die Parallelität der Erfahrungen zu Frau Witte (und den anderen Schichtarbeiterfrauen) anschaulich machen.

Da die Entscheidung des Ehemannes für die Schichtarbeit - wie bei Herrn Witte und Herrn Kersting - in der Regel aus einer ökonomischen Zwangssituation getroffen wird³⁶, sind die finanziellen Ressourcen der Familie sehr begrenzt. Kleine, schlechte Wohnungen sind deshalb vor allem in der ersten Zeit nach der Familiengründung die Regel. In dieser Zeit sind die Kinder noch klein und die Aufgabe, sie ruhig zu halten, ist besonders brisant. Frau Kersting erzählt:

*Es war erst ma - muß ich sagen - S-Straße ziemlich eng -
beide Kinder im Schlafzimmer -
dann - Peter NACHTschicht - -
das könnt ihr euch ja gar nicht vorstellen.
Das Schlafzimmer grenzte ja - praktisch so wie hier - ans Wohnzimmer -
war nur die Tür - - praktisch dünne Tür als Verbindung nech -
du hattest ja=e praktisch - nichts zum Dämpfen -
ja dann blieb mir nichts anders übrig -
na noch kleiner wie die Küche hier -
ich mein - ich konnte grad son Tisch an die Wand - zwei Stühle - und
den Schrank -
und dann auf der andern Seite der Gasherd und die Spüle -
das war alles.
Und da hab ich denn mit den zwei Kindern da in der Küche gehaust -
wenn Peter Nachtschicht hatte.
Da bin ich -
da bin ich manchmal echt -
bin ich durchgedreht.
Und denn war das ja auch schon äh - kalt - im Januar dann -
ich mein - das ging ja dann nachher schnell -
im Februar sin wer ausgezogen -*

35 »Bei Nachtschicht war das ganz schlimm für mich - war echt Horror. - - Du muschest die Kinder ja praktisch immer - ruhig halten - im Sommer ging das - da ging ich mit den Kindern runter aufen Spielplatz ...« (I 109/19-23)

36 Frau Kersting beschreibt diese Situation aus der Perspektive ihres Mannes: »Gekündigt - Familie am Hals - dreitausend Mark Schulden durch die - Wohnung damals - mußten wir ja aufnehmen - Mietvorauszahlung - und er war am Ende. Jetzt - was machen?« (I 30/30-36).

aber - Januar - Februar hatte er trotzdem auch noch mal Nachtschicht-
 woche gehabt.
 Ja und dann bin ich aus Verzweiflung denn in der Kälte mit den Kindern
 spazieren gegangen -
 wenigstens vormittags zwei drei Stunden
 bis er - richtig fest geschlafen hat -
 und dann wieder rein -
 und dann »psst - sei leise« - äh - »der Papa schläft« -
 dann der Heiner - das war ein - ein Kind -
 der war nur am Brüllen.
 Ich durft ihm - /laut Arzt durft ich ihm nichts zu essen geben nachts
 ((lachend))/-
 dann hat er die halbe Nacht gebrüllt -
 dann hab ichs mit Tee versucht -
 ja der hat mir den Tee wieder ausgespuckt -
 das war ja nix Handfestes.
 Was hab ich dann gemacht?
 Dann hab ich diese Kalkzwieback gekauft -
 in Wasser eingeweicht -
 /und hab die ihm mitem Löffel dann schon immer hinein ((lacht))/-
 damit er nachts durchgeschlafen hat.
 (II 4/9-6/14)

Die eindrückliche Passage spricht für sich selbst. Sie läßt erkennen,
 wie eng die Grenzen für die Gestaltung des familiären Alltags zu-
 mindest in den ersten Jahren, ehe die Familie in eine Drei-Zimmer-
 Wohnung umziehen kann, gesetzt sind. Selbst für die Bewältigung
 der notwendigen Alltäglichkeiten gibt es wenig Spielraum. Frau
 Kersting schildert dies am Beispiel von bestimmten Hausarbeiten³⁷
 oder an der Regelung der Essenszeiten und der Zubereitung der
 Mahlzeiten:

Essen zur bestimmten Zeit

...

Ich sach »das haben wir früher mal gemacht.«

Ich sach »mach ich nicht mehr.«

...

Ich sach - »ich habs festgestellt« -

das hat Peter dann na_ in gewissermaßen ja mit angeregt -

ich=e mach jetzt Abendbrot -

³⁷ Staubsaugen und Wäschewaschen z.B. können wegen ihres Geräuschpegels nicht dem im-
 manenten Arbeitsfluß folgen, sondern müssen dem Schichtrhythmus angepaßt werden.

stell alles hin -
 »hab kein Hunger« -
 »hab kein Hunger.« -
 Weischt du - das machscht du dann n paarmal -
 und dann hascht du keine Lust mehr.
 Ich sach »ja gut - dann mach ichs anders -
 dann lassen wer alles im Kühlschrank
 und wenn einer Hunger hat
 holt er sich was raus -
 macht sich ne Scheibe Brot.«
 Und so hat sich das bei uns eingebürgert.
 ...
 Nur das=e das das hängt damit zusammen -
 daß Peter eben nich zu der Zeit wann wir Abendbrot gemacht haben -
 oder Mittagessen - dann Hunger hatte.
 Und das resultiert auch wieder auf der andern Seite von der
 Schichtarbeit her. -
 Da hat er -
 wenn er Frühschicht gehabt hat -
 hat er um halb drei Mittag gegessen. -
 Wenn er Spätschicht gehabt hat -
 hat er um halb zwölf Mittag gegessen.
 Und bei Nachtschicht abends um halb acht.
 So - und jetzt komscht du und sach mir
 wie ich ne geregelte Essenszeit bei meinen Kindern einführen soll -
 wenn er zu jeder ixbeliebigen Zeit warmes Essen haben sollte nech.
 (II 78/21-80/19)

Die Passage veranschaulicht, wie sehr der Schichtrhythmus von Peter Kersting die alltägliche Organisation des Familienlebens beherrscht und Giselas Gestaltungsspielraum einengt. Der Versuch, das Abendessen zu einer regelmäßigen Zusammenkunft der Familie am liebevoll gedeckten Tisch zu machen, scheitert an den unterschiedlichen Rhythmen der Familienmitglieder. Frau Kersting reagiert 'rational' und verzichtet auf Gestaltungsansprüche, obwohl das gemeinsame Essen einen nicht unwesentlichen Teil der Familienatmosphäre ausmacht. Ihre Versorgungsarbeit wird auf den Aspekt der Notwendigkeit reduziert. Sie sorgt dafür, daß der Kühlschrank gefüllt ist, aus dem sich jeder selbst bedienen kann.³⁸

38 Daß Frau Kersting als gelernte Köchin die Mahlzeiten zuhause offensichtlich in der genannten Weise rationalisieren kann, ohne dabei Probleme zu haben (z.B. in ihrer 'Ehre' als Köchin gekränkt zu sein), ist ein Hinweis darauf, daß sie Familie und Beruf deutlich trennt. Sie

Diese Regelung ist zweifellos eine Rationalisierung der Hausarbeit, die zudem mit einer partiellen Umverteilung der Versorgungsarbeit auf alle Beteiligten verbunden ist. Sie entspringt jedoch nicht einer freien Entscheidung, etwa in der Absicht, Zeit für andere, subjektiv wichtigere Dinge zu gewinnen. Sie wird vielmehr von außen aufgezwungen. Der Schichtrhythmus des Betriebes regiert bis in die tägliche Organisation der Mahlzeiten hinein, wie Gisela mit dem Hinweis auf die drei Schichten anschaulich schildert. Die externe Determination macht Frau Kersting zur Re-Agierenden. Sie erlebt eine Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten und gibt diesen Teil des potentiellen Gestaltungsbereichs auf.³⁹

Dies heißt jedoch, daß die Möglichkeiten, aus dem Handlungsfeld 'Familie' Befriedigung und Anerkennung zu gewinnen und die eigene Identität zu stabilisieren, zumindest in diesem Bereich reduziert sind. Wie bereits angedeutet, scheidet für Frau Kersting auch die Möglichkeit aus, eine Identität als 'gute Hausfrau' zu entwickeln.⁴⁰ Sie macht sich nichts aus 'hausfraulichen Tugenden' und der zweifelhaften Anerkennung durch ihre Hausfrauen-Nachbarinnen oder auch den Ehemann. Im Gegenteil, sie vertritt ihre Position öffentlich, sogar im sozialen Vergleich zu anderen Frauen, bei dem 'Hausfrauennormen' aktualisiert werden. In einem szenischen Dialog mit ihren Kolleginnen sagt sie:

*Ich sach - »wenn ihr zu mir kommt -
fällt ihr sowieso um.«*

*Ich sach - »so ne pikobello Hausfrau wie ihr immer euch - da erzählt -
oder wie ihr euch darstellt -
bin ich noch nie gewesen.«*

Ich sach - »ich koche gern.«

Ich sach - »ich kann nur eins perfekt«

ich sach - »und das is kochen.«

*Ich sach - »aber jetzt noch ne perfekte Hausfrau kann ich nich sein -
weil mir das überhaupt nich - das macht mir kein Spaß.«*

überträgt ihren Ehrgeiz als professionelle Köchin nicht auf die häusliche Küche. Dies bestätigt sie auch in informellen Gesprächen außerhalb des Interviews.

39 Ohne hier einen unzulässigen Finalgedanken zu formulieren, kann diese Reaktion als 'Selbstschutzstrategie' vor einer permanenten Verletzung der eigenen Handlungsansprüche interpretiert werden.

40 Daß diese Möglichkeit, auch in Biographien, wo sie vordergründig 'gelingt', hoch problematisch ist, kann hier nur angemerkt werden. In einem hier nicht präsentierten Interview des Gesamtamples wird dieser Aspekt ausführlicher thematisiert.

*Ich sach - »und die Arbeit muß mir Spaß machen -
da knie ich mich rein -
Haushalt mach ich nebenher.« - -
Da sind se ja nun direkt immer geschockt nech.
Ich mein - das geb ich ehrlich zu - warum soll ich jetzt er_ -
warum soll ich da was vorlügen -
wenn das bei mir überhaupt nich drinliegt.
Kann ich nich.
(II 83/4-84/2)*

Aus den genannten Beispielen wird deutlich, daß die Hausarbeit und auch bestimmte ('aufgegebene') Teile der Gestaltung des Familienlebens für das Selbstbild bzw. Selbstbewußtsein der Protagonistin nur eine untergeordnete Rolle spielen - obwohl sie den weitaus größten Teil ihres Alltagslebens ausmachen. An anderer Stelle formuliert Frau Kersting diesen Widerspruch selbst: »ich war einfach - wohl ausgelastet - aber das war eine unbefriedigte Arbeit für mich - also die hat mir nichts gebracht.« (II 30/1ff)

Die selbstbewußte Distanzierung von diesen Bereichen und den damit verbundenen gesellschaftlichen Normen (»pikobello Hausfrau«) gelingt jedoch erst, als Gisela wieder in den Beruf eingestiegen ist und sich auf eine andere 'Säule' ihrer Identität stützen kann. Die zuletzt zitierte Passage⁴¹ läßt diesen Zusammenhang deutlich erkennen. Die Erzählerin kann ihren Kolleginnen gegenüber zugeben, keine gute Hausfrau zu sein, weil sie sich im selben Atemzug auf ihre Identität im Beruf beziehen kann. Aus der Berufsarbeit zieht sie ungleich mehr Lust (»Spaß«), Kompetenz- und Selbstwertgefühl als aus der Familienarbeit.⁴²

Ehe mit dem beruflichen Wiedereinstieg diese Fallstudie abgeschlossen wird, soll die biographische Dynamik jener 'zweiten Phase' in Frau Kerstings Berufs-Familien-Biographie noch einmal zusammengefaßt werden. Wir haben gesehen, daß diese fünfzehnjähri-

41 Die dargestellte Szene bezieht sich auf ein Gespräch unter Kolleginnen im beruflichen Arbeitskontext.

42 Der einzige Aspekt ihrer Familienarbeit, für den sie, wenn auch erst im nachhinein, soziale Anerkennung außerhalb der Familie erfährt, betrifft die Erziehung ihrer Kinder. Die Jugendlichen, mit denen sie in der Stadtteilinitiative zusammenarbeitet, sagen ihr, daß sie es »gut« finden, wie sie ihre Kinder erzogen hat. Andererseits ist sie mit ihrem freieren Erziehungsstil in der Nachbarschaft auch häufig auf Ablehnung gestoßen (»Wir waren immer der Aneckpunkt ...«), was sie jedoch nicht von ihren Prinzipien abgebracht hat.

ge Lebensphase hoch ambivalent ist. Einerseits hat sich die Erzählerin bewußt für die Familienrolle entschieden und eine Reihe biographischer Entwürfe für deren Gestaltung gemacht. Sie verfügt darüber hinaus aus ihrer eigenen Kindheit über Erfahrungsressourcen zu deren Verwirklichung und hat in den vorausgegangenen Berufsjahren Handlungskompetenz und ein stabiles Selbstbewußtsein erworben. Anders als Heike Witte, die sich in die Familienrolle mehr oder weniger gedrängt sieht, geht Gisela Kersting ihre Familienphase selbstbewußt als Projekt an. Sie behält zunächst ihre handlungsschematische Haltung gegenüber ihrer Biographie, auch in alltäglichen Entscheidungen und Konflikten.

Andererseits ist zu beobachten, daß die Alltagsdimension des Familienlebens objektiv wenig Freiräume zur Gestaltung jenes Projekts läßt, und auch keine alternativen Erfahrungsräume zur Verfügung stehen. Die Handlungsentwürfe stoßen an Grenzen, werden gebrochen oder gehen in den täglichen Not-Wendigkeiten verloren. Zudem leidet Frau Kersting unter der sozialen Isolation als Hausfrau. Trotz - oder gerade wegen - der Begrenzung nachbarschaftlicher Kontakte auf andere Hausfrauen⁴³ fühlt sie sich mit ihren Problemen allein gelassen. Sie kann auch mit ihrem Mann kaum über ihre Situation sprechen.⁴⁴

Die Ambivalenz der Familiensituation spiegelt nicht nur den Grundkonflikte der doppelten Vergesellschaftung als Frau, sie entfaltet eine biographische Dynamik mit Prozeßcharakter. Je länger der beschriebene Zustand andauert und die alltägliche Wiederholungsstruktur dieser Erfahrung dominiert, desto mehr verliert die Biographie den Aspekt von subjektiver Entscheidungs- und Handlungsfreiheit. Anfängliche Konflikte und aktive Auseinandersetzungen

43 Dieser Aspekt ist hier nicht ausführlich diskutiert worden. Ein Zitat: »Also Oststraße fing das ja an ... da war ich schon unzufrieden. Da kam das ja erscht ma richtig raus - die Unzufriedenheit - - aber - wir hatten zu wenig Kontakt jetzt mit andern - daß du jetzt ne Möglichkeit gefunden hascht - irgendwas zu tun. Das war alles - wenn dus so nimmst - äh - alles Hausfrauen - die ham alle nur ihr Haus - ihm Garten - die Kinder gehabt. Da war keine so berufstätig.« (I 74/35-75/6)

44 »Wenn ich so Probleme hatte - hat Peter immer gesagt - 'ach du mit deinen kleinen Problemchen' - also hat das immer runtergespielt - und - irgendwie war das für mich immer - also wurdeshit immer praktisch so klein gemacht - du wurdest nich für voll genommen - nich für ernst genommen.« (I 111/31-38) Obwohl sich ihr Mann auch heute noch oft so verhält, kann Gisela anders damit umgehen: »Nur jetzt=eh - isch das nich mehr für mich so tragisch - ich hab meine Arbeit und da äh fällt das nich mehr so ins Gewicht wie damals ...« (I 112/39-113/2)

gen mit den von der Familienrolle ausgehenden 'Fesselungsversuchen'⁴⁵ weichen einer eher resignativen Haltung. Aus dem individuellen Projekt wird die *Erfüllung der normalbiographischen Erwartung*. Die alltägliche Anpassung hat die biographische Perspektive (z.B. für einen beruflichen Wiedereinstieg) 'aufgefressen'. Frau Kersting beschreibt diesen Prozeß, der bereits mit dem einschneidenden Umzug nach A-Stadt⁴⁶ beginnt, rückblickend mit einem hohen Grad an Selbstreflexion:

*Ja aber im Laufe der Jahre irgendwie - -
das kam mir dann erst so richtig bewußt kam mir das erscht
wie ich da in Oststraße gewohnt hab -
daß ich nicht mehr gearbeitet hab. - -*

I₂: Hm

E: /Mein ganzes Selbstbewußtsein -
das hat sich immer weiter abgebaut -
ich wurde immer irgendwie - - unzufriedener - deprimierter ((sehr prominent))/-
also - mi_ mir hat überhaupt nix mehr r_ richtig gepaßt nech -
ich hab wohl - -
da fing das schon m_ mit der Wäsche an -
ich hab nich gern Wäsche gebügelt -
ich hab wohl gewaschen nech -
aber die Wäsche immer schön Haufen.
Peter sacht immer -
»du mit dein Haufen -
mach n Leichentuch drüber« nech - -
viel Krach -
da ham wer viel gestritten miteinander - -
das - das rührte alles wahrscheinlich auch daher -
erscht ma - ich ich=e hatte nich so so viel um mich rum -
das Kind hat mich ja lange nich so=e auf Trab gehalten -
die Wohnung - das warn zwei Zimmer - Küche und Bad - -
war auch nich viel - -
und=e viel Geld hatten wer auch nich -
I₂: hm
E: was hatt ich manchmal -
vierzig Mark im Mon_ in der Woche -

45 Erinnert sei an die Kaffeenachmittage bei den Schwiegereltern.

46 Vgl. hierzu die bereits zitierte Passage (»Da kam nämlich erscht die Ehe so richtig zum Tragen... wie wir hier rauhogen...«), in der die Erzählerin den Wechsel der Umgebung als Erfahrung der Festlegung und Einengung auf die Familienrolle beschreibt.

*wenns hochkam - vierzig Mark -
 Zigaretten selbst gedreht - - -
 ja und dann=e der Druck dann von der Schwiegermutter -
 Schwiegervatter noch nich ma -
 s war Schwiegermutter immer. - -
 (I 39/15-40/7)*

In dieser Passage macht die Erzählerin den alltagstheoretischen Versuch, einen erlebten inneren Prozeß zu beschreiben und zu erklären: den allmählichen Abbau von Selbstbewußtsein. Dafür macht sie die gleichen Aspekte ihrer Lebenssituation verantwortlich, die sie im Verlauf des Interviews in ausführlichen Narrationen darstellt: Hausarbeit, soziale Isolation, fehlende Anerkennung, Finanzen, Erwartungsstrukturen innerhalb der familiären Beziehungen. Hier fügt sie sie argumentativ zusammen, um die Einengung und Umzingelung ihres Handlungsspielraums durch die Festlegung auf die Familiensituation plausibel zu machen und als Erklärung für ihren Selbstwertverlust anzuführen. Darüber hinaus stellt sie einen Zusammenhang mit dem Verlust ihrer Berufserfahrung her. Erst im Kontrast zur Familienrolle erlebt sie, wie sehr ihr Selbstbewußtsein auf die eigenständige Berufsarbeit angewiesen ist. In der Haus- und Familienarbeit findet sie - zumindest unter den konkreten Bedingungen - kaum Anknüpfungspunkte für ihre Identität. - Dem Erklärungsansatz ist wenig hinzuzufügen, enthält er doch in erstaunlicher Klarheit alle Faktoren, die auch aus analytisch-wissenschaftlicher Perspektive rekonstruiert werden können.

Obwohl Frau Kersting in den folgenden Jahren in der Erziehung beider Kinder eine Aufgabe sieht, in der sie auch Kompetenz und soziale Anerkennung erfährt, reichen diese Erfahrungen offensichtlich nicht aus, um ihr genügend »Selbstbewußtsein« und das Gefühl persönlicher Weiterentwicklung, eines 'biographischen Fortschritts', zu geben. Dieses Gefühl kann sie auch nicht aus der Beziehung zu ihrem Mann gewinnen. Realistisch erkennt sie am Ende ihres ersten Interviews: »... im Grunde kann Peter mir nie das Selbstbewußtsein geben, ... was ich brauche. Das muß ich mir immer alles selber erarbeiten.« (I 113/25ff) Sie bewertet damit ihre Biographie als einen Prozeß der *Arbeit an sich selbst* - einen Prozeß des 'Selbst-Bewußt-Werdens', wie er - noch weitgehend abstrakt - bereits zu Beginn ih-

rer Biographie als 'präventiöser' Entwurf ausgemacht werden konnte (s. 1.3.1 dieses Kapitels).

1.3.6 Identität in Beruf und Familie

Dieser Prozeß der 'Arbeit an sich selbst' kann sich allerdings nicht 'aus sich selbst heraus' entwickeln. Er ist auf *soziale* Erfahrungs- und Handlungsräume angewiesen, die in der begrenzten Familiensituation nicht gegeben sind. Der wichtigste alternative soziale Raum dafür ist die Erwerbsarbeit - sowohl aufgrund der gesellschaftlichen Struktur als auch der individuell-biographischen Erfahrungsstruktur.

Mit ihrer Entscheidung, den Beruf aufzugeben, hängt Frau Kersting ihre Erfahrungen aus dem Beruf nicht einfach an den Nagel. Sie nimmt zwar, äußerlich betrachtet, einen Rollenwechsel vor, aber sie tauscht deshalb nicht ihre Identität als berufstätige Frau gegen die der Mutter, Ehe- und Hausfrau. Das Thema Beruf ist auch während der fünfzehnjährigen Familienphase virulent: als retrospektive Vergleichsmöglichkeit und als Ressource für den Entwurf neuer Perspektiven. Die Grenzen ihres Lebens als Familienfrau lassen Frau Kersting immer wieder an die mögliche Alternative, wieder berufstätig zu werden, denken:

*Mit dem Gedanken hab ich schon ab und zu mal gespielt.
Aber - muß da ganz ehrlich sagen -
hab immer Herzklopfen gehabt -
wenn ich dann die Zeitung vorgeholt hab
und jetzt muscht du fja - - du muscht ja jetzt die Annoncen lesen
und jetzt war da womöglich noch eine die dir gefiel ((lachend))/-
hab ich irgendwie immer - immer weit von mir - geschmissen -
und das kam praktisch jetzt mitem Saubermachen -
war das - das erste
... 47
Aber jetzt so voll in Beruf - -
hab ich immer wieder zurückgeschreckt nech -
ich hatte Angst -
weil das ja nun so ne enorm lange Zeit war - die ich raus war -*

47 Frau Kersting erzählt von einer Putzstelle, die sie für einige Zeit annimmt, um der häuslichen Enge zu entfliehen und das Gefühl zu haben, auch »bißchen was zum Haushaltsgeld beizutragen«.

I₂: Hm

E: und mir das nich zugetraut hab daß ich das wieder schaff.

I₂: Hm

E: Also de - das Selbstbewußtsein war da nich vorhanden - daß ich jetzt gesacht hätte »ich mach das«.

Ich hab mir Zugeständnisse gemacht
daß ich gesacht hab

also ich geh nicht als Köchin

ich such jetzt Beiköchin oder Kaltmamsell -

wo du denn erscht wieder aufsteigen kannst.

Also erscht ma wieder so reinrie_ -

Küchenhilfe war denn nachher noch weiter unten nech -
bloß um das nich zu machen nech.

(II 48/2-49/21)

In dieser Passage stellt die Erzählerin noch einmal sehr plastisch den schleichenden Prozeß der Selbstentwertung dar, der den beruflichen Wiedereinstieg, unabhängig von den vorhandenen Arbeitsmarktbedingungen, erschwert. Wenn ihr am Ende der Wiedereinstieg dennoch glückt, so kann dies keineswegs auf die Funktionstüchtigkeit eines gesellschaftlichen 'Modells' weiblicher Erwerbsbiographien zurückgeführt werden. Neben dem Glück äußerer Zufälle - Herr Kersting begegnet einem früheren Kollegen, der jetzt Leiter der Betriebskantine von Alpha ist und Personal sucht - ist vor allem Gise-las *Arbeit an sich selbst* für den Wiedereinstieg verantwortlich.

Das Zitat belegt eindrucksvoll, wie sehr die Frage der Berufstätigkeit all die Jahre in Frau Kersting 'arbeitet' bzw. wie sie das Problem immer wieder *bearbeitet*. Trotz des engen subjektiven Zusammenhangs zwischen dem Selbstbewußtsein in Familie und Beruf und dem Prozeß der fortschreitenden Einengung und (Selbst-)Entwertung gelingt es Frau Kersting, die drohende verlaufskurvenförmige Entwicklung abzuwenden und eine neue biographische Perspektive aufzubauen. Diese Wende ist jedoch kein spektakuläres Ereignis, wenngleich der konkrete Berufseintritt als dramatische Ereignisfolge erlebt wurde und auch im Interview durch eine entsprechende Narration repräsentiert ist. Dem geht jedoch ein längerer Prozeß voraus, der nicht nur die 'Arbeit an sich selbst' beinhaltet, sondern auch die 'Arbeit' an neuen sozialen Erfahrungen.

Durch den Besuch einiger Volkshochschulkurse im Stadtteil⁴⁸ eröffnet sich Frau Kersting eine erste Möglichkeit, neue soziale Selbst-Erfahrungen im Kontakt mit anderen zu machen. Am wichtigsten ist dabei die Erfahrung, »daß da jetzt auch andere Frauen sind - die genauso wenig Selbstbewußtsein hatten wie ich« (I 76/13f). Mit dem Besuch der Kurse durchbricht sie - wenn auch nur vorübergehend - die soziale Begrenzung ihres familiären Lebensbereichs. Sie macht zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder die Erfahrung, sich *als Individuum* zu bewegen, eigenständig soziale Kontakte wahrzunehmen und wahrgenommen zu werden. Sie lernt schrittweise ihre Hemmungen zu überwinden, z.B. vor einer Gruppe zu sprechen und ihre Meinung zu vertreten.

So wichtig diese Erfahrungen im Prozeß der Selbst-Bewußtwerdung sind, sie reichen nicht aus, um ein stabiles Selbstbewußtsein zu erarbeiten. Dazu bedarf es des Wiedereinstiegs in den Beruf. Dieser ist nicht nur deshalb so wichtig, weil er jene unverzichtbaren sozialen Erfahrungen der Handlungsfähigkeit und sozialen Anerkennung als Individuum in einen *dauerhaften* alltäglichen Rahmen stellt. Neben Leistungs- und Kompetenzbewußtsein im Beruf schafft die außerhäusliche Arbeitssituation auch neue soziale Kontaktmöglichkeiten. Frau Kersting genießt es »auszugehen«, ohne »Mann und Familie am Hals«, »richtig losgelöst von allem«, wie sie an einer Stelle formuliert (vgl. II 58/17ff).

Um die Bedeutung des Berufs jedoch in der biographischen Tiefe des konkreten Falles auszuloten, ist ein weiterer Punkt zu berücksichtigen: der Lebensentwurf der Erzählerin. Ihre ausdrückliche Doppelorientierung kann nicht dauerhaft beschnitten werden, ohne einen Identitätsverlust zur Folge zu haben. Ihr doppelter biographischer Entwurf wird erst in der 'dritten Phase' ihrer Biographie eingelöst, in der sie Familie und Beruf aktiv lebt.

Daß mit dieser Situation auch eine - mehr als doppelte - alltägliche Belastung verbunden ist, tritt angesichts ihrer strukturellen biographischen Bedeutung in den Hintergrund. Das Verhältnis zwischen alltagszeitlicher und lebenszeitlicher Perspektive hat sich erneut verändert. Drohte zuvor der Alltag die Biographie 'stillzustellen', so hilft nun das Selbst-Bewußtsein einer biographischen Per-

48 Frau Kersting schildert ihre Erfahrungen aus verschiedenen Seminaren über bildende Kunst in einer längeren, sehr lebendigen Erzählkette (vgl. I 75/22-88/32).

spektive, die Anforderungen des Alltags zu bewältigen. Zum Abschluß sei die Bilanz dieses Zusammenhangs noch einmal durch die Erzählerin selbst zitiert:

- Nur jetzt=eh - isch das nich mehr für mich so tragisch -
ich hab meine Arbeit und -
- I₂: ja
E: da äh fällt das nich mehr so ins Gewicht wie damals -
wie ich noch das nicht hatte.
- I₁: Ja
E: Da war das für mich echt das A und O -
die kleinen Probleme -
die du jetzt im Haushalt hattescht -
ob das Kind was angestellt hat -
oder ob dies nich klappte -
oder ob du jetscht Streit hattescht mit der Nachbarin -
oder da irgendwie was war -
oder du bischt selber -
irgendwie haute die mit dir innen was nich - hin nech -
du warscht immer unzufrieden dadurch.
Und er hat mir nie das Gefühl gegeben -
daß er mich jetzt für voll nimmt.
- I₂: Hmhm -
I₁: Hm
E: Das - das konnte er nich -
oder kann es nich.
- I₂: Hm
E: Das siehschte ihm nich so an -
aber das isch bei ihm echt=e - -
die andern finden ihn alle toll - -
aber im Grunde kann Peter mir nie das Selbstbewußtsein geben -
was ich mir sel_ -
was ich brauche.
Das muß ich mir immer alles selber erarbeiten.
(I 112/39-113/27)

1.4 Zusammenfassung und Vergleich

Obwohl die Biographie von Frau Kersting mit ihrem geradezu idealtypischen Drei-Phasen-Verlauf die Strukturkonkurrenz von Familie und Beruf lebenszeitlich entzerrt zu haben scheint, ist sie *in jeder Phase* durch die Doppelperspektive bestimmt. Diese Doppelheit ist

wie bei Frau Witte bereits im Lebensentwurf selbst verankert. Neben dieser grundsätzlichen Parallelität unterschieden sich beide biographischen Entwürfe jedoch in mehrfacher Hinsicht. Betrachten wir die beiden Lebensziele Familie und Beruf zunächst getrennt.

Der *Beruf* ist für Frau Kersting verknüpft mit einer expliziten Bildungsperspektive. Sie will »etwas werden«, sich entwickeln, sich selbst verwirklichen. In diesem Sinn ist der *Beruf* ein Thema⁴⁹, das die *Biographie* in ihrer zeitlichen und inhaltlichen Erlebnisstruktur vorantreibt (*Perspektive der Präntention*). Diese Qualität läßt sich nicht nur in den beiden Lebensabschnitten feststellen, in denen Frau Kersting berufstätig ist, sondern - ex negatione - auch in der langen Familienphase. Die These wird durch folgende Beobachtungen gestützt:

(a) In der Erzählung über die Familienphase nimmt die chronologische Strukturierung von Ereignissen und Erlebnissen, die zuvor weitgehend am Wechsel der Ausbildungs- bzw. Arbeitsstellen orientiert war, deutlich ab. Sie tritt hinter alltagszeitliche, zyklische oder zeitlich unbestimmte 'räumliche' Strukturprinzipien zurück. Anders gesagt, die Erzähllinie folgt weniger der Sequenz von Ereignissen und Erlebnissen der Biographieträgerin, sondern eher einer 'räumlich'-thematischen Gliederung der Lebenssituation der Erzählerin. Dabei spielt das Thema der unterschiedlichen *Beziehungen* innerhalb der Familie eine zentrale Rolle (vgl. Kap. 8, Teil 3).

(b) Damit kann eine zweite Beobachtung festgehalten werden: Wie bei Frau Witte ist die 'Ich-Präsenz' in den Berufs-Teilen der Erzählung deutlicher als in den Familien-Teilen. Frau Kersting reflektiert dieses Problem selbst als allmählichen Verlust ihres Selbstbewußtseins in der langen Familienphase.

(c) Dennoch ist die Bedeutung des Berufs in dieser Zeit nicht nur ex negatione zu erschließen. Frau Kersting setzt sich in der Familienphase immer wieder mit der Perspektive des Berufseinstiegs auseinander und macht sie sogar zum Maßstab für die (negative und positive) Entwicklung ihres Selbst-Bewußtseins.

Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Vergleich zu Frau Wittes Interview können nun genauer benannt werden: Das Berufsthema hat in beiden Erzählungen die beschriebene dynamische biographiestrukturierende *Funktion* und scheint eng an die Identität der Erzählerin gebunden. Dennoch unterscheiden sich die *Inhalte*. Für

49 'Thema' wird hier im Sinne von Schütz (1971) verstanden.

Frau Witte geht es nicht darum, durch den Beruf etwas 'zu werden', sondern einen Beruf (eine Erwerbsarbeit) 'zu haben'. Beruf ist eher als Basis, als Voraussetzung ihrer Biographie und ihres Alltagslebens interpretiert worden. Bei Frau Kersting ist dagegen mit Beruf ein biographisches 'Entwicklungsmodell' assoziiert.

Auch die *Familie* ist in beiden Fällen selbstverständlicher Teil der Biographien. Anders als Frau Witte, die Familie primär als *Ort* erlebt, an dem Arbeit, Genuß und Beziehungen stattfinden, verbindet Frau Kersting damit eine persönliche Gestaltungsaufgabe, d.h. eine Handlungsperspektive in der Zeit. Sie gewinnt - zumindest phasenweise - sogar Priorität gegenüber dem Beruf.

Beide Frauen wollen also Beruf und Familie in ihrer Biographie miteinander vereinbaren. Sie verfolgen dabei jedoch - explizit oder implizit - unterschiedliche Modelle. Frau Kersting orientiert sich an einem langfristig in die Zukunft reichenden Drei-Phasen-Modell. Die Aufgabe des Berufs nach der Geburt des ersten Kindes ist somit eine intentionale Entscheidung. Gisela ist Handelnde, die sich sogar gegen die Meinung ihres Mannes durchsetzt (s. Brief mit dem Angebot, wieder berufstätig zu werden). Im Unterschied dazu hat Frau Witte das eher auf die Gegenwart gerichtete Lebensmodell, 'beides zu wollen'. Sie erlebt deshalb die Aufgabe ihres Berufs als Zwangssituation, in die sie nach heftigem inneren Konflikt einwilligt.

Die Orientierung an einem bestimmten 'Modell' ist in beiden Fällen keine punktuelle Entscheidungsfrage⁵⁰, sondern im konkreten Prozeß biographischer Erfahrungsaufschichtung gewachsen. Bei Frau Kersting speist sich die mit der Familienphase verbundene Utopie einer selbstbestimmten Gestaltung des eigenen Lebens aus den Erfahrungen der eigenen Kindheit. Die Vielfalt von Erinnerungen an das Familienleben in der Kindheit stellt eine Ressource dar, auf die Gisela in der Gestaltung ihrer eigenen Familie zurückgreift, ja mehr noch, die geradezu nach Realisierung 'drängt' und somit - neben dem Beruf - eine weitere biographische 'Triebkraft', ein Handlungspotential, entfaltet. Im Unterschied dazu gründet sich Frau Wittes Handlungspotential im familiären Bereich im wesentlichen auf einen Gegenentwurf zu den negativen Kindheitserfahrungen. Dieser reicht freilich nicht aus, um die Familienbeziehungen zu gestalten. Sie kann jedoch auf Erfahrungsressourcen aus einem ande-

50 So etwa die Konstruktion im idealtypischen 'rational-choice'-Fall.

ren Zusammenhang, dem Beruf, zurückgreifen, um alltägliche Anforderungen in der Familie zu bewältigen und Zielperspektiven zu entwickeln.

Vor diesem Hintergrund kann die obige Feststellung, daß beide Biographien einen doppelten Lebensentwurf verfolgen, differenziert werden: Die beiden Fälle dokumentieren zwei Varianten jenes Entwurfs. Frau Witte will Beruf und Familie möglichst gleichzeitig miteinander vereinbaren. Teilzeitarbeit und (gute) Betreuungsmöglichkeiten für ihr Kind sind die konsequenten Rahmenbedingungen ihres Modells. Da ihr diese von der Gesellschaft verweigert werden, wird sie zu einer Entscheidung gezwungen, die wie beschrieben, nicht 'gegen' ihr Kind ausfallen kann. Also gibt sie ihren Beruf auf. Daß diese, nur für kurze Zeit geplante Entscheidung, in eine längere Familienphase übergehen könnte, ist - angesichts der Arbeitsmarktlage und des weiterbestehenden Vereinbarkeitsproblems - zumindest nicht unwahrscheinlich. Frau Wittes Berufsverlauf könnte etliche Jahre später eine ähnliche Drei-Phasen-Gliederung aufweisen wie Frau Kerstings - trotz des gegenteiligen subjektiven Entwurfs.

Frau Kersting dagegen verfolgt intentional zunächst das Drei-Phasen-Modell, in dem sie für die Familie ihren Beruf aufgibt. Obwohl sie diese Entscheidung selbstbestimmt trifft, gerät sie sehr bald in eine Situation, in der ihr - trotz ihrer biographischen Ressourcen und ihres Handlungspotentials - selbstbestimmte Gestaltungsmöglichkeiten aus der Hand genommen werden. Wie Frau Witte sitzt sie in der Falle der doppelten Vergesellschaftung und erlebt im Laufe weniger Jahre Konflikte und Ambivalenzen, die mit dem Drei-Phasen-Modell gerade nicht gelöst werden. Im Gegenteil, die lange Familienphase wird - obwohl sehr differenziert - subjektiv als schwierigste und konfliktreichste Phase der Biographie erlebt. Aus dieser Situation heraus wünscht sich Frau Kersting ebenfalls, 'beides' realisieren zu können. Daß die Rückkehr in den Beruf am Ende gelingt, hängt jedoch nicht allein von ihrem doppelten Lebensplan ab, sondern auch vom Arbeitsmarkt. Aus der 'Drei-Phasen-Biographie' hätte ohne weiteres auch eine 'Zwei-' oder 'Mehr-Phasen-Biographie' werden können.⁵¹

51 Da Frau Kersting noch nicht das Rentenalter erreicht hat, ist eine solche Entwicklung im übrigen durchaus noch möglich.

Ehe aus diesen Vergleichen weitere allgemeine Hypothesen formuliert werden, soll noch eine dritte Biographie vorgestellt werden, die ebenfalls durch eine ausgeprägte Doppelheit von Familie und Beruf strukturiert ist.

2 Lieselotte Becker: Die Biographie als kollektives Schicksal. Von der Akzeptanz der Normalität

Die Biographie von Frau Becker wurde vor allem wegen der darin aufscheinenden Bedeutung des generationalen bzw. soziohistorischen Faktors in den kontrastiven Vergleich einbezogen. Frau Becker ist Ende der 1920er Jahre geboren und vertritt damit als einzige Frau des Samples die Kriegsgeneration. Darüber hinaus stammt sie als einzige aus einem gewachsenen städtischen Arbeitermilieu. Ihre Lebensgeschichte ist durch die Themen *Krieg* und *Armut* geprägt, die - als kollektiv erlebte Rahmenbedingungen - die individuelle Biographie einfärben, aber auch eigenständige Erzählungen und Argumentationen in Gang setzen. Darüber hinaus entfaltet das Thema *Kinder* ein narratives Potential. Das vierte Hauptthema des Interviews ist *Arbeit*; es ist darstellungsmäßig eng mit den anderen drei Themen verflochten. Im Vergleich zu Frau Witte und Frau Kersting gibt es hinsichtlich der ersten Dimension minimale und maximale Unterschiede: Wie bei den anderen beiden Frauen ist auch Frau Beckers Biographie durch die konflikthafte Doppelperspektive von Erwerbsarbeit und Familie strukturiert, sie unterscheidet sich jedoch in der Art der autobiographischen Rekapitulation und Verarbeitung dieses Konflikts.

2.1 Biographische Kurzbeschreibung

Lieselotte Becker wächst in einem traditionellen städtischen Arbeitermilieu in E-Stadt auf. Sie hat eine acht Jahre jüngere Schwester. Der Vater arbeitet als Schlosser in dem mittleren Metallbetrieb 'Ergo', in dem auch andere Verwandte und Nachbarn beschäftigt sind. Lieselottes Kindheit ist durch Armut und beengte Wohnverhältnisse, aber auch durch lebendige soziale Kontakte und ein Zusammengehörigkeitsgefühl im Stadtteil geprägt. Als Lieselotte Ende

der 1920er Jahre geboren wird, herrscht Arbeitslosigkeit, von der auch die Eltern betroffen sind. Die Familie lebt deshalb vorübergehend bei den Eltern der Mutter. Aus dieser Zeit resultiert das enge Verhältnis zur Großmutter, die für Lieselotte in den ersten Jahren »Mutterersatz« gewesen ist.

Lieselotte besucht die achtjährige Volksschule und macht anschließend ein »Landpflichtjahr« auf dem Dorf. Anfang 1943 wird der Vater eingezogen. Im Herbst desselben Jahres wird Lieselottes Heimatstadt durch einen schweren Bombenangriff zu großen Teilen zerstört. Kurz danach sieht sie ihren Vater zum letzten Mal. Im Dezember 1944 hat Lieselotte Urlaub und erlebt einen der letzten Bombenangriffe auf E-Stadt, bei dem ihre Mutter ums Leben kommt. Wenige Tage danach erhält sie die Nachricht, daß ihr Vater in Rußland gefallen bzw. vermißt ist.

Während die jüngere Schwester von einer Tante aufgenommen wird, ist Lieselotte im Alter von fünfzehn Jahren nun ganz auf sich allein gestellt. Sie bleibt zunächst als Arbeiterin auf dem Land, verschafft sich dann aber eine Stelle in einem E-städter Haushalt, um in die zerstörte Heimatstadt zurückkehren zu können.

In den ersten Nachkriegsjahren arbeitet Lieselotte erst im Haushalt und dann als Ankerwicklerin bei Ergo, wo sie durch ihre Eltern bekannt ist. Während dieser Zeit wohnt sie bei der Familie eines Onkels. Im Betrieb lernt sie ihren späteren Mann Willi Becker kennen, den sie Anfang der 1950er Jahre heiratet. Im Folgejahr wird die Tochter Marlis geboren. Lieselotte gibt ihre Stelle auf und macht noch einige Wochen Heimarbeit. Mitte der 1950er Jahre wird die zweite Tochter Ilse geboren. Die Familie zieht von der kleinen Ein-Zimmer-Wohnung in eine Zwei-Zimmer-Wohnung, wo sie in den folgenden Jahren lebt und die Töchter eingeschult werden. Nach dem Tod des Großvaters zieht die Großmutter zu Lieselotte, und die Familie muß erneut eine größere Wohnung suchen. Sie bezieht eine Vier-Zimmer-Wohnung, die wie alle bisherigen Wohnungen im Stadtteil liegt. Die Großmutter zieht einige Zeit später in ein Altersheim.

Anfang der 1960er Jahre, als die jüngere Tochter eingeschult ist, sucht sich Lieselotte eine Halbtagsstelle in einem Warenhaus in der Innenstadt. Sie arbeitet dort ca. ein Dreivierteljahr im Verkauf, bis sie im Weihnachtsgeschäft zusammenbricht und die Stelle aufgibt. Bei der Suche nach einer anderen Arbeit scheitert sie immer wieder

an der Unvereinbarkeit mit den Schulzeiten der Kinder. Schließlich findet sie eine Stelle in einem Konsumladen, der von einer Frau geführt wird, die ebenfalls ein Kind im schulpflichtigen Alter hat. Die Kinder kommen nach der Schule ins Geschäft, wo sie mittagessen und Hausaufgaben machen können.

Mitte der 1960er Jahre ist die ohnehin knappe finanzielle Situation der Familie durch den Konkurs der Firma Ergo bedroht. Herr Becker verliert seine Arbeit. Obwohl er als qualifizierter Dreher sofort eine neue Stelle findet, ist die prinzipielle Unsicherheit der Arbeiterexistenz für die Familie konkret erfahrbar geworden.

Als beide Töchter in der Lehre sind, Ende der 1960er Jahre, arbeitet Lieselotte bei einer großen Versandhauskette. Die Belastung durch die Vollzeitstelle, den Vier-Personen-Haushalt und einen Garten wird so groß, daß sie auf Drängen ihres Mannes die Stelle wieder aufgibt. Kurze Zeit später nimmt sie eine Stelle als Kassiererin in einer nahegelegenen Konsumfiliale an. Die Arbeit macht ihr Spaß, sie muß jedoch aus gesundheitlichen Gründen wieder kündigen. Das Zuhausebleiben fällt ihr schwer. Auch die finanziellen Verhältnisse der Familie sind nach wie vor knapp. Deshalb nimmt Frau Becker bei der nächsten Gelegenheit wieder eine Stelle an, diesmal als kaufmännische Angestellte in einer Farben- und Tapetenhandlung im Stadtteil. Diese Stelle behält sie fünf Jahre, bis ihr Mitte der 1970er Jahre, in einer Krisenzeit der Branche, gekündigt wird. In den folgenden fünf Jahren bis zum Interviewzeitpunkt hat sie »nichts mehr gemacht«.

Nachdem die Töchter selbst eine Familie gegründet haben und aus dem Haus sind, ziehen Lieselotte und Willi Becker in eine kleinere Wohnung im siebten Stock eines Hochhauses. Obwohl dieses immer noch im Stadtteil liegt, kommt sich Lieselotte dort sehr isoliert vor. Besonders in den Wintermonaten, wenn sie nicht in den Garten gehen kann, wo sie Betätigung und sozialen Kontakt findet, leidet sie unter der Einsamkeit als Hausfrau. Um diese Situation wenigstens punktuell zu durchbrechen, geht sie einmal in der Woche in der Nachbarschaft putzen.

2.2 Bemerkungen zum Interview

Das Interview mit Lieselotte Becker ist durch ein auffälliges Wechseln zwischen - oft nur angedeuteten - Narrationen und beschreibenden oder argumentierenden Passagen geprägt. Damit einher gehen ein wiederholtes Wechseln der Zeitperspektiven zwischen lebensgeschichtlicher Rekapitulation und Darstellung der aktuellen Lebenssituation sowie Unterbrechungen der autobiographischen Perspektive durch ausführliche Erzählungen über die Töchter und die Enkel. Kurz: es kommt kein sich selbst vorantreibender biographischer Erzählfluß in Gang. Der »rote Faden« der autobiographischen Rekapitulation ist weniger eindeutig zu verfolgen als in den anderen Interviews. Die eher stockende, unterbrochene Erzählweise und der Wechsel der Darstellungsschemata muß bei der Interpretation entsprechend berücksichtigt werden.⁵²

Hinter dieser formalen Darstellungsstruktur steht eine deutliche Unsicherheit der Interviewpartnerin, inwieweit sie ausführlich erzählen soll bzw. ob sie überhaupt 'etwas zu erzählen hat'.⁵³ Daraus ergibt sich u.a. eine Zweiteilung der biographische Anfangserzählung. Die Erzählerin steuert nach einem ersten, präambelartigen Abriß ihrer Biographie im epochalen Erzählstil (vgl. 1/1-7/11), im folgenden 'Kurzbiographie' genannt, sehr bald auf eine erste Koda zu, in der sie ihre Unsicherheit über den 'Wert' ihrer Lebensgeschichte äußert. Aus ihrer Argumentation heraus kommt sie jedoch von selbst wieder ins Erzählen und läßt eine längere, mehr episodale Darstellung mit narrativen Phasen höherer Detaillierung und eingeschobenen Argumentationen folgen (7/12-22/5). Nach einer deutlichen Koda der Haupterzählung⁵⁴ schließen sich Interviewerfragen an, die einige Narrationen und längere Argumentationen ähnlicher Struktur hervorrufen.

Wenn die Unsicherheit der Erzählerin und die daraus folgende Darstellungsstruktur auch möglicherweise durch die Interviewsi-

52 Die genauere Struktur des Interviews mit Frau Becker ist dem hier nicht dokumentierten Verlaufsprotokoll zu entnehmen (vgl. Dausien 1994c).

53 »Ich wüßte nich was ich ihnen noch sagen sollte - n ganz normaler Lebenslauf...« (7/6f)

54 Diese beinhaltet eine erneute Bewertung ihrer Erzählung als uninteressant (vgl. 18/40-19/15) und eine sich daran anschließenden Evaluation ihres biographischen Schicksals (19/16-20/40).

tuation mitverursacht sind⁵⁵, so kann der Hauptgrund dafür durchaus in der Biographie der Erzählerin selbst und in ihrer autobiographischen Haltung gesehen werden. Im Vorgriff auf spätere Ausführungen soll hier bereits eine zentrale Hypothese der Fallanalyse genannt werden: Im Wechseln zwischen verschiedenen Darstellungsebenen arbeitet die Erzählerin gewissermaßen spiralförmig bestimmte Themen durch, die in ihrem Leben immer wieder auftauchen. Auch das Gefühl, 'nichts zu erzählen zu haben', stimmt mit der resignativen Haltung zur eigenen Biographie überein: »Für mich war ja gar nichts drin.« Die Form der Selbstpräsentation korrespondiert also mit der Struktur der biographischen Erfahrungsaufschichtung, die im folgenden - mit Blick auf die erste Analysedimension - in ihren Grundzügen entwickelt wird.⁵⁶

2.3 *Zwischen Arbeit und Familie: Über die Unvereinbarkeit des Notwendigen und den Verzicht auf eigene Ansprüche*

Wie in der biographischen Kurzbeschreibung dargestellt, hat Frau Becker im Alter von 22 Jahren geheiratet und zwei Kinder großgezogen. Als die jüngere Tochter das Schulalter erreicht hat, steigt sie wieder in die Erwerbsarbeit ein und setzt sie - mit mehrfachen Unterbrechungen - in verschiedenen Bereichen bis zum Alter von Ende vierzig fort. Die Unterbrechungen resultieren vorwiegend aus dem Vereinbarkeitsproblem mit der Betreuung der Kinder, in späteren

55 Der Interviewer von Herrn Becker hatte zunächst auch Frau Becker für ein Interview gewonnen und ihr die besondere Form eines narrativen Vorgehens erläutert. Das Interview wurde dann jedoch - aufgrund des Geschlechtsfaktors - von mir durchgeführt. Ein solche Arbeitsteilung zwischen Vorgespräch und Interview ist nicht nur generell ungünstig. Sie hat im vorliegenden Fall möglicherweise zu einer gewissen Unsicherheit über die Vorabsprachen bzgl. der Interviewmethode und einem zu kurzen 'warming up' geführt. Bei mehr Sicherheit in der Beziehung hätte ich vermutlich versucht, in der Eingangsphase des Interviews noch einmal zu intervenieren, um das Erzählschema deutlicher zu ratifizieren. Dennoch war die Beziehung zu meiner Interviewpartnerin insgesamt durch ein Grundvertrauen in das gesamte Projekt und meine Person getragen, so daß es fraglich ist, ob Frau Becker bei einer deutlicheren Erzählaufforderung 'tiefer' in biographische Erzählungen eingetaucht wäre. Da das Interviewerverhalten insgesamt eher durch Zurückhaltung von Interventionen - womöglich auch einer klareren Intervention zur Initiierung von Erzählungen - gekennzeichnet ist, bleibt der Erzählerin die Steuerung ihrer Darstellung weitgehend überlassen.

56 Bei der folgenden Falldarstellung muß die formale Textstruktur, aufgrund der benannten Besonderheiten, häufiger einbezogen werden, auch wenn dies u.U. auf Kosten der Lesbarkeit geht.

Jahren aus gesundheitlichen und arbeitsmarktbedingten Gründen. Die jeweilige Entscheidung für eine Erwerbsarbeit stellt die Erzählerin explizit oder implizit in den Kontext der finanziellen Notwendigkeit. So scheint ihre Erwerbsbiographie auf den ersten Blick weitgehend durch äußere Bedingungen bestimmt zu sein. Ihre Biographie könnte - zumal mit Blick auf den historisch-gesellschaftlichen Kontext - als 'typisches' proletarisches Frauenschicksal interpretiert werden, in dem die alltägliche Not-Wendigkeit der Existenzsicherung nur einen äußerst begrenzten Handlungs- und Entscheidungsspielraum offengelassen hat. Um diese Lesart kritisch zu hinterfragen und zu differenzieren, ist deshalb besonders nach intentionalen Anteilen bezüglich Erwerbstätigkeit und Familie sowie nach biographischen Entwürfen allgemein zu suchen. Zu diesem Zweck sollen die Selbsteinführung der Erzählerin und die ersten Passagen des Interviews über ihren Übergang ins Erwachsenenalter⁵⁷ genauer analysiert werden.

2.3.1 Von der Begrenztheit biographischer Chancen und der Zerschlagung bescheidener Hoffnung. Ein schwieriger Anfang

Frau Becker beginnt ihre 'Kurzbiographie' am Anfang des Interviews (s.o.) mit einer knappen Andeutung ihrer sozialen und historischen Startbedingungen:

- E: *Ja - fang me an - -
 äh - ich bin äh - in (Jahreszahl) geboren.
 Mein Vadder war au bei Ergo. - -
 Also ich bin jetzt zweiundfünfzich -*
- I: *Hm*
- E: *Un äh - wir wohnten - au hier unten - in der Nähe - -
 un ich hab noch ne acht Jahre jüngere Schwester -
 und - - die Schule besucht acht Jahre
 wie das früher war ne. -
 (1/1-9)*

57 Wie in den Fallanalysen von Frau Witte und Frau Kersting gezeigt, finden sich an dieser biographischen Schaltstelle in der Regel Hinweise auf biographische Entwürfe seitens der Protagonistin und/oder des sozialen Umfeldes.

Das Geburtsjahr verweist, wie die Erzählerin später selbst ausführt⁵⁸, auf eine soziale Situation in Deutschland, die durch die ökonomische Krise und Massenarbeitslosigkeit bestimmt ist. Die soziale Lage der Familie ist - neben der Information zur Kinderzahl - durch die Arbeit des Vaters in der Elektromotorenfabrik Ergo und die Zugehörigkeit zu einem proletarischen Nachbarschaftsmilieu (»au hier unten«) gekennzeichnet. Als weiteres Thema im Rahmen der knappen Selbsteinführung spricht die Erzählerin ihre Bildungschancen an. Die Normalitätsbehauptung des achtjährigen Schulbesuchs (»wie das früher war«) bezieht sich dabei auf den Möglichkeitsraum im Horizont des angedeuteten Herkunftsmilieus und setzt diesen gegenüber den Ausbildungschancen in 'späteren' Zeiten, nicht aber in anderen sozialen Milieus ab.⁵⁹

Die Erzählerin verfolgt jedoch den damit angedeuteten Faden einer biographischen Entwicklung nicht weiter, sondern kommt ohne eine Überleitung oder weitere Erläuterungen auf »den Angriff« zu sprechen:

- E: *Un hab den Angriff an und für sich net mitgemacht
weil - wir mußten raus - -
mit drei Ki_*
I: *aus E-Stadt raus*
E: *aus E-Stadt -
die Kinder.*
I: *Hm*
E: *Ne - mein Vatter is in - ach ich glaube Anfang (Jahreszahl) eingezogen
ich haben s letzte Mal gesehn nach dem Angriff - - im Oktober
(Jahreszahl) -
und meine Schwester is dann zu Verwandten gekommen
und ich mußte dann - -
na wo war ich dann -
hh - ah ich war - (das hieß) - /Landschuljahr ((sehr deutlich))/- Pflicht-
jahr. - Pflichtjahr. Aufs Dorf. -
Und dann äh - (Jahreszahl) - hja - Dezember (Jahreszahl) hatt ich dann
Urlaub und bin nach Hause - - ((atmet schwer))
un - äh - - n fünfzehnten Dezember war - quasi der letzte Angriff*

58 »... denn - äh - die Zeiten - wie ich geboren wurde waren ja au Arbeitslosenzeiten. Also mein Vatter war arbeitslos - meine Mutter ...« (4/21ff)

59 An späterer Stelle führt die Erzählerin diesen Vergleich aus: »Gott ... so wie das heute is - also ich beneide manche Jugendlichen um ihrem Beruf wenn se - lernen können ...« (24/29ff) Es folgen Berichte über die Berufsausbildung der Töchter.

das warn vier Bomben -

I: hm

E: *und eine is dann - auf den Bunker hier oben gekommen*

und da war meine Mutter drinne -

die is dann umgekommen -

un n Tach später war dann mein Vatter au tot also - quasi vermißt in Rußland.

I: Hm

(1/10-33)

Der unvermittelte Verweis auf »den Angriff« leitet eine Eskalation biographischer Ereignisse ein, die zu Beginn der Passage noch nicht absehbar ist, auch wenn die Übergangslosigkeit und die Präsenz der Darstellung bereits eine besondere biographische Relevanz des folgenden ankündigen. Zunächst wird mit dem »Angriff« auf eine weitere bedeutsame Rahmenbedingung der Biographie verwiesen: auf den Krieg. Dieser hat zunächst eine Trennung der Familie zur Folge. Die Kinder werden zum Schutz vor Bombenangriffen aus der Stadt evakuiert und dabei getrennt, der Vater wird eingezogen. Die Ergänzung, daß die Erzählerin ihn »das letzte Mal« nach »dem Angriff«⁶⁰ gesehen hat, kündigt den Tod des Vaters an. Die Dramatik der Einführung scheint damit gedeckt und die Gestaltschließung der 'Angriffsgeschichte' vorbereitet zu sein. Die folgenden Informationen zum Verbleib der Geschwister haben erzählstrategisch retardierende Funktion, ehe die Koda erwartet werden kann.

Entgegen dieser Erwartung setzt die Erzählerin jedoch zu einem weiteren, durch Detaillierungen exponierten Ereignis an: »und dann äh - (Jahreszahl) ...« Es geht wieder um einen Bombenangriff, der mehr als ein Jahr später stattfindet. Die genaue zeitliche Datierung (»fünfzehnten Dezember«) und die näheren Umstände (»das warn vier Bomben«) lassen ahnen, daß die Erzählerin erst jetzt über den zu Beginn angekündigten Angriff spricht. Erst jetzt nämlich, am Ende der Sequenz, wird die volle Dramatik ihres Schicksals erkennbar. Ihre Mutter, die in der bisherigen Darstellung, wie um die Spannung zu erhöhen, noch nicht erwähnt worden war, ist bei diesem letzten größeren Bombenangriff auf E-Stadt »umgekommen«. Daß die Nachricht vom Tod des Vaters (bzw. die Vermisstenmel-

60 Es ist der schwerste Luftangriff auf E-Stadt während des Krieges, bei dem große Teile der Stadt zerstört werden.

dung) »n Tach später« eintrifft, verdichtet die Ereignisse zu einem Höchstmaß an Dramatik.⁶¹

Die Biographie der Erzählerin beginnt also mit einer massiven Erschütterung der lebensweltlichen Normalität, deren Konsequenzen im Verlauf der Lebensgeschichte erkennbar werden. Zunächst benennt die Erzählerin, ohne ihr Schicksal zu kommentieren oder zu bewerten, die unmittelbaren Auswirkungen der Ereignisse:

- E: *Un meine Schwester is dann bei meinen Verwandten geblieben
un ich bin dann eben noch länger aufem Dorf geblieben
weils ja keine Arbeitsmöglichkeiten hier
also Lernen war gar net drinne hier in E-Stadt - -*
I: *hm*
(1/34-38)

Die Frage, wo die Erzählerin und ihre Schwester nach dem Tod der Eltern leben, scheint zunächst räumlich-sozialer Natur zu sein. Während die Schwester zu Verwandten kommt, bleibt Lieselotte »auf dem Land«, wo sie, wie zuvor ausgeführt, im Rahmen des »Landpflichtjahres« hinbeordert war. Mit der folgenden Begründung: »weils ja keine Arbeitsmöglichkeiten hier [gab], also Lernen war gar net drinne hier in E-Stadt«, verweist die Erzählerin jedoch auf eine entscheidende Weichenstellung ihrer Biographie, die über die Frage des unmittelbaren »Wohin« hinausgeht und längerfristige lebenszeitliche Entwicklungsmöglichkeiten betrifft: »Lernen« war für sie »nicht drin«.

Mit dieser Bilanz knüpft Frau Becker an die kurz gestreifte Thematik ihrer Bildungschancen aus dem Eingangsinterakt an. Hat sie dort jedoch die 'normalen' Begrenzungen ihrer schulischen Bildungsmöglichkeiten durch soziale Herkunft und Zeit umrissen, so benennt sie nun eine drastische Verengung bzw. Schließung dieser Grenzen. »Lernen«, was in ihrem Fall erwartungsgemäß das Erlern-

61 Die emotionale Seite dieser Erlebnisse wird in der gegebenen Situation, dem Beginn eines Interviews zwischen zwei Personen, die sich kaum kennen, nicht ausgedrückt - weder von der Interviewerin, die, bis auf kleine Signale ihrer Aufmerksamkeit (»hm«), keine verbale Reaktion zeigt, noch von der Erzählerin, die sich im Fortgang ihrer Darstellung an den äußeren Ereignissen orientiert, ohne ihre emotionale Betroffenheit zu thematisieren. So entsteht ein eigentümliches kommunikatives 'Vakuum', das erst sehr viel später im Verlauf des Interviews aufgebrochen wird: durch eine vorsichtige Nachfrage seitens der Interviewerin, die eine genauere, erlebnisnähere Darstellung und Evaluation jener Ereignisse um den Tod der Mutter initiiert (vgl. 61/3-62/25).

nen eines Berufs hätte bedeuten können (s.u.), ist für sie 'nicht mehr drin'.

In der chronologischen Aufzählung der folgenden Ereignisse wird die Tragweite dieser Verhinderung angedeutet: Lieselotte muß selber für ihren Unterhalt sorgen, zunächst als Landarbeiterin, dann als Haushaltshilfe, wodurch sie sich eine Aufenthaltsgenehmigung für ihre Heimatstadt verschafft, und schließlich als angelernte Arbeiterin in der Fabrik, in der ihr Vater gearbeitet hatte. Die Möglichkeit, einen biographischen Entwurf zu machen, Perspektiven oder auch nur Wünsche zu entwickeln, ist für Lieselotte durch die alltägliche Notwendigkeit, ihren Lebensunterhalt zu sichern, überschattet, ja, außer Kraft gesetzt. Der ohnehin eng gesteckte soziale Möglichkeitsraum biographischer Planungen⁶² ist durch die Umstände des Krieges im allgemeinen (»keine Arbeitsmöglichkeiten«, keine Lehrstellen) und durch das persönliche Schicksal im besonderen (Verlust der Eltern und der unterstützenden Familie) nahezu gänzlich verschlossen.

Bereits an dieser frühen Stelle des Interviews, die sich im übrigen auf eine biographisch relevante Schaltstelle, nämlich die Berufseinschulung und den Übergang in den Erwachsenenstatus bezieht, wird zum ersten Mal die resignative Grundhaltung der Erzählerin gegenüber ihrer eigenen Biographie erkennbar. Das Gefühl, daß 'nichts drin war', wird im Verlauf der Darstellung noch mehrfach artikuliert.

2.3.2 »Arbeiten« statt »Lernen«. Der frühe Einstieg in die Erwerbsarbeit

Daß die Unmöglichkeit zu »lernen« bis heute von der Erzählerin als einschneidender Verlust empfunden wird, belegen einige Passagen aus dem Nachfrageteil, in denen sie sich wiederholt argumentativ damit auseinandersetzt: »Ich hab ja nichts gelernt. Bin ja aus der Schule gekommen - s war ja hier nichts. Bin ins Pflichtjahr - gab keine Lehrstellen...« (22/10-14). Zur Erklärung führt die Erzählerin selbst einige Argumente an:

62 Die sich darin offenbarende Grundhaltung gegenüber biographischen Gestaltungschancen (»für mich war nichts drin«) unterscheidet sich deutlich von der handlungsschematischen Haltung Gisela Kerstings.

- E: sonst war nix drin -
 also sie konnten nix lernen damals.
 Na und vor allen Dingen -
 wolln ma sagen -
 wenn se jetzt vielleicht Eltern gehabt hätten -
 die sie dann -
 nach dem einen Jahr [dem Landpflichtjahr, B.D.] -
 daß se nach Hause gehen konnten -
 sie hatten n Zuhause -
 daß es dann vielleicht geklappt hätte nech -
 I: hm
 E: daß se vielleicht noch mit siebzehn achtzehn hätten -
 I: hm
 E: aber für mich war ja gar nichts drin ne.
 (23/6-19)

In dieser argumentativen Sequenz wird die Enttäuschung, keine Chancen gehabt zu haben, deutlich erkennbar und durch die Mehrfachbegründung noch zusätzlich gewichtet, ja, zu einem nahezu erdrückenden Schicksal verdichtet, das biographische Optionen gänzlich verunmöglicht hat. Nach der Schule hat das vom nationalsozialistischen Staat vorgeschriebene »Landpflichtjahr« eine Lehre verhindert, danach der Krieg und die zerstörte Stadt, in der es, auch nach Kriegsende, kaum Ausbildungsmöglichkeiten gab. Waren diese Bedingungen schon äußerst einschränkend, so werden sie durch den Tod beider Eltern und den Verlust eines Zuhauses zu unüberwindbaren Schranken.

Die Relevanz dieses Einbruchs in die Lebensplanung wird durch die Thematisierung des ursprünglichen 'Plans' erkennbar. Auf die Frage nach möglichen Berufswünschen in der Kindheit und frühen Jugend, die bewußt an die Phantasieebene appelliert, antwortet die Erzählerin zunächst spontan: »Ich wollte Verkäuferin lernen. Und mein Vadder hatte dann immer gesagt - 'Mädchen lern doch Schneiderin - dann sparste viel Geld.'« (23/24ff) Nach einem kurzen Gedankenspiel über den Beruf der Scheiderin bestimmen jedoch die realen Begrenzungen wieder ihre Überlegungen:

- E: Aber - was hatt ich für ne Vorstellung -
 ...
 Also der einzige Beruf war Verkäuferin.
 Denn man wußte ja gar nit was kam - nech.

- I: Hm
 E: Wies weiterging mit der Schule.
 Na und wie das war -
 mein Vadder war au nur einfacher Arbeiter - Schlosser -
 was stand uns dann offen?
 I: Hm
 E: Ne - so viele Verdienst is nit -
 acht Schuljahre - und=e - dann mußteste halt was lernen nech.
 I: Hm
 E: Da kamen erst -
 wie zu der damaligen Zeit -
 die Pflichtjahr dran -
 das mußte ja au erst gemacht wern -
 und wies dann weiterging -
 also da hatten wir gar keine Hoffnung -
 I: hm
 E: (s stand ja nix) mehr nech.
 I: Hm
 E: (Wars denn vorbei ne ...)
 (24/3-27)

Auch hier noch einmal ein eindrücklicher Beleg für die Resignation der Erzählerin. Mit dem Hinweis auf das soziale Herkunftsmilieu führt Frau Becker einen weiteren gewichtigen Grund für die Verhinderung biographischer Chancen an. Als Arbeitertochter hätten ihr ohnehin nicht viele Möglichkeiten offengestanden. Doch selbst die bescheidenen Hoffnungen auf eine Lehre als Verkäuferin oder Schneiderin werden durch die historisch-politischen Umstände im kleinen und im großen (Pflichtjahr und Krieg) zerschlagen. Der Verlust der Eltern hat somit - bei aller persönlichen Dramatik für das damals fünfzehnjährige Mädchen - keine einschneidende Wende ihrer biographischen Lernchancen bedeutet⁶³, sondern ist - auch aus der Sicht der Erzählerin - eher das letzte Glied in einer Kette von Bildungsbegrenzungen.

Die Argumente dieser Sequenz haben neben der Erklärung des eigenen Schicksals noch eine weitere Funktion. Mit dem Hinweis auf die soziale und generationale Lage verortet sich die Erzählerin zugleich in einem Kollektiv. Der Krieg hat eine ganze Generation von Jugendlichen in ihrer Berufsplanung betroffen (»also da hatten

63 In dem Sinn, daß vorhandene Bildungsperspektiven auf dramatische Weise durchkreuzt worden wären.

wir gar keine Hoffnung«), und als Arbeitertochter hat sie wie alle »einfachen Arbeiter« nur begrenzte Chancen, ihren Lebensweg in der Gesellschaft zu bestimmen (»was stand *uns* dann offen?«). Das Bewußtsein, an einem kollektiven Schicksal teilzuhaben, kommt in verschiedenen Passagen des Interviews zum Ausdruck.

Mit dem Wissen, das eigene Schicksal mit anderen zu teilen, mögen - vor allem in der aktuellen Situation - subjektive Entlastungs- und Bewältigungsmöglichkeiten verbunden (gewesen) sein. Für die Perspektive der biographischen Selbstvergewisserung hat es jedoch auch eine gegenläufige Wirkung. Indem die Erzählerin ihre Situation, sich »so jung ... als Alleinstehende durchschlagen« zu müssen⁶⁴, zur *Normalität* deklariert, verzichtet sie gewissermaßen auf die Anerkennung ihres Schicksals als *Besonderheit*. Sie gibt - zumindest partiell - den Anspruch auf, sich selbst in ihrer besonderen Betroffenheit zu exponieren, sei es als Erleidende, die Groll oder Trauer über die entgangenen Chancen artikuliert, sei es als Handelnde, die ihr Schicksal gegen alle Widrigkeiten 'in die Hand nimmt'. Die Ambivalenz zwischen der *Akzeptanz einer Normalität* und der *Enttäuschung über die ungelebte Biographie* kennzeichnet die spezifische 'Basishaltung' der Erzählerin zu ihrer Lebensgeschichte. Sie findet sich bereits an der frühen Stelle des Einstiegs in die Erwerbsarbeit und das Erwachsenenleben und prägt die Haltung zur Erwerbsarbeit insgesamt.

Kehren wir zurück zur biographischen Anfangserzählung. Soweit die bisher dargestellte Lebensphase der Erzählerin es zuläßt, kann die subjektive Bedeutung der Arbeit folgendermaßen rekonstruiert werden: Arbeit ist von frühester Jugend an vor allem mit der *Notwendigkeit* der materiellen Lebenssicherung verknüpft. Die Arbeitslosigkeit der Eltern (und vermutlich anderer Mitglieder des unmittelbaren sozialen Umfeldes) ist ein erstes Erfahrungselement in diesem Kontext. Die ersten eigenen Arbeitserfahrungen sind ebenfalls unter das Diktat der Pflicht bzw. Notwendigkeit gestellt. Nach der Schule wird Lieselotte zum Arbeitsdienst auf dem Land verpflichtet, danach steht sie durch den Tod beider Elternteile vor der Aufgabe, ihren Lebensunterhalt selbst verdienen zu müssen. Die

64 In einer ersten expliziten Bewertung ihrer Biographie als »normal« und deshalb eher uninteressant heißt es: »aber sonst - ganz normal eben - wie me so - wenn me so jung is als Alleinstehende wie me sich dann so durchschlägt ne?« (5/23f)

Möglichkeiten, als Fünfzehnjährige eine Stelle zu bekommen, sind äußerst begrenzt, zumal in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Daß sie in ihre Heimatstadt zurückkehren und nach einiger Zeit in der Fabrik Ergo als Ankerwicklerin eine Stelle bekommen kann, ist ihrer Vernetzung im Nachbarschafts- und Verwandtschaftsmilieu des Stadtteils zu verdanken. Das Einmünden in eine Erwerbsarbeit bedeutet zugleich eine Stabilisierung und 'Normalisierung' der Biographie durch die Eingliederung in den kollektiven (Arbeits)-Alltag des sozialen Umfeldes.

Im Unterschied zu diesem Aspekt der Arbeitserfahrung hat die Perspektive, einen *Beruf* erlernen oder gar wählen und damit womöglich eigene Interessen oder Fähigkeiten entwickeln zu können⁶⁵, nie den Satus einer realitätsfähigen Idee oder gar eines biographischen Planes erlangt. Bereits im frühen Alter des Schulabschlusses, üblicherweise der biographischen Statuspassage, an der die Frage des Berufseintritts zur Debatte steht, erlebt Frau Becker, wie ausführlich dargestellt, eine harte Verschließung beruflicher Perspektiven durch äußere Faktoren. Wie die damals Fünfzehnjährige diese Situation als übermächtig und unbeeinflussbar erlebt haben wird, interpretiert Frau Becker auch noch im Rückblick diese Versagung als 'Schicksal', dem sie nicht entkommen konnte: »Für mich war ja gar nichts drin«. An der Schwelle zum Erwachsenenleben beginnt sie ihre Biographie unter der Voraussetzung, keine Optionen offen zu haben.

Biographisch entscheidend ist es demgegenüber, eine Arbeit »zu haben«.⁶⁶ Die Beschäftigung in der Fabrik garantiert die materielle und soziale Existenzsicherung. Darüber hinaus gibt es nicht viel mehr zu erwähnen als ihren Beginn und den Zeitpunkt ihres Endes. Letzteres scheint sich geradezu 'naturwüchsig' zu ergeben, nachdem Frau Becker ihren Mann in der Firma kennengelernt hat.

2.3.3 Die Familiengründung als biographischer Perspektivwechsel

Die folgenden Ereignisse sind kurz aufgezählt:

65 Vgl. im Unterschied hierzu die Biographie von Gisela Kersting.

66 Vgl. die Ähnlichkeiten zu Frau Witte.

- E: *O ja - und dann - hab ich (Jahreszahl) geheiratet
in (Jahreszahl) wurde - unser Marlis geboren ne.
Und dann hab ich dann noch n paar Wochen ma Heimarbeit gemacht - -
aber dann - war gar nix mehr ne.*
- I: *Hm*
- E: *Da hatt me ne kleine Wohnung am Eisenberg - -
und nach zweieinhalb Jahren wurde dann unser Ilse geboren - -
(3/27-33)*

An dieser Passage fallen zwei Dinge auf, die festzuhalten sind: (a) die Art und Weise, wie die Erzählerin ihre Familiengründung darstellt, und (b) der Wechsel der Erzählperspektive, der damit eingeleitet wird. Zu (a): Heirat und Familiengründung werden von der Erzählerin als selbstverständliche biographische Stationen eingeführt, die keiner weiteren Begründung oder Kommentierung bedürfen. Die Familiengründung scheint eine unhinterfragte, zumindest nicht mit größeren Konflikten verbundene Entscheidung gewesen zu sein. Da die Erzählerin auch im Verlauf des Interviews zu diesem Punkt keine weiteren Ausführungen macht, können Gründe allenfalls hypothesenhaft formuliert werden, von denen die plausibelsten kurz benannt sind: Heirat und Familiengründung könnte eine ausgesprochene biographische Normalerwartung gewesen sein, auf die hin Lieselotte in ihrer Sozialisation geradezu »programmiert« worden ist.⁶⁷ Ein zweiter Grund könnte in der persönlichen Situation der Erzählerin bestanden haben, die nach dem Tod ihrer Eltern ihr Zuhause verloren hat und mit der Gründung einer eigenen Familie neue sozioemotionale Zugehörigkeitsstrukturen schaffen will. Nach der Erfahrung des Krieges und des Todes beider Eltern kann auch der (unbewußte) Wunsch eine Rolle gespielt haben, mit der Geburt eines Kindes das Überleben der Familie und vor allem eine eigene Zukunftsperspektive zu sichern. Die Frage, ob die Schwangerschaft der Heirat vorausging oder ihr unmittelbar folgte, ist vermutlich nicht entscheidend, zumal 'Muß-Heiraten' durchaus zur Normalität innerhalb des sozialen Milieus zählen.⁶⁸ Auf jeden Fall spricht die

67 Vgl. hierzu die Formulierungen von Frau Kersting, die Frau Becker, bezogen auf unser Sample, altersmäßig am nächsten steht. Es ist wahrscheinlich, daß die von ihr rekapitulierten sozialen Erwartungsstrukturen und geschlechtsspezifischen Normen dieselben sind, die auch für die zehn Jahre ältere Frau Becker gegolten haben.

68 In unserem Sample kommen sog. Muß-Heiraten mehrfach vor und werden z.T. auch als solche benannt, ohne daß damit allerdings moralische Legitimationen verbunden sind.

dichte zeitliche Folge von Heirat und Geburt - angesichts fehlender Problematisierungen - noch einmal für die Selbstverständlichkeit und Eindeutigkeit des Wunsches nach Bindung und Familiengründung.

Zu (b): Auffällig ist der kurze Einschub der Erzählerin, daß nach der Geburt der Tochter Marlis und einigen Wochen Heimarbeit »gar nichts mehr« war. Was hier zunächst nur auf das Ende der eigenen Erwerbstätigkeit zu verweisen scheint, kann, nach Analyse des gesamten Interviews, als Indikator für einen weiterreichenden autobiographischen Perspektivwechsel interpretiert werden. Um diesen deutlich zu machen, ist es sinnvoll, die bisher eingenommene Perspektive der autobiographischen Erzählung zusammenfassend zu charakterisieren:

Wie oben gesagt, hat die Erzählerin in ihrer bisherigen Darstellung noch kaum begonnen, eine biographische Entwicklung zu konstruieren. Ihre Darstellung ist vielmehr eine äußerst knappe Aufzählung biographischer Stationen, die nur an wenigen Stellen narrativ ausgeführt wird. Fragt man nach den Orientierungspunkten dieser rudimentären autobiographischen Rekapitulation, so sind neben dem zentralen Ereignis des Verlusts der Eltern einige wenige Stationen der eigenen Entwicklung der Erzählerin benannt: ihre achtjährige Schulbildung, das Pflichtjahr und die anschließende Arbeit auf dem Land, die Stelle als Haushaltshilfe, die Stelle als Ankerwicklerin bei Ergo und die damit zusammenfallende Aufnahme in die Wohnung von Verwandten, das Kennenlernen des Ehemannes und die Heirat. Bereits die Geburt der Tochter wird als Familienereignis dargestellt, bei dem die Erzählerin als »Ich« nicht mehr vorkommt (»in (Jahreszahl) wurde - unser Marlis geboren«). Die nächste benannte Station, »dann hab ich dann noch n paar Wochen Heimarbeit gemacht«, ist vorläufig auch die letzte, in der die Erzählerin sich als - handelndes oder erleidendes - Ich exponiert. Im folgenden Verlauf ihrer 'Kurzbiographie' kommt sie, wenn überhaupt, nur noch als Teil ihrer Familie vor, eingeschlossen in das Kollektivsubjekt »wir«.

So knapp die bisherige Darstellung der Erzählerin auch war, sie hatte zweifellos die individuelle Geschichte der Biographieträgerin zum Thema. Die Erzählerin war 'Hauptperson' der dargestellten Ereignisse, die, der Chronologie folgend, zu einer Art narrativ-biographischen Gerüst verknüpft waren. Die Formulierung: »aber dann - war gar nix mehr ne«, markiert einen Einschnitt in diese Erzähllinie,

der sich als Veränderung des narrativen Blickwinkels beschreiben läßt. Über die unmittelbar folgenden zweieinhalb Jahre der biographischen Chronologie gibt es offensichtlich kaum Erzählenswertes, bis zur Geburt der zweiten Tochter. Der Hinweis auf die Wohnung am Eisenberg leitet vielmehr das Thema der folgenden Darstellungen ein, die zunächst kurz zu beschreiben sind:

Bis zum Ende der Kurzbiographie⁶⁹ geht es im wesentlichen um die Wohnsituation, an der die »Geschichte« der Familie in den folgenden 30 Jahren (!) festgemacht werden kann. Neben dem Armuts-thema und dem Verweis auf einen kollektiven sozialen Alltagszusammenhang, die mit dem Wohnthema assoziiert sind, jedoch eher im Hintergrund der Darstellung stehen, hat die Rekapitulation der 'Wohnbiographie' vor allem die Funktion einer thematischen und zeitlichen Strukturierung. Der lange Zeitraum von der Heirat der Erzählerin bis zur Gegenwart wird durch verschiedene Umzüge in Phasen untergliedert, die zugleich das Heranwachsen der Kinder, das Älterwerden und Sterben der Großeltern und schließlich das Erwachsenwerden der Töchter darstellbar machen. Letzteres ist bezeichnenderweise durch das »Rausheiraten« der Töchter aus der wichtigsten Familienwohnung markiert, einer Vier-Zimmer-Wohnung im Stadtteil, in der die Familie viele Jahre gelebt und eine gute Nachbarschaft erfahren hat.

In all diesen Darstellungen taucht die Erzählerin selbst als 'Biographieträgerin' (Schütze) nicht mehr auf. An die Stelle der 'eigenen Geschichte' treten 'Familiengeschichten'. Die eigene Lebenszeit ist durch die beschriebenen familiären Ereignisse bzw. Erlebnisse und Handlungen anderer Familienmitglieder nur indirekt thematisiert. So verwundert es nicht, daß Frau Becker im Verlauf ihrer Darstellung erneut unsicher wird hinsichtlich der Erzählaufgabe: »Also - äh - - - was Uffregendes is bi mir äh - bei mir nie passiert... mein Mann kann - dadurch mehr erzählen, weil er im Krieg war - ne?« (5/5ff)

Der Vergleich mit den vermeintlich »aufregenderen« Kriegserzählungen ihres Mannes erinnert die Erzählerin an ihre eigenen Kriegserfahrungen und ihr Waisenschicksal, worauf sie in einer kurzen Narration und einer längeren Evaluation ihres Schicksals eingeht (5/13-40). Dieser Rückgriff auf eine zentrale, ja, traumatische Lebenssituation hat offensichtlich bewirkt, daß sich die Erzäh-

69 Zur Erinnerung: Gemeint ist die weiter oben charakterisierte biographische »Präambel«.

lerin als Subjekt ihrer Erzählung 'wiedergefunden' hat, denn sie kann im Anschluß ihre Wohngeschichte fortsetzen.

Der Abschluß ihrer Kurzbiographie handelt vom »Rausheiraten« der Töchter sowie Andeutungen über deren Wohnsituationen und endet mit einem kurzen Hinweis auf die »kleine« Wohnung, in welche die Erzählerin nach dem »Weggehen« der Kinder mit ihrem Mann gezogen ist. Anders als in den vorherigen Stationen der Wohngeschichte taucht die Erzählerin in dieser letzten Sequenz wieder als Person auf, nicht als Handelnde, aber als von den Handlungen der anderen Betroffene. Sie stellt den Auszug ihrer Töchter aus der Perspektive des Erleidens dar: »Das ist natürlich einsam, wenn die Kinder weggehen, ne. Also, ich habs furchtbar empfunden, nech...« (6/15f) So endet ihre Kurzbiographie mit einer ähnlichen Haltung und sozial-emotionalen Konnotation wie sie begonnen hat: mit dem Erleiden eines Schicksals, in das die Erzählerin nicht eingreifen kann und das sie zurückläßt in einer Situation von Einsamkeit.

Der folgende Versuch, die Erzählverantwortung abzugeben, ratifiziert noch einmal die hintergründig durchgehaltene Gestalt eines Lebens, dessen Verlauf weniger selbst-gesteuert als durch die Umstände bestimmt, ja, behindert wurde: »Ja, nu fragen se mal - ich weiß sonst nichts - - ich - ganz normalen Verlauf, nech - ... ich wüßte nich, was ich noch sagen sollte - ganz normaler Lebenslauf - eben daß der Kriech dazwischen kam und daß mer - arm wie ne Kirchenmaus warn...« (7/1-9)

Ehe der weitere Verlauf der biographischen Haupterzählung interpretiert wird, soll an dieser Stelle noch einmal festgehalten werden, daß die Erzählerin in ihrer 'kurzbiographischen' Präsentation zwei unterschiedliche Erzählperspektiven einnimmt: Eine, wenn auch unsicher und oft nur gerüsthafte präsentierte, *autobiographische Rekapitulation*, die sich auf die Lebensgeschichte von der Geburt bis zur Heirat und Familiengründung bezieht und neben dem Trauma des Verlusts beider Eltern vor allem die Situation der »Alleinstehenden« thematisiert, und eine zweite Darstellung, die die Situation der Familie bzw. einzelner Familienmitglieder zum Thema hat, in der jedoch die eigene biographische Perspektive der Erzählerin nicht mehr artikuliert wird, sondern allenfalls indirekt erschlossen werden kann. Die Erzählerin ist nicht mehr »alleinstehende«, selbständige Biographieträgerin, sondern 'verschwindet' weitgehend hinter

dem Kollektivsubjekt Familie. Aus dieser Perspektive heraus gibt es - im Rahmen der gestellten Aufgabe eines biographischen Interviews - tatsächlich »gar nichts mehr« zu erzählen. So bleibt nur die Alternative, das Interview zu beenden oder eine neue Erzähllinie zu eröffnen.

2.3.4 Wiederaneignung der biographischen Perspektive durch die Erwerbsarbeit

Durch das Armutsthema in der Koda angestoßen, regt eine bildhafte Erinnerung an den zu klein gewordenen Konfirmandenanzug, den ihr Mann beim Kennenlernen getragen hatte, einen zweiten biographischen Darstellungszyklus an, ohne daß die geforderte Frageintervention seitens der Interviewerin erfolgt. Der nun folgende zweite Teil der lebensgeschichtlichen Haupterzählung ist im Vergleich zur 'Kurzbiographie' detaillierter, wiederholt jedoch im wesentlichen die dort bereits herausgearbeiteten Merkmale der autobiographischen Konstruktion. Deutlicher als in der Kurzbiographie steht hier jedoch die Erzählerin als Hauptperson im Mittelpunkt. Die Erzählung soll im folgenden schwerpunktmäßig mit Blick auf die Arbeits Erfahrungen interpretiert werden.

Zeitlich setzt der zweite Teil der Haupterzählung noch einmal an der biographischen Situation an, als die Kinder klein sind. Er gliedert sich in drei Abschnitte: (a) eine Art Präambel zum Thema *Armut* (7/12-8/40); (b) eine Erzählkette über die *Erwerbsarbeitserfahrungen* (9/1-12/8) und (c) eine Erzählkette über die *aktuelle Lebenssituation im Hochhaus* (12/9-22/5).

Die in der Präambel (a) präsentierte Mischung aus Rechtfertigung, Bericht und Argumentation läßt sich zu folgenden Argumenten verdichten⁷⁰: 'Wir waren arm, aber glücklich. Wir haben nur für unsere Kinder gelebt. So wie wir haben viele gelebt (auch wenn sie es heute nicht zugeben wollen).'

Die Mischung aus Variationen jener Argumente und narrativ dargestellten Erinnerungsbildern bewegt sich im Horizont des dominanten Armutsthemas, leitet jedoch bereits zu dem folgenden Thema über: der an dieser Stelle neu eröffneten Erzähllinie über die

70 Diese Argumente werden übrigens im Nachfrageteil des Interviews mehrfach variiert und z.T. narrativ belegt.

Erwerbsarbeit der Erzählerin. Diese steht jedoch nicht für sich, sondern ist mit dem bereits eingeführten Thema 'Kinder' (bzw. 'Familie') verknüpft. In der Überlagerung zweier bildhafter Erinnerungen wird zugleich die Art dieser Verknüpfung deutlich: Die Erzählerin erinnert die Blicke der an der Tür stehenden Kinder, die verhindert haben, daß sie in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe mit ihrem Mann »weggegangen ist«⁷¹, und assoziiert dazu das Bild der heimkommenden Kinder, das sie auf dem Weg zur Arbeit begleitet: »Es war furchtbar. Wenn die Kinder aus der Schule kamen - ging ich weg. Ach Gott, dann standen sie am Mülleimer. Und ich mußte dann an die Arbeit, ja.« (7/37-8/1) Die Erzählerin konstruiert hier in einem Bild sehr plastisch den Vereinbarkeitskonflikt zwischen den Bedürfnissen der Kinder und ihrer eigenen Erwerbsarbeit.

Das Armutsthema der Präambel stellt die nach der Familiengründung neu aufgenommene Erwerbstätigkeit der Erzählerin von vornherein in einen Begründungskontext der materiellen Notwendigkeit. So vorbereitet beginnt nun eine längere Erzählkette (b), in der Frau Becker die verschiedenen Stationen ihrer Erwerbsarbeit darstellt. Ohne diese hier noch einmal deskriptiv nachzuvollziehen (vgl. dazu die biographische Kurzbeschreibung, Teil 2.1 dieses Kapitels), sollen die wichtigsten Interpretationsergebnisse hinsichtlich unserer ersten Analysedimension zusammengefaßt werden:

(1) Wie die anderen Erzählerinnen präsentiert auch Frau Becker keine 'isolierte' Erwerbsbiographie, sondern rekapituliert ihre Arbeitserfahrungen immer mit Bezug auf die familiäre Situation und besonders die Vereinbarkeit mit den Bedürfnissen der Kinder. Sie entfaltet den Vereinbarkeitskonflikt chronologisch-narrativ und argumentativ im Laufe der Erzählkette und verfolgt somit auf der narrativen Ebene jene konflikthafte Doppelperspektive, die am Interview mit Frau Witte ausführlich herausgearbeitet worden ist.

(2) Diesem Phänomen auf der Darstellungsebene korrespondiert, wie in den beiden bisher analysierten Biographien, ein struktureller Konflikt, der auch in Frau Beckers Fall mit der Familiengründung 'biographisch installiert' ist, eben jener objektive Vereinbarkeitskonflikt zwischen Familien- und Erwerbsarbeitsperspektive. Wie bereits gesagt, nimmt die Verlaufsstruktur der Erwerbs-Familien-Biogra-

71 Mit diesem Bild belegt die Erzählerin ihre Aussage, daß sie und ihr Mann »nur für die Kinder gelebt« haben (vgl. 7/17-31).

phie infolge dieses Konflikts bei Frau Becker eine unregelmäßige mehrphasige Form an, d.h. verschiedene Arbeitsstellen wechseln einander ab, unterbrochen von kurzen Phasen der Erwerbslosigkeit. Kriterium der Annahme oder Aufgabe einer Erwerbsarbeit ist - solange die Kinder im Haushalt leben - die Vereinbarkeit mit der familiären Situation.

(3) Mit der Rekapitulation ihrer Arbeitssituation, die sich an der Chronologie der wechselnden Arbeitsstellen orientiert, hat die Erzählerin wieder eine *autobiographische* Darstellungsperspektive eingenommen, d.h. sie erzählt oder berichtet von sich als Hauptperson ihrer Geschichten. Es gibt etwas zu erzählen über konkrete Arbeitssituationen und den mehrfachen Wechsel von Arbeitsstellen, über Entscheidungen in biographischer Zeitperspektive⁷² und Folgekonflikte. Auch wenn sie dabei immer die Geschichte ihrer Familie, vor allem die der Kinder 'miterzählt', ist die Zeit, die durch die Darstellung präsentiert und strukturiert wird, doch deutlich ein Abschnitt ihrer *eigenen* Lebenszeit. - Auch hier bestätigt sich die an den anderen Interviews gemachte Beobachtung, daß das Erwerbsarbeitsthema offensichtlich eher geeignet ist, zeitlich-biographische Erfahrungen zu strukturieren als das Familienthema, das eher zur Darstellung von 'räumlichen' Beziehungsstrukturen oder Situationen anregt.

(4) Neben diesen Strukturparallelen zu den anderen weiblichen Biographien des Samples sind jedoch auch Unterschiede zu beobachten. Anders als in den zuvor analysierten Fällen scheint eine intentionale biographische Perspektive bezüglich Familie und Erwerbsarbeit sehr viel weniger ausgeprägt, ja, beinahe ganz zu fehlen. Frau Becker berichtet nicht von längerfristigen Plänen, ihrer Realisierung oder ihrem Scheitern; Wünsche sind allenfalls indirekt zu erschließen, und Hoffnungen kommen, wo sie thematisiert werden, als zerschlagene, nicht mehr mögliche vor. Diese Perspektive gilt insbesondere für die Darstellung der Erwerbsarbeitsbiographie, die, wie oben analysiert, mit der Verhinderung von Lernchancen beginnt und von vornherein unter dem Primat der Notwendigkeit steht. Doch auch die Familienperspektive wird eher im Rahmen

72 Auch dies sind keine biographischen Entwürfe größerer Reichweite, keine ausgearbeiteten langfristigen Pläne, aber immerhin Vorhaben und Entscheidungen (z.B. für die Aufnahme einer Erwerbsarbeit) von mittelfristiger biographischer Relevanz.

eines institutionellen Ablaufmusters dargestellt, als mit ausdrücklichen biographischen Plänen oder Gestaltungsoptionen verknüpft (wie z.B. bei Frau Kersting). Die Darstellungsweise scheint die Haltung der Erzählerin zu bestätigen, daß sie ein ganz »normales« Leben gelebt hat, in dem die Doppelarbeit in Familie und Fabrik (bzw. Kaufhaus, Supermarkt, Versand, Büro) selbstverständlich ist.

(5) Mit diesem Unterschied in der autobiographischen Perspektive hängt auch die Darstellung des Vereinbarkeitskonflikts selbst zusammen. Frau Becker rekapituliert die verschiedenen Unterbrechungen ihrer Erwerbstätigkeit als 'selbstverständliche Reaktionen' auf die (Un-)Vereinbarkeitssituation, ohne dabei eigenen Widerstand oder Lösungsversuche explizit zu artikulieren.⁷³ Ihre Lösung des Problems besteht vielmehr darin, den widersprüchlichen Notwendigkeiten durch eigene *Arbeitsleistungen* möglichst weitgehend gerecht zu werden. Sie macht keine Worte, entwirft keine Pläne, sondern *handelt* im Rahmen alltäglicher Arbeitsanforderungen. Die Notwendigkeit, für die Kinder zu sorgen, schließt eben auch ihre Erwerbsarbeit ein, denn nur so reicht das Familieneinkommen, um die (materiellen) Bedürfnisse der Töchter zu befriedigen.⁷⁴ Daß dabei auf der anderen Seite die mütterlichen Betreuungsmöglichkeiten leiden, eigene Freizeit- oder Konsumchancen⁷⁵ gänzlich verschlossen sind, ist Bestandteil der Logik jener Mangelökonomie, die wie der Habitus der Notwendigkeit zum proletarischen Milieu gehört.

Der Alltag ist durch *Arbeit* bestimmt - ob in der Fabrik, im Kaufhaus oder in der Familie, in Haushalt und Garten. Diese Realität gilt im übrigen für alle Familienmitglieder: für Herrn Becker ebenso wie für Frau Becker und auch für die Töchter, die beide eine Berufsausbildung als Verkäuferin machen, die durch lange, anstrengende Ar-

73 Vgl. im Kontrast dazu die verschiedenen Protestäußerungen gegen die Zumutungen des Vereinbarkeitskonflikts in den Interviews mit Frau Kersting und besonders Frau Witte.

74 Daß es tatsächlich in erster Linie um die Bedürfnisse der Kinder ging und nicht um Konsumbedürfnisse der Eltern, stellt Frau Becker anschaulich am Beispiel der Familieneinkäufe dar: Während die Kinder die notwendige Garderobe bekommen, bleibt für sie am Ende oft nur noch ein »Büstenhalter« übrig, wie sie selbstironisch erzählt (vgl. 8/6-23).

75 Der einzige Hinweis der Erzählerin auf eigene Konsumbedürfnisse bezieht sich auf die Unmöglichkeit (!), mit ihrem Mann »auszugehen«, die gleich zweifach begründet ist: durch das fehlende Geld und durch die Kinder, die nicht alleine gelassen werden können (vgl. 7/21ff).

beitstage und typische Restriktionen des Lehrverhältnisses in den 1960er Jahren bestimmt ist.⁷⁶

2.3.5 Arbeit für andere und Arbeit für sich selbst

Die Belastung, die sich für Frau Becker aus dieser Mehrfacharbeit ergibt, ist besonders hoch, als sie eine Vollzeitstelle angenommen und »nebenher« den Vierpersonenhaushalt und einen großen Garten zu versorgen hat. Diese Situation soll exemplarisch genauer analysiert werden. Auch an dieser Stelle ihrer Rekapitulation arbeitet die Erzählerin die Problematik der Situation nicht explizit heraus, sondern faßt die Darstellung der alltäglichen Arbeitsanforderungen nur lapidar zusammen: »jedenfalls mit vier Mann war viel Arbeit« (10/24). Erst aus der anschließend dargestellten Intervention ihres Mannes kann auf die Aktualität des Konflikts geschlossen werden. Interessant ist dabei ein Konstruktionsmuster, das wir schon aus Frau Wittes Interview kennen. Auch Frau Becker verlegt den Konflikt gewissermaßen nach außen. Sie benennt ihn nicht selbst, sondern legt die Formulierung ihrem Mann in den Mund. Es lohnt sich, die Passage genauer zu analysieren:

- E: *jedenfalls mit vier Mann war viel Arbeit -
bis mein Mann gesagt hat -
»entweder bleibste zuhause oder wir verkaufen den Garten.«*
- I: *Hm*
- E: *Und das wars mir dann nicht wert -
und da hab ich aufgehört.
Und da hat er gesagt -
/»jetzt ist Schluß - jetzt wird nicht mehr gearbeitet.« ((bestimmt))/
Da machte s Konsum vorne auf -
da hab ich vorne im Konsum als Kassiererin gearbeitet.
(10/24-33)*

Ähnlich wie die Parallelstelle in Frau Wittes Interview⁷⁷ kann auch Frau Beckers Problemдарstellung als *Lösungsstrategie* interpretiert

⁷⁶ Frau Becker erzählt im Nachfrageteil ausführlich von den Lehrstellen der Töchter (vgl. 24/33-27/15).

⁷⁷ Vgl. hierzu die Passage, in der Frau Witte den Konflikt um die Aufgabe ihrer Arbeit in der Schürzenfabrik darstellt (vgl. Kap. 6, Teil 3.7). Auch sie delegiert die Entscheidung an ihren

werden. Der zugrundeliegende Konflikt besteht in ihrem Fall zwischen drei Arbeitsbereichen, die aus unterschiedlichen Gründen nicht ohne weiteres aufgegeben werden können: die Versorgung der Familie, die Erwerbsarbeit und der Garten. Frau Becker delegiert sowohl die Diagnose (die Belastung ist zu hoch, es muß etwas verändert werden) als auch die Formulierung des Konflikts («entweder du bleibst zuhause, oder wir verkaufen den Garten») an ihren Mann. Daß in seiner Entscheidungsalternative die für die Familie geleistete Reproduktionsarbeit nicht zur Disposition steht, dürfte, neben ökonomischen Gründen, auf einem unausgesprochenen normativen Konsens nicht nur der Ehepartner, sondern auch des sozialen Umfeldes beruhen. Daß die Erwerbsarbeit zur Disposition steht, verweist darauf, daß die finanzielle Situation der Familie die Lohn-einbuße zumindest verkraften kann.⁷⁸ Der Garten spielt neben seiner ökonomischen Bedeutung (Selbstversorgung) an dieser Stelle primär als zeitlicher und kräftemäßiger Belastungsfaktor eine Rolle.

Frau Beckers Entscheidung für den Garten und gegen die Vollzeitstelle im Versandhaus verweist darauf, daß die beiden Alternativen für sie nicht nur als Arbeits- und Belastungsfaktor bedeutsam sind. Hinter ihrer Formulierung, »das wars mir dann nicht wert«, steckt vielmehr eine - wenn auch knappe - Bewertung der beiden Bereiche. Die Erwerbsarbeit ist, wie bereits deutlich geworden, vor allem eine notwendige Arbeit, die sie für die Familie, besonders für die bescheidenen Konsumbedürfnisse der heranwachsenden Töchter, leistet. Der Garten bringt zweifellos auch viel notwendige Arbeit mit sich, er steht jedoch auch für ein 'eigenes' Betätigungs- und Kommunikationsfeld, wie aus verschiedenen Hinweisen im Interview geschlossen werden kann. Wenn man - aufgrund des Interviews - überhaupt von 'eigenen' Bedürfnissen und Gestaltungsoptionen der Erzählerin sprechen kann, so finden diese sich am ehesten in bezug auf »den Garten«.

Mann und verlegt damit einen inneren Konflikt nach außen, um ihn handhabbar zu machen.

78 Die Kinder sind beide in der Ausbildung und tragen somit ihrerseits zum Familieneinkommen bei. Wichtiger ist aber vermutlich auch die Erwartung, daß sie in absehbarer Zukunft ökonomisch auf eigenen Füßen stehen können - sowohl durch eigene Erwerbsarbeit als auch durch eine erwartete (und tatsächlich bald erfolgte) Heirat.

Dennoch ist auch die Erwerbsarbeit - die Arbeit im Versandhaus wie die anderen »Aushilfstätigkeiten«⁷⁹ - nicht nur notwendige Pflicht und Belastung, denn kurz nach ihrer Kündigung der Versandhausstelle nimmt Frau Becker erneut eine Tätigkeit an, diesmal als Kassiererin in einem Lebensmittelmarkt. Hinter dieser Entscheidung, die wie ein Protest gegen die Entscheidung ihres Mannes wirkt, steht mehr als der Wunsch, das Familieneinkommen zu erhöhen, dessen Notwendigkeit mit der von der Familie ratifizierten Aufgabe der vorherigen Stelle ja zumindest relativiert worden ist. In der Erwerbsarbeit findet Frau Becker auch eigene Bestätigung und sogar »Spaß«, wie sie kurz darauf formuliert. Die erneute Aufgabe ihrer Stelle ist wiederum nur eine 'von außen' erzwungene Entscheidung:

- E: Aber dann krichte ich son Knoten hier im Arm irgendwie -
is kein schlimmer Knoten gewesen -
aber s war ne Verhärtung scheinbar -
- I: ja
- E: s hat mir Spaß gemacht die Arbeit ne -
- I: hm
- E: also - ich meine - ich hab sowas gerne gemacht - -
naja gut - und dann=e - - hab ich ne ganze Zeit gar nichts (gemacht) - ah
gar nichts gemacht.
Und dann - irgendwie im Winter überkommt mich das wenn ich dann -
man wird verrückt nich - also ich jedenfalls.
- I: Hm
- E: Und da hat mein Mann gesagt
»aber nur noch wenn de sonnabends zuhause bist.«
Und dann ergab sich das da unten bei Esser.
(10/34-11/7)

In der Darstellung wird deutlich, daß die Erwerbsarbeit für die Erzählerin nicht nur 'Arbeit für andere', sondern auch in einem sehr persönlichen Sinn *notwendig* ist. Ohne Arbeit wird sie »verrückt«. Daß diese Formulierung nicht nur eine fiktive, gewissermaßen als Übertreibung formulierte Möglichkeit in den Raum stellt, sondern einer realen Erfahrung entspricht, wird an späterer Stelle des Interviews ausgeführt (s.u.). In der hier zitierten Passage ist der Hinweis

79 Dies ist Frau Beckers eigene Bewertung ihrer Arbeitsstellen: »Ich sage immer - s war nur immer Aushilfe, ne« (22/27).

auf den Winter ein Indiz für eine konkrete Situation, die subjektiv als sehr belastend erlebt wird. Im Winter fällt nämlich auch die Gartenarbeit weg, und Frau Becker ist ganz auf die Hausfrauensituation reduziert, die sie besonders nach dem Umzug in das Hochhaus als bedrückend erlebt (s.u.).

Mit der erneuten Suche und Annahme einer Erwerbsarbeit hat Frau Becker der oben dargestellten Problemdefinition und -lösung ihres Mannes zum zweiten Mal widersprochen. Anders als Frau Witte hat sie ihren Widerspruch allerdings nicht explizit und wortreich geäußert.⁸⁰ Dennoch steckt in ihrem Beharren wie in ihrem 'Verrücktwerden' ein Stück stummer Protest, der sich letztlich durchsetzt. Ohne ihre Position offensiv zu formulieren, gelingt es ihr offensichtlich, ihren Mann von der persönlichen Notwendigkeit ihrer Erwerbsarbeit zu überzeugen. Indem sie ihm die Definition der Rahmenbedingungen überläßt (»aber nur, wenn de sonnabends zuhause bist«), bindet sie nicht nur ihn ein in die neue Situation, sondern findet zugleich ein Lösungsmodell für den nach wie vor bestehenden Konflikt zwischen den verschiedenen Arbeitsbelastungen.

2.3.6 »Das Hochhaus hat dich kaputtgemacht...« Die Isolation als Hausfrau

Daß die zuletzt herausgearbeitete subjektive Bedeutung der Erwerbsarbeit als 'Arbeit für sich selbst' nicht nur eine interpretatorische Spitzfindigkeit ist, belegt der Fortgang des biographischen Interviews. Der letzte und längste Teil der Haupterzählung thematisiert die aktuelle Lebenssituation von Frau Becker, die sich noch einmal entscheidend verändert hat. Nach der fünfjährigen Tätigkeit in der Buchhaltung eines Farben- und Tapetengeschäfts wird sie infolge von Konjunkturproblemen entlassen und scheidet endgültig aus der Erwerbsarbeit aus. Etwa gleichzeitig verläßt auch die zweite Tochter die Familie, kurze Zeit später ziehen Frau Becker und ihr Mann in eine kleinere Wohnung in einem Hochhaus. Obwohl dieses immer noch in dem Stadtteil liegt, in dem die Beckers ihr ganzes Leben verbracht haben, ist die alltägliche Kommunikationssituation

80 Hier sei noch einmal an Frau Wittes eindrucksvolle Formulierungen erinnert, daß sie ihre Stelle nicht aufgeben wollte.

doch erheblich verändert. Es gibt deutlich weniger Kontakte im Haus selbst, die selbstverständlichen Nachbarschaftskontakte im Stadtteil - seit dem Konkurs der Firma Ergo ohnehin labiler geworden - haben durch den Umzug der Beckers und anderer Freunde gelitten.

Frau Becker sieht sich also mit einer mehrfachen Reduzierung ihres sozialen Handlungs- und Interaktionsfeldes konfrontiert. Die familiären Binnenbeziehungen sind durch die 'empty-nest'-Situation auf die beiden Ehepartner reduziert, deren Kommunikation nicht zuletzt durch den unterschiedlichen Tageslauf auf wenige Phasen am Morgen und am Abend begrenzt ist.⁸¹ Soziale Außenkontakte sind durch die veränderte Wohnsituation, vor allem aber durch den Verlust des außerhäuslichen Arbeitsalltags drastisch eingeengt und bedürfen gezielter Aktivitäten, um überhaupt zustandezukommen.

Frau Becker berichtet von mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen, die alltägliche »Langeweile« und kommunikative Leere durch verschiedene Haus- und Handarbeiten zu überwinden, von deren Sinn und Notwendigkeit sie selbst wenig überzeugt ist.⁸² Sehr klar beschreibt sie den Zusammenhang zwischen der sozialen Isolation und ihren »Depressionen«, an denen derartige 'Beschäftigungstherapien' aus dem Repertoire der Frauenzeitschriften eben nichts zu ändern vermögen. Was ihr fehlt, ist der Kontakt zu anderen, der im alten Haus selbstverständlich und lebendig vorhanden war:

E: ... bis wir dann hier rüber gezogen sind - in die kleine Wohnung - - -
/und da hab ich gedacht ich werd irre hier - -

I: hm

E: kein Kontakt ((mit gedämpfter Stimme))/-
/im Haus [dem alten Haus; B.D.] wohnten sechs Partien -
da ham wer Sylvester zusammen gefeiert -
Haustür zu - s ganze Haus -
da warn die Mädchen noch zuhause.

...

und dann ziehn wir hier rüber. ((leiser, dramatisch))/-

I: Hm

81 Herr Becker ist noch erwerbstätig, was mit einer ca. 10stündigen Abwesenheit von zuhause verbunden ist (vgl. dazu die Beschreibung eines normalen Tagesablaufs im Nachfrageteil: 41/37-45/23).

82 »... eintönig - wenn se n ganzen Tag alleine sind - ich stricke - ich sticke - und ich häkele - aber manchmal setz ich mir au (mal ... hier)hin und hab überhaupt keine Lust, ne.« (13/18ff)

- E: Und se hörn und sehn nix.
 I: Hm ja.
 E: Ich hab gedacht - ich spring noch vom siebten Stock runner.
 /Ich hab Depressionen gehabt -
 mein Mann kriegte das nit mit -
 der kommt um fünferst von der Arbeit -
 der geht morgens zehn nach siebene weg. ((engagiert))/
 (12/9-29)

Frau Beckers Isolation ist so groß, daß nicht einmal der Ehemann ihre Situation miterlebt, ja, sie ihm kaum kommunizierbar zu sein scheint. Im Verlauf der Darstellung wird deutlich, daß die Einsamkeit nicht einfach ein Zustand ist, sondern eine eigene Dynamik entfaltet. Frau Becker beschreibt die Kommunikationslosigkeit als enger werdende Spirale, die im Laufe der Zeit auch durch eigene Rückzugstendenzen unterstützt wird: »... obwohl - ich das Hochhaus manchmal hasse - ich bin am liebsten hier drinne. Ich verschließe mich wahrscheinlich jetzt auch schon so - ich sach - 'ich mache schon äh Selbstgespräche, wenn ich ma Tage alleine bin.'« (18/1-7)

Da der Garten nur bedingt eine Alternative ist, sieht Frau Becker den einzigen denkbaren Ausweg darin, wieder erwerbstätig zu werden. Dieser aber erscheint ihr versperrt.⁸³ So nimmt sie für drei Stunden in der Woche eine Putzstelle bei einer alten alleinstehenden Frau im Nachbarhaus an. Dieser Tag bringt nicht nur Abwechslung (»der Mittwoch is für mich gelaufen dann«; 13/13), er scheint geradezu die Woche zu strukturieren. Darüber hinaus erlebt Frau Becker am Beispiel der anderen Frau ihr eigenes Problem, die soziale Isolation, aus der - Distanz ermöglichenden - Außenperspektive. Die andere ist noch einsamer, ohne Mann und ohne Kontakt zu ihren Kindern, und Frau Becker ist diejenige, welche die andere unterhält, ihr über den Tag hilft.⁸⁴ Somit hat sie nicht nur selbst Kontakt, sondern vor allem das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun und gebraucht zu werden.

83 Hier führt sie wieder ihren Mann als 'entscheidende Stimme' an, die sie allerdings - mit gesundheitlichen Argumenten untermauert - akzeptiert: »'Arbeiten' sacht er - 'kommt nich in Frage.' Ich karus ja au nit. Ich bin - durch die Operation hab ich keine Kraft mehr und kriege Hitzewellen ...« (12/30ff)

84 »Und die Frau freut sich, wenn ich jede Woche komme - die setzt sich, wenn ich die Küche reinemache - ... dann setzt die sich mitem Stuhl mitten in die Küche - dann unterhält se sich mit mir alls - und dann sacht se um elfe: 'is denn die Zeit schon wieder rum?'« (15/3-12)

Die Reduzierung auf die Hausfrauensituation und die etwa zeitgleiche Lockerung und Auflösung des selbstverständlichen alltagskommunikativen Netzes innerhalb und außerhalb der Familie kumulieren in Frau Beckers Biographie zu einer nahezu traumatischen Verengung des alltäglichen Handlungshorizonts, die in der kleinen Wohnung im siebten Stock eines Hochhauses geradezu bildhaft wird. Gerade in Frau Beckers Lebensgeschichte ist aber die enge Verflechtung von Biographie, Identität und sozialem Kontext erkennbar geworden. In der sozialen Isolation wird diese, ex negativo, noch einmal bestätigt.

Zugleich wird deutlich, daß die Erwerbsarbeit ein zentraler Pfeiler dieses alltäglichen sozialen Bindegewebes ist. Als er wegfällt, ist es für Frau Becker nicht nur schwer, sich sozial einzubinden, sondern auch *ihre Biographie* zu konstruieren. Nehmen wir ein letztes Mal die Struktur des Interviews als Indikator dafür, so zeigt sich, daß - jenseits der Erzählkette über die Erwerbsarbeit - lange Erzählungen über die Töchter, Enkelkinder, Nichte und Neffen an die Stelle von autobiographischen Darstellungen⁸⁵ treten. Die eigene Biographie wird nur noch in Rückblenden auf die Lebenswelt der frühen Kindheit⁸⁶ - gewissermaßen als Kontrast zur gegenwärtigen isolierten Alltagssituation - und im Zusammenhang mit Interviewfragen nach der Arbeitserfahrung thematisiert.

2.4 Zusammenfassung und Vergleich

Wie oben bereits festgehalten, spielt die Erwerbsarbeit in Frau Beckers Lebensgeschichte eine ähnlich zentrale Rolle wie in den anderen beiden Fallstudien. Bei aller Parallelität der doppelten Vergesellschaftung und der daraus resultierenden Konflikte lassen sich allerdings einige wichtige Differenzen festhalten, die abschließend noch einmal benannt werden sollen. Sehr abstrakt formuliert, lassen sie

85 Hier ist besonders der biographische Zeitabschnitt der letzten zehn Jahre gemeint, die die Erzählerin nur durch drei persönliche Stationen markiert, nämlich durch Beginn und Ende der Arbeitsstelle in der Farbenhandlung und durch den Umzug in das Hochhaus. Alle anderen Erzählungen über diesen Zeitraum beziehen sich auf lebensgeschichtliche Ereignisse von Familienmitgliedern.

86 Der Tenor der im Nachfrageteil präsentierten Schilderungen aus der Kindheit ist das soziale Zusammengehörigkeitsgefühl einer trotz materieller Armut intakten Kommunikations- und Arbeitsgemeinschaft im Stadtteil (vgl. 64/16-66/20).

sich als Unterschiede in der autobiographischen 'Konstruktionslogik' zusammenfassen. Sie können folgendermaßen konkretisiert werden:

(a) Auf der phänomenologischen Ebene der autobiographischen Darstellung unterscheidet sich Frau Beckers Lebensgeschichte durch die *prozeßstrukturelle Perspektive*. Während bei Frau Witte und Frau Kersting eine handlungsschematische Haltung dominiert, taucht diese in Frau Beckers Darstellung kaum auf. Die Erzählerin ist nicht Protagonistin oder 'Autorin' ihrer Lebensgeschichte, sondern stellt ihre Biographie weitgehend als »normalen Verlauf« dar, an einigen zentralen Stationen auch als 'Leidensgeschichte'. Die über weite Strecken der Darstellung dominante autobiographische Haltung kann mit Schützes Begrifflichkeit als *institutionelles Ablaufmuster* beschrieben werden: 'So wie sie gelebt hat, haben viele gelebt'. Armut und Verzicht waren in ihrem näheren sozialen Umfeld »normal«. Dazu gehört auch die Normalität der Doppelarbeit als Frau in Familie und Fabrik (bzw. Kaufhaus, Laden, Büro).

Darüber hinausgehende biographische Entwürfe kommen kaum vor. Wo solche zumindest implizit erschlossen werden können, bestehen sie, wie die Familienperspektive, tendenziell im Nachvollzug sozialer Erwartungsstrukturen. Zweifellos vorhandene Handlungspotentiale werden weitgehend verausgabt, um den sozialen Rahmen - die Familie, Nachbarschaftskontakte usw. - zu erhalten und zu reproduzieren. Dies gilt sowohl für die Erwerbsarbeitsperspektive, die der Existenzsicherung und bescheidenen Konsumwünschen dient, als auch für die Reproduktions- und 'Beziehungsarbeit' innerhalb der Familie. Die dominante Zeitperspektive ist die Alltagszeit. Für die 'Arbeit' an der eigenen biographischen Entwicklung (vgl. Frau Kersting) oder auch die 'Verteidigung' der eigenen Biographie gegen äußere Widerstände (Frau Witte) bleiben kaum Reserven. - Allerdings besteht hierzu auch lange Zeit keine Notwendigkeit - so lange nicht, wie der kollektive Zusammenhang funktionsfähig ist, der jene alltägliche 'Normalität' trägt.

(b) Fragen wir nach den *Hintergründen* dieser biographischen Konstruktion, so wäre es allerdings problematisch, sie allein im individuellen 'Schicksal' der Erzählerin zu suchen. Was näherungsweise als institutionelles Ablaufmuster bezeichnet wurde, ist nicht als Biographie eines Individuums zu verstehen, das sich einem ihm fremden, abgehobenen 'institutionellen Programm' fügt. Die 'Institution'

ist vielmehr eine alltagsweltliche Normalität an deren Herstellung und Reproduktion das Individuum selbst als handelndes Subjekt und Teil eines Kollektivs beteiligt ist.

Sehr viel deutlicher als in den anderen beiden Fällen wird in Frau Beckers Interview die *kollektive* Dimension biographischer Entwicklung sichtbar. Die Erzählerin selbst stellt ihre Lebensgeschichte - und gerade deren Begrenzungen angedeuteter Entwicklungschancen («Hoffnungen») - immer wieder in den Zusammenhang der historischen und sozialen Situation. So wie sie (mit der Doppelperspektive von Erwerbsarbeit und Familie) gelebt hat und häufig genug zwischen beiden Bereichen hin- und hergeworfen worden ist, so haben es in ihrem Milieu »alle«⁸⁷ getan. Daß ihr keine großen Alternativen »offenstanden«, war für sie »normal«. Ausgeprägte lebenszeitliche Entwürfe hatten in diesem Rahmen keine besondere Funktion.

(c) Dabei ist die biographische Bedeutung der kollektiven Dimension nicht unabhängig von der 'Lagerung im sozialen Raum'⁸⁸ zu bestimmen. Die in Frau Beckers Interview sichtbar werdende kollektive Eingebundenheit in einen sozio-historischen Kontext kann als Bündel sich überlagernder Faktoren rekonstruiert werden: die proletarische Herkunft in einer Klassengesellschaft, in der soziale Mobilität z.B. durch Bildung noch die Ausnahme war, in der stattdessen noch relativ stabile soziale Lebenswelten existieren; die Begrenzungen der - im Nationalsozialismus normativ verstärkten - Geschlechtsrolle, die eine berufliche Qualifizierung für (Arbeiter-)Mädchen nur in einem sehr schmalen Bereich zugänglich machte; schließlich der Krieg, der Lieselotte Becker gerade in der Phase trifft, in der es um biographische Perspektiven und die Nutzung der, wenn auch begrenzten, Entwicklungschancen geht⁸⁹. Wenn der Verlust der Eltern auch eine besondere Härte und Verschließung biographischer Chancen darstellt, so wäre es dennoch verfehlt, daraus ein bloß 'individuelles Schicksal' zu interpretieren. Frau Becker sel-

87 Dabei ist die geschlechtsspezifische Differenz nicht reflektiert, was wiederum auf deren tiefe Verankerung im lebensweltlichen Basiswissen ('Normalität') verweist.

88 Vgl. dazu Mannheim (1964) sowie Kap. 4, Teil 2.4.

89 Der Krieg wirkt genau genommen in zweifacher Weise der Ausbildung biographischer Entwürfe entgegen: er verschließt nicht nur die Chancen einer beruflich basierten Entwicklung, sondern er verstärkt durch die Anforderung der Existenzsicherung, auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit, die Dominanz des alltagszeitlichen Horizons.

ber weist auch in diesem Punkt immer wieder auf die »Normalität« der erfahrenen Begrenzungen und Verhinderungen hin. Ihre Biographie ist zweifellos Teil eines kollektiven Lebenszusammenhangs, in dem die Armut und die 'Not-Wendigkeit' zum Arbeits- und Familienalltag gehören. Unter diesen Bedingungen gehören - vorsichtig formuliert - der Entwurf individueller Lebenswege und die Formulierung langfristiger biographischer Optionen nicht zu den wichtigsten sozialen Anforderungen. Die dominante (Zeit)-Perspektive der Erfahrungsrekapitulation ist nicht die biographische Entwicklung, sondern die *Alltagswelt*, die im wesentlichen eine *Arbeitswelt* ist.

(d) Dieses soziale Umfeld verändert sich im Laufe der Biographie der Erzählerin - nicht nur durch die Destabilisierung der familiären Eingebundenheit (früher Tod der Eltern), sondern vor allem durch die allmähliche Auflösung des proletarischen Nachbarschaftsmilieus seit den 1960er und 1970er Jahren. Der Konkurs der Firma Ergo - ein Kristallisationspunkt sozialer Beziehungen im Stadtteil -, das daraus folgende Wegziehen wichtiger Bezugspersonen aus der Nachbarschaft (wie auch der eigene Umzug in das Hochhaus), die räumliche Mobilität der nächsten Generation und andere Faktoren bewirken einen allmählichen Zerfall der funktionierenden proletarischen Alltagswelt. Damit werden die unbefragten Gewißheiten (»Normalitäten«) eben jener Lebenswelt fragwürdig und zu Problemen, die individuell beantwortet werden müssen. In diesem Prozeß gewinnt die Anforderung der biographischen 'Selbststeuerung' zunehmend an Bedeutung.

(e) Betrachten wir Frau Beckers Biographie von diesem Punkt aus, gewissermaßen 'vom Ende her', so kann sie zweifellos als Beispiel für eine markante Kumulation biographischer Risiken gelten. Geringes ökonomisches und kulturelles Kapital sowie die Begrenzungen der generations- und geschlechtsspezifischen Chancen kumulieren im Verlauf des Lebens und lassen nur geringe Ressourcen für eine biographische Gestaltung aufbauen, ja, die Entwertung des vorhandenen sozialen Kapitals durch die Veränderung des sozialen Umfeldes und der Handlungsbedingungen führt am Ende sogar zu einer zusätzlichen Verengung nicht nur biographischer, sondern auch alltäglicher Handlungsmöglichkeiten.

Was hier mit Fokus auf der individuellen Entwicklung als *Kumulation biographischer Risiken* (Verlaufskurvenpotential) interpretiert worden ist, läßt sich freilich auch aus der gesellschaftlichen Perspek-

tive betrachten. Dann haben wir es mit zwei *unterschiedlichen Formen der Vergesellschaftung* zu tun, die von den Individuen jeweils verschiedene Typen der Selbst-Organisation abfordern: in einem Fall die soziale Integration durch die Reproduktion eines kollektiven Arbeits- und Lebensalltags - dem entspricht eine 'Identität durch Vergemeinschaftung und Teilhabe' -, im anderen Fall eine individuelle biographische Selbststeuerung - dem entspricht eine 'Identität als biographische Konstruktion'. Die Erwerbsarbeit ist in beiden Fällen von zentraler Bedeutung. Im ersten Fall ist Erwerbsarbeit die Basisstruktur einer kollektiven Lebenswelt. Arbeit zu haben, bedeutet, an jener Lebenswelt teilzuhaben, den Alltag zu bewältigen, eine soziale Identität zu haben, ohne eine individuelle Biographie entwerfen zu müssen. Diese 'Konstruktionslogik' ist in Frau Beckers Lebensgeschichte rekonstruiert worden. Im anderen Fall ist der Beruf ein zentrales Medium individueller biographischer Entwürfe und Strategien, wobei die Erwerbsarbeit durchaus auf verschiedene Weise diese Funktion erfüllen kann. In den beiden vorhergehenden Fallstudien haben wir zwei unterschiedliche Varianten kennengelernt.⁹⁰ - Aus dieser Perspektive betrachtet, wäre Frau Beckers Schicksal damit erklärt, daß ihre Biographie 'zufällig' mit dem Umbruch zwischen den beiden Vergesellschaftungsmustern konfrontiert ist.

Vor diesem Hintergrund kann schließlich auch die Eingangsfrage, inwieweit sich Frau Beckers Biographie als 'typisches proletarisches Frauenschicksal' interpretieren läßt, differenziert werden. Einerseits ist das hervorstechende Merkmal ihrer biographischen Konstruktion die enge Verwobenheit von Lebensgeschichte, Identität und kollektiver Alltagserfahrung, an die spezifischen Bedingungen des beschriebenen Milieus gebunden und insofern *typisch* für die urbane proletarische Lebensweise einer bestimmten Zeit. Andererseits wird die Rede von 'typisch proletarischen Biographien' mit der Differenzierung und zunehmenden Veränderung proletarischer Milieus selbst obsolet. In der Konfrontation mit diesen Veränderungen tritt gerade das Individuelle, Einmalige biographischer Konstruktionen auch in proletarischen Milieus zutage. Frau Beckers autobiographische Konstruktion - oben als ambivalente Basishal-

⁹⁰ In Frau Wittes Biographie war die Erwerbsarbeit eher eine Voraussetzung und Basis biographischer Planungen und Handlungsmöglichkeiten, in Frau Kerstings Fall dagegen war die berufliche Entwicklung selbst ein wesentlicher Strang und 'Medium' des biographischen Prozesses.

tung zwischen der 'Akzeptanz einer Normalität' und der 'Enttäuschung über die ungelebte Biographie' bezeichnet - kann trotz der kollektiven Bezüge nicht aus ihnen 'abgeleitet' werden. Auch im Typischen steckt das Moment der Autonomie und Emergenz subjektiver Konstruktionen.

3 Grete Hellberg: Arbeitsleben als Lebensarbeit. Von der Ökonomie des Lebens zwischen Tradition und Moderne

Im Vergleich zu den anderen Fallstudien ist die Lebensgeschichte von Frau Hellberg vor allem unter zwei Gesichtspunkten interessant: (a) Hinsichtlich der Gewichtung von Erwerbsarbeit und Familie unterscheidet sie sich von den bisher analysierten Fällen durch die deutliche Dominanz eines der beiden Bereiche, nämlich der Familienarbeit. (b) Wie in dem zuletzt analysierten Fall wird auch in Frau Hellbergs Interview die enge Einbindung der Biographie in eine soziale Lebenswelt sichtbar. Allerdings handelt es sich in ihrem Fall nicht um ein traditionelles proletarisches, sondern ein dörflich-(klein)bäuerliches Milieu, das - ähnlich wie das städtisch-proletarische Umfeld, in dem Frau Becker aufgewachsen ist - im Laufe der Biographie einen gravierenden sozialstrukturellen Wandel erfährt.

3.1 Biographische Kurzbeschreibung

Grete Hellberg wird Ende der 1930er Jahre in einem kleinen Dorf in Norddeutschland geboren. Ihr Vater ist Bauer und zugleich Bürgermeister des Ortes. Grete hat zwei ältere Schwestern.

Die ersten Grundschuljahre sind noch durch die Kriegszeit geprägt. Nach Abschluß der Volksschule, Anfang der 1950er Jahre kann Grete ihren Wunsch, einen Beruf zu lernen, nicht realisieren, da ihre Arbeitskraft in der elterlichen Landwirtschaft gebraucht wird. Ein Jahr später, im Alter von siebzehn Jahren, nimmt sie jedoch eine Stelle als Hilfe in einem Geschäftshaushalt an und verläßt das Elternhaus.

Sie arbeitet und wohnt zwei Jahre in dem Haushalt und lernt während dieser Zeit ihren späteren Mann, Ernst Hellberg, kennen. Als nächstes arbeitet sie für anderthalb Jahre in einer Schlachtereier, auch hier besteht ein Teil des Lohnes in Kost und Logis. An ihrem freien Nachmittag in der Woche fährt sie meist nach Hause und arbeitet auf dem Hof ihrer Eltern mit.

Ende der 1950er Jahre heiratet Grete und zieht mit ihrem Mann zu den Schwiegereltern. Noch im gleichen Jahr wird eine Tochter geboren. Die junge Familie bleibt bei den Schwiegereltern wohnen. Grete arbeitet weiterhin samstags als Aushilfe in der Schlachtereier, ihr Mann als Schichtarbeiter im Stahlwerk Alpha. Von dem verdienten Geld werden erste Anschaffungen gemacht und Sparverträge abgeschlossen.

Anfang der 1960er Jahre, vier Jahre nach ihrer Heirat, kann die Familie die erste eigene Wohnung im benachbarten S-Dorf beziehen, und Grete hat zum ersten Mal ihren eigenen Haushalt. Die Wohnung in S-Dorf gehört zu einer Schlachtereierfiliale, die Gretes Chef dort eröffnet hat. Er stellt sie als Aushilfs-Arbeitskraft an. Mitte der 1960er Jahre wird Gretes zweite Tochter geboren. Dadurch wird die für den Schichtarbeiter Ernst ohnehin ungünstige Ladenwohnung noch unruhiger. Die Hellbergs halten die angespannte Wohnsituation insgesamt vier Jahre aus.

Dann können sie zu günstigen Bedingungen ein altes Haus mit einem großen Grundstück ersteigern. Das Ziel ihrer Bausparverträge, »irgendwann einmal was Eigenes zu erwerben«, ist damit zunächst erreicht, doch muß das Haus den Bedürfnissen der Familie erst noch angepaßt werden. In den folgenden Jahren renovieren die Hellbergs ihr Haus vollständig in Eigenarbeit. Die Arbeitsbelastung ist für Ernst, der noch immer Schichtarbeit macht, und Grete, die weiterhin samstags in der Schlachtereier arbeitet, erheblich. Neben den Kindern, dem Haushalt und den Umbauarbeiten ist noch ein großer Garten zu versorgen. Die Belastung nimmt zu, als Ende der 1960er Jahre »ungeplant« ein drittes Kind geboren wird. Zwei Jahre später nimmt Grete Hellberg eine Halbtagsstelle in einem Kaufhaus an, die sie jedoch nach einigen Monaten wieder aufgeben muß, weil sie einen physischen und psychischen Zusammenbruch erleidet.

Nach einer Kur erholt sie sich wieder. Anschließend wird sie nicht mehr erwerbstätig. Ihr Alltag ist jedoch weiterhin durch erhebliche physische und psychische Arbeitsleistungen geprägt. Fordern

der Haushalt und der große Garten sowie die Betreuung der drei Kinder schon genug Arbeit, so belastet das Vereinbarkeitsproblem zwischen der Schichtarbeit des Ehemannes und den Bedürfnissen der Kinder die Organisation des Familienlebens zusätzlich. Das einzige Highlight in den folgenden Jahren ist die erste (und einzige) Urlaubsreise, die die Hellbergs unternehmen.

Anfang der 1970er Jahre bekommt Grete Hellberg ihr viertes Kind. Wenige Jahre später beschließen die Hellbergs, auf ihrem großen Grundstück neben dem alten Haus noch einmal neu zu bauen. Hintergrund ist das Bestreben, endlich eine Wohnsituation zu schaffen, welche der sechsköpfigen Familie und vor allem den Ruhebedürfnissen von Herrn Hellberg gerecht wird.

Innerhalb von »zwei ganz harten Jahren« bauen sie das Haus. Vom Ausschachten des Kellers über das Hochziehen der Mauern, das Schütten der Decken bis hin zum Dachdecken machen Ernst und Grete Hellberg die Arbeiten weitestgehend selbst, gelegentlich unterstützt durch Nachbarn. »Daneben« laufen für Frau Hellberg der Haushalt im alten Haus und die Betreuung der Kinder mit ihren unterschiedlichen Anforderungen weiter. Herr Hellberg macht weiterhin Schichtarbeit.

Als das 'eigene Haus' Ende der 1970er Jahre fertig ist, kann die Familie es jedoch nicht genießen. Im Abstand weniger Monate sterben Frau Hellbergs Eltern, und kurz nach dem Einzug erkrankt der jüngste Sohn an einer chronischen Stoffwechselstörung. Dieses Ereignis trifft die Hellbergs als »ganz schwerer Schlag« und bringt besonders für Grete eine dauerhafte Zusatzbelastung mit sich. Sie ist nicht nur die Hauptverantwortliche für die Betreuung des kranken Kindes, sondern muß zugleich dafür sorgen, daß der Familienalltag auf die durch die Krankheit geschaffenen neuen Bedingungen abgestimmt wird. Seit der Erkrankung des Sohnes fühlt sie sich noch enger an ihre Aufgabe gebunden, für die Familie sorgen zu müssen. Vor diesem Hintergrund betrachtet sie ihren Wunsch, noch einmal (außerhäuslich) zu arbeiten, als nicht realisierbar, ja, selbst ein Kurzurlaub von wenigen Tagen erscheint ihr kaum machbar.

3.2 Bemerkungen zum Interview

Das Interview mit Frau Hellberg wurde von derselben Interviewerin geführt, die zuvor Herrn Hellberg interviewt hatte. Bei diesem Interview war Grete Hellberg auf eigenen Wunsch dabei, um zu sehen, wie ein Interview abläuft. Danach hatte sie zugesagt, ebenfalls ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Bei diesem Termin war ihr Mann zugegen, ohne sich, bis auf zwei kleine Bemerkungen, in ihre Darstellung einzumischen.

Das Interview mit Frau Hellberg ist mit ca. 40 Minuten relativ kurz. Die biographische Haupteerzählung gliedert sich in eine einfache, der Chronologie folgende Ordnung von fünf Suprasegmenten: Kindheit; Arbeit vor der Ehe; Familiengründung und Aufbau familiärer Eigenständigkeit; Hausbau; Krankheit des Kindes.⁹¹

Die Erzählerin wirkt während des gesamten Interviews angespannt, was vermutlich mehrere Gründe hat. Zum einen ist sie sichtlich bemüht, den roten Faden der Chronologie nicht zu verlieren. Diese selbst gewählte Anforderung führt zweimal dazu, daß die Erzählerin tatsächlich 'den Faden verliert' und nicht mehr weiter weiß, so daß die Interviewerin eine kurze Unterbrechung des Interviews mit Abschalten des Tonbandes vorschlägt.

Ein zweiter Grund für die Anspannung der Erzählerin liegt vermutlich in der Unsicherheit, ob sie sich richtig ausdrücken kann. Beide Hellbergs hatten im Vorgespäch diese Unsicherheit geäußert. Sie sprechen in der Regel platt und fühlten sich nicht allein durch die Anforderung, hochdeutsch zu sprechen, unter Druck gesetzt, sondern vollends durch die akademische Interviewerin und den universitären Kontext des Projekts. Der Hinweis auf die geringe eigene Schulbildung und die geäußerte Befürchtung, die Wissenschaftler von der Universität könnten über ihre Interviews lachen, sind deutliche Signale für Unsicherheits- und Schamgefühle.

Trotz dieser Erschwernisse ist es der Interviewerin im Vorgespräch gelungen, das Vertrauen der Hellbergs und ihre Bereitschaft für ein Interview zu gewinnen. Ausschlaggebend war dabei die Zusage von Vertraulichkeit und der Möglichkeit, die Interviews

91 Genauere Angaben im Verlaufsprotokoll (vgl. Dausien 1994c).

im nachhinein zu sehen bzw. zu verändern.⁹² Auch die Möglichkeit, beim Interview des jeweiligen Partners anwesend zu sein, hat die Bereitschaft zur Mitarbeit erhöht.⁹³ Die Beziehung zwischen der Interviewerin und den Interviewten kann als freundlich distanziert bezeichnet werden. Die Interviewerin nimmt die Bedenken der Hellbergs ernst und respektiert die Grenzen ihrer Erzählbereitschaft.

Ein letzter Faktor, der die Interviewsituation beeinträchtigt hat, ist die Tonbandaufzeichnung. Die Hellbergs gehören zu den InterviewpartnerInnen, die bislang keine Erfahrungen mit derartigen Tonbandaufnahmen gemacht hatten. Daß ihre 'Lockerheit' und Erzählbereitschaft nach dem Abschalten des Bandes zugenommen hat, ist ein Beleg für die einschränkende Wirkung des Settings.

Neben diesen situativen Aspekten kommt in der zurückhaltenden, knappen Art der Erzählerin aber auch eine für sie typische autobiographische Haltung zum Ausdruck, die im folgenden anhand der dargestellten biographischen Erfahrungsabläufe rekonstruiert wird.

3.3 *Das Leben als Arbeit oder 'Man bekommt im Leben nichts geschenkt'*

Die Lebensgeschichte von Frau Hellberg ist wie kaum eine andere unseres Samples durch die Erfahrung der Arbeit bzw. des 'Arbeiten-Müssens' geprägt. Diese beginnt in der frühen Kindheit, in der die Notwendigkeit der täglichen Arbeit aller Familienmitglieder, also auch der Mithilfe der Kinder, im landwirtschaftlichen Umfeld allgegenwärtig ist. Im folgenden soll die biographisch-chronologische Aufschichtung von Arbeitserfahrungen in Familie und Erwerbsarbeit genauer rekonstruiert werden.

92 Herr und Frau Hellberg haben nicht nur Nachbesprechungen ihrer Interviews gehabt, sondern an den beiden Feed-Back-Seminaren teilgenommen, bei denen die Projektmitglieder den ErzählerInnen, thematisch zentriert, Ergebnisse und Fragen vermittelt haben, die sich aus den Interviews ergeben haben (vgl. Alheit et al. 1982, 1983).

93 Diese Möglichkeit wurde von den Hellbergs gewünscht, nicht von der Interviewerin angeboten.

3.3.1 Kindheit auf dem Land⁹⁴

Frau Hellberg schildert die Lebenswelt ihrer Kindheit durch eine Reihe von Episoden, die wie Erinnerungssplitter aneinandergereiht werden. Längere Beschreibungen oder eigentheoretische Erklärungsversuche ihrer Kindheit kommen dagegen kaum vor. Lediglich die einleitenden Formulierungen⁹⁵, ein paar eingeschobene Hintergrundinformationen über den Vater und die Schlußbemerkungen zum ersten Suprasegment (Kindheit) beziehen sich explizit auf die Rahmenbedingungen ihres Aufwachsens. Diese lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Grete ist als jüngste von drei Töchtern in einem kleinen bis mittleren landwirtschaftlichen Betrieb aufgewachsen.⁹⁶ Ihr Vater hat als Bürgermeister und Inhaber verschiedener Ehrenämter eine herausgehobene Position in dem kleinen Dorf. Damit sind für Grete, zumindest im Alltag, jedoch keine Privilegien verbunden. Im Gegenteil, die Bewegungsmöglichkeiten im Haus sind durch den Publikumsverkehr des Vaters eher eingeschränkt.⁹⁷ Das Haus (und die Familie) steht im Licht der Öffentlichkeit, und es kann angenommen werden, daß damit für die Kinder ein gewisser Anpassungsdruck an die Normen der dörflichen Lebenswelt verbunden war.

Der Krieg, der wenige Jahre nach Gretes Geburt beginnt, hat für die Erzählerin zwar unangenehme, aber keine traumatischen Erinnerungen hinterlassen.⁹⁸ Fliegeralarm wird nicht als todbringende

94 Vgl. Suprasegment 1 (1/1-4/5).

95 »Also - ich bin (Jahreszahl) in P-Dorf geboren - es ist ein kleines Dorf - bei R-Stadt. Ich bin dort großgeworden. Habe zwei ältere - Geschwister - - ich bin (Jahreszahl) zur Schule gekommen ...« (1/2-6)

96 Über die genaue Größe des Betriebes sagt die Erzählerin nichts. Aus der Zusatzkenntnis über die landwirtschaftliche Struktur der infragestehenden Region und Zeit kann jedoch angenommen werden, daß der Betrieb eher klein war. Große Höfe waren dort selten. Im Unterschied zu Herrn Hellbergs Herkunftsfamilie handelt es sich jedoch - zumindest in der Elterngeneration - noch nicht um einen ausgesprochen armen Hof am Rande der Existenzgrenze. Die Ämter von Gretes Vater im Dorf verweisen außerdem auf eine gewisse ökonomische Position.

97 Grete berichtet von den regelmäßigen Besuchen der Bauern, die in dem zur »Amtsstube« umfunktionierten Wohnzimmer der Familie ihre Steuern zahlen. Die damit verbundenen Einschränkungen betreffen hauptsächlich Gretes Mutter, die sich ärgert, daß die Bauern mit schmutzigen Holzschuhen den Teppich ihres Wohnzimmers betreten (vgl. 2/28-3/2).

98 Der Unterschied zu Frau Beckers Kriegerinnerungen (s.o.) kann, abgesehen von der persönlichen Betroffenheit, auch auf das unterschiedliche Alter, in dem der Krieg bewußt erlebt worden ist, zurückgeführt werden. Womöglich spiegelt sich in der 'undramatischen' Erinne-

Bedrohung, sondern eher als willkommene Unterbrechung des Schulunterrichts rekapituliert. Die Schutzmaßnahmen, sich in den Graben zu werfen, werden von der Erzählerin nicht wegen des Erlebnisses der Gefahr erinnert, sondern vor allem wegen des damit verbundenen Verhaltens des Lehrers, der mit den Kindern »zusammen in Graben gekrochen« ist.⁹⁹ Dennoch weckt der Krieg auch bei Frau Hellberg unangenehme Erinnerungen wie das nächtliche Verkrichen in den Kartoffelkeller, den sie als »dunkel und kalt« erlebt hat. Außerdem ist die Wohnsituation im Elternhaus im und kurz nach dem Krieg durch die Aufnahme von zwei weiteren Familien äußerst beengt.¹⁰⁰

Nach dem Krieg ist Gretes Alltag wie der der anderen Dorfkinder dadurch bestimmt, neben der Schule auf dem elterlichen Hof mitzuhelfen. Sie muß melken¹⁰¹, »beim Heu helfen«, »Kartoffeln sammeln«, »Torf graben« und »alles« machen, »was so anfiel« (vgl. 3/36 - 4/5). Arbeit ist somit von Kindheit an eine *konkrete Erfahrung*, an der einige Aspekte hervorzuheben sind, die auch Gretes spätere Arbeitserfahrungen prägen werden:

- Arbeit ist *körperliche Arbeit*. Grete lernt schon früh, auch schwere Arbeit machen zu müssen und zu können und dabei körperliche Belastungen auszuhalten.¹⁰² Der Körper wird zur 'natürlichen Resource', die im Arbeitsprozeß selbstverständlich eingesetzt wird.

- Arbeit ist ein *sozialer Prozeß*. Grete macht die Erfahrung, daß alle Mitglieder ihrer Welt je nach Kräften und Leistungsvermögen arbeiten. Arbeit ist notwendiger Bestandteil des Lebens und die Basis der sozialen Gemeinschaft. Die sozialen Beziehungen sind primär Arbeits- und Kooperationsbeziehungen.

- Die von jede(m) einzelnen geleistete Arbeit ist Teil einer übergeordneten *gemeinsamen Ökonomie*. Es geht nicht um individuelle 'Pro-

nung von Frau Hellberg, die in den letzten Kriegsjahren immerhin im Schulalter war, auch die objektiv unterschiedliche Situation zwischen Stadt und Land wider.

99 »Ne - damals war Krieg - ich kann mich noch - erinnern - wenn wir inner Schule saßen - dann - und das Telefon ging - dann=e wünschten wir uns - daß Fliegeralarm is - denn dann konnten wir nach Hause gehen. Oft ham wirs dann auch nicht geschafft - dann is dann der Lehrer mit uns zusammen in Graben gekrochen. Ham wer uns dort versteckt.« (1/7-16)

100 Neben Verwandten, die ausgebombt sind, wohnt eine Flüchtlingsfamilie im Haus (vgl. 1/25-31).

101 Hier gibt die Erzählerin die Information, daß die Eltern sechs Milchkühe hatten, ein weiterer Indikator für die Größe des Hofes.

102 »Das war an_ ne ganz schwere Arbeit ...« (4/3)

filierung' durch Leistung, sondern um die kollektive Arbeit am gemeinsamen Ziel.¹⁰³ Dieses Ziel ist die Absicherung des Hofes und damit der materiellen Existenz aller Mitglieder der Produktionsgemeinschaft. In diese Ökonomie ist das Anlegen von Vorräten und das Sparen für später (die nächste Generation) eingebaut, zumindest dort, wo die Not nicht nur ein Wirtschaften von der Hand in den Mund erzwingt.¹⁰⁴

- Grete lernt früh, eigene Bedürfnisse hinter das Ziel der Gemeinschaft, eben jene Ökonomie des 'ganzen Hauses'¹⁰⁵, zurückzustellen oder solche gar nicht erst zu entwickeln. Damit ist zugleich die *Akzeptanz sozialer Erwartungs- und Rollenstrukturen* verbunden: vor allem der Unterordnung der jüngeren unter die ältere Generation und der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Dies sind selbstverständliche Regeln der sozialen Welt, die nicht infragegestellt werden können, ohne das Funktionieren des Ganzen zu gefährden.

Diese Regeln des (Arbeits-)Alltags lassen sich aus Frau Hellbergs Interview ebenso rekonstruieren wie aus dem ihres Mannes, der im gleichen Milieu aufgewachsen ist. Sie bilden den lebensweltlichen Hintergrund, vor dem sich mehr oder weniger deutlich die individuelle biographische Perspektive abhebt. In Frau Hellbergs Kindheitserzählung wird diese durch einige wenige Narrationen markiert, in deren Kern jeweils besondere Ereignisse stehen.

So erinnert sie eine lebensbedrohende Krankheit, von der sie im Alter von neun Jahren nur durch ein »Wunder« genesen ist (vgl. 1/34-40) und die im übrigen deshalb erwähnenswert ist, weil sie in dieser Zeit ab und an von Nachbarn eine Kleinigkeit, z.B. ein Stück Kuchen, geschenkt bekam.¹⁰⁶ Das Motiv, etwas geschenkt zu bekommen, taucht auch in der Erinnerung an Soldaten aus der Besatzungs-

103 Die Geschichte, daß Grete einmal den »Rekord geschlagen« und alle sechs Kühe allein gemolken hat (3/38-40), bestätigt gerade in ihrem Ausnahmeharakter, ein biographisches 'Highlight' zu sein, diese Regel.

104 Dieser Aspekt wird in Herrn Hellbergs Biographie, der von einem ärmeren Hof stammt, angesprochen.

105 Vgl. Brunner 1978.

106 »Ne - habe dann oft was geschenkt bekommen - unter anderem von einer Frau aussem Dorfe - äh schenkte mir mal n Stück Butterkuchen - hab ich mich so zu gefreut - ich weiß heute nich - warum die mir gerade was schenkte - äh wir warn nich verwandt - und auch nich befreundet.« (2/1-8) Daß die Erzählerin bis heute darüber verwundert ist, ein Stück Kuchen 'einfach so' geschenkt zu bekommen, zeigt an, wie ungewöhnlich diese Erfahrung gewesen sein muß.

zeit auf, die dem Kind ein Stück von ihrem »Kakaoklumpen« abgegeben haben (vgl. 1/17-23). Die Wahl der dreizehnjährigen Grete zur Schützenkönigin, die dabei für die Kinder des Dorfes servierten Leckereien (Saft und Kuchen) und das Erlebnis, einmal »die Erste« zu sein, ist ein weiteres und auch schon das letzte 'Highlight' der Kindheitserinnerungen.¹⁰⁷

Die Pointe dieser Geschichten ist die Erfahrung, einmal etwas besonderes geschenkt zu bekommen, ohne es zuvor durch Leistung verdienen zu müssen. Die Bescheidenheit der Geschenke - ein Stück Kuchen, etwas Schokolade, eine besondere Aufmerksamkeit am Tag des Schützenfestes - liefert nicht nur einen Maßstab für den 'normalen' Erlebnishorizont, sondern belegt ex negative die Gültigkeit der Alltagsregel: 'Man bekommt im Leben nichts geschenkt.' Darüber hinaus ist das Beschenktwerden die einzige Erfahrung, bei der Grete aus dem Rahmen der alltäglichen Beziehungs- und Erwartungsstrukturen herausgehoben wird und *als einzelne* adressiert wird.¹⁰⁸

3.3.2 Schritte ins Erwachsenenleben¹⁰⁹

Gretes Übergang in das Erwachsenenleben ist durch die Regeln und Grenzen der beschriebenen Lebenswelt geprägt. Nach dem Schulabschluß möchte sie zwar einen Beruf - Verkäuferin oder Schneiderin¹¹⁰ - erlernen, sie gibt diesen Wunsch jedoch auf und ordnet sich der Ökonomie der väterlichen Wirtschaft unter:

*Ne - dann (Jahreszahl) bin ich dann entlassen worden -
mit dem Abschlußzeugnis ausser Volksschule. - - -*

107 Die Wahl zur Schützenkönigin setzte keine besondere Leistung voraus, sondern kam für Grete ohne eigenes Zutun gewissermaßen wie ein Geschenk. Daß sie vermutlich auch mit der gesellschaftlichen Funktion des Vaters zu tun hatte, beeinträchtigt diese Interpretation, die sich ja auf die Perspektive des Kindes bezieht, nicht (vgl. die gemessen am sonstigen Darstellungsstil relativ detailreiche und lebendige Erzählung über das Schützenfest: 3/3-34).

108 Vgl. z.B. die Formulierung aus der Geschichte über die Schützenkönigin: »Man war irgendwie wohl die Erste« (3/32).

109 Vgl. Suprasegment 2 (4/6-5/29).

110 Vgl. hierzu die Parallele zu Frau Beckers Berufswünschen und Frau Wittes tatsächlicher Berufswahl, die deutlich macht, wie eng die geschlechtsspezifischen Grenzen biographischer Entwürfe in proletarischen Milieus gesteckt sind.

*Ne - - mein Wunsch war damals einmal nä - Schneiderin oder
Verkäuferin zu lernen.*

*Daraus ist leider nichts geworden -
ich mußte mit auf dem elterlichen Hof helfen.*

(4/6-10)

Als jüngste und einzige noch unverheiratete Tochter hat sie zunächst keine Chance, der Pflicht zur Mithilfe zu entgehen. Daß Grete - auch in ihrer Darstellung - keinen Protest gegen diese Einschränkung äußert, sondern sie mit leisem Bedauern akzeptiert¹¹¹, ist weniger ein Indiz für die Einsicht in eine ökonomische Notwendigkeit - immerhin lebt die Schwester, die den väterlichen Betrieb erben wird, bereits mit Mann und Kind auf dem Hof. In der Akzeptanz der gesteckten Grenzen kommt vielmehr die Wirksamkeit sozialer Regeln und Institutionen zum Ausdruck, die den Spielraum für biographische Optionen festlegen. Hier sind Parallelen zu Frau Beckers Biographie erkennbar, in Frau Hellbergs Fall ist jener Spielraum jedoch noch enger begrenzt. Während Frau Becker immerhin eine Kumulation ungünstiger Ereignisse benötigte, um ihre, wenn auch bescheidenen biographischen Optionen aufzugeben, genügt für Grete das Wort des Vaters, um die 'Unmöglichkeit' eigener Berufswünsche zu akzeptieren.¹¹² In der abschließenden Formulierung: »es lag ja nun nich drin« (4/35), kommt eine ähnlich resignativ-hinnehmende Haltung zum Ausdruck wie in Frau Beckers Interview.

Dennoch gelingt es Grete etwa ein Jahr später, ihre Situation zu verändern und die Familie zu verlassen:

*Dann=e - mit siebzehn Jahren hab ich mich dann doch durchgerungen -
und bin von zuhause - weggegangen.*

Ich habe in einem - Geschäftshaushalt gearbeitet.

Zuerst Haushalt - und später Laden und Haushalt.

*Ich habe anfangs äh vierzig Mark verdient -
und später sechzig Mark im Monat.*

Ich hatte Essen - und=e Zimmer frei. - -

(4/36-5/2)

111 »Daraus ist leider nichts geworden« (4/9) und wenig später, auf direktes Nachfragen der Interviewerin: »Ach - ja, ich wär lieber weggegangen gleich ... aber es - es lag ja nu nich drin« (4/31ff).

112 Aus der Darstellung geht nicht hervor, ob Frau Hellberg ihre Berufsperspektiven überhaupt geäußert oder vielmehr nur als 'heimliche Wünsche' für sich behalten hat.

Daß Grete sich zu diesem Schritt »durchgerungen« hat, verweist auf einen inneren Konflikt zwischen dem Gehorsam gegenüber den lebensweltlichen Regeln und dem Streben nach Unabhängigkeit, das bislang nur in der kurzen Andeutung eines Berufswunsches angeklungen ist. Am Ende entscheidet sie durch die Annahme einer Arbeitsstelle aktiv über die nächste Etappe ihrer Biographie. Dabei kann sie jedoch ihren Wunsch nach einer Berufsausbildung nicht realisieren, ja, er steht offensichtlich gar nicht mehr zur Debatte. Die Artikulation des eigenen Lebens, die in dem Schritt zum Ausdruck kommt, ist nicht mit einer längerfristigen Bildungs- oder Berufsperspektive verknüpft, sondern besteht wesentlich in der unmittelbaren räumlichen und ökonomischen Ablösung von der Herkunftsfamilie. Für diesen Schritt stehen der Siebzehnjährigen nur äußerst begrenzte Möglichkeiten offen. Grete wählt die - spätestens seit dem 19. Jahrhundert für junge Frauen vom Land typische¹¹³ - Stellung als Dienstmädchen in einem Geschäftshaushalt in der nächsten (Klein-)Stadt.

Mit dieser Arbeitsstelle sind äußerlich ganz ähnliche Bedingungen ihres Arbeitsalltags verbunden wie zuhause: Essen und Wohnen in einer Familie, extrem ausgedehnte und unregelmäßige Arbeitszeiten¹¹⁴, persönliche Abhängigkeitsbeziehungen. Gerade in der Parallelität kommt jedoch der entscheidende Unterschied zum Ausdruck: Es ist eine fremde Familie, für die Grete arbeitet, und damit hat sie - wenn auch minimale - vertraglich festgelegte Rechte: einen freien Sonntag alle drei Wochen und einen Lohn von vierzig, später sechzig Mark im Monat. Das äußerst bescheidene Niveau dieser Rechte läßt im Kontrast die vollständige Vereinnahmung innerhalb der Familie erkennen. Daß Grete in dieser Zeit ihren späteren Mann kennengelernt hat, ist im übrigen ein weiterer Hinweis auf die erst jenseits der familiären Kontrolle beginnende Möglichkeit, ein 'Privatleben' und eine eigene biographische Perspektive zu entwickeln.

In den nächsten Jahren verändert sich Gretes Situation nicht wesentlich. Nach zwei Jahren verläßt sie den Geschäftshaushalt und nimmt eine Stelle in einer Schlachtereier an, die - bei ähnlichen Rah-

113 Vgl. dazu die historisch-empirische Studie von Marianne Friese (1991) über die soziale Konstitution des weiblichen Proletariats.

114 »Das war - lange Arbeitstage. Ich habe morgens - um halb sieben fing der Tag an - bis abends halb acht - oder acht Uhr erst hatt ich Feierabend. Alle drei Wochen sonntags frei - - inne Woche gar nich - - sonst gabs keine Freizeit.« (5/3-9)

menbedingungen (Wohnen und Kost in der Familie, lange Arbeitszeiten) - einige bescheidene Verbesserungen bietet: Grete verdient nun fünfundachtzig Mark im Monat und hat pro Woche einen Nachmittag sowie jeden zweiten Sonntag frei. Daß sie diese Zeit meistens damit verbringt, auf dem elterlichen Hof mitzuarbeiten, belegt, daß sie dem familiären Reglement nach wie vor unterworfen ist.

Am Ende der dreieinhalbjährigen Phase erster Selbständigkeit steht ein materielles Ergebnis: Grete kauft sich von dem ersparten Geld eine Nähmaschine. Diese Nähmaschine vereint geradezu symbolisch eine Reihe biographischer und sozialer Bedeutungen: Sie steht zunächst für eine gewisse Wiederaufnahme bzw. Fortsetzung des ursprünglichen Berufswunsches, Schneiderin zu werden. Darüber hinaus ist sie der sichtbare Beleg für Gretes Arbeitsfähigkeit und wirtschaftliche Tüchtigkeit. Sie hat es verstanden, ihren geringen Lohn so zusammenzuhalten, daß sie am Ende einen bleibenden Wertgegenstand davon anschaffen kann. Damit hat sie sich zugleich als sparsame und kluge Haushälterin qualifiziert, die in der Lage ist, auch eine Familie nach den geltenden ökonomischen Regeln zu leiten. Mit der Nähmaschine hat sie schließlich ein elementares Produktionsmittel traditionell weiblicher Hausarbeit erworben. Nähen ist keineswegs bloß 'Hobby' oder die Möglichkeit zu kreativer Arbeit, auch wenn es diesen Aspekt nicht ausschließt. Es ist vielmehr ein ökonomisch relevanter Produktionsprozeß im Rahmen der familiären Reproduktion. In diesem Kontext symbolisiert die Nähmaschine auch ein Stück weiblicher Autonomie.¹¹⁵ - So 'gerüstet' verfügt Grete über gute Voraussetzungen für den nächsten biographischen Schritt, die Gründung einer eigenen Familie.

3.3.3 »Wir hatten dann vor, doch irgendwann einmal was Eigenes zu erwerben...« Das Familienprojekt¹¹⁶

Mit einundzwanzig Jahren heiratet Grete Ernst Hellberg, der wie sie vom Land stammt, aber seit einigen Jahren als Schichtarbeiter in verschiedenen Fabriken arbeitet, da der väterliche Hof nicht genug abwirft, um eine eigene landwirtschaftliche Existenz aufzubauen.

¹¹⁵ Vgl. dazu den Artikel zur Sozialgeschichte der Nähmaschine von Hausen (1978).

¹¹⁶ Vgl. Suprasegment 3 (5/30-11/2).

Die Eheschließung wird von Grete nicht besonders kommentiert oder in ihrer Vorgeschichte präsentiert. Sie erscheint vielmehr als selbstverständlicher, normalbiographischer Schritt, dessen Berechtigung angesichts der Existenz der sechsköpfigen Familie nicht weiter nachgewiesen werden muß. Die einzige ausführlichere Information zur Eheschließung betrifft wiederum die Ökonomie. Grete Hellberg rekapituliert das 'Startkapital' der jungen Ehe:

*Dann (Jahreszahl) -- hab ich denn meinen jetzigen Mann - geheiratet. --
Ne - ich hatte damals dreihundert Mark auf meinem Sparbuch --
circa dreihundert Mark.*

Mein Mann hatte gar nichts. -

Er hatte - sein Geld - was er verdiente - alles seinen Eltern gegeben.

Die hatten - vorher irgendwann neu gebaut. ---

Ich bekam von meinen Eltern ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer als Aussteuer mit. --

*Die Hochzeit wurde von meinen Eltern und Schwiegereltern finanziert. -
(5/30-37)*

Mit dieser Darstellung wird die Familie als *ökonomische Einheit* konturiert. Emotionale Beziehungen, gar romantische Liebe werden dabei nicht erwähnt. Das heißt nicht, daß emotionale Aspekte keine Rolle gespielt haben, sie bilden jedoch nicht die *Basis* der Familiengründung. Mit dieser Haltung setzt Frau Hellberg die bäuerliche Tradition fort, nach der die Familie in erster Linie eine Produktions- und Reproduktionsgemeinschaft ist.

An der Passage ist ein zweiter Aspekt interessant, nämlich die in der Darstellung der konkreten ökonomischen Verhältnisse aufscheinenden 'Machtverhältnisse' zwischen den Ehepartnern. Frau Hellberg bringt ungleich mehr ein als ihr Mann. Sie kann nicht nur Erspartes aus ihrer eigenen Erwerbsarbeit vorweisen, sondern auch eine respektable Aussteuer. Ihr Mann dagegen »hatte gar nichts«. Was hier fast wie ein Vorwurf klingt, wird durch die folgende Begründung geradegerückt. Ihr Mann ist nicht verschwenderisch mit seinem Lohn umgegangen, sondern hat alles Geld den Eltern abgegeben, um deren Hausbau mitzufinanzieren. Er ist also nicht untüchtig, sondern hat sich an die Regeln der Familienökonomie gehalten.

Dennoch bleibt ein gewisses Ungleichgewicht erhalten, daß auch durch die gemeinsame Finanzierung der Hochzeit durch beide Familien nicht gänzlich aufgehoben wird. Im Unterschied zu Grete

kann Ernst Hellberg auf keine Reserven aus seiner Herkunftsfamilie zurückgreifen.¹¹⁷ Aus der Logik der bäuerlichen Ökonomie, der beide Hellbergs bislang gefolgt sind, kann somit geschlossen werden, daß die weitere Entwicklung der Familie - auf Basis der geschilderten 'Grundausrüstung' - im wesentlichen dadurch bestimmt sein wird, eine solide ökonomische Basis aufzubauen und Werte zu schaffen.

Das im Horizont der ländlichen Lebenswelt zentrale Ziel einer solchen Existenzgründung ist die Schaffung von Eigentum an Grund und Boden, Haus und Hof. Obwohl die Neugründung eines landwirtschaftlichen Betriebes in den 1950er Jahren, nach dem ökonomischen Ruin kleiner und mittlerer Höfe, nicht mehr infrage kommt, bleibt die Strategie der Existenzsicherung durch Eigentum für die Hellbergs weiterhin gültig. Gleich nach ihrer Heirat schließen sie Bausparverträge ab, um irgendwann einmal etwas »Eigenes« zu erwerben.¹¹⁸ Daß damit kein Hof, sondern ein Wohnhaus und ein Stück Land gemeint sind, ändert nichts am Grundgedanken der relativen ökonomischen Autonomie der Familie.

Allerdings unterscheidet sich die tatsächliche ökonomische Basis dieses Projekts von der traditionellen Ökonomie des Hofes. Grete und Ernst Hellberg sind beide jüngere Geschwister und somit keine Hoferben und haben auch sonst kein Kapital im engeren Sinn geerbt. Die einzige Möglichkeit, Kapital zu bilden, besteht in lohnabhängiger Arbeit und einem sparsamen Wirtschaften unter Nutzung aller familiären Ressourcen.

Wenn wir die folgende Darstellung der Familiengeschichte in Frau Hellbergs Interview verfolgen, wird dieser Zusammenhang deutlich. Sie schildert die Familie als *ökonomisches Projekt*, das sich

117 Was diese Verteilung für die Partnerschaftsbeziehung bedeutet, wird in Kap. 8, Teil 2 genauer diskutiert. Im übrigen versäumt es die Erzählerin nicht, an späterer Stelle des Interviews auf die finanziellen Zuwendungen seitens ihres Schwiegervaters hinzuweisen: »Dann= e schenkte Schwiegervater uns irgendwann einen Bausparvertrag von dreizehntausend Mark und mein Vater schenkte mir - bekam ich fünftausend Mark Abfindung...« (11/15ff). Obwohl auch hier von ihrer Seite Geld eingebracht wird, gleicht die größere Summe des Schwiegervaters das vergangene Ungleichgewicht zumindest nachträglich aus. Die Genauigkeit, mit der hier wie an anderen Stellen des Interviews Zahlen und Beträge rekapituliert werden, belegt einmal mehr die Bedeutung der Familienökonomie.

118 »Dann ham wir äh einen Prämiensparvertrag abgeschlossen und auch einen Bausparvertrag. Wir hatten dann vor - doch irgendwann einmal was eigenes zu erwerben. Sei es ne Wohnung oder eigenes - n altes Haus - oder n Bauplatz ...« (6/16-19)

etappenweise dem Ziel nähert, *etwas Eigenes zu erwerben*. Dabei ist die Erwerbsarbeit beider Ehepartner kein eigenständiges Thema, sondern Bestandteil jener übergeordneten Kalkulation. Beide arbeiten, soviel in ihren Kräften steht. Ernst Hellberg wird Schichtarbeiter in dem großen Stahlwerk Alpha, wo er zwar den extremen Belastungen der Kontischicht unterliegt, aber andererseits - gemessen an seinen Qualifikationen - relativ viel Lohn erzielen kann. Grete Hellberg, die inzwischen ihr erstes Kind geboren hat, arbeitet samstags weiterhin in der Schlachtereier, wo sie fünfzehn Mark und ein »schönes Wurstpaket« bekommt.¹¹⁹

Ist die Erwerbsarbeit eine Ressource zum Geldverdienen, so kann sie erst durch sparsames Wirtschaften wirklich zur Kapitalbildung führen. Die Lebenshaltungskosten müssen so niedrig wie möglich gehalten werden. Aus diesem Kalkül heraus wird verständlich, daß die Familie in den ersten vier Jahren nach der Heirat bei Gretes Schwiegereltern im Haus wohnt. Obwohl dies für Grete eine enorme Einschränkung und emotionale Belastung bedeutet¹²⁰, akzeptiert sie die Situation als Möglichkeit, Geld zu sparen. Wieder ordnet sie ihre persönlichen Wünsche und Gefühle dem Familienprojekt unter. Doch diese Härte gegen sich selbst wird belohnt: In der Zeit kann die Familie ein Motorrad und später ein Auto erwerben¹²¹ sowie die Bausparverträge bedienen.

Die nächste Etappe auf dem Weg zur familiären Eigenständigkeit ist der Einzug in eine eigene Wohnung. Dieser ermöglicht zwar die Trennung von den Schwiegereltern, schafft aber dennoch keine »ei-

119 In der Woche wird sie auf dem Hof der Schwiegereltern mitgearbeitet haben, wo sie mit ihrer Familie in den ersten Jahren nach der Heirat lebt. Obwohl sie diesen Umstand nicht expliziert, kann er jedoch nach der geschilderten ökonomisch-sozialen Rationalität der Familienwirtschaft unterstellt werden.

120 Sie ist völlig dem Haushalt der Schwiegermutter untergeordnet: »... wir ham dann vier Jahre bei Schwiegereltern gewohnt - - Küche hatten wir gemeinsam - mit Schwiegereltern zusammen. ((holt tief Luft)) Mein Wunsch war damals immer, einmal einen eigenen Haushalt zu haben und für meine Familie alleine - selber zu kochen - aber das war da bei Schwiegereltern nich möglich. Es war kein Platz da. - - Ne dann=e na - im gleichen Jahr - im Dezember - Weihnachten wurde unsere Tochter geboren - die Älteste. - - Die hat dann inzwischen ne - bei Schwiegereltern geschlafen - im Schlafzimmer - denn unser Schlafzimmer war so klein - da paßte kein Kinderbett rein. Das gefiel mir auch nich - /aber was sollte man machen. ((lachend))/« (5/38-6/10)

121 Das Auto ist kein Prestigeobjekt, sondern seinerseits Teil des ökonomischen Kalküls. Ernst braucht es, um schneller an seinen Arbeitsplatz zu gelangen. Dabei geht es nicht um Bequemlichkeit, sondern um den Zeitfaktor, der, auch angesichts der Mitarbeit im elterlichen Betrieb, ins Gewicht fällt.

gene«, keine selbstbestimmte Wohnsituation. Wiederum ist die Ökonomie das dominante Prinzip: Um eine möglichst günstige Miete zu haben, hat die Familie eine Wohnung akzeptiert, die mit einem Schlachterladen verbunden ist. Grete arbeitet 'aushilfsweise', d.h. je nach Bedarf, in diesem Laden und verköstigt die Tochter des Schlachters, die die Filiale betreibt. Diese Konstellation bedeutet, daß die Familie weder räumlich¹²² noch zeitlich von den Ansprüchen des Ladens abgegrenzt ist. Für Grete gehen Familienarbeit und die Arbeit für den Laden¹²³ »Hand in Hand«, wie sie selber formuliert.¹²⁴ Für Ernst Hellberg bringt die enge Anbindung an den Laden eine besondere Belastung mit sich, denn die Ladenklingel stört ihn regelmäßig, wenn er wegen der Schicht tagsüber schlafen muß.

Nach vier Jahren jedoch ist das Ziel, etwas Eigenes zu erwerben, in greifbare Nähe gerückt. Die Hellbergs kaufen in einem Nachbardorf ein altes Haus für ihre inzwischen vierköpfige Familie.¹²⁵ Hat das Sparen der vergangenen acht Jahre damit zum Erfolg geführt, so diktiert es doch auch die Grenzen der Möglichkeiten. Das Ersparte reicht gerade, um ein altes, renovierungsbedürftiges Haus zu ersteigern. In den folgenden Jahren bauen die Hellbergs das Haus von Grund auf um.¹²⁶ Daß sie die Arbeiten selber machen und dabei erhebliche körperliche und zeitliche Belastungen auf sich nehmen, ist wiederum selbstverständlicher Bestandteil ihres ökonomischen Kalküls.

Dazu gehört ebenfalls, daß Grete Hellberg ihren Samstagsjob in der Schlachtereier beibehält. Dieser macht nun allerdings eine besondere Organisation erforderlich. Da die Familie nicht mehr neben

122 »Das war alles auf einem Flur - die Wohnung - der Laden - das Wohnzimmer war neben Laden - - das hing alles so ineinander.« (6/32-35)

123 Es ist fraglich, wie diese Erwerbsarbeit formal geregelt war, ja, ob bzw. in welcher Form Grete überhaupt einen Lohn bekommen hat. Ihre Formulierungen legen nahe, daß ihre Arbeit zumindest größtenteils in Naturallohn entgolten wurde: »es fiel auch mal Wurst ab - äh - wir zahlten damals vierzig Mark Miete - und=e die Gasrechnung - ansonsten Strom - Wasser - Müllabfuhr - hatten wir keinerlei Abzüge.« (7/7-10)

124 »... und=e ich habe dann=e immer noch mitgeholfen - ich habe sonnenabends im Laden geholfen - auch inner Woche - wenn mal Not am Mann war - die Tochter hat bei mir mittag-gegessen - äh - es ging alles so Hand in Hand.« (7/1-6)

125 Zwei Jahre nach Einzug in die Ladenwohnung ist die zweite Tochter geboren worden.

126 »Wir ham denn alles umgebaut anfangs - - wir hatten - - hier war noch ein Ziehbrunnen - wir ham Wasserleitung gelegt - wir ham Heizung reingelegt - und Badezimmer war noch nicht vorhanden - - äh - oben ausgebaut - Garagen und so weiter. Wir ham alles umgekrempelt - das ganze Haus.« (7/19-26)

dem Laden wohnt, muß Grete das Vereinbarkeitsproblem zwischen ihrer Arbeit und der Betreuung der Kinder lösen.

Daß einige Zeit später ein drittes Kind geboren wird, war nicht geplant, wird aber mit der bekannten Bewältigungsstrategie akzeptiert: »Aber - was sollte man machen - er war nun einmal da - und - da muß - mußte nun weitergehen.« (8/2-4) Zwei Jahre später nimmt Grete Hellberg eine Halbtagsstelle als Verkäuferin in einem Kaufhaus an. Sie begründet diese Entscheidung nicht, durch den Kontext kann jedoch angenommen werden, daß dieser Schritt der Versuch ist, die ökonomische 'Schiefelage', die durch das dritte Kind entstanden ist, zu korrigieren. Allerdings »hält« Frau Hellberg die Arbeit »nicht lange aus« (vgl. 8/7). Nach einigen Monaten erlebt sie einen physischen und psychischen Zusammenbruch:

Nun wurde ich krank - -
 äh - - ich wurde - tüchtig krank -
 ich konnt nicht mehr laufen -
 ich hatte - ich war mit meinen Nerven einfach am Ende. - -
 Das war wohl alles zu viel für mich -
 äh - arbeiten - Haus - die Kinder -
 dann der große Garten -
 wir hatte ne - viel Rasen - und auch=e Garten.
Zweitausend Quadratmeter Grundstück -
 da ist schon immer viel Arbeit -
 wenn man das in Ordnung halten will. - - -
 (8/18-28)

Als würde sie durch den Körperstreik dazu gezwungen, bilanziert Frau Hellberg die ungeheure Arbeitsbelastung, ohne jedoch ihr eigenes Verhalten genauer zu evaluieren oder mögliche Konsequenzen zu erwägen. Daß sie nach ihrem Zusammenbruch nicht mehr erwerbstätig wird, stellt sie nicht einmal als Entscheidung dar. Es erscheint vielmehr wie eine unausgesprochene, 'natürliche' Folge der Krise, die mit ihrer Person und möglicherweise vorhandenen Wünschen oder Gefühlen kaum etwas zu tun hat. Die dem Zusammenbruch folgende vierwöchige Kur stellt ihre körperliche Funktionstüchtigkeit wieder her, und damit scheint das Thema erledigt zu sein. Die Darstellung der Krankheit bestätigt die oben formulierte These, daß der eigene Körper als Ressource und Arbeitskraft betrachtet wird und keinen 'Wert an sich' darstellt. Er ist nicht Ziel

oder Gegenstand persönlicher Reflexionen, sondern Mittel zum Zweck.

Subjektiv bemerkenswerter als die Krise selbst ist deshalb auch eine andere Erfahrung, die Frau Hellberg in der Kur macht. Sie erlebt zum ersten Mal in ihrem Leben eine Situation, in der sie »sich alles vorsetzen lassen« kann und »gar nix zu tun« braucht (vgl. 9/4ff). Die Außergewöhnlichkeit dieser Erfahrung, die im übrigen noch einmal an das Motiv des Beschenktwerdens aus der Kindheit anknüpft, läßt im Hintergrund den arbeitsreichen Alltag nur umso deutlicher erscheinen, in dem Grete diejenige ist, die mit ihrer Arbeit für das Wohl der anderen sorgt und dabei bis an den Rand der Erschöpfung geht. So verwundert es nicht, daß die Erinnerung an die Kur und den im nächsten Jahr folgenden Urlaub¹²⁷ die Erzählerin geradezu aus der Fassung bringt. Sie verliert den roten Faden ihrer Darstellung und benötigt eine kurze Pause, um sich wieder zu sammeln.

Mit der Rückkehr zur Erzähllinie knüpft Frau Hellberg inhaltlich an den »alten Trott« ihres Arbeitsalltags an, der nach der gesundheitlichen Krise unverändert weitergeht (vgl. 10/5ff). Neben der Arbeitsbelastung durch Haus und Garten und die große Familie schildert Frau Hellberg den »Terror«, der durch den Schichtrhythmus in den Familienalltag eindringt.¹²⁸ Wie die anderen Ehefrauen von Schichtarbeitern beschreibt sie vor allem die Aufgabe, zwischen den gegensätzlichen Interessen des Mannes und der Kinder zu vermitteln, als eine Verantwortung, die sie nahezu zu zerreißen droht (vgl. 10/7-26).

Die Situation wird durch die Geburt des viertes Kindes zusätzlich verschärft. War das dritte Kind schon nicht mehr geplant, so gibt Frau Hellberg nun ganz offen ihre Enttäuschung zu, daß »es« noch einmal »passiert« war (vgl. 10/31ff). Trotz dieser deutlichen Positionsbestimmung reagiert sie jedoch mit der bekannten Haltung resignierender Akzeptanz: »Es nützte alles nix - ne - - er war da«

127 Eine ähnliche Erfahrung wie in der Kur wiederholt sich im folgenden Verlauf der Biographie nur noch einmal: In dem ersten und einzigen Urlaub, den Grete und Ernst Hellberg machen, werden sie gelegentlich von einem befreundeten Franzosen bewirtet oder mit frischem Obst und Gemüse beschenkt (vgl. 9/12-36).

128 »Wenn mein Mann schlief ... und die Kinder warn da - dann war immer - oft Terror...« (10/10ff) Vgl. dazu die Parallelförmulierung von Frau Kersting: »Bei Nachtschicht war das ganz schlimm für mich - war echt Horror ...« (I 109/19f)

(10/39f). Dahinter steht eine Bewältigungsstrategie des Sich-Fügens in die Situation unter gleichzeitiger Bereitschaft, die Konsequenzen durch noch mehr Arbeit zu tragen und eigene Bedürfnisse oder Wünsche noch weiter zurückzustellen. Als Trost in dieser Situation nennt die Erzählerin eine Tatsache, die zugleich auf ihr Gegenteil verweist: »und=e - Hauptsache er war gesund. Damals jedenfalls noch.« (11/1f) Die damit angekündigte Dramatik wird an dieser Stelle jedoch nicht weiter verfolgt, sondern zunächst durch einen neuen narrativen Spannungsbogen abgelöst.

3.3.4 Der Hausbau und der »große Schlag«¹²⁹

Im folgenden erzählt Frau Hellberg, wie sie und ihr Mann unter kaum vorstellbaren Anstrengungen auf dem großen Grundstück neben ihrem alten ein neues Haus bauen. Die Geschichte ist durch die bisherige Darstellung mehrfach vorbereitet, so daß die Motivation für den Neubau differenziert rekonstruiert werden kann:

Treibende Kraft ist immer noch der schon früh formulierte Wunsch nach etwas »Eigenem«. Daß damit nicht das vordergründige Streben nach dem gesellschaftlichen Status als Eigenheimbesitzer gemeint ist, wird spätestens jetzt erkennbar, denn die Hellbergs haben diesen Status längst, als sie sich zum Neubau entschließen. Im Wunsch nach dem eigenen Haus ist vielmehr die Hoffnung enthalten, nach den vielfältig erlebten sozialen Einschränkungen und Abhängigkeiten, die von Kindheit an immer auch unmittelbar räumlich erfahrbar waren, endlich einen Raum zu schaffen, in dem das Leben der sechsköpfigen Familie nach den *eigenen* Vorstellungen gestaltet werden kann - und sei es zumindest der private Wohnraum.¹³⁰

Hintergrund sind dabei nicht nur die restriktiven Erfahrungen aus Kindheit und Jugend, sondern vor allem die immer noch aktuellen Beeinträchtigungen durch die Schichtarbeit. Dieser fremden gesellschaftlichen Zeitstruktur, die gewissermaßen von außen in die Familie hineinregiert, soll mit der Schaffung eines eigenen Hauses ein 'innerer' Freiraum entgegengesetzt werden. Die Schichtarbeit mit ihren Beeinträchtigungen soll buchstäblich 'ausgesperrt' werden. Im

129 Vgl. die Suprasegmente 4 (11/3-14/9) und 5 (14/10-17/37).

130 Vgl. dazu die Untersuchung von Schmidt (1983), die zu ganz ähnlichen Ergebnissen hinsichtlich der Bedeutung des eigenen Hauses in proletarischen Familien kommt.

Verlauf der Darstellung wird deutlich, was das konkret heißt: Die Hellbergs konzipieren das Haus so, daß das Schlafzimmer von Ernst Hellberg geradezu zur Quarantänestation wird, durch allerlei Maßnahmen abgeschirmt vom Rest der Familie.¹³¹ Somit wird der Schichtarbeiter selbst wie ein Fremdkörper behandelt und ausgesperrt, ist er es doch, der die Familie konkret mit der ihr fremden Zeitstruktur konfrontiert.

Wenn diese Gründe für den Hausbau auch deutlich benannt werden, so stehen sie interessanterweise nicht am Anfang der Geschichte. Eingeleitet wird die Erzählung durch eine ausführliche Hintergrundkonstruktion zum Finanzierungsrahmen des Bauvorhabens (vgl. 11/3-30). Wieder ist es also von vornherein ein ökonomisches Projekt, womit mehr als die rein finanzielle Seite gemeint ist. In der Darstellung wird deutlich, daß das Projekt in sozioökonomische Erwartungsstrukturen eingebettet ist, denen sich Grete und Ernst Hellberg kaum entziehen können. Beide Väter machen ein Geldgeschenk, an das die Erwartung einer 'ökonomischen' Verwendung gebunden ist und das deshalb eine Verpflichtung den Geldgebern gegenüber mit sich bringt.

Zudem sind die Bausparverträge, die die Hellbergs nach dem Kauf des ersten Hauses erneut abgeschlossen hatten, zuteilungsreif geworden. Daß sie derartige Verträge abgeschlossen haben, ist wiederum Beleg dafür, daß sie den ökonomischen Normen ihrer Lebenswelt entsprechen. Das verdiente Monatseinkommen wird nicht beliebig konsumiert, sondern sorgfältig eingeteilt und, wo möglich, gespart. Dazu gehören wie selbstverständlich Bausparverträge, denn, Vorsorge zu treffen, heißt auf dem Lande in erster Linie, Haus und Land zu erwerben, um in schlechten Zeiten autark zu sein.

Somit kann die These formuliert werden, daß die Hellbergs nicht die alleinigen Protagonisten ihrer Entscheidung für den Neubau waren. Vielmehr ist, wie zuletzt geschildert, eine *ökonomische Erwartungsstruktur* gewissermaßen von außen aufgebaut worden, der sich die Eheleute kaum entziehen können.

131 »Es - mein Mann - der immer noch Schichtarbeit macht - jetzt schon vierundzwanzig Jahre - war auch ein Grund mit, daß wir neu gebaut haben. - - - Ne - die Wände - und Isolierverglasung - Rolläden - es ist doch alles besser isoliert. Auch die Raumaufteilung - man konnte es sich so ein äh - aufteilen - wie mans gerne haben möchte. - - Zum Beispiel das Schlafzimmer ham wir noch durch einen zusätzlichen Flur von den Wohnräumen - abgetrennt.« (13/3-13)

Interessanterweise spricht die Erzählerin, die ohnehin selten die Ich-Form verwendet (s.u.), in diesem Kontext ausschließlich von »wir«, womit sie sich und ihren Ehemann meint. Damit wird noch einmal auf der sprachlichen Ebene die eigene Person als Protagonistin relativiert zugunsten eines Kollektivsubjekts, das in kollektive Erwartungsstrukturen und Rollenmuster eingebunden ist. Diese zurücknehmende Haltung gegenüber der eigenen Person setzt sich in der Schilderung des Hausbaus selbst fort. Die Sequenz soll vollständig zitiert werden, da hier noch einmal einige zentrale Aspekte der Fallgeschichte zusammentreffen: die Bedeutung der Arbeit und die Art der Arbeitserfahrung, die Beziehung zum Ehemann¹³² und die autobiographische Haltung der Erzählerin zu sich selbst.

- E: Das warn zwei ganz harte Jahre - -
 Mein Mann - der eigentlich so ziemlich alles selbst gemacht hat - -
 er hat das Haus - alleine gemauert -
 vom Keller bis zum Dachgeschoß -
 ich habe dann Steine rangeschleppt -
 anne Mischmaschine gestanden - -
 und=e Kalk rangebracht -
 und alles - was so anfiel -
 ham wir dann gemeinsam gemacht.
 Nebenbei hatte ich meinen Haushalt -
 die Kinder mußten zur Schule -
Schularbeiten mußten gemacht werden - -
 es blieb auch vieles liegen -
 im alten Haus -
 es - wurde auch nich mehr so sauber gemacht -
 /wie es eigentlich sollte ((lachend))/ - -
 und so warn wir jeden Tag auf dem Bau -
 es gab kein Sonntag -
 es gab kein Feiertag - -
 morgens - wenn mein Mann frei hatte - -
 inne Woche - hatte er ja oft frei - als Schichtarbeiter -
 ging morgens der Tag - um vier Uhr fing der schon an -
 und abends bis es dunkel war. - - -
 Dann ((atmet schwer)) - ne - -
 I: Wie ham Sie das denn alles bloß geschafft? - -
 E: Tja - - ich hab -
 I: Die Kinder warn doch auch noch klein.

132 Dieser Aspekt wird in Kap. 8, Teil 2 diskutiert.

- Der Andreas war doch noch ziemlich klein.
- E: Ja - nun war das ja -
 das Haus war ja nebenan -
 das alte Haus - -
 und=e ich bin denn oft -
 mußte denn oft reinlaufen -
 /hab - einige Kilometer - glaub ich - gemacht am Tag ((lachend))/-
 immer hin und her gerannt -
 aber gesundheitlich ging es mir dann ganz gut wieder.
 Die Kur damals hat mir sehr sehr gut getan - -
 und=e manchmal hatten wir auch keine Lust - dann - -
 und dann sahen wir auch wieder daß es weiterging
 und wir hatten auch irgendwie unsere Freude dran. - -
 Irgendwann kamen wir ja doch mal rein ins neue Haus. - -
 und dann - (Jahreszahl) - sind wir dann=e eingezogen. - -
 Wir hatten denn auch zwischenzeitlich äh Nachbarn -
 die uns mal ne geholfen hatten -
Decke schütten -
 oder Dachpfannen - äh äh mit - aufs Dach - zu bringen - -
 und=e dann mußt ich denn auch noch nebenbei kochen -
 für fünfzehn oder zwanzig Personen -
- I: Meine Güte -
- E: das war alles nebenbei. -
 Dann (Jahreszahl) sind wir dann im November eingezogen. - -
 (11/32-13/2)

Ohne diese Sequenz hier line by line zu interpretieren, sollen einige wesentliche Ergebnisse festgehalten werden. Zunächst stellt die Erzählerin mit dem Bau einen konkreten, vielschichtigen Arbeitsprozeß dar, der als *Eigenarbeit* qualifiziert werden kann. Obwohl deutlich der gemeinsame Charakter des Arbeitsprozesses (»und alles - was so anfiel - ham wir dann gemeinsam gemacht«) und das »Selbstmachen« im Vordergrund stehen, unterscheidet Frau Hellberg verschiedene Rollen in diesem Prozeß. Als Hauptakteur präsentiert sie zweifellos ihren Mann (»Mein Mann - der eigentlich so ziemlich alles selbst gemacht hat - - er hat das Haus - alleine gemauert - vom Keller bis zum Dachgeschoß«). Ihre eigene Arbeit stellt sie dagegen als Hilfs- und Zuliefertätigkeit dar (»Steine rangeschleppt - anne Mischmaschine gestanden - - und=e Kalk rangebracht«), die ähnlich wie die Hausarbeit eher als notwendige, aber nicht besonders hervorhebenswerte Hintergrundarbeit geleistet wird.

Dennoch präsentiert sie die Geschichte und auch ihren eigenen Anteil daran nicht ohne Stolz auf die erbrachte Leistung, deren Außergewöhnlichkeit ihr durchaus bewußt ist. Die zurückhaltende Präsentation der eigenen Arbeitsleistung verweist nicht auf fehlendes Selbstbewußtsein schlechthin, sondern auf eine spezifische Form der Selbstwahrnehmung, die eng an der traditionellen Arbeitsteilung der bäuerlichen Familienökonomie orientiert ist. Die geleistete Arbeit dient, wie oben bereits interpretiert, nicht der individuellen Profilierung nach außen. Wo diese überhaupt eine Rolle spielt, wird sie eher dem Mann zugebilligt, der in der traditionellen Arbeitsteilung ohnehin die Vertretung der Familie nach außen wahrnimmt. Gretes eigene Arbeit ist dagegen Teil der 'inneren Ökonomie' der Familie. Ihr Part besteht aus bestimmten Aufgaben beim Hausbau, die sich übrigens nicht durch die körperliche Schwere von der Männerarbeit unterscheiden, dem Haushalt («mein Haushalt») und den Kindern sowie gelegentlicher Verköstigung und Betreuung von etwa zwanzig (!) Helfern aus der Nachbarschaft.

Um dieses ungeheure Arbeitspensum überhaupt bewältigen zu können, verwendet Frau Hellberg im wesentlichen zwei Strategien: Sie reduziert die Hausarbeit an einigen Punkten, über die sie trotz der Anerkennung der Norm, »wie es eigentlich sein sollte«, autonom entscheidet. Vor allem aber steigert sie ihre Arbeitsleistung, nutzt jede 'freie' Minute, jeden Sonn- und Feiertag, dehnt die Arbeitstage extrem aus und »rennt viele Kilometer hin und her« zwischen den beiden Arbeitsbereichen. Daß sie dabei ihre physischen Kräfte auf extreme Weise ausbeutet, ohne körperliche Beschwerden wahrzunehmen, taucht als Frage zumindest im Hintergrund auf. Der kurze Hinweis, daß die - sechs Jahre zurückliegende (!) - Kur für ihren Gesundheitszustand verantwortlich sei, ist kaum mehr als ein oberflächliches, fast entschuldigendes Argument, mit dem der Frage der Interviewerin formal genüge getan wird.

Dennoch bleibt die extreme Leistung erklärungsbedürftig. Aus der rekonstruktiven Außenperspektive läßt sich annehmen, daß vor allem die psychische Disposition von Frau Hellberg (und ebenso ihres Mannes) dafür verantwortlich war. Die starke Hoffnung, daß sich die an das Haus geknüpfte Utopie vom 'eigenen Leben' einlösen und das jahrelange Arbeiten endlich eine heilende Anerkennung finden möge, haben außergewöhnliche Kräfte mobilisiert. Die konkrete Erfahrung, daß der Hausbau »weiterging« und die Aussicht

auf das fertige Haus (»Irgendwann kamen wir ja doch mal rein ins neue Haus.«) haben auch in Phasen der Unlust immer wieder neue Motivation, ja sogar »Freude« mobilisiert.

Gestützt wird diese Interpretation im übrigen durch das Interview mit Herrn Hellberg. Auch er thematisiert das Ungewöhnliche der körperlichen Leistungsfähigkeit, ja, sogar der Abwesenheit seiner aus der Schichtarbeit resultierenden Krankheitssymptome. Wenn seinø theoretischer Erklärungsversuch, »ob die Arbeit uns hochgerissen hat?«, auch ähnlich hilflos klingt wie Gretes, so beschreibt doch auch er auf der narrativen Ebene das konkret-sichtbare Voranschreiten des Baus als befriedigende und motivierende Erfahrung.

Der Vergleich der beiden Interviews macht allerdings auch die Unterschiede deutlich und konturiert noch einmal die oben gegebene Interpretation. Für Grete steht tatsächlich die Aussicht auf das eigene Haus, das Ergebnis der Arbeit, im Vordergrund, nicht die Möglichkeit der Betätigung und Selbstverwirklichung im Arbeitsprozeß selbst.¹³³ In der Priorität des Produkts gegenüber dem Prozeß liegt ein weiterer Grund, warum die eigene Arbeit unsichtbar wird und nicht mehr darstellungswürdig erscheint. Damit nimmt sich die Erzählerin eine Möglichkeit der Anerkennung, auch sich selbst gegenüber. In ihrer Perspektive ist der Hausbau kein 'High-light' ihrer Biographie, er produziert und reproduziert vielmehr ihre Bereitschaft zu Selbstausbeutung und Arbeit für das Kollektiv Familie, hinter dem sie als Person zurücktritt.

Angesichts der immensen Arbeitsleistung und dem damit verbundenen Verzicht auf aktuelles Leben zugunsten eines besseren Lebens im »eigenen« Haus, wiegt der faktische Ausgang der Geschichte besonders schwer. Die Utopie, mit dem Einzug in das neue Haus trotz der Schichtarbeit ein gewisses Maß an Normalität und Selbstbestimmung im Familienalltag zu erreichen, scheitert. Es ist ein ganzes Bündel von Ereignissen, das - statt des erwarteten Erfolges - die Familie wie ein »ganz schwerer Schlag« trifft.

Zunächst einmal stellt die Erzählerin fest, daß die Schlafprobleme ihres Mannes auch im neuen Haus weiterbestehen, ja, sogar noch zugenommen haben: »Es ist zwar alles äh ruhiger geworden - aber äh mein Mann sein Schlafen ist schlechter geworden. Auch Magen-

133 Vgl. Kap. 8, Teil 2.2.

schmerzen - er leidet unter Magenschmerzen - Nervosität und so weiter.« (13/15-19) Somit ist die Hoffnung auf eine Lösung des Schichtarbeitsproblems endgültig zerschlagen. Der fremde Rhythmus der Schichtarbeit hat sich im Laufe der Jahre bei Gretes Mann in körperlichen Symptomen niedergeschlagen, über die die »Terrorisierung« des Familienlebens fortgesetzt wird.¹³⁴ In Frau Hellbergs Formulierungen kommen Hilflosigkeit und Resignation zum Ausdruck, das Problem der Schichtarbeit jemals in den Griff zu bekommen.¹³⁵ Diese Verkettung der Ereignisse kann durchaus als tragisch bezeichnet werden, läßt doch die enttäuschte Hoffnung den Traum vom eigenen Haus und die Anstrengungen der letzten beiden Jahre retrospektiv fraglich erscheinen. Doch damit nicht genug. Auch die verbleibenden Möglichkeiten, sich dennoch am neuen Haus zu freuen, werden durch eine Kette trauriger Ereignisse gänzlich genommen:

- E: Äh im November sind wir eingezogen - -
im Vierteljahr vorher ist mein Vater gestorben -
der lange - lange krank war -
- I: hm hm
- E: dann im Januar darauf - -
is meine Mutter gestorben - Anfang Januar -
und Ende Januar is unser Andreas krank geworden.
- ...
- Das war natürlich ein großer Schlag.
(13/34-14/2)

134 »Immer die gleiche Leier. Die Kinder müssen leise sein - Klingel wird abgestellt - - und=e dann oft - wenn er ins Bett ging - Nachtschicht - morgens um sieben, halb acht ins Bett ging - um zehn is er hellwach. Kann er nich mehr schlafen. Wenn dann die Nachtschicht wieder anfängt abends - dann=e tun ihm die Beine weh - - äh - dann ist er kaputt - und dann - muß er wieder die ganze Nacht arbeiten.« (13/21-33)

135 Das Gefühl von Hilflosigkeit entsteht auch deshalb, weil Aggression und Widerstand nicht geäußert werden können. Zwar finden sich in Frau Hellbergs Formulierungen Anklänge von Aggression und Überdruß (»immer die gleiche Leier«), doch fehlt für eine offene Äußerung der Gefühle die Möglichkeit, sie zu adressieren. Mögen aggressive Gefühle spontan gegenüber dem Mann auftauchen, der den Schichtrhythmus in die Familie trägt und Rücksichtnahme fordert, so werden sie auf der anderen Seite gleich wieder verhindert durch die Einsicht, daß er selbst nur Opfer der Schichtarbeit ist. Wie oben zitiert (vgl. die vorstehende Anm.), versetzt sich Frau Hellberg einfühlsam in die Situation ihres Mannes, nimmt sich selbst damit jedoch eine weitere Möglichkeit, ihre eigene Betroffenheit zu artikulieren.

Die Erzählerin ist damit auf den bereits angekündigten¹³⁶ Kern ihrer Erzählung zurückgekommen, der nicht nur als negativer Gipfelpunkt die Hausbaugeschichte abschließt, sondern in seiner biographischen Relevanz bis zur Gegenwart reicht und damit gewissermaßen als Fluchtpunkt der gesamten Biographie fungiert, von dem aus die Erzählerin ihr Leben rekapituliert. Ehe die alltags- und lebenszeitlichen Auswirkungen der Krankheit von der Erzählerin in einem eigenen Suprasegment entfaltet werden¹³⁷, schildert sie mit großer Eindringlichkeit die Betroffenheit und Verzweiflung, die sie und ihr Mann erlebt haben:

*Ne - mein Mann und ich ham jeden Tag eigentlich geheult -
wenn wir alleine warn -
die Kinder aussem Haus -
dann ham wir abends im Wohnzimmer gesessen
und ham uns immer wieder gesagt
»warum is unser Kind grad krank.« - - -
(14/4-9)*

Die Frage nach dem Grund für die Erkrankung des Kindes steht im Raum, und es wäre nicht ohne theoretischen Reiz, ihr nachzugehen. Die Geschichte des neuen Hauses ist nicht nur erzählstrategisch (als Hintergrundkonstruktion für die Krankheitsgeschichte) und zeitlich (die Krankheit bricht zwei Monate nach dem Umzug in das neue Haus aus) eng mit der tragischen Entwicklung verknüpft, sondern - wie es scheint - auch 'ursächlich'. Da eine solche Betrachtungsweise theoretische Probleme und Bezugssysteme anspricht, die im Rahmen der Studie nicht behandelt werden könne, soll hier jedoch auf eine 'Erklärung' verzichtet werden.¹³⁸ Stattdessen soll die Verket-

136 Vgl. oben: »Hauptsache er war gesund. Damals jedenfalls noch.« (11/1f)

137 Das letzte Suprasegment der autobiographischen Haupte Erzählung (14/10-17/37) handelt von der Krankheit: von der akuten Krankenhausphase über Beschreibungen therapeutischer Maßnahmen und des neu geordneten Familienalltags bis hin zu einem resignativen Ausblick in die Zukunft. Das Suprasegment wird hier nicht mehr ausführlich diskutiert, da die für die Dimension der doppelten Vergesellschaftung relevanten Aspekte bereits dargestellt sind und an der Krankheitsgeschichte nur noch einmal an einem anderen 'Gegenstand' entfaltet werden könnten.

138 Angesichts der geschilderten Umstände liegt z.B. eine systemtheoretische Interpretation nahe, in welcher das kranke Kind Symptomträger einer Familiendynamik ist, die näher zu analysieren wäre. Die Krankheit muß jedoch keineswegs zwingend als systemisches Phänomen interpretiert werden, sondern könnte auch im Hinblick auf ihren Symbolgehalt und

tung von Ereignissen rekonstruiert werden, die - im Sinne einer biographischen Erfahrungsakkumulation - mit der Erkrankung in Zusammenhang stehen (könnte). Dabei sind mindestens zwei Entwicklungslinien zu unterscheiden, die der Erzählerin als Biographieträgerin und die des Kindes, dessen Biographie aus der Erzählung der Mutter rekonstruiert werden muß. Beginnen wir mit letzterer:

Andreas war als Kind nicht gewollt. Seine Geburt ist als Schicksalsschlag hingenommen worden (s.o.). Seine Bedürfnisse hatten sich nicht nur dem durch die Schichtarbeit gestreßten Familienalltag unterzuordnen, sondern der jahrelangen Anspannung des Hausbaus. Als er zwei bis drei Jahre alt ist, beginnt der Hausbau, dem vermutlich eine ebenso angestrengte Planungsphase vorausgegangen ist; beim Einzug ist Andreas vier bis fünf Jahre alt. Es kann unterstellt werden, daß er infolge des Hausbaus während seiner ersten Lebensjahre großer Anspannung ausgesetzt gewesen und womöglich vernachlässigt worden ist. Daß er beinahe gestorben wäre¹³⁹, zeigt das Ausmaß der Krise, in der sich das Kind befindet. Ihm fehlen Aufmerksamkeit und Fürsorge, für ihn ist kein Raum in der Familie. Diesen erzwingt er mit seiner Krankheit¹⁴⁰, die eine Umstellung und Rücksichtnahme des gesamten Familienalltags erfordert. Aufgrund der konkreten Krankheitssymptome erhält das Kind eine zeitlich nahezu lückenlose¹⁴¹ Aufmerksamkeit der Mutter und eine Sorge und Betreuung, die vor allem die elementaren Bedürfnisse - Nahrung, sozioemotionale Zuwendung¹⁴² - betrifft.

Aus der Perspektive der Erzählerin, deren Biographie in wesentlichen Zügen rekonstruiert worden ist, sind noch einmal folgende Aspekte zu vergegenwärtigen: Sie hat über die gesamte Lebensgeschichte eine Haltung reproduziert, die eigenen Bedürfnisse und

die subjektive Bedeutung für die Beteiligten rekonstruiert werden. Andere denkbare Bezugstheorien wären im Bereich der psychosomatischen Medizin zu suchen.

139 »Wir ham - warn damals zum Arzt - da is er mit sechshundertfünfunddreißig Blutzucker ins Krankenhaus gekommen. - - Er war im Präkoma« (14/11ff).

140 Angesichts der Entwicklungsstufe des Kindes und der elementaren Störung seiner biographischen Entwicklungsbedingungen ist es naheliegend, daß er ein körperliches Ausdrucksmittel 'wählt'.

141 In regelmäßigen, relativ engen zeitlichen Abständen muß sie bestimmte physiologische Werte kontrollieren und Medikamente verabreichen.

142 Frau Hellberg muß nicht nur eine besondere Nahrung für das stoffwechselkranke Kind zubereiten, sie setzt sich auch mit den sozialen Folgen dieser 'Sonderbehandlung' auseinander und versucht, sie ihrem Kind emotional zu erleichtern.

Gefühle zurückzustellen bzw. gar nicht erst zu entwickeln. Ihre Identität ist eng an die Sorge und Arbeit für andere geknüpft, wobei sie sich selber mehr als Teil eines Kollektivs (der Familie), denn als individuelles Subjekt begreift.

Ihre gesamte Biographie kann als Bestreben interpretiert werden, durch ungeheuren Arbeitseinsatz eine Situation zu schaffen, in der die Familie (und d.h. sie selbst) nach den »eigenen« Bedürfnissen leben kann. Die Vorstellungen von diesem »Eigenen« sind an den Erfahrungen und Idealen der dörflichen Lebenswelt orientiert, aus der Frau Hellberg stammt. Ihre Alltagsrealität wird jedoch durch andere Regeln bestimmt: durch die ökonomischen Notwendigkeiten und Prinzipien der kapitalistischen Lohnarbeit - und dies sogar in Gestalt einer besonders harten zeitlichen und sozialen Entfremdungsstruktur, der Schichtarbeit. Ihr ganzes Leben kann als *Arbeit gegen diese Bedingungen* interpretiert werden, mit der Hoffnung, sie gefügig zu machen und *anzueignen*. Mit diesem Projekt, das Frau Hellberg übrigens mit ihrem Mann teilt und das nur in der Gemeinsamkeit überhaupt so lange verfolgt werden kann, sind eine ungeheure Arbeitsleistung und Selbstaussbeutung verbunden, die bis an den Rand der physischen Existenz reichen. Als die letzte und größte Kraftanstrengung, der Bau des »eigenen« Hauses, an der Dominanz der fremden Struktur 'Schichtarbeit' scheitert, ist eine Krise des Familienprojekts unausweichlich.

Da Frau Hellbergs Identität weitgehend an die Familie gebunden ist, bedeutet dies auch eine persönlich-biographische Krise. Es macht deshalb keinen entscheidenden Unterschied, an welcher 'Stelle des Systems' diese äußerlich sichtbar wird, ob Frau Hellberg selber erkrankt oder ein anderes Mitglied der Familie. Die Erkrankung des Kindes *ist* ihre Krise. Sie äußert sich allerdings in einer Form, in der sie selber noch damit umgehen und ihre bisherigen Bewältigungsstrategien anwenden kann. Mit der Versorgung des kranken Kindes arbeitet sie - auch - an ihrer eigenen biographischen Krise. Dieser Zusammenhang, bei dem sich der Gedanke der 'Funktionalität' geradezu aufdrängt, kann als komplexe Ereignis- und Erfahrungskonstellation rekonstruiert werden:

Frau Hellberg macht die Erfahrung, daß ihre Handlungsstrategie, durch Arbeit und Fürsorge die Verhältnisse zu bezwingen und anzueignen, fehlgeschlagen ist. Die Bedrohung des Familienprojekts durch die Modernität (Schichtarbeit) mit all ihren Schädigungen

(psychosomatische Beschwerden des Mannes; Familienalltag) entzieht sich ihrer Handlungssphäre. Etwa zum gleichen Zeitpunkt, als sie dies realisieren muß, sterben ihre pflegebedürftigen Eltern, und die älteste Tochter geht aus dem Haus. Damit ist auch der alltägliche Nahbereich, in dem ihre Handlungsstrategie noch greift, in der ihre Versorgungsarbeit für andere konkret gebraucht wird, reduziert. In dieser Verkettung von Ereignissen entsteht gewissermaßen eine Lücke, sowohl auf der Sinnebene als auch auf der Ebene der konkreten Handlungsorganisation. Das kranke Kind ist für Frau Hellberg eine 'Möglichkeit', diese zu füllen und ihre bisherigen Handlungsstrategien beizubehalten. Damit 'verhindert' sie eine tiefe Identitätskrise (sowohl individuell als auch der Familie). Zudem schafft die gemeinsame Sorge um das Kind für die Ehepartner eine neue emotionale Basis und ein neues gemeinsames Projekt, das nun darin besteht, die Krankheit des Kindes 'anzueignen'. Die Krankheit tritt damit gewissermaßen an die Stelle der Schichtarbeit, die sich als unbezwingbar erwiesen hat.

Im weiteren Verlauf der Darstellung (Suprasegment 5) wird erkennbar, daß der alltägliche Umgang mit der Krankheit, die damit verbundene Versorgungsarbeit, tatsächlich die bisherigen Arbeitsaufgaben ersetzt. Die Zeit wird nun nicht mehr durch Um- und Neubauarbeiten strukturiert, sondern durch die Vorgaben der Therapie. Frau Hellberg ist die Hauptverantwortliche für die Betreuung des Kindes. Ihre Zeit und ihre Handlungsressourcen werden dadurch extrem gebunden. Sie sieht für sich, auch mit Blick auf die mittlere Zukunft, keine Möglichkeit, dieser Verpflichtung zu entgehen. Sie bleibt dem Muster der *Arbeit für andere* verhaftet. Anders formuliert, Frau Hellberg sieht (und beansprucht) keinen Spielraum für eigene biographische Entwürfe oder die Veränderung ihrer bisherigen Lebenshaltung. Die Krankheit des Kindes 'erlaubt' ihr die Fortsetzung ihres Arbeitsalltags mit anderen Mitteln.

3.4 Zusammenfassung und Vergleich

Die Zusammenfassung der Falldarstellung soll abschließend die erste Analysedimension, die Struktur der doppelten Vergesellschaftung, in den Blick nehmen. Zunächst kann die Eingangsthese bestätigt werden, daß Frau Hellberg ihre Biographie im wesentlichen als

Arbeitsleben darstellt. Sie hat seit ihrer Kindheit gearbeitet, eingebunden in die Produktionsgemeinschaft des traditionellen bäuerlichen Wirtschaftens. Auf die Kindheit folgt eine vierjährige Phase der Erwerbsarbeit, die der Form nach (in einer Familie lebendes Dienstmädchen) wesentliche Momente der weiblichen Dienstbotenbeschäftigung des 19. Jahrhunderts aufweist und der die 'doppelte Freiheit' des modernen Lohnarbeitsverhältnisses fehlt. Nach der Heirat arbeitet Grete wieder als 'mithelfende Familienangehörige'¹⁴³ bei den Schwiegereltern (vier Jahre), bis sie, seit der Gründung eines eigenen Haushalts, Reproduktionsarbeit in der eigenen Familie leistet (ca. zwanzig Jahre).

Parallel zu diesen familienbezogenen oder familiennahen Arbeitsformen ist Frau Hellberg seit ihrer Heirat für insgesamt zwölf Jahre erwerbstätig, allerdings meist in sog. 'geringfügigen' und unregelmäßigen Teilzeitbeschäftigungen (samstags in der Schlachtereierie). Das einzige reguläre Lohnarbeitsverhältnis als Verkäuferin in einem Warenhaus gibt sie nach wenigen Monaten wieder auf.

Die Reproduktionsarbeit in der eigenen Familie muß im Kontext des dörflichen Milieus gesehen werden, mit dem ökonomische und ideologische Regeln verbunden sind, die Frau Hellbergs Situation von den städtischen Haushalten der anderen Frauen des Samples unterscheiden. Ihre Arbeit erstreckt sich nicht nur auf Haushalt, Mann und Kinder, sondern umfaßt auch die Bearbeitung eines grossen (Nutz-)Gartens, die den Normen der landwirtschaftlichen Produktion und den Ordnungsvorstellungen der dörflichen Öffentlichkeit unterliegt.¹⁴⁴ Hinzu kommen ungewöhnlich große Anteile von 'Eigenarbeit' am Umbau und Neubau des Hauses. Insgesamt verfügt Frau Hellberg über sehr differenzierte und extensive Erfahrungen mit vorwiegend konkreten, familienbezogenen Arbeitsprozessen.

143 Wenngleich diese offizielle volkswirtschaftliche Kategorie die erbrachte Arbeitsleistung als bloße 'Mithilfe' bewertet, soll sie hier doch verwendet werden. Interessanterweise verwendet Frau Hellberg selbst den Begriff der »Mithilfe« bzw. des »Mithelfens«, wenn sie über ihre Arbeit auf dem elterlichen Hof spricht, aber auch im Kontext ihrer Arbeit in der Schlachtereierie. Daran wird noch einmal das Grundkonzept ihres 'Arbeitsbegriffs' erkennbar: daß es nämlich um ein Mitarbeiten an einem gemeinsamen Projekt geht, um eine notwendige »Hilfe«, die geleistet wird, um ein konkretes Ziel zu erreichen, und die nicht nach Arbeitszeit und Stundelohn fragt.

144 Frau Hellberg expliziert diesen Punkt nicht in ihrem Interview, er kann aber, auf der Basis von informellen Gesprächen, dem Interview mit Herrn Hellberg und eigenem Augenschein, durchaus rekonstruiert werden.

Der Anteil von Erwerbsarbeit ist dabei nicht nur quantitativ gering, sondern vor allem seiner subjektiven Bedeutung nach der komplexen Familienarbeit untergeordnet. Diese ist wiederum eingebettet in die beschriebene Familienökonomie, in der es - wie in der traditionellen Hofwirtschaft - um das kollektive (Über-)Lebensprojekt der Gemeinschaft geht.

'Arbeit' heißt also für Frau Hellberg in all ihren Facetten *Arbeit für die Familie*. Anders als in den bisher analysierten Fällen spielt für sie die widersprüchliche Doppelstruktur von Familien- und Erwerbsarbeit keine subjektiv bedeutsame Rolle. Ihre Erwerbsarbeit ist *Teil* der Familienarbeit im oben gemeinten Sinn. Wo tatsächlich ein konkretes Vereinbarkeitsproblem zwischen ihrer außerhäuslichen Arbeit und den Familienanforderungen auftaucht¹⁴⁵, wird es nicht als besonderes Problem herausgehoben.¹⁴⁶ Es unterscheidet sich nicht von den anderen Koordinationsproblemen des Alltags, die dem übergeordneten Konflikt unterliegen, der zwischen der Schichtarbeit und dem Familienrhythmus besteht. Dieses, den Alltag der Familie beherrschende Problem ist der eigentlich relevante Vereinbarkeitskonflikt, der Frau Hellbergs Biographie (und ebenso das Familienprojekt) in hohem Maße bestimmt. Abstrakter formuliert, handelt es sich hierbei um den Konflikt zwischen zwei Reproduktionsprinzipien: der traditionell-bäuerlichen Familienökonomie und dem modernen Lohnarbeitssystem.

Frau Hellbergs Biographie ist also sehr wohl durch die Doppelstruktur von Familien- und Erwerbssystem bestimmt, doch manifestiert sich dieser Konflikt nicht wie in den anderen Fällen als direkter Widerspruch zwischen der eigenen Erwerbsarbeit und der Familienarbeit. Vielmehr gerät die Familie selbst - und damit auch die Biographie von Frau Hellberg - in den Widerspruch zwischen den traditionellen lebensweltlichen Regeln (Familie) und der modernen ökonomischen Struktur (Lohnarbeit).

Hintergrund dieses Konflikts ist die Veränderung des sozioökonomischen Milieus im Verlauf der Biographie, auf die das Subjekt jedoch - infolge der Eigenlogik biographischer Erfahrungsaufschichtung - mit 'Trägheit' reagiert. Der lebensweltliche Horizont der

145 In der Phase, wo sie bereits im eigenen Haus wohnt, aber noch samstags in der Schlachtereiarbeitet.

146 Vgl. dazu im Kontrast vor allem Frau Beckers und Frau Wittes Interviews.

Kindheit und Jugend ist durch die ökonomische Rationalität der bäuerlichen Familienwirtschaft geprägt. Vor diesem Hintergrund entwickeln sich Arbeitserfahrungen, Bewältigungsstrategien, Lebensvorstellungen, Beziehungsmuster und eine Haltung zu sich selbst, die u.a. durch den Vorrang des Familienkollektivs vor der individuellen Biographie charakterisiert ist. Diese 'ideologische Struktur', besser: dieser *Habitus* bestimmt auch dann noch den Umgang mit Arbeit, Familie und der eigenen Biographie, als ihr die ökonomische Lage nicht mehr entspricht, konkret: als Frau Hellberg aus der bäuerlichen Ökonomie des Hofes ausgestiegen ist, einen Fabrikarbeiter geheiratet hat, Haushalt und Kinder betreut und nebenher - aushilfsweise - erwerbstätig ist. Ihre Arbeitsleistung - ob in Haushalt und Familie oder in einer außerhäuslichen Arbeitsstelle erbracht - bleibt Teil der übergeordneten Familienökonomie¹⁴⁷, die auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet ist, nämlich etwas »Eigenes« zu schaffen.¹⁴⁸

Das Projekt der Familie Hellberg besteht konkret darin, ein eigenes Haus bzw. einen privaten Lebensraum zu schaffen, der nach den Vorstellungen und Bedürfnissen der Familie eingerichtet ist und, gewissermaßen als 'traditionelle Nische', einen Schutz bietet gegenüber den familienfeindlichen Strukturen der modernen Lohnarbeit. Die biographischen Anstrengungen und Leistungen der Hellbergs können deshalb als Versuch interpretiert werden, im Umbruch ökonomischer und lebensweltlicher Strukturen die eigene Identität, d.h. vor allem ihr Familienprojekt, zu wahren und gegen den Zugriff der widersprüchlichen Strukturen etwas »Eigenes« zu schaffen. Daß sie damit unter dem Ergebnisaspekt - das Haus erfüllt

147 Diese Ökonomie ist für die bäuerliche Lebensweise als Ökonomie des 'ganzen Hauses' beschrieben worden (vgl. noch einmal Brunner 1978) und meint weit mehr als nur das materielle Wirtschaften im engeren Sinn. Gemeint ist auch die Ökonomie der sozio-emotionalen Beziehungen, die eng mit den Arbeitsbeziehungen und deren ökonomischer Rationalität verknüpft sind. In dieser Beziehungsstruktur sind auch die geschlechtsspezifischen Arbeits- und Beziehungsmuster festgeschrieben.

148 An dieser Stelle werden Parallelen sowie Unterschiede zu Frau Kerstings Biographie deutlich. Für beide Frauen spielt die Familie eine zentrale Rolle innerhalb ihres biographischen Entwurfs. In beiden Fällen ist sie als 'Projekt' interpretiert worden. Allerdings unterscheiden sich die beiden Projekte durch die sozialen und ideologischen Rahmenstrukturen, in die sie eingebunden sind. In Frau Hellbergs Fall sind diese als traditionell-bäuerliche Lebenswelt beschrieben worden, bei Frau Kersting ist die Gestaltung der Familie dagegen eindeutig ein individuell-biographisches Projekt vor dem Hintergrund einer modernen Lohnarbeitsökonomie.

nicht die daran geknüpften Hoffnungen - nicht erfolgreich sein können, heißt allerdings nicht, daß der gesamte biographische Prozeß, ihr 'Arbeitsleben', scheitert. Die Arbeit am gemeinsamen Projekt ist zugleich Arbeit an sich selbst und Wahrung der eigenen *Biographie*.

Diese ist jedoch nicht als individuelle Entwicklungsgeschichte konturiert. War dies auch in den anderen bisher analysierten Fällen nur bedingt der Fall, so ist in Frau Hellbergs Interview noch einmal ein deutlicher Unterschied festzustellen. Die Konstruktion ihrer Lebensgeschichte läßt über weite Strecken jenes exponierte Ich autobiographischer Konstruktionen vermissen. Es kommt nur in wenigen Ausnahmegeschichten vor, vorzugsweise aus der Kindheit und Jugend. Eine Position des 'ich will' (s. Frau Witte, Frau Kersting) oder gar ein 'ich gegen die anderen' (Frau Witte) taucht nicht auf. Im Vordergrund steht eine Haltung des 'man muß', die jedoch - weniger resignativ als in Frau Beckers Fall - in das Bewußtsein eingebettet ist, als 'Wir'-Kollektiv zu planen und zu handeln. Biographie und Familie fallen für Frau Hellberg weitgehend zusammen.

Dieser biographischen Konstruktion korrespondiert der subjektive Stellenwert der Erwerbsarbeit. In den anderen Biographien war die Erwerbsarbeit der Punkt, der am ehesten zur Exponierung der eigenen Perspektive geeignet schien, an dem sich die Konstruktion der eigenen Biographie 'verankern' konnte. In Frau Hellbergs Biographie ist die Arbeit Teil der Gesamtökonomie, Ressource für das gemeinsame Projekt und nicht für die individuelle Sinnproduktion.

Allerdings ist Frau Hellberg kein 'Opfer' traditioneller Familienstrukturen, die eine eigenständige biographische Artikulation nicht zulassen. Im Gegenteil, sie ist selbst, und zwar mit erstaunlichen Handlungsressourcen und Planungsenergien, Protagonistin des Familienprojekts und damit ihrer eigenen Biographie. Bei aller Eingebundenheit in institutionelle Rahmenvorgaben wird dennoch das aktive Handlungspotential des Subjekts erkennbar, besonders im Kontrast zur vorhergehenden Fallstudie.

Andererseits werden - wie bei Frau Becker - auch in Frau Hellbergs Biographie die Auswirkungen des sozialen Milieuwechsels erkennbar. Die sozialstrukturellen Rahmenbedingungen verändern sich gewissermaßen 'im Rücken' des Subjekts und geraten in Konflikt zu den biographischen Planungs- und Bewältigungsstrategien. Bei aller Ökonomie, mit der Frau Hellberg ihre (Familien-)Biographie 'konstruiert', geht am Ende die Rechnung doch nicht auf. War

in der traditionellen Ökonomie der Verzicht auf ein *individuelles* 'eigenes Leben' einkalkuliert, so fordert er unter den Bedingungen der Modernisierung seinen Preis. Das ungelebte, zugunsten des Familienprojekts aufgeschobene Leben läßt sich nicht 'aufgesparen' wie Geld oder Aktien. Es hinterläßt vielfältige Spuren im Leben der Familienmitglieder, die lange Zeit unbemerkt bleiben, sich in ihrem plötzlichen Sichtbarwerden jedoch als »großer Schlag« gegen das Subjekt Familie offenbaren.

4 Die doppelte Vergesellschaftung als biographisches Problem. Deskriptive Verdichtungen

Ehe der Vergleich zu den biographischen Konstruktionen der Ehepartner gezogen und die Beziehungsdimension diskutiert wird, sollen die bisherigen Befunde noch einmal zusammengefaßt werden. Dabei wird eine mittlere Ebene der Abstraktion gewählt, auf der es um eine vorwiegend deskriptive Verdichtung der Befunde geht. Die angewandten Abstraktions- und Ordnungsgesichtspunkte werden jedoch in der theoretischen Integration am Schluß dieser Arbeit (vgl. Kapitel 9) wieder aufgegriffen und weitergeführt.

Die präsentierten Fallstudien haben nicht nur vier verschiedene Lebensverläufe nachgezeichnet, sondern auch die Individualität der jeweiligen biographischen (Re-)Konstruktionen erkennen lassen. Es soll noch einmal ausdrücklich daran erinnert werden, daß die vier Lebensgeschichten nicht auf eine Typologie weiblicher Biographien abzielen. Die vier Analysen zeigen, gerade in ihrer Detailgenauigkeit, daß Biographien individuelle und einmalige 'Geschichten' sind, die auf einen jeweils individuellen Prozeß der Erfahrungsaufschichtung verweisen. Jede weitere Fallstudie hätte in diesem Sinn eine 'neue' Geschichte erzählt. Dennoch sind die in den Fallstudien präsentierten Erfahrungen und (Selbst-)Deutungen durchaus *typisch* für die weiblichen Biographien unseres Samples.

Die weiter oben¹⁴⁹ noch relativ abstrakt angesprochene Dialektik vom Besonderen und Allgemeinen biographischer Erfahrungen läßt sich nun vor dem Hintergrund der Fallstudien genauer bestimmen.

149 Vgl. Kap. 5, Teil 3.4.

Das Typische der präsentierten Fälle besteht nicht in einer Typologie biographischer 'Muster', denn gerade die subjektive Verknüpfung von Erfahrungen zu biographischen Konstruktionsmustern hat sich nachdrücklich als individuelles Phänomen erwiesen, das nur der biographischen Einzelfallanalyse zugänglich ist¹⁵⁰. In diesen Analysen entdecken wir jedoch zweifellos Gemeinsames und Typisches. Wir stoßen auf ähnliche Bedingungen, mit denen verschiedene Frauen in ihrer Biographie konfrontiert sind (z.B. ökonomische Zwänge, den Krieg, eine ungünstige Lehrstellensituation); wir erkennen gesellschaftliche Erwartungsstrukturen (z.B. die Norm von Ehe und Familie), die alle Biographien beeinflussen; und wir rekonstruieren Konflikte und Probleme, die von verschiedenen Frauen in ähnlicher Weise wahrgenommen und artikuliert werden (z.B. die Unvereinbarkeit von Beruf und Familie oder das Problem der Schichtarbeit). Dabei sind Ähnlichkeiten zu beobachten, z.T. bis in die Formulierung hinein - aber auch deutliche Differenzen.

Um die beobachteten Parallelen und Unterschiede theoretisch zu ordnen, ist es angesichts der empirischen Komplexität wenig sinnvoll, 'trennscharfe' Kategorien oder Typen anzustreben.¹⁵¹ Ausichtsreicher erscheint deshalb - orientiert am Konzept der *Familienähnlichkeit* (Mandelbrodt) - die Suche nach Strukturähnlichkeiten in den biographischen Erfahrungsmustern. Die oben vorgestellten Dimensionen (vgl. Kap. 6, Teil 3.6) sind der Versuch, derartige Strukturähnlichkeiten empirisch fundiert auf einem mittleren Abstraktionsniveau zu formulieren.

Kehren wir nach dieser Erinnerung zurück zur ersten Dimension, der Hypothese, daß die Struktur weiblicher Biographien durch die doppelte Vergesellschaftung bestimmt ist. Diese allgemeine Aussage kann nach den empirischen Analysen mit folgenden zunächst deskriptiv formulierten Befunden differenziert und präzisiert werden:

150 Daß dieses 'nur' im strengen erkenntnistheoretischen Sinn gemeint ist und nicht als eine empirisch bedingte Einschränkung, geht aus der Argumentationslinie der Arbeit hervor. Die *Individualität* von Biographien, was die konkrete historisch einmalige Gestalt angeht, widerspricht jedoch nicht der *Generalisierbarkeit* historisch-gesellschaftlicher oder psychologischer 'Gestaltprinzipien'. Sie sind empirisch jedoch *nur* am Einzelfall auffindbar, dort allerdings müssen sie in *jedem* Fall (eines bestimmten Gegenstandsbereichs) anwendbar sein, wenn sie (für diesen Gegenstandsbereich) Allgemeingültigkeit beanspruchen wollen. Der Einzelfall dient also nicht der Exemplifizierung, sondern ist methodologisch unhintergebar (vgl. grundsätzlich Lewin 1981).

151 Dies wäre nur um den Preis einer sehr weitgehenden Komplexitätsreduktion möglich.

- (1) Dem gesellschaftlichen Widerspruch zwischen Familie und Beruf korrespondiert ein systematischer *Konflikt in der Konstruktion lebensgeschichtlicher Erzählungen von Frauen*, der sich in der Prospektive ('doppelter Lebensentwurf') und/oder in der retrospektiven Konstruktion beobachten läßt. Dieser Konflikt nimmt auf der Ebene konkreter Biographien sehr unterschiedliche, *individuelle Formen* an.
- (2) Neben der Darstellung des Konflikts können verschiedene *Handlungs- und Bewältigungsstrategien* im Umgang mit der Doppelperspektive von Beruf und Familie beschrieben werden, die ebenfalls individuell variieren.
- (3) Diese Bewältigungsstrategien sind integraler Bestandteil eines je konkreten *biographischen Prozesses*, in dem verschiedene allgemeine Faktoren auf komplexe Weise *kumulieren* und zu je individuellen biographischen Lösungsmustern verarbeitet werden.
- (4) Die unter (1) bis (3) benannten Beobachtungen (Konflikt, Lösungsstrategien, biographische Kumulation) lassen sich nicht nur auf der inhaltlichen Ebene der Lebensgeschichten, sondern auch auf *formalen Merkmalen* ihrer Konstruktion beobachten.

Zu (1): Der Konflikt in der biographischen Erzählperspektive äußert sich in unterschiedlichen, individuellen Formen. Auf Basis der Fallstudien und weiterer Vergleiche im Gesamtsample können dabei einige allgemeinere Unterscheidungsaspekte festgehalten werden:

- (a) Der Widerspruch zwischen Beruf und Familie kann vom Subjekt *unmittelbar* als Konflikt erlebt und/oder nur *indirekt* in seinen Auswirkungen wahrgenommen werden (z.B. die Unzufriedenheit von Frau Kersting oder die gesundheitlichen Zusammenbrüche in Frau Hellbergs Biographie).
- (b) Auch das bewußte Erleben des Konflikts kann verschiedene Formen haben, vor allem unterschiedliche 'Zeitgestalten'. Der Widerspruch zwischen Beruf und Familie kann als *herausgehobene biographische Konfliktsituation* erlebt und bearbeitet werden, z.B. in der konkreten Entscheidung zur Aufnahme oder Aufgabe des Berufs (s. bes. Frau Witte, Frau Kersting, Frau Becker); er kann aber auch als *andauerndes* bzw. wiederkehrendes und streckenweise nur latentes Dilemma wahrgenommen werden, das längere Zeitabschnitte der Biographie prägt (bes. Frau Becker, Frau Kersting).

- (c) Darüber hinaus kann der Konflikt zu verschiedenen *Zeitpunkten* innerhalb des biographischen Verlaufs aktualisiert werden. Die Doppelorientierung auf Beruf und Familie kann - mehr oder weniger ausgeprägt - bereits im *Lebensentwurf* enthalten sein und hier u.U. auch schon als potentieller Konflikt erkannt werden. (Dies haben wir zumindest ansatzweise in Frau Kerstings Biographie gesehen, die mit dem Entwurf verschiedener biographischer 'Phasen' eine zeitliche Entzerrung des Konflikts anstrebt.) In anderen Fällen taucht die Doppelorientierung eher als selbstverständliches, unreflektiertes Element des Lebensplans auf, dessen Konflikthaftigkeit sich erst zu einem späteren Zeitpunkt offenbart (z.B. Frau Witte).
- (d) In allen Biographien unseres Samples hat sich dabei *eine* biographische Situation als signifikant erwiesen: die Familiengründung, d.h. die Geburt eines Kindes. Spätestens in dieser Situation wird der Konflikt zwischen Beruf und Familie biographisch konkret, und es gibt keine weibliche Lebensgeschichte, die sich nicht in irgendeiner Weise darauf bezieht. Allerdings haben die Fallstudien gezeigt, daß auch diese Situation immer im Kontext zu anderen biographischen Ereignissen und Perspektiven steht und deshalb subjektiv unterschiedliche Relevanz haben kann.¹⁵²

Die angedeutete Vielfalt der konkreten Erscheinungsformen mag an der 'Oberfläche' biographischer Erzählungen noch so widersprüchlich und unvergleichbar erscheinen, durch die Hypothese der doppelten Vergesellschaftung kann sie auf eine gemeinsame Grundstruktur zurückgeführt und damit empirisch wie theoretisch 'geschlossen' werden.

152 Bei Frau Witte aktualisieren die Geburt des Kindes und die damit verbundenen Strukturwidersprüche eine starke Ambivalenz zwischen zwei intentionalen Perspektiven. Frau Kersting hat in derselben Situation mit ihrer Entscheidung, den Beruf aufzugeben, bereits eine 'Konfliktlösung' parat, die in Übereinstimmung mit ihrem Lebensplan steht, deren Probleme sich allerdings im Nachhinein offenbaren. Für Frau Becker und Frau Hellberg ist die Geburt des ersten Kindes eher ein selbstverständlicher Teil ihrer Biographie, der ihre biographische Grundperspektive, daß 'alles Leben Arbeit ist', zwar um einen konkreten Aufgabenbereich erweitert, jedoch nicht grundsätzlich verändert. Dies gilt, obwohl die konkreten Reaktionen auf die Geburt der Kinder unterschiedlich sind (Unterbrechung der Erwerbsarbeit bzw. Weiterarbeit in einer Teilzeitbeschäftigung).

Zu (2): In den Fallstudien sind verschiedene Handlungs- und Bewältigungsstrategien sichtbar geworden, die sich vereinfacht zu folgenden deskriptiven Kategorien¹⁵³ zusammenfassen lassen:

- (a) Steigerung der Arbeitsleistung ('mehr arbeiten'), d.h. durch eigene Leistung die gestiegenen Anforderungen in beiden Bereichen bewältigen und dabei bis an den Rand des physischen Zusammenbruchs gehen (bes. Frau Hellberg, Frau Becker);
- (b) die Erwerbsarbeit aufgeben, als es zu einer manifesten Krise kommt (z.B. ein psychischer und physischer Zusammenbruch, als die eigenen Kräfte überstiegen werden (Frau Hellberg, Frau Becker));
- (c) die Erwerbsarbeit - vorübergehend - aufgeben, bereits ehe es zur Krise kommt: entweder gewünschtes (Frau Kersting) oder erzwungenes Drei-Phasen-Modell (Frau Witte);
- (d) der Versuch, die Isolation und Unzufriedenheit als Hausfrau (nach der Aufgabe der Erwerbsarbeit) durch die (befristete) Teilhabe an gesellschaftlicher Arbeit zu durchbrechen, konkret: entweder durch die Annahme einer geringfügigen Beschäftigung (Putzstelle; Frau Witte, Frau Kersting, Frau Becker) oder den beruflichen Wiedereinstieg (Frau Kersting, Frau Becker, Frau Witte);
- (e) der Versuch, die Probleme des Familienalltags durch aktive Gestaltung und Eigenarbeit im privaten Bereich zu bewältigen, z.B. durch die Schaffung eines 'eigenen Raumes' durch die Gestaltung der Familienatmosphäre (Gisela Kersting), einen Garten (Lieselotte Becker) oder durch den Bau eines Hauses (Grete Hellberg).

Bei allen Differenzen kann verallgemeinernd festgehalten werden, daß alle Strategien auf Arbeit bezogen sind, sowohl im Bereich der Erwerbsarbeit wie im Reproduktionsbereich. Die *Arbeitserfahrung* ist eine zentrale Kategorien der subjektiven biographischen Rekapitulation.¹⁵⁴ Arbeit gehört für alle Erzählerinnen selbstverständlich zu ihrem Leben, oft verbunden mit der Bereitschaft, die physische Arbeitskraft, den eigenen Körper, als Ressource auszubeuten. Arbeit

153 Die beschriebenen Strategien können auch nebeneinander in einer Biographie vorkommen.

154 Vgl. dazu Alheit und Dausien 1985.

ist ein Teil des Alltags, aber sie strukturiert auch die biographische Zeitperspektive.

Zu (3): Auf Basis der Einzelfallanalysen lassen sich einige allgemeinere Faktoren beschreiben, die im biographischen Prozeß zusammenwirken und die subjektive Umgehensweise mit der Doppelperspektive in der einen oder anderen Weise beeinflussen:

- (a) *kontingente Rahmenbedingungen*, d.h. Faktoren wie Ökonomie, Lehrstellenangebot, Krieg, 'intervenierende Bedingungen' und Situationsänderungen (z.B. Tod der Eltern, Umzug u.a.);
- (b) *das konkrete historische, soziale und kulturelle Milieu*, in dem kollektive Erfahrungen verankert und biographische Aspirationen und Perspektiven entwickelt werden, in dem Regeln und Erwartungsstrukturen an das Subjekt herangetragen, aber auch von ihm selber reproduziert und verändert werden¹⁵⁵;
- (c) *sozial- und geschlechtsspezifische Normen* und Erwartungsstrukturen, die verinnerlicht sein können und/oder als äußerer Zwang oder Direktive erlebt werden (hierzu gehören besonders die normative Familienorientierung der traditionellen Frauenrolle; Familie als »automatische Programmierung«)¹⁵⁶;
- (d) die *biographische Erfahrungsaufschichtung* auf Seiten des Subjekts, d.h. die im Verlauf der Biographie gewachsene *autobiographische Haltung* (Handlungsschema oder Tendenz zu Fatalismus und 'Opferhaltung'? Institutionelles Ablaufmuster?), die individuelle Verknüpfung von Erinnerungs- und Deutungsmustern;
- (e) damit verbunden ist die Frage des *biographischen Entwurfs* (ist ein solcher expliziert, wenn ja, wie sieht er aus?), denn die aktuelle Erfahrung und Bewältigung des Vereinbarkeitskonflikts

155 Gemeint sind hier vor allem die Einflüsse des sozialen Milieus als *konkretem* alltäglichen Lebenszusammenhang wie z.B. Anregungen und Beispiele durch Personen im sozialen Umfeld, etwa die Begegnung mit einem Lehrer oder Meister, der implizite Beispielcharakter vorgelebter Biographien, konkret erfahrene Relevanzstrukturen der Arbeit, z.B. das Erleben der Erwerbsarbeit als Notwendigkeit (Heike, Lieselotte, Grete) oder als Perspektive der 'Selbstverwirklichung' (Gislea) u.a.

156 Diese Normen werden als eigenständiger Faktor unterschieden, obwohl sie im allgemeinen im Milieu (b) konkret verankert sind. Sie gelten jedoch teilweise milieübergreifend und wirken in konkreten Biographien u.U. auch 'von jenseits' des aktuellen soziokulturellen Lebenszusammenhangs her.

steht immer in Beziehung zu dem jeweiligen biographischen Entwurf des Subjekts.¹⁵⁷

Die Auflistung dieser Faktoren erhebt nicht den Anspruch, das komplexe Bedingungsgefüge biographischer Lernprozesse im Umgang mit dem Konflikt zwischen Beruf und Familie systematisch oder gar erschöpfend zu benennen. Die Fragen von Systematik und Vollständigkeit erscheinen allerdings auch sekundär gegenüber dem theoretisch interessanteren Problem ihres Zusammenwirkens im Verlauf konkreter Biographien. Die Einzelfallstudien haben gezeigt, daß hier theoretisch ein komplizierter biographischer 'Kumulationsprozeß' angenommen werden muß, in dem die genannten gesellschaftlichen und biographischen Strukturbedingungen ineinandergreifen. Diese zentrale Frage verlangt jedoch bereits eine theoretische Integration der Befunde auf höherer Abstraktionsebene, die zunächst noch zurückgestellt werden soll (s. Kapitel 9).

Zu (4): Die inhaltliche Doppelperspektive von Beruf und Familie drückt sich auch auf der Ebene der formalen narrativen Darstellungsstruktur aus.

- (a) Die konflikthafte Bewegung zwischen den beiden Themenbereichen kann an der *sequentiellen Struktur der Haupterzählung* nachvollzogen werden, z.B. in Gestalt konkurrierender oder abbrechender Erzähllinien, die den Wechsel markieren und in der Regel die chronologische Linie der biographischen Rekapitulation durchbrechen. Ausführliche Seitenkonstruktionen, Rückblenden und die Verschränkung von Erzähllinien geben der biographischen Haupterzählung eine komplizierte Struktur.¹⁵⁸
- (b) Ein anderes regelmäßig beobachtetes Merkmal betrifft den unterschiedlichen Grad der *Zeitlichkeit* in der Thematisierung von Beruf und Familie. In den Narrationen zeigt sich, daß die Erwerbsarbeit eine Bezugsmöglichkeit bietet, um die biographisch-zeitliche Perspektive der Erzählung mit einer vergleichsweise hohen Ereignisdichte zu strukturieren. Das Familienthema bzw. die im privaten Bereich erbrachten Arbeiten und Akti-

157 Die beiden Punkt (d) und (e) gehören zusammen, werden hier jedoch getrennt aufgeführt, um die *Perspektivität* des 'biographischen Faktors' systematisch hervorzuheben. Wenn Erfahrungen auch immer aus der Retrospektive rekonstruiert werden, so enthält die narrative Rekapitulation doch stets auch die Prospektive.

158 Diese Beobachtung bezieht sich wie die folgenden auf alle Interviews des Samples.

vitäten sind dagegen offensichtlich weniger geeignet, die 'eigene Geschichte', also eine zeitliche Ereignisstruktur, zu rekonstruieren. Sie regen stattdessen eher situativ-räumliche Darstellungen an, vor allem die Präsentation von sozialen Beziehungen und 'Beziehungsgeschichten', in denen die Erzählerin selbst nicht notwendig vorkommen muß.

- (c) Damit ist ein dritter Befund angesprochen, der die kognitive Figur des Biographieträgers¹⁵⁹ betrifft, die Frage, inwiefern sich die Erzählerin als 'Hauptperson' ihrer Geschichte darstellt oder in welchen anderen 'Rollen' sie sich präsentiert. In den Fallanalysen konnte ein *Perspektivwechsel der autobiographischen Erzählhaltung* beobachtet werden von einer expliziten 'Ich-Perspektive', die meist an berufsbiographischen Stationen orientiert ist, zu einer familienbezogenen 'Wir-Erzählung', die signifikanterweise mit dem biographischen Ereignis der Familiengründung einsetzt, im späteren Verlauf der Erzählung aber durchaus wieder durch eine Ich-Erzähllinie abgelöst oder (konfligierend) parallel dazu geführt werden kann. Dies erfolgt typischerweise im Kontext der Auseinandersetzung mit der eigenen Erwerbsarbeitsperspektive und dem Vereinbarkeitsproblem.

Wie das nächste Kapitel zeigen wird, liegt auch in diesen Aspekten der formalen Konstruktionslogik ein deutlicher Unterschied zu den autobiographischen Darstellungen männlicher Erzähler.

159 Vgl. Schütze (1984) sowie Kap. 4, Teil 2.2 der vorliegenden Arbeit.

Beziehungen in Biographien - Biographien in Beziehung. Biographische Konstruktionen von Ehepartnern im Vergleich

Wie in den Fallstudien, zunächst mit Fokus auf die erste Dimension, deutlich geworden ist, spielt die Familie in der biographischen Rekapitulation und Selbstpräsentation der Frauen eine zentrale Rolle. Die Familie macht einen wesentlichen Teil der sozialen Beziehungen aus, die in den Interviews thematisiert werden. Am Fallbeispiel von Frau Witte ist die enge Verknüpfung zwischen der Präsentation des biographischen Ich und sozialer Interaktionspartner ausführlich diskutiert worden. Das dort interpretierte Phänomen der *gebundenen Lebenskonstruktion* (s. Kap. 6, Teil 4.2) ist zu komplex, als daß es in allen vier Einzelfällen detailliert dargestellt werden könnte. Die folgende Untersuchung konzentriert sich deshalb auf einen ausgewählten Aspekt der Beziehungsdimension, auf die zweifellos signifikante Beziehung zum *Lebenspartner*.

In diesem Kontext wird wie in der Fallstudie in Kapitel 6 auch die umgekehrte Perspektive des jeweiligen Mannes auf seine Beziehung zur Partnerin einbezogen. Da dies eine starke Selektion aus der Analyse der männlichen Biographien ist, wird der Kontext der gesamten lebensgeschichtlichen Erzählung durch die jeweilige biographische Kurzbeschreibung zur Verfügung gestellt.¹

Die folgenden Analysen betreffen nicht allein die Beziehungsdimension weiblicher Biographien, sie ermöglichen darüber hinaus - an einem ausgewählten, aber zentralen Aspekt - einen direkten Vergleich zwischen den biographischen Konstruktionen von Frauen und Männern. Die Reihenfolge der Darstellung ergibt sich aus der inneren Logik der Fallvergleiche. Ausgangspunkt ist dabei wiederum der Ankerfall »Heike Witte« bzw. das Paar Heike und Thomas Witte (vgl. Kap. 6).

1 Zu den Verlaufsprotokollen vgl. Dausien 1994c.

1 Die Lohnarbeiterfamilie: Traditionelle Arbeitsteilung der Moderne

Ein wichtiger Befund aus dem Vergleich zwischen Heike und Thomas Wittes Lebensgeschichte betraf die Art der Bezugnahme auf den jeweiligen Partner. Zur Erinnerung: Im Unterschied zu Frau Witte, die beide Lebensgeschichten miteinander verknüpft, stellt Herr Witte seine Biographie als 'individuelle' Geschichte dar, in der seine Partnerin zwar vorkommt, allerdings ohne Einfluß auf sein Handeln zu nehmen (s.o.). Vergleicht man nun diesen Befund mit den anderen Paaren des Samples, so erweist sich vor allem das Interview mit Herrn Becker als interessant, da sich hier die beobachtete Tendenz in noch deutlicherer Asprägung zeigt. Ehe seine Biographie vorgestellt wird, soll auf der Basis der Fallstudie im vorausgehenden Kapitel 7 (vgl. Teil 2) zunächst die Beziehungsdimension in Frau Beckers Lebensgeschichte rekapituliert werden.

1.1 *Familie als Teil der eigenen Biographie. Die Perspektive von Frau Becker*

Betrachtet man das gesamte Interview mit Frau Becker, so nimmt die Darstellung von Ereignissen und Beziehungen in der Familie breiten Raum ein. Einer relativ knappen Präsentation der eigenen Biographie folgt ein deutlich längerer und ausführlicherer Teil, in dem die Erzählerin vorwiegend über ihre Töchter und deren Familiensituation sowie andere Familienmitglieder (vor allem die Enkelkinder) spricht.² Die Erzählperspektive wechselt von der autobiographischen Rekapitulation der eigenen Geschichte zur Erzählung von Familiengeschichten aus der Gegenwart oder jüngsten Vergan-

2 Dieser Befund ließe sich genauer quantifizieren und qualifizieren, vor allem durch den Vergleich der zwei Teile des Interviews (biographische Haupterzählung und Nachfrageteil). Die Erzählerin spricht nicht nur 'mehr' über andere Familienmitglieder als über sich, sondern präsentiert hier oft auch eine größere Ereignisdichte und Lebendigkeit der Narrationen. Darüber hinaus ist bereits festgestellt worden, daß auch in der biographischen Haupterzählung selbst die Darstellung der individuellen Perspektiv über weite Strecken hinter die Schilderung der Familiensituation zurücktritt. Weitere Belege ließen sich durch eine detaillierte Textanalyse erbringen, für die hier nicht der Ort ist.

genheit.³ Darüber hinaus hat die Analyse der biographischen Haupterzählung im vorausgehenden Kapitel (vgl. Teil 2) ergeben, daß auch die explizite 'Autobiographie' im Verlauf der Darstellung ihren Fokus verändert. Das autobiographische Ich wird im Kontext der Familiengründung zu einem Ich-in-Beziehungen, ja es verschwindet teilweise ganz hinter der Familiengeschichte (z.B. in der Schilderung der Wohnsituation, s.o.).

Fragt man nun weiter, welche Personen bzw. Beziehungen aus der Familie konkret dargestellt werden, so ergibt sich ein überraschender Befund. In der expliziten Bezugnahme auf andere Personen thematisiert die Erzählerin ihre Töchter (sowie die mit ihnen verbundenen Beziehungen und Personen) weitaus häufiger als den Ehemann, der im gesamten Interview eher 'im Hintergrund' bleibt.⁴ Ein Großteil dessen, was über die Dominanz des Familienthemas gesagt worden ist, betrifft also konkret die Beziehung zu den Kindern.

Dieser vielschichtige Befund läßt sich pointiert mit der These zusammenfassen, daß die Biographie der Töchter zumindest streckenweise an die Stelle der eigenen Biographie tritt. Obwohl hier nicht genug Raum ist, diesen Aspekt detailliert zu verfolgen, sei mindestens angemerkt, daß diese These nicht nur durch formale Merkmale der Erzählung, wie die Häufigkeit und Form der expliziten Bezugnahme, begründet werden kann. An einigen Punkten ist die *Delegation* eigener Perspektiven an die Töchter auch inhaltlich zu beobachten.

- So fällt auf, daß die Töchter in ihrer Berufswahl faktisch den Wunsch der Mutter («Verkäuferin») realisieren, selbst als diese ihnen abrät. Auch wenn eingeräumt werden muß, daß das Lehrstellenangebot für Mädchen beschränkt ist, zumal in den 1960er Jahren, ist dieser Umstand doch nicht bedeutungslos. Aus ihrer eigenen schmerzvollen Erfahrung, keine Ausbildung machen zu können (s.o.), gibt Frau Becker ihre Bildungsperspektiven an die Kinder weiter. Der Bericht über ihre Berufsausbildung füllt ge-

3 Beispiele für solche Geschichten sind eine lange Narration über ein Telefonat vom Morgen (vgl. 40/10-41/36) oder über die Entdeckung der Fehlsichtigkeit bei einem der Enkelkinder (vgl. 52/22-56/31).

4 Um die Komplexität des Themas hier nicht noch weiter zu entfalten, werden die anderen im Interview repräsentierten Familienbeziehungen, z.B. zur Schwester und ihrer Familie, hier nicht berücksichtigt.

wissermaßen die Lücke an dieser Stelle der eigenen Biographie. Doch der 'Traditionsprozeß' findet nicht nur auf der Ebene der biographischen Konstruktion statt. Er hat auch eine materielle Seite. Frau Becker *arbeitet* dafür⁵, daß die Töchter eine qualifizierte Ausbildung erhalten.

- Dabei räumt sie ihnen ausdrücklich die Freiheit ein, selbst über ihren Beruf zu entscheiden. Die Töchter greifen die ihnen nahegelegte Perspektive⁶ auf und überschreiten damit die Bildungsbegrenzung, die die Mutter noch erfahren hat, - aber sie bleiben ihr in der konkreten Berufswahl auch ein Stück weit verhaftet.⁷
- Eine weitere Parallele zwischen Mutter und Töchtern ist der diskontinuierliche Verlauf der Berufsbiographien. Auch die Töchter münden nicht 'glatt' in den Beruf ein, wechseln häufiger die Arbeitsstellen, sind in verschiedenen Bereichen tätig, unterbrechen nach der Geburt eines Kindes.⁸ Diese Parallele hat zweifellos mit der Struktur der doppelten Vergesellschaftung zu tun und darüber hinaus mit den besonderen Bedingungen des Verkäuferinnenberufs⁹ - aber womöglich auch mit dem durch die Mutter vorgelebten biographischen Modell.
- Die Parallele im Vereinbarkeitskonflikt wird im übrigen von Frau Becker selbst expliziert. Sie berichtet ausführlich von der Konfliktsituation, in die ihre ältere Tochter gerät, als ihr Kind in die

5 Damit ist sowohl ihre Erziehungsarbeit als auch ihre Erwerbsarbeit gemeint, mit der sie die Töchter materiell unterstützt.

6 Hier ist im übrigen davon auszugehen, daß neben der Unterstützung durch die Eltern auch die sich wandelnden gesellschaftlichen Bildungsangebote für Mädchen einen Einfluß gehabt haben.

7 Was hier geradezu als 'Ironie des Schicksals' erscheint, hat wenig Schicksalhaftes an sich, sondern kann als kollektives Moment der Erfahrungsaufschichtung in der Verknüpfung von Biographien verschiedener Generationen analysiert werden. Der Lernprozeß, der hier zwischen den Generationen stattgefunden hat (vgl. auch Dausien 1994b), ist ebenso in begrenzende und ermöglichende Bedingungsstrukturen eingebunden wie Lernprozesse in individuellen Biographien.

8 Die ältere Tochter arbeitet nach ihrer Lehre als Verkäuferin in der Versicherungsbranche und später als Fakturistin in dem Farbengeschäft Esser, in dem auch Frau Becker gearbeitet hat. Auch die jüngere wechselt nach ihrer Ausbildung als Verkäuferin in andere Bereiche. Sie jobbt im Büro und findet schließlich eine Arbeit als Fakturistin in einem Metallbetrieb (vgl. 24/33-27/15).

9 Dieser Beruf ist besonders durch seine ausgedehnten Arbeitszeiten und hohen physischen Belastungen kaum mit der Erziehung und Betreuung von Kindern zu vereinbaren. Zudem steht den hohen Belastungen ein relativ niedriger Lohn gegenüber, so daß der Wechsel in andere Arbeitsbereiche, auch unabhängig von der Kinderfrage, durchaus naheliegt.

Schule kommt und sie weiterhin erwerbstätig sein will. Frau Becker spielt hier noch einmal alle Argumente durch, mit denen sie selber in der gleichen Situation konfrontiert war. Darüber hinaus ist sie jedoch direkt in die Entscheidungssituation der Tochter involviert, da diese sie um die Betreuung des Kindes gebeten hat. Mit dieser Anfrage gerät Frau Becker selbst noch einmal in den Konflikt, der grundsätzlich zwei Lösungsmöglichkeiten hat: die Aufgabe der Erwerbsarbeit (Familienmodell) und die Parallelität von Beruf und Familie (Berufs-Familien-Modell), mit oder ohne Unterstützung durch Dritte. Während Frau Becker selbst (mit Unterbrechungen) das zweite Modell gelebt hat, ohne Unterstützung zu haben, könnte sie nun ihrer Tochter die gleiche Lösung *mit* der entlastenden Unterstützung einer gesicherten Kinderbetreuung ermöglichen. Sie lehnt jedoch ab und 'nötigt' ihre Tochter damit zum Familienmodell.¹⁰ Die Tochter nimmt diese Lösung ihres Konflikts zunächst unter Protest an, ratifiziert sie jedoch wenig später durch die »Einsicht«, daß sie ihr Kind in der sensiblen Grundschulphase nun besser begleiten kann.¹¹

Bei Frau Beckers Entscheidung wirken verschiedene Aspekte zusammen, die nicht im einzelnen analysiert werden sollen.¹² Einer betrifft jedoch den hier thematisierten biographischen Prozeß der *Tradierung und Delegation*: Indem sie der Tochter das Familienmodell nahelegt¹³, delegiert sie eine der widersprüchlichen und unvereinbaren Optionen der Frauenrolle, die sie in ihrer eigenen Biographie nicht hat realisieren können¹⁴: nämlich eine 'gute Mutter' sein zu können, die (unbegrenzt) Zeit für ihr Kind hat.

-
- 10 In dem Entscheidungsprozeß ist auch der Ehemann der Tochter beteiligt, der typischerweise ebenfalls für das Familienmodell plädiert.
 - 11 Hier stoßen wir wieder auf den Lösungsmechanismus der *Delegation* nach außen, der bei Frau Witte und bei Frau Becker, in gewisser Weise auch bei Frau Kerstings beruflichem Wiedereinstieg, beobachtet werden konnte.
 - 12 Die an dieser, aber auch an anderen Stellen des Interviews aufscheinende Dynamik der intergenerationalen Verflechtung von Biographien wäre ein hochinteressantes eigenes Forschungsthema, das im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht weiter verfolgt werden kann.
 - 13 Dies tut sie nicht nur durch die faktische Entscheidung, sondern durch einen längeren Argumentationsprozeß, den sie im Interview rekapituliert (vgl. dazu die gesamte Darstellung des Konflikts im Interview: 45/24-49/1).
 - 14 Dabei soll noch einmal betont werden, daß die in der Doppelperspektive weiblicher Lebensentwürfe enthaltenen widersprüchlichen Optionen nie vollständig realisiert werden können, sondern immer nur mit Abstrichen auf der einen oder anderen Seite, die - je nach vor-

Auch wenn diese Überlegungen hier nicht weiterverfolgt werden können, machen sie doch auf eine Dimension von Beziehungen zwischen Biographien aufmerksam, die festhaltenswert erscheint: die *intergenerationale Verflechtung von Biographien*.

Vor dem Hintergrund dieser Beobachtungen ist nun nach der Rolle des Ehemanns in Frau Beckers Lebensgeschichte zu fragen. Wie bereits analysiert, stellt Frau Becker das Kennenlernen ihres Mannes und die Heirat mit knappen Worten als »normale« Station ihrer Biographie dar (vgl. Kap. 7, Teil 2.3.3), die im unmittelbaren Kontext zur Geburt der Töchter und dem folgenden Familienthema steht. Die Ehe selbst und die Person ihres Mannes werden nicht zum Gegenstand eigenständiger Narrationen. Sie scheinen ebenso selbstverständlich zu sein, wie die Biographie insgesamt als »ganz normaler Lebenslauf« präsentiert wird.¹⁵ Unterhalb dieses allgemeinen Befundes läßt sich die Art der Bezugnahme auf den Ehemann in Frau Beckers Interview in drei Aspekte differenzieren:

(a) *Die Normalität der Ehe.* Wo der Ehemann explizit erwähnt wird, geschieht dies in der Regel in Hintergrund- und Seitenkonstruktionen oder in argumentativen Passagen. Dies mit Gleichgültigkeit oder Irrelevanz zu erklären, wäre allerdings voreilig. Die Ehe scheint vielmehr eine selbstverständlich gegebene Voraussetzung sowohl der alltäglichen Lebenswelt als auch der Biographie zu sein. *Die Beziehung zum Partner ist gewissermaßen als unbefragte Basisgewißheit in den Hintergrund der Lebensgeschichte getreten.*

Diese Interpretation wird vor allem durch zweierlei empirische Beobachtungen gestützt: Zum einen erzählt Frau Becker auf explizite Nachfrage durchaus lebendige Geschichten aus der gemeinsamen Beziehung¹⁶, womit die Gegenlesart, daß die Ehe 'unwichtig' (geworden) ist, hinfällig wird. Zum anderen taucht der Ehemann im Verlauf der Erzählung 'versteckt' in selbstverständlich verwendeten

handenen Unterstützungsmöglichkeiten durch das soziale Umfeld - geringer oder größer sein können.

15 Daß diese 'Selbstverständlichkeit' der Ehebeziehung in biographischen Konstruktionen keineswegs selbstverständlich ist, beweist der Vergleich mit anderen Lebensgeschichten (Frau Witte, Frau Kersting). Dabei geht es wohlgemerkt nicht um die Frage, wie selbstverständlich oder konfliktreich die Partnerbeziehung 'ist', sondern darum, wie sie in der autobiographischen Erzählung *präsentiert* wird.

16 Dies gilt für Gespräche außerhalb des Interviews, aber auch für eine im Nachfrageteil erzählte Geschichte über das Kennenlernen des Ehemannes.

»Wir«-Formulierungen auf.¹⁷ Diese Form der Präsentation findet sich sogar an zentraler Stelle, nämlich in der Koda der Haupterzählung, in der Frau Becker ihre gegenwärtige Lebenssituation resümiert.¹⁸ Daß die Wir-Formulierung keine bloße Floskel ist, sondern tatsächlich »ich-und-mein-Mann« meint, wird durch die Differenzierung zu »ich« und »er« deutlich, wenn dies inhaltlich geboten erscheint.¹⁹

(b) *Das Teilen einer gemeinsamen Lebenswelt.* Der Rekurs auf das narrative Wir verweist bereits auf den zweiten Aspekt. Frau Becker bezieht sich auf ihren Mann als einen *Partner, mit dem sie Gemeinsames teilt*. Diese These läßt sich mit vielfachen Details aus dem Vergleich beider Interviews belegen, aber auch aus der Einzelanalyse von Frau Beckers Darstellung. Die Rekonstruktion, welche Gemeinsamkeiten Frau Becker anspricht, muß wiederum häufig auf implizite Verweise und Hintergrundkonstruktionen zurückgreifen, da das Teilen von Erfahrungen ebenfalls zu den 'Selbstverständlichkeiten' der Beziehung gehört (s.o.). Folgendes läßt sich festhalten:

Ein - erwartbarer - Bereich gemeinsamer Erfahrungen betrifft das nähere soziale Umfeld. Hier verweisen z.B. Wir-Formulierungen im Kontext einiger Erziehungsfragen auf eine gemeinsame Haltung gegenüber den Kindern. Doch die Gemeinsamkeiten gehen über den unmittelbaren Familienkreis hinaus. Wo Frau Becker von Freunden, Nachbarn und Bekannten berichtet, handelt es sich in der Regel um gemeinsam wahrgenommene Beziehungen. Die Beckers sind als Ehepaar mit anderen Ehepaaren befreundet, wobei die Kontakte vorwiegend durch den früheren Arbeitszusammenhang in der Firma Ergo, also meist über die Männer, zustandegekommen sind. Auch gemeinsame Aktivitäten, wie z.B. Spaziergänge oder der Besuch von Sportveranstaltungen, unternehmen die Beckers oft im

17 Solche finden sich z.B. im Kontext der Beziehung zu den Kindern, in der die gemeinsame Haltung der Ehepartner zum Ausdruck kommt: »Und da ham me, quasi ham wir nur für unsre Kinder gelebt« (7/17). Und, mit Blick auf die Nachkinderphase: »...ich sach es euch - jetzt is Schluß. ... und dann denken wer an uns.« (29/38-30/5)

18 »Und - sonst gehts uns heute - - so gut wie mers wollen - so gut machen mers uns.« (21/1ff) Auf diese Einleitung folgt eine längere Passage, in der Frau Becker in Wir-Form schildert, welche Dinge ihr und ihrem Mann heute, angesichts des Älterwerdens und des Alltags ohne Kinder, im Leben wichtig sind (vgl. 21/4-22/5).

19 Dies ist z.B. am Ende der Koda der Fall, wo Frau Becker auch explizit in der dritten Person (»er«) über ihren Mann spricht, weil sie seine besondere Situation schildern möchte.

größeren Freundeskreis. (Im sozialen Auftreten als Paar reproduziert sich im übrigen die unter (a) konstatierte 'Normalität der Ehe'.)

Interessanter als die bloße Gemeinsamkeit im Bereich alltäglicher Aktivitäten und Beziehungen, die im übrigen durch die Arbeitszeiten von Herrn Becker weitgehend auf die Wochenenden begrenzt sind, ist jedoch die Frage ihrer Verankerung in der *gemeinsamen Geschichte*. In Frau Beckers Interview wird hier eine Dimension erkennbar, die über das übliche Teilen der Erinnerung in langjährigen Zweierbeziehungen hinausgeht. Frau und Herr Becker haben teil an demselben *kollektiven Erfahrungszusammenhang*, an einem (noch) lebendigen »kollektiven Gedächtnis«²⁰.

Sie sind nicht nur im gleichen sozial-kulturellen Milieu, sondern ganz konkret im selben Stadtteil aufgewachsen. Hier haben sie, trotz mehrfacher Umzüge, immer gewohnt und nie wegziehen wollen. Hier haben sie auch ihren Garten in einer Kolonie mit Freunden und Verwandten als Nachbarn. Die oben erwähnten Freundschaften zu anderen Ehepaaren sind in diesem Kontext über mehrfach miteinander verschränkte Kanäle (Kindheit, Nachbarschaft, Betrieb, Sportverein) gewachsen. Kurz, Frau und Herr Becker kennen von Kindheit an dieselben Orte und Personen, dieselben Geschichten und Traditionen, dieselbe Armut, die Notwendigkeit der Arbeit und die Bedeutung von Solidarität. Diese Gemeinsamkeit gilt für *alle zentralen Erfahrungsdimensionen*, die Frau Becker in ihrer Biographie thematisiert: die Arbeit, die Armut, den Krieg, die Familie und die Erinnerung an den »früher« noch intakten Lebenszusammenhang im Arbeiterquartier.²¹

20 Vgl. Halbwachs (1967).

21 Dieser Aspekt ließe sich durch eine Reihe von Textstellen belegen, die hier nicht im einzelnen aufgeführt werden sollen. Für alle gilt, daß auch sie meist keine expliziten Beschreibungen der Gemeinsamkeiten liefern, sondern implizit deren Selbstverständlichkeit dokumentieren. Um nur ein Beispiel zu geben:

In einer ersten Evaluation ihrer Biographie als »ganz normaler Lebenslauf« nimmt Frau Becker auch auf ihren Mann Bezug: »ganz normaler Lebenslauf - eben daß der Krieg dazwischen kam und daß mer - arm wie ne Kirchenmaus warn, ein Paar Schuhe - ein Kleid - ne, so hab ich au mein Mann kennengelernt, ne, er n Konfirmandenanzug anne mit zu kurzen Ärmeln.« (7/7-13) In diesem Erinnerungsbild wird schlaglichtartig die Beziehung zu ihrem Mann charakterisiert. Durch den Bezug auf gemeinsames Zeiterleben (»der Krieg«) und die geteilte soziale Lage (»arm wie eine Kirchenmaus«) wird angedeutet, daß sich beide nicht nur zufällig im gleichen Betrieb getroffen haben, sondern, wie oben beschrieben, einem gemeinsamen sozialen Kontext angehören.

(c) *Unterschiede*. Bei aller Gemeinsamkeit gibt es auch eine Dimension des Unterschieds, die, im Gegensatz zu den anderen beiden Aspekten, deutlicher aus dem Rahmen der 'Normalität' heraustritt. Sie wird an den (wenigen) Stellen des Interviews erkennbar, an denen Frau Becker ihren Mann explizit benennt oder ihn sogar als Handelnden aus dem Hintergrund heraustreten läßt.

An verschiedenen Stellen vergleicht sie sich direkt mit ihm. Mit der Unterscheidung ihrer beider Biographien nimmt sie zugleich eine Bewertung vor, die zu ihren Ungunsten ausfällt: Sie betont mehrmals im Interview, daß sie weniger erzählen könne als ihr Mann, und begründet dies damit, daß er »mehr erlebt« habe, vor allem durch den Krieg.²² Diese Einschätzung beruht u.a. vermutlich auf Erfahrungen in sozialen Erzählsituationen. Kriegsgeschichten kommen besser an als Geschichten aus dem Alltag, den alle kennen. Darüber hinaus könnte Frau Becker auch meinen, daß ihr Mann überhaupt 'besser erzählen' kann. Schließlich könnte auch das kommunikative Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern, in dem die Aufmerksamkeit für Redebeiträge unterschiedlich verteilt ist, eine Rolle spielen. Die Hypothesen können anhand des vorliegenden Materials einige Plausibilität beanspruchen, nicht aber belegt werden.

Interessant ist allerdings Frau Beckers eigene Begründung, die darauf verweist, daß ihr Mann nicht nur mehr erzählen kann, sondern auch mehr *erlebt* habe. Damit sagt sie zugleich etwas über ihre - im Vergleich - begrenzteren *Erlebnismöglichkeiten* aus. Diese Selbsteinschätzung korrespondiert mit der resignativen Grundstimmung ihres Interviews und dem beschriebenen 'Normalitätsbewußtsein', das die Chance zur Exponierung der eigenen Person nimmt - und damit auch die Möglichkeit, 'Geschichten' zu erzählen.

In jedem Fall wird durch den Vergleich deutlich, daß Frau Becker ihren Mann zum *Maßstab* ihres eigenen Erlebens und Handelns macht. Er hat ihr etwas voraus, was sie nicht erlebt hat und dem sie

22 »Also - äh - - was Uffregendes i bi mä äh - bei mir nie passiert ... mein Mann kann d_ - dadurch mehr erzählen, weil er im Kriech war - ne? Ich hab so viel nit mitgemacht...« (5/5ff)
Und: »Aber ähm - ich sage - mein Mann hat mehr erlebt durch den Krieg, ne - aber ich meine - so viele hab ich hier nit mitgemacht - nur daß eben meine Eltern beide umgekommen sind - das is s einzige ...« (18/40-19/4; vgl. auch Kap. 7, Teil 2)

auch nichts Vergleichbares entgegensetzen kann.²³ Vor dem Hintergrund der oben entwickelten Interpretation (vgl. Kap. 7, Teil 2) stellt sich hier die Frage, ob diese Einschätzung womöglich mehr mit der subjektiven Haltung gegenüber biographischen Ereignissen zu tun hat als mit den Ereignissen selbst. Offensichtlich erlebt Frau Becker bei ihrem Mann eine ausgeprägtere Handlungsinitiative als bei sich selbst. In der Schilderung ihres 'normalen Alltags' jedenfalls stellt sie sich als diejenige dar, die nach ihren routinemäßigen (und deshalb nicht erzählenswerten) Aktivitäten am Vormittag den Rest des Tages auf die Rückkehr ihres Mannes wartet, als sei erst mit seinem Erscheinen eine neue Handlungs- und Erlebnischance gegeben.²⁴

Auch in der (einzigen) Geschichte, in der ihr Mann als aktiv Handelnder (und Sprechender²⁵) aus dem Hintergrund tritt, setzt er einen Maßstab für ihre Biographie. Gemeint ist die oben bereits interpretierte Entscheidungssituation für Frau Becker, den Beruf oder den Garten aufzugeben (vgl. Kap. 7, Teil 2.3.5). In einer Konfliktsituation, in der sie aufgrund widersprüchlicher Bedingungen und ambivalenter Wünsche nicht handlungsfähig ist, gibt er einen einfachen Orientierungsrahmen vor, der ihr zu einer Entscheidung und neuen Handlungsmöglichkeiten verhilft.

Insgesamt kann festgehalten werden, daß Frau Becker sich in ihrer biographischen Konstruktion in differenzierter Weise auf andere Personen, insbesondere den Kreis ihrer Familie bezieht. Eine zentrale Beziehungsform²⁶ ist dabei die der *Fürsorge*, vor allem gegenüber den Töchtern, solange sie noch zuhause leben, und später den Enkelkindern. Daneben konnte eine Form der *Delegation* bzw. *Tradition* beobachtet werden, ebenfalls vor allem in der Beziehung zu den Töchtern (Tradition von Erfahrungen, Delegation ungelebter Perspektiven), aber auch gegenüber dem Ehemann (Delegation von Entscheidungen und Handlungsinitiative). Schließlich konnte eine spezifische Variante des *Miteinander* ausgemacht werden, die als das

23 Dies verwundert zumal im Kontext des Kriegsthemas, denn Frau Becker hat hier mit dem Verlust beider Eltern durchaus Besonderes erlebt.

24 Vgl. 45/13ff.

25 Frau Becker schildert die Situation im Interview unter Verwendung wörtlicher Rede.

26 Vgl. dazu die in der Fallstudie Heike Witte vorgenommene deskriptive Unterscheidung verschiedener Beziehungsformen (Kap. 6, Teil 4.2).

Teilen einer gemeinsamen Lebenswelt und Geschichte bezeichnet werden kann.

1.2 Willi Becker. Vergleich zur Biographie des Partners

Ehe die hier herausgearbeiteten Interpretationen zur Beziehungsdimension mit der entsprechenden Perspektive von Herrn Becker verglichen werden können, soll seine Biographie kurz vorgestellt werden.

1.2.1 Biographische Kurzbeschreibung und Bemerkungen zum Interview

Willi Becker wird Mitte der 1920er Jahre als jüngstes von fünf Kindern in einer Arbeiterfamilie in E-Stadt geboren. Sein Vater ist »bei der Straßenbahn«, seine Mutter arbeitet als Köchin in einem Hotel. Er wächst in dem gleichen Arbeiterviertel auf wie Lieselotte. Seine Kindheitserinnerungen sind eng mit der »Gegend da unten« verbunden, die ihm und seinen Altersgenossen vielfältige Möglichkeiten zu Spiel und Sport geboten hat.

Der Sport spielt bis heute eine wichtige Rolle in Willis Leben. Er wird schon früh von seinem älteren Bruder zum Fußballspielen in den Arbeitersportverein mitgenommen und nimmt als Schüler an Stadt- und Landesmeisterschaften teil. Dabei kann er geschickt umgehen, in die Hitlerjugend einzutreten, obwohl dies Bedingung ist, um in der Jugendmannschaft spielen zu dürfen. Willi macht seinen Sport, aber er »marschiert« nicht. Für die Nationalsozialisten hat er - wie die meisten sozialistisch oder kommunistisch eingestellten Personen seines Umfeldes - »nichts übrig«.

Die Schulzeit ist Willi Becker in positiver Erinnerung geblieben, vor allem wegen eines engagierten Lehrers, der ihn wegen seines Fußballtalents besonders mag und gelegentlich zu Motorradausflügen mitnimmt.

Nach der Schulentlassung beginnt er, angeregt durch das Vorbild eines Bruders, eine Lehre als Dreher im Elektromotorenwerk Ergo, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft er wohnt. Der betriebliche Alltag ist durch den Nationalsozialismus geprägt. Herr Becker erinnert sich an Vorgesetzte in Uniform, an das tägliche Antreten zum

Frühspor und die Verpflichtung der Belegschaft, Radioübertragungen von Nazireden anzuhören. Obwohl er von der gezielten Förderung der Lehrlinge und besonders den sportlichen Angeboten profitiert, bleibt er bei seiner politischen Einstellung. Er verzichtet sogar auf die ihm angebotene Umschulung zum technischen Zeichner, weil sie ihn in eine Abteilung versetzt hätte, in der »alle in Uniform rumliefen«.

In der Ausbildung selbst macht Willi Becker positive Erfahrungen. Er ist motiviert und geschickt. Bald kann er besser mit der Drehmaschine umgehen als mancher ältere Kollege. Schon als Lehrling werden ihm besonders komplizierte Aufgaben übertragen, an die andere sich nicht heranwagen. Für seine Leistungen bekommt er Anerkennung und eine Zusatzprämie zum Lehrlingsgehalt. - Mit diesen positiven Erfahrungen kann er seine Lehre jedoch nicht beenden. Die politische Realität holt ihn ein. Noch im dritten Lehrjahr wird er zur Kriegsproduktion in ein anderes Werk dienstverpflichtet.

Nach der Lehre wird Willi Becker zur Wehrmacht eingezogen. Während der ersten Zeit als Soldat bleibt er von der Realität des Krieges noch weitgehend verschont. Er läßt sich nicht so schnell unterkriegen und fällt durch verschiedene 'Schwejkjaden' auf, für die er sich »Strafwachen« einhandelt. Sein Humor und sein Selbstbewußtsein, vor allem aber seine körperliche Kondition helfen ihm, so manche Schikane »lächelnd« zu überstehen.

Bei dem großen Bombenangriff auf E-Stadt kommen Willis Schwester mit ihrer Familie sowie einige andere Verwandte ums Leben. Willi Becker erinnert den Anblick der zerstörten Heimatstadt, als er dorthin beurlaubt ist. Dann kommt er an die Ostfront. Bei seinem ersten Einsatz, bei dem er »keinen Russen gesehen hat«, wird er an der Ferse verletzt und bekommt im Lazarett »Orden und Ehrenzeichen«, ohne zu wissen wofür. Enthält diese Situation noch eine gewisse Tragikomik, so werden die nachfolgenden Erfahrungen ernst. Herr Becker wird mehrfach verwundet und muß für längere Zeit ins Lazarett. In der Endphase des Krieges steht die Angst ums Überleben im Vordergrund. Nach einer weiteren Verwundung wird er schließlich von der Front abgezogen. Er flieht - zum Teil unter dramatischen Umständen - mit vielen anderen Flüchtlingen aus Ostpreußen zu Fuß die Ostseeküste entlang bis nach Kopenhagen, wo er in den letzten Kriegstagen in englische Kriegsgefangen-

schaft gerät. Durch einen glücklichen Zufall und geschicktes Verhalten gelingt es ihm jedoch, bereits nach wenigen Tagen wieder entlassen zu werden und in die Heimatstadt zurückzukehren.

Dort nimmt er zunächst eine Stelle in einer Getränkefabrik an, kehrt jedoch bald wieder in seinen alten Betrieb Ergo zurück. Nach den notwendigen Aufräum- und Wiederaufbauarbeiten arbeitet er dort wieder als Dreher unter Akkordbedingungen. Im Betrieb lernt er Lieselotte kennen. Anfang der 1950er Jahre heiraten die beiden.

Auch seine sportlichen Aktivitäten nimmt Herr Becker gleich nach dem Krieg wieder auf. Er spielt Fußball in seinem alten Verein, bis Ende der 1950er Jahre als aktiver Spieler in der »ersten Mannschaft« und später, nach einer erzwungenen Verletzungspause, bei den »alten Herren«. Bis heute nimmt er an sportlichen Aktivitäten seines Vereins teil.

In der Firma Ergo, die er als »Familienbetrieb« bezeichnet, weil »einer den anderen kannte«, fühlt Herr Becker sich wohl. Das Klima unter den Kollegen ist positiv, es gibt häufig Anlässe für Spaß und »Blödsinn«, wobei er seine humorvolle Seite einbringen kann. In der Arbeit selbst setzen sich die positiven Erfahrungen aus der Lehrzeit fort. Die Arbeit fordert seine Fähigkeiten heraus und bringt ihm Befriedigung. Durch Spezialanfertigungen von kleinen Serien und Einzelteilen ist sie abwechslungsreich und komplex. Herr Becker beherrscht sein 'Handwerk', und finanziell stimmt es auch. Anfang der 1960er Jahre wird er Vorarbeiter und übernimmt die Leitung der Dreherei. Auch in dieser Position behält er sein solidarisches Verhältnis zu den Kollegen.

Mitte der 1960er Jahre, kurz nach Herr Beckers 25jährigen Betriebsjubiläum, meldet die Firma Ergo Konkurs an. Obwohl die Kollegen die »Pleite« haben kommen sehen, ist die Betroffenheit groß. Als hochqualifizierter Dreher findet Herr Becker jedoch sofort einen neuen Arbeitsplatz in einem modernen Automobilwerk. Die Arbeitsbedingungen in dem Großbetrieb unterscheiden sich in vielfacher Hinsicht vom alten »Familienbetrieb«. Es gelingt ihm zwar, sich darauf einzustellen und sich eine anerkannte Position zu erarbeiten, die körperliche Umstellung auf das Schichtsystem bereitet ihm jedoch Schwierigkeiten. Nach einem Dreivierteljahr kündigt er. Er wechselt in einen anderen Großbetrieb, wo er »nur eine Schicht« machen muß. Durch seine Qualifikation kann er bei der Einstellung einen Lohn aushandeln, den nur die »Spitzenleute« bekommen.

Herr Becker arbeitet etwa fünf Jahre in dem Betrieb. In dieser Zeit ist er wegen einer Operation mehrere Monate arbeitsunfähig und kann danach längere Zeit nicht an der Drehbank arbeiten. Er erhält eine Stelle als Kontrolleur und schafft es auch in dieser - allgemein unbeliebten - Position, ein gutes Verhältnis zu den Kollegen herzustellen.

Als sich Anfang der 1970er Jahre durch einen ehemaligen Kollegen von Ergo die Gelegenheit bietet, wechselt Herr Becker, inzwischen Mitte vierzig, erneut seinen Arbeitsplatz und nimmt eine Stelle in der technischen Werkstatt einer Hochschule an. Die damit verbundene Lohnneinbuße nimmt er für die Sicherheit des Arbeitsplatzes und die konkreten Arbeitsbedingungen bewußt in Kauf. Die Arbeit macht ihm »Spaß« wegen der Überschaubarkeit der kleinen Werkstatt und der ganzheitlichen Arbeitsvollzüge. Im Zusammenhang wissenschaftlicher Arbeiten muß er zum Teil komplizierte Werkstücke »von Anfang bis Ende« herstellen und häufig genug an deren Entwurf gemeinsam mit den Wissenschaftlern heruntüfteln. Dabei erlebt er wiederum eine Herausforderung und Bestätigung seiner fachlichen Kompetenz.

In den letzten Jahren allerdings sieht Herr Becker die Vorteile seines Arbeitsplatzes schwinden. Durch den Ausbau der Hochschule werden auch die technischen Werkstätten vergrößert, die Arbeitsbedingungen verändern sich und werden einer »kleinen Fabrik« immer ähnlicher. Auch das kollegiale Klima in der Werkstatt hat sich durch Streitigkeiten und Mißgunst verschlechtert. Die gegenüber der Industrie geringeren Verdienstmöglichkeiten gewinnen vor diesem Hintergrund wieder an Gewicht. Herrn Beckers Kalkül geht nicht auf. Als einziger gewichtiger Vorteil seiner jetzigen Stelle bleibt schließlich die (relative) Arbeitsplatzsicherheit. Eine erneute berufliche Veränderung ist für den inzwischen Sechsfünfzigjährigen jedoch unrealistisch. So sieht er dem Rest seines Arbeitslebens mit einer eher resignierten Haltung entgegen.

Zum Interview: Mit Herrn Becker wurden zwei Interviews von je ca. 2,5 Stunden Dauer gemacht. Der Kontakt zwischen dem Interviewer und dem Erzähler, die sich in einem ausführlichen Vorgespräch kennengelernt hatten, ist offen und 'natürlich'. Der Interviewer kann sein Interesse überzeugend vermitteln, und Herr Becker erzählt entspannt und lebhaft, mit erkennbarem Vergnügen.

Das erste Interview enthält eine streng chronologische biographische Haupterzählung sowie eine kürzere Nachfragephase, in der noch einmal längere narrative Sequenzen zu bereits angesprochenen Themen (Sport, Arbeit, Stadtteil)

ausgelöst werden. Gegen Ende des Interviews setzt sich Frau Becker dazu, die vorher bereits mehrmals den Raum betreten hat, um Kaffee anzubieten, und beteiligt sich selbstverständlich am Interview, das schließlich in ein Gespräch übergeht. Das Zweitinterview verläuft in einer ähnlichen Atmosphäre, mit dem Unterschied, daß Frau Becker nicht anwesend ist, da sie zur gleichen Zeit in einem anderen Raum interviewt wird. Thematisch geht es noch einmal um die beiden Komplexe Arbeit und Sport, die bereits das erste Interview bestimmt haben. Herr Becker erzählt ausführliche Geschichten, insbesondere zu seiner Arbeit in der Firma Ergo, welche die Darstellungen im ersten Interview ergänzen und vertiefen (vgl. das Verlaufsprotokoll in Dausien 1994c).

Auffällig ist Herrn Beckers Talent zum Erzählen. Er versteht es, sehr anschauliche und lebendige Geschichten mit einem Spannungsbogen und einer, oft humorvollen, Pointe zu erzählen. Die häufige Verwendung von wörtlicher Rede, begleitende Gesten und der Heimatdialekt erhöhen die Lebendigkeit der Geschichten, die er in geradezu idealtypischer Weise zu Erzählketten²⁷ miteinander verknüpft. Herr Becker ist offensichtlich ein erfahrener Erzähler, was jedoch dem Stegreifcharakter des Interviews insgesamt keinen Abbruch tut.²⁸ - Frau Beckers Einschätzung, daß ihr Mann »mehr erzählen« könne als sie, wird somit nicht nur durch die Länge seiner Interviews, sondern auch durch den deutlich höheren Narrativitätsgrad bestätigt.

1.2.2 Von Selbstbewußtsein und Arbeiterstolz. Stationen eines Facharbeiterlebens

Die biographische Kurzbeschreibung entspricht relativ genau der Erzähllinie, die Herr Becker in seiner Haupterzählung selbst konstruiert. Dabei fällt zunächst ins Auge, daß er seine Familie überhaupt nicht thematisiert. Er erwähnt nicht die Geburt der Kinder, und auch das Kennenlernen und die Heirat seiner Frau werden nur mit einem knappen, nachgeschobenen Satz benannt: »Natürlich - -

27 Dieser Begriff ist hier geradezu bildhaft zu verstehen. Die Erzählung ist so klar strukturiert, wie es das Bild einer Kette, in der die einzelnen Geschichten wie Perlen aneinandergereiht sind, nahelegt. Auch die Geschichten selbst sind Perlen durchaus vergleichbar: jede ist in sich rund und abgeschlossen und hat ihren eigenen 'Glanz'.

28 Herr Becker erzählt im Interview zum ersten Mal in dieser Ausführlichkeit seine Biographie. In diese Erzählung sind Geschichten eingebaut, die vermutlich schon oft im Familien- oder Freundeskreis erzählt worden sind und aufgrund formaler Indikatoren dem Stadium der beginnenden Traditionsbildung zugeordnet werden können. Die Gesamterzählung hat jedoch Stegreifcharakter und unterscheidet sich deutlich von den 'geübten' biographischen Konstruktionen öffentlicher Personen (z.B. mancher politischer Arbeiterveteranen).

hab ich die Frau Becker hier kennengelernt (warum), die war auch bei Ergo - un dann ham me - geheiratet - (Jahreszahl).« (I 101/14ff)²⁹

Abgesehen von dieser Aussparung ist Herrn Beckers Lebensgeschichte durch die erwartbaren Stationen eines proletarischen Männerlebens strukturiert. In chronologischer Abfolge erzählt er von seiner Kindheit im Arbeiterstadtteil, vom Fußballspielen, der Lehre als Dreher, von Kriegserlebnissen und seiner Rückkehr in die Heimatstadt, wo er rasch an die alten sozialen Zusammenhänge, den Betrieb und den Sportverein, anknüpfen kann. Der Rest der Haupterzählung bezieht sich ausschließlich auf Arbeit und Betrieb. Dabei geht es nicht um die Darstellung einer Berufskarriere, sondern um die narrative Entfaltung einer *Lebenswelt der Arbeit*³⁰.

Wie an anderer Stelle ausführlich analysiert³¹, ist die Bedeutung der Arbeit für Herrn Beckers Biographie ebenso zentral wie komplex. Neben der stofflich-konkreten Seite der Arbeitstätigkeit, die eine zentrale Basis seiner Handlungskompetenz darstellt, rekapituliert er die Arbeit vor allem als *sozialen Zusammenhang*, in dem er sich ebenfalls als aktiv Handelnden begreift. In vielen seiner Geschichten, ob sie nun von der Auseinandersetzung mit einer schwierigen Aufgabe, einem gemeinsam ausgeheckten Streich oder einem Konflikt mit einem Vorgesetzten handeln, geht er am Ende als 'Sieger' hervor. Er ist allerdings kein 'strahlender Held', sondern eher 'der Kleine, der den Großen hereinlegt'³², wenn ihm oder seinen Kollegen eine Ungerechtigkeit widerfährt. In jedem Fall erscheint er als *Subjekt seiner Geschichten*, die Handlungskompetenz und Selbstbewußtsein in konkreten Situationen des (Arbeits-)Alltags dokumentieren.

Dennoch stellt er seine Biographie insgesamt nicht als Resultat autonomer Entscheidungs- und Steuerungsprozesse dar, sondern

29 Die folgenden Ausführungen beziehen sich, wenn nicht anders gekennzeichnet, wie in den anderen Fallstudien auf die biographische Haupterzählung, die als Gesamtgestalt der autobiographischen Rekonstruktion betrachtet wird. In den Nachfrageteilen kommt Herr Becker durchaus auf seine Frau und seine Kinder zu sprechen, z.B. im Kontext des Urlaubsthemas, bei dem seine Frau im übrigen anwesend ist.

30 Vgl. dazu ausführlich Alheit 1994, 42ff.

31 Vgl. Alheit und Dausien 1985, 95ff u. 125-165.

32 Für die Kriegsgeschichten trifft dies nur bedingt zu. In der ersten Zeit erzählt er durchaus 'schwejkische' Heldengeschichten, die jedoch bald durch Betroffenheits-Geschichten z.B. über Verwundungen, Angst und die Flucht abgelöst werden.

macht deutlich, daß entscheidende Einschnitte und Weichenstellungen meist von außen erfolgen: durch Ereignisse, die ihm zustoßen wie der Krieg, ein Firmenkonkurs, veränderte Arbeitsbedingungen oder ein Berufsunfall. Die prinzipielle Unsicherheit und Abhängigkeit der Lohnarbeiterexistenz wird in der biographischen Gesamtgestalt deutlich erkennbar und kann bei aller Handlungskompetenz und biographischen Planungsfähigkeit nicht 'besiegt' werden.

Der Zusammenhang von Arbeitserfahrung und Biographie soll hier nicht weiter vertieft werden. Entscheidend für unseren Zusammenhang ist die Frage der handlungsschematischen Haltung, mit der Herr Becker seine Biographie rekapituliert. Lebensgeschichtlich ist diese Haltung auf den Erwerb einer stabilen Handlungskompetenz von Beginn der frühen Kindheit an zurückzuführen. Zunächst im Sport und später in der Arbeit macht Herr Becker vielfach die soziale Erfahrung, 'seine Welt bewältigen zu können' und dafür Anerkennung zu bekommen. Auch in diesem Punkt bestätigen sich also die versteckten Hinweise aus Frau Beckers Interview. Vor allem aber wird der Unterschied zwischen den biographischen Konstruktionen der beiden erkennbar. Anders als in ihrem verbindet sich in seinem Interview die Abfolge der Geschichten zu einer kontinuierlichen biographischen Linie, in der das erzählende Ich die handelnde (oder erleidende) *Hauptperson* ist. Fragen wir nun, welche *sozialen Beziehungen* dieses 'Ich' eingeht.

Die auf das Individuum zentrierte Erzähllinie hebt sich ab und ist zugleich bezogen auf einen selbstverständlichen, relativ stabilen Interaktionsrahmen, der eng an die Arbeits- und Lebensbeziehungen im Stadtteil gebunden ist. Er bildet den Hintergrund, die *Basis*, die jene individuelle Biographie trägt. In der narrativen Entfaltung dieses Rahmens spielen - neben räumlichen und gegenständlichen Bezügen (Arbeitsprozeß) - soziale Beziehungen eine wichtige Rolle. Es sind fast ausschließlich Männer, auf die Herr Becker sich bezieht: entweder Mitglieder seines eigenen sozialen Milieus, das er als solidarisches Gefüge entfaltet: Brüder, Freunde aus der Stadtteilclique, Kameraden, Kollegen, Vereinsfreunde; oder Kontrahenten, zu denen in der Regel auch eine soziale Distanz besteht: HJ-Führer, Offiziere, Meister, Betriebsleiter u.a. Die einzelnen Personen kommen als Handelnde, Leidensgenossen oder Kontrahenten in konkreten Geschichten vor, sie tauchen gelegentlich mehrfach auf, aber sie sind nicht in vergleichbarer Weise mit der konstruierten biographischen

Linie verknüpft, wie wir es in den 'Ich-in-Beziehungen'-Konstruktionen der Frauenbiographien gesehen haben.

Die beiden in Herrn Beckers Interview dargestellten Grundmuster sozialer Interaktion (Miteinander vs. Gegeneinander) verweisen auf die typische Lagermentalität einer gewachsenen proletarischen Lebenswelt.³³ Ihre Stabilität über die Biographie hinweg ist ein weiteres Indiz für die Existenz eines kollektiven sozialen Backgrounds, der auch Deutungshintergrund für die individuelle Lebensgeschichte bleibt.

Bemerkenswert ist, daß die eigene *Familie* in diesem Kontext nicht thematisiert wird. Die Töchter kommen in der biographischen Haupterzählung überhaupt nicht vor, auch die Ehefrau wird, mit Ausnahme der zitierte Passage, nicht erwähnt, weder als Teilnehmerin der Sozialwelt, noch als exponierte biographische Begleiterin, die sie faktisch seit dreißig Jahren ist. Es finden sich auch keine 'hintergründigen' Bezugnahmen (z.B. in Wir-Formulierungen) wie in Frau Beckers Darstellung.

Dennoch kann auch in diesem Fall die narrative Auslassung der Familienbeziehungen nicht als Indiz für ein problematisches Verhältnis zur Familie interpretiert werden, sondern im Gegenteil: als *Beleg einer Normalität*. Ehe und Familie sind selbstverständlicher Bestandteil jener sozialen Lebenswelt. Dies gilt für Herrn Beckers Biographie ebenso wie für die seiner Frau, in der die Normalität der Ehe zentrale Voraussetzung der Bezugnahme auf den Partner ist (s.o.). Doch diese Normalität bedeutet durchaus Verschiedenes: Herrn Becker ist es offensichtlich möglich, auf Basis dieser Normalität seine 'individuelle' Geschichte zu erzählen, während Frau Becker bei gleicher Normalitätsunterstellung nicht umhinkommt, ja, geradezu gezwungen ist, an bestimmten Stellen ihre Beziehungen zur Familie zu explizieren: Es sind dies die biographischen Situationen, in denen sie gefordert ist, ihre 'individuelle' Biographie mit den Biographien ihrer Kinder und ihres Mannes zu koordinieren, in denen es nicht selten zu Konflikten kommt. Im Unterschied dazu scheinen Ehe und Familie als biographische Normalität bei Herrn Becker gerade *nicht* mit der eigenen biographischen Perspektive in Konflikt

33 Vgl. dazu Negt und Kluge 1972.

zu geraten³⁴, sondern sie eher noch zu unterstützen. Sie können offensichtlich tatsächlich in deren unbefragten Hintergrund 'absinken'. So könnte man die Ehefrau wie die Kinder als ungenannte - und stumme (!) - biographische Begleiterinnen bezeichnen. Was über sie zu sagen wäre, gehört für Herrn Becker offensichtliche in andere, womöglich 'privatere' Kommunikationskontexte als in die Präsentation seiner Biographie im Interview.

1.3 *Schlußbemerkung zum Vergleich der beiden Biographien*

Der letzte Befund verweist auf einen allgemeineren Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Biographien, der auch mit anderen empirischen Verfahren beobachtet worden ist³⁵, nämlich die Tatsache, daß Heirat und Familie in weiblichen Biographien systematisch zu Konflikten führen und Synchronisations- und Stabilisierungsleistungen herausfordern, während sie in männlichen Biographien zu einer Stabilisierung und Normalisierung beitragen. Mehr noch, die von der Frau erbrachten Koordinationsleistungen unterstützen die 'Normalbiographie' des Mannes und setzen bei ihm Energien frei für die Bewältigung anderer Konflikte (z.B. in der Arbeitswelt).

Doch kehren wir noch einmal zurück zu den Beckers. Die im Vergleich ihrer Lebensgeschichten gefundenen Unterschiede verdichten sich in zwei unterschiedlichen Grundhaltungen zur eigenen Biographie: In Frau Beckers autobiographischer Haltung dominieren das Betroffenwerden und Erleiden sowie das Gefühl, im Rahmen einer vorgegebenen, sozial erwarteten Normalität zu leben. Die Biogra-

34 Diese These wird im übrigen durch zwei kleine Textpassagen aus dem Nachfrageteil gestützt, in denen Herr Becker seine Familie erwähnt. Es sind beidemale Situationen, in denen ein (potentieller) Konflikt zwischen Familie und eigener Perspektive angedeutet wird: Einmal bemerkt Herr Becker in einem Nebensatz, daß er wegen eines Auswärtsspiels mit der Fußballmannschaft sogar die Taufe einer Tochter versäumt habe. Das andere Mal erzählt er lachend, daß er den Sport vor seiner Eheschließung zur »Verhandlungssache« gemacht habe, d.h., er hat seiner Frau gesagt, daß er auch nach der Heirat weiter Fußball spielen werde, damit sie von vornherein wisse, worauf sie sich einlasse. In beiden Konfliktfällen kann Herr Becker für sich eine eindeutige Entscheidung treffen, deren mögliche Konsequenzen jedoch im Zweifelsfall von der Familie bzw. der Ehefrau zu bearbeiten sind.

35 Vgl. hierzu noch einmal die Arbeiten von Krüger, die zu der These gelangt, »daß sich das Zusammenwirken von Familie und Erwerbssystem als Ablaufstruktur-Unterstützer des männlichen Lebenslaufs, aber als Ablaufstruktur-Verwerfer für den weiblichen darstellt« (1991, 690).

phie erscheint als Schicksal, der Alltag als - nicht erzählenswerte - Normalität. In Herrn Beckers Darstellung dominiert dagegen eine handlungsschematische Haltung. Seine Biographie besteht aus einer Kette von meist im Arbeitsbereich angesiedelten Alltagssituationen, die er handelnd bewältigt, selbst wenn er gegen widrige Umstände angehen muß. Wenn die Lebensgeschichte als Ganzes auch durchaus vom 'Schicksal' betroffen ist (Krieg, Konkurs usw.), so bleibt sein Handeln doch darauf ausgerichtet, dem Schicksal zumindest im Kleinen 'ein Schnippchen zu schlagen'.

Diese beiden biographischen Konstruktionsmuster korrespondieren mit der gesellschaftlichen Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, auch wenn sie nicht einlinig aus ihnen abgeleitet werden können. In den Lebensgeschichten wird die traditionelle *Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern* erkennbar, die sich mit der modernen Industriegesellschaft herausgebildet hat: Frau Becker ist für die Familie, ihr unmittelbares Umfeld (Wohnen, Garten) und ihre Zukunftsperspektiven (Kinder) zuständig und räumt ihnen - entsprechend der damit verbundenen Beziehungsform des Für-andere-Sorgens - auch in ihrer Biographie breiten Raum ein. Daß sie »daneben« selbst erwerbstätig ist, ermöglicht ihr zwar punktuell - und in der Regel konflikthaft -, sich selbst als Individuum ihrer Geschichte zu erleben bzw. nachzuerleben. Da sie ihre individuelle Perspektive jedoch - entsprechend ihrer gesellschaftlichen Aufgabe - immer wieder mit der Familie zu *verbinden* sucht, bleibt sie letztlich den Grenzen der familiären Beziehungsansprüche untergeordnet.

Herr Becker dagegen kann - bei deutlicher *Trennung* der Bereiche Familie und Beruf - den familiären Bereich offenbar getrost seiner Frau überlassen, auch was die Darstellung im Interview betrifft. Er bezieht sich auf die Linie seiner 'gesellschaftlichen Biographie', auf seine Erfahrungen und Entwicklungen in sozialen Räumen außerhalb der Familie. Dies sind - neben dem Stadtteil und, für einige Jahre, dem Militär - vor allem betriebliche Arbeitszusammenhänge. In ihnen spielen soziale Beziehungen durchaus eine wichtige Rolle, ja, sie gleichen in idealer Form³⁶ sogar denen einer Familie.

36 Gemeint ist sowohl die retrospektive Idealisierung des »Familienbetriebs« als auch die nicht realisierbare Utopie eines quasi-familiären Arbeitszusammenhangs in der Werkstatt an seinem jetzigen Arbeitsplatz.

Neben diesem Unterschied wird jedoch eine zentrale Gemeinsamkeit erkennbar, die die Basis der Ehebeziehung - und auch der beschriebenen Arbeitsteilung selbst (!) - auszumachen scheint: die Verankerung in einem sozialen und kulturellen, hier: einem traditionell-proletarischen Milieu.³⁷ Vielfältige Beispiele aus beiden Interviews belegen die enge Verknüpfung von räumlichen und sozialen Beziehungen im unmittelbaren Wohn- und Arbeitsumfeld und der eigenen Biographie. Der (Arbeiter-)Stadtteil steht für ein lebendiges Netz sozialer Beziehungen, das durch eine gemeinsame Alltagsgeschichte miteinander verbunden ist. Die Beckers teilen diese Lebenswelt von Kindheit an, auch wenn sie sich erst später persönlich kennengelernt haben. Das kollektive Gedächtnis, an dem sie teilhaben, ist Bestandteil ihrer Biographie und ihrer Identität.

Mit der gemeinsamen Erinnerung teilen die Beckers jedoch auch die Erfahrung des allmählichen *Verlusts ihrer Lebenswelt* durch die Auflösung bzw. Veränderung des proletarischen Milieus, in dem sie großgeworden sind. In beiden Biographien dominiert am Ende eine resignative Haltung. Wie nach obiger Analyse erwartbar, macht sich diese jedoch an unterschiedlichen Schwerpunkten fest. Bei ihr steht die Enttäuschung über den Zerfall der nachbarschaftlichen Beziehungen im Wohnumfeld im Vordergrund (»das alte Haus«), bei ihm die Resignation über den Verlust des solidarischen Zusammenhalts unter den Kollegen am Arbeitsplatz (»der Familienbetrieb«).

2 Die bäuerliche Familienökonomie im Lohnarbeiterhaushalt: Modelle der Arbeitsteilung zwischen Tradition und Moderne

Daß sich die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern keineswegs immer auf dieselbe Weise in der Konstruktionslogik konkreter Biographien niederschlägt, zeigt der Vergleich mit dem Ehepaar Hellberg. Obwohl in ihrem Fall deutliche Parallelen zu den Lebensgeschichten der Beckers bestehen, vor allem hin-

³⁷ Sie wird in Frau Beckers Interview durchaus als Gemeinsamkeit thematisiert. Herrn Beckers Interview für sich genommen gibt dagegen kaum Auskunft über Gemeinsamkeiten, dennoch werden in den konkreten Beschreibungen und Erzählungen viele Parallelen zu den Erfahrungen seiner Frau sichtbar.

sichtlich der Eingebundenheit in ein traditionelles soziales Milieu, unterscheiden sich die Interviews der Männer in einem Punkt maximal³⁸: in der Bezugnahme auf die Ehefrau und die Familie. Die folgenden Ausführungen zeigen einmal mehr, wie unverzichtbar die *konkrete* Analyse biographischer Prozesse und gesellschaftlicher Verhältnisse ist, um vorschnelle Typisierungen zu vermeiden und zu empirisch angemessenen Abstraktionen zu gelangen.

2.1 *Die Biographie als Familienprojekt. Die Perspektive von Grete Hellberg*

Die Bedeutung der Familie in Frau Hellbergs Biographie ist in der vorstehenden Fallstudie ausführlich diskutiert worden (vgl. Kap. 7, Teil 3), so daß hier eine stichwortartige Zusammenfassung der Befunde genügt:

(a) Im Mittelpunkt von Frau Hellbergs *Lebensplan* steht die Familie, verbunden mit dem Projekt, »etwas Eigenes« zu schaffen, d.h. einen Ort, an dem die Familie sich nach den eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen entfalten kann (Hausprojekt). Darüber hinaus formuliert sie keine individuelle Zukunftsperspektive. Ihr biographischer Entwurf ist mit dem Familienprojekt nahezu identisch und wie dieses stark durch äußere Faktoren (soziale Erwartungen, lebensweltliche Muster, ökonomische Regeln) mitbedingt und geformt.

(b) Vor diesem Hintergrund bilden Familie und Haushalt den zentralen *alltäglichen Handlungsrahmen* für Frau Hellberg, den sie allenfalls kurzfristig verläßt, um einer - meist ebenfalls familiennahen - Teilzeiterwerbsarbeit nachzugehen. Familie meint dabei nicht nur die Kleinfamilie, sondern auch das Beziehungsnetz der in der Region lebenden Großfamilie. Auch der Haushalt ist nicht mit dem Kleinfamilienhaushalt einer städtischen Arbeiterfamilie vergleichbar, sondern umfaßt neben 'Wohnung und Küche' die Bewirtschaftung eines Stücks Land, die Umbauarbeiten am Haus und sogar den Neubau des Wohnhauses.

38 Es handelt sich um einen maximalen Vergleich im Rahmen des Gesamtsamples aller 18 Interviews. Herr Hellberg ist der männliche Erzähler, der sich in seiner biographischen Haupterzählung am stärksten auf seine Familie bezieht, während Herr Becker am anderen Ende des Spektrums liegt.

(c) Die sozialen Beziehungen innerhalb dieses Rahmens sind im wesentlichen *ökonomische Beziehungen*, vor allem *Arbeitsbeziehungen*. Dies gilt einmal für die Beziehungen zu den Eltern und Schwiegereltern, die, in einer Art Generationenvertrag, durch wechselseitige Unterstützung geprägt sind: Die Kinder helfen unter Zurückstellung eigener Interessen auf dem Hof und beim Hausbau der Eltern mit, und werden später bei ihrem eigenen Hausprojekt finanziell durch die Eltern unterstützt. Die Beziehungen innerhalb der Kernfamilie sind für Grete Hellberg ebenfalls primär durch Arbeit - Versorgungsarbeit und Fürsorge für die vier Kinder und den Ehemann - geprägt.

(d) Die Kategorien 'Arbeit für andere' und 'Arbeit für sich selbst' bzw. 'eigenes Leben' sind in Frau Hellbergs Sichtweise nicht zu trennen, denn ein Großteil der Arbeit, die sie 'für andere' leistet, fließt in das Familienprojekt und ist deshalb auch ihr 'eigenes Leben'. Zutreffender ist eher die Unterscheidung zwischen Arbeit für die eigene Familie (und damit auch sich selbst) und Arbeit für andere (z.B. die Eltern oder Schwiegereltern oder die Schlachtereier).

(e) Die enge Verflechtung von eigener Lebensgeschichte und Familie dokumentiert sich in Frau Hellbergs Interview u.a. darin, daß das narrative 'Ich' weitgehend hinter das 'Wir' oder andere Protagonisten (aus der Familie) zurücktritt. Ausdrückliche 'Ich-Geschichten' sind selten, entweder in der Kindheitserzählung angesiedelt oder aber an wenige außergewöhnliche Ereignisse (wie z.B. den gesundheitlichen Zusammenbruch) gebunden.

(f) Die Identifikation zwischen eigenem Leben und Familie, zwischen Biographie und Familienprojekt, ist ebenso in den traditionellen Regeln und Deutungen der *dörflichen Lebenswelt* verankert wie die soziale Reproduktions- und Beziehungsform der Familienökonomie. Grete Hellberg ist in diese Lebenswelt hineingeboren und organisiert ihre Beziehungen bis heute in diesem Kontext (sowohl was konkrete Kontakte betrifft als auch die allgemeinen 'Regeln' für die Gestaltung sozialer Beziehungen).

(g) Allerdings werden die Binnenbeziehungen in der Kernfamilie und teilweise auch deren Außenkontakte zusätzlich durch einen Faktor beeinflusst, der diesen Rahmen sprengt: durch die Regeln der Lohnarbeit des Ehemannes, vor allem durch den Schichtrhythmus. Diese Bedingungen verlangen von Frau Hellberg eine tägliche Vermittlungsarbeit, die - neben dem Aspekt der materiellen Versorgung

- vor allem *Beziehungsarbeit* ist (Koordination der verschiedenen Familienzeiten, Harmonisierung und Synchronisierung der Beziehungen zwischen Kindern und Ehemann). Mit der Schichtarbeit bricht das moderne Erwerbssystem mit seiner 'Beziehungslogik' in das traditionelle Familienmodell ein. Der Versuch, dieses dennoch aufrechtzuerhalten, erheischt Energien und Beziehungsarbeit, die *nicht* zurückfließen wie im zyklischen Modell der bäuerlichen Familienökonomie.

Nach dieser kurzen Zusammenfassung soll nun etwas ausführlicher auf Frau Hellbergs Beziehung zum Ehemann eingegangen werden. Wie für Frau Becker sind auch für Frau Hellberg Eheschließung und Familiengründung selbstverständliche Bestandteile ihrer biographischen Erwartung, die in den Normalitätsvorstellungen des Milieus verankert sind. Sie erzählt keine Geschichte über den Beginn ihrer Beziehung oder die Heirat, sondern rekapituliert detailliert deren ökonomische Basis. Wie oben interpretiert (s. Kap. 7, Teil 3.3.3), geht es hierbei nicht nur um Finanzielles, sondern auch um die Definition der Beziehung innerhalb des lebensweltlichen Rahmens. Wer bringt was ein, und welche wechselseitigen Erwartungen und Verpflichtungen werden an die 'Investitionen' geknüpft?

Wie bereits festgestellt, geht Frau Hellberg, bei aller Bescheidenheit, mit größeren ökonomischen Ressourcen in die Ehe als ihr Mann, der jedoch mit seiner Arbeitskraft, die er bereits unter Beweis gestellt hat, dafür bürgt, für die »eigene« Zukunft der Familie zu sorgen. Entscheidend für Frau Hellbergs Perspektive ist, daß sie ihre Ehe nicht aus einer Position der Abhängigkeit und Unterlegenheit, sondern der relativen Stärke und Gleichberechtigung eingeht.³⁹ Die Beziehungsstruktur, die sich aus ihrem Interview rekonstruieren läßt, beinhaltet eine Symmetrie und Gleichwertigkeit der beiden Partner, die auf einer komplexen *Balance der Ökonomie* beruhen. Der dominante Beziehungstypus (s.o.) ist der des *Miteinander* oder des *Teilens*.

Dieses Teilen bezieht sich keineswegs nur auf die vorhandenen ökonomischen Ressourcen, sondern ebenso auf die in der Zukunft

39 Dies drückt sich auch in der Formulierung aus, in der Frau Hellberg als aktiv Handelnde erscheint: »Dann (Jahreszahl) - - hab ich denn meinen jetzigen Mann - geheiratet.« Zu dieser Haltung paßt im übrigen, daß Frau Hellberg, anders als ihr Mann, die Tatsache, daß sie 'heiraten mußten', nicht erwähnt.

zu erbringenden Leistungen. Mit dem gemeinsamen Projekt, »etwas Eigenes zu erwerben«, materialisiert in Form von Bausparverträgen, versprechen sich die Partner gegenseitig, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln an der Verwirklichung dieses gemeinsamen Projekts zu arbeiten. Aus zwei Personen ist eine Einheit geworden, die als »Wir« in Frau Hellbergs Biographie erscheint. Anders als bei Frau Becker bleibt dieses »Wir« nicht im Hintergrund der Erzählung, sondern übernimmt - zumindest streckenweise - als planender und handelnder Protagonist den Gang der Ereignisse. Frau Hellberg verschwindet nicht vollständig hinter dem Kollektivsubjekt »Wir«, sie scheint darin selbstverständlich und durchaus selbstbewußt ihren gesellschaftlichen Ort zu haben. Die Kehrseite dieser Konstruktion ist, daß Frau Hellberg keine biographische Perspektive *jenseits* der Wir-Beziehung zum Partner und ihres gemeinsamen Projekts entwickelt - und dementsprechend kaum 'individuelle' Geschichten erzählt.

Anschaulich wird die 'Wir-Biographie' in den verschiedenen Etappen des Familienprojekts, besonders im Bau des Hauses. Hier wird deutlich, daß die Partnerbeziehung tatsächlich auf dem Teilen der lebensweltlichen Bezüge und Regeln beruht. Beide Familien unterstützen das Paar bei der Verwirklichung seiner, innerhalb dieses Rahmens entworfenen, Perspektive. Das »Eigene« ist ein *gemeinsames* Projekt, das nur in der Gemeinsamkeit geplant und realisiert werden kann. Beide kennen das ökonomische Kalkül und 'wissen', daß es nur aufgeht, wenn jede(r) ihren bzw. seinen Anteil an Arbeit leistet und beide miteinander kooperieren (traditionelle Arbeitsökonomie, s.o.).

Das rekonstruierte Beziehungsmuster kann somit konkreter beschrieben werden als Modell einer *komplementären Arbeitsteilung mit einem gemeinsamen Zentrum*. Basierend auf der traditionellen Orientierung an der bäuerlichen Familienwirtschaft bildet das »eigene Haus« diesen Mittelpunkt. Der Ausbau des Hauses - im materiellen und sozialen Sinn - ist ein gemeinsames Arbeitsprojekt. Daneben gilt die komplementäre Arbeitsteilung in traditionell verschiedene Sphären: Der Haushalt, die Familienarbeit und Teile der Gartenarbeit sind Gretes Domäne (»nebenbei hatte ich meinen Haushalt«), Ernsts Aufgabenbereich erstreckt sich auf die 'ausserhäusliche' Arbeit, die allerdings nicht mehr im Rahmen der bäuerlichen Ökonomie (Bewirtschaftung der Felder u.a.), sondern nach den Regeln des

gesellschaftlichen Arbeitsmarktes als Lohnarbeit strukturiert ist. - Damit kann präzisiert werden, daß die Symmetrie der Beziehung keineswegs auf dem modernen universalistischen Gleichheitsprinzip beruht, sondern auf dem traditionellen Modell der *Ungleichheit* und *Komplementarität* der gesellschaftlichen Geschlechtsrollen, das neben der symmetrischen auch eine hierarchische Dimension beinhaltet.

Schließlich bleibt anzumerken, daß Frau Hellberg selbst Aspekte von Ungleichheit thematisiert, die in das Modell ihrer Beziehung eingebaut sind. Sie dokumentieren sich interessanterweise vor allem in dem gemeinsamen Arbeitsbereich des Hausbaus, wo sich die beiden komplementären Sphären gewissermaßen überlappen. Wie oben ausführlich diskutiert (vgl. Kap. 7, Teil 3.3.4), stellt sich Frau Hellberg im Kontext der Bauarbeiten am Haus als 'Assistentin' ihres Mannes dar. Damit konstruiert sie nicht nur eine Hierarchie, sondern bindet zugleich ihre Leistung (und die daraus folgenden Chancen zur Attribuierung) an die Leistung ihres Mannes.

Eine zweite Ungleichheit schildert Frau Hellberg, wenn sie ihren Mann als Schichtarbeiter thematisiert. Er nimmt durch seine Arbeit im Stahlwerk an einer Welt teil, die dem Familienalltag und der dörflichen Lebenswelt von Frau Hellberg fremd ist. Zwar trägt er einige Aspekte dieser fremden Welt in die Familie hinein, doch bleibt der gesamte Horizont der mit seiner Arbeit verbundenen Erfahrung- und Erlebnischancen Frau Hellberg verschlossen und ist im übrigen auch nicht mit ihren eigenen Erwerbsarbeitserfahrungen vergleichbar. Was Herr Hellberg von seiner Arbeit 'mit nach Hause bringt', wird als massive Störung erlebt, ja, es macht ihn für seine Frau und die Familie selbst in gewisser Weise zu einem 'Fremdkörper'. Daran kann auch der Versuch, sich in seine Lage hineinzusetzen⁴⁰, nichts ändern. Die Lohnarbeit bricht nicht nur in den Familienalltag ein, sie führt auch zu einer partiellen Entfremdung zwischen den Ehepartnern.

40 Vgl. hierzu die oben zitierte Passage, in der Frau Hellberg einfühlsam die körperlichen und psychischen Belastungen ihres Mannes durch die Schichtarbeit beschreibt (13/21-33).

2.2 Ernst Hellberg. Vergleich zur Biographie des Partners

Ein auffälliges Ergebnis aus dem Vergleich der Interviews mit den Hellbergs besteht in der Parallelität ihrer thematischen Abfolge. Da die biographische Kurzbeschreibung sich relativ genau an der jeweiligen Themenstruktur der Haupterzählung orientiert, lassen sich im folgenden Wiederholungen zu Frau Hellbergs Kurzbiographie (vgl. Kap. 7, Teil 3.1) nicht vermeiden.

2.2.1 Biographische Kurzbeschreibung und Bemerkungen zum Interview

Ernst Hellberg wird Mitte der 1930er Jahre geboren und wächst auf einem kleinen Moorbauernhof, etwa 40 km von A-Stadt entfernt, auf. Er hat einen vier Jahre älteren Bruder und eine jüngere Schwester. Die Kindheit ist ihm als »schwer« in Erinnerung. In der Schule hat Ernst Schwierigkeiten, weil er von zuhause aus nur platt spricht. Unterrichtsausfall wegen Fliegeralarm ist ihm daher als Unterbrechung nur recht. Ernst muß von früher Kindheit an zuhause mithelfen, im Haus (z.B. abwaschen, die Küche fegen, die kleine Schwester hüten) und beim Torfgraben.

Nach Abschluß der Volksschule Anfang der 1950er Jahre bleibt Ernst, dem Willen seines Vaters entsprechend, zuhause und arbeitet im Torfabbau mit, der Haupterwerbsquelle des elterlichen Hofes. Die Lehrstellensituation ist schlecht, einen eigenen Berufswunsch äußert Ernst nicht. Die Arbeit im Moor ist für den Jugendlichen körperlich sehr schwer. Geld bekommt er dafür kaum, es ist zuhause ohnehin sehr knapp. Der Vater, selber unter sparsamsten Bedingungen aufgewachsen, hält alles Geld zusammen, um neben dem alten Fachwerkgelände noch ein »massives Haus« bauen zu können.

Nach vier Jahren sucht sich Ernst Arbeit in einer nahegelegenen TorfstreuFabrik. Er will »selber Geld verdienen«. Doch seine Situation verbessert sich nicht wesentlich. Das unter schweren Bedingungen (Schichtarbeit) verdiente Geld wird ihm zum größten Teil vom Vater wieder »aus der Tasche gezogen«. Außerdem muß Ernst neben der Fabrikarbeit weiterhin in seiner Freizeit oder im Urlaub zuhause mitarbeiten, beim Heuen, Torfgraben und beim Hausbau seiner Eltern. - In dieser Zeit lernt er seine spätere Frau Grete kennen.

Um seine Situation zu ändern und endlich finanziell unabhängig zu werden, sucht Ernst Hellberg sich nach etwa zwei Jahren eine neue Arbeit. Dabei geht er gemeinsam mit seinem Bruder nach A-Stadt, wo der wirtschaftliche Aufschwung deutlicher zu spüren ist als auf dem Land. Er arbeitet bei verschiedenen Baufirmen - immer da, »wo man am meisten verdienen konnte« -, die mit der Errichtung eines neuen Stahlwerkes beschäftigt sind. Seinen Lohn muß er weiterhin zum Großteil abgeben.

Als die Hütte den Betrieb aufnimmt, findet Ernst Hellberg dort eine Stelle. Scheint die Erwerbsperspektive damit zunächst gesichert, so empfindet er seine Lebenssituation insgesamt unverändert als »sehr schwierig«. Neben die Anforderungen durch die Erwerbsarbeit und die Forderungen der Eltern sind die Ansprüche der Freundin Grete getreten, die besonders mit der Schicht- und Wochenendarbeit in Konflikt geraten. Ernst bemüht sich unter erheblichen Anstrengungen, allen gerecht zu werden. Dennoch kann er ernsthafte Krisen in der Beziehung nicht vermeiden. Diese Phase endet, als Ernst und Grete Ende der 1950er Jahre heiraten. Wie auf dem Dorf üblich, wird ein großes Fest gefeiert.

Nun steht Ernst Hellberg vor neuen Problemen. Da er bisher den Großteil seines Geldes zuhause abgeben mußte, hat er keine Ersparnisse. Sein Lohn reicht trotz Gretes Mitgift nicht, um einen eigenen Hausstand zu gründen. Er bleibt deshalb bei seinen Eltern wohnen, nun zusammen mit seiner Frau und der Tochter, die bald geboren wird. Neben der Enge und der ungewollt aufrechterhaltenen Bindung an die Eltern setzen ihn die Probleme unter Druck, die Grete mit dieser Situation hat. Sie leidet darunter, sich in einen fremden Haushalt einfügen zu müssen, anstatt ihren eigenen gründen zu können. Besonders schwer ist der erste Winter, in dem Ernst wegen des langen Anfahrtsweges mit dem Motorrad häufig in A-Stadt übernachten muß.

Trotz dieser Probleme geht es langsam »bergauf«. In kleinen, aber beharrlichen Schritten sparen Ernst und Grete, was vom Lohn aus der Hütte und ihrem Zuverdienst übrigbleibt. Sie können bald das erste Auto anschaffen, wodurch sich Ernsts Abwesenheitszeiten von zuhause verkürzen. Nach vier Jahren des Zusammenlebens beziehen sie ihre erste eigene Wohnung (neben der Schachtereie, in der Grete arbeitet). Ernsts Weg zur Arbeit ist nun nur noch halb so lang. Mit der Geburt der zweiten Tochter, Mitte der 1960er Jahre, steigen

die Probleme, die sich aus der engen, unruhigen Ladenwohnung ergeben. Ernst Hellberg hat große Schwierigkeiten, den für seine Arbeit notwendigen Schlaf zu bekommen.

In dieser Situation forciert er den schon bei der Heirat gefaßten Plan, »einmal etwas Eigenes zu kriegen«. Mitte der 1960er Jahre ist genügend Geld angespart, so daß er auf einer Zwangsversteigerung ein Haus mit einem großen Grundstück kaufen kann. Die damit verbundene Perspektive, eine Wohnsituation zu schaffen, die den Bedürfnissen der Familie entspricht und die Belastungen der Schichtarbeit erträglicher macht, erfüllt sich jedoch nicht. Das Haus ist alt, klein und ungünstig gebaut, so daß Herr Hellberg auch hier nicht die notwendige Ruhe für seinen Schlaf findet. In jahrelanger harter Arbeit baut er das Haus um. Daneben bestellt er mit seiner Frau den 2000qm großen Garten. Angesichts des ungeheuren Arbeitspensums zuhause kann er der Schichtarbeit durchaus positive Aspekte abgewinnen, weil er durch sie auch in der Woche freie Tage hat, an denen er Arbeiten an Haus und Grundstück durchführen kann.

Obwohl Ernst und Grete Hellberg eigentlich keine weiteren Kinder haben wollen, werden Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre noch zwei Söhne geboren. Dadurch verschärfen sich die Probleme der Familie in dem engen Haus. Grete erleidet nach dem dritten Kind einen gesundheitlichen Zusammenbruch. Sie erholt sich wieder, doch mit der Geburt des vierten Kindes stehen weitere Belastungen und Schwierigkeiten ins Haus. Ernst versucht seiner Frau, wo immer er kann, im Haushalt zu helfen.

Dabei leidet er selbst in zunehmendem Maße unter den Folgen der Schichtarbeit. Schlafstörungen, Nervosität und Magenbeschwerden nehmen zu, aber auch die sozialen Konsequenzen der Schichtarbeit machen ihm zu schaffen. Da er nur alle vier Wochen sonntags frei hat, ist seine Teilnahme am »kulturellen Geschehen« erheblich beeinträchtigt. Für wichtige Familienfeiern oder dörfliche Feste muß er meist Urlaub nehmen.

Mit der Entscheidung, noch ein neues Haus zu bauen, erfüllt sich Ernst Hellberg Mitte der 1970er Jahre den lang gehegten Wunsch, »nach Möglichkeit zu bauen«. Seine Hauptmotivation ist jedoch die Hoffnung, durch den Neubau die Probleme der Schichtarbeit in den Griff zu bekommen und die Alltagssituation der Familie zu verbessern. Die folgenden anderthalb Jahre stehen ganz im Zeichen des Hausbaus. Gemeinsam mit seiner Frau baut Herr Hellberg neben

seiner Schichtarbeit im Stahlwerk das gesamte Haus selber; zum Teil mit Nachbarschaftshilfe und nur wenig professioneller Unterstützung. Er kann dabei auf die früheren Erfahrungen beim Hausbau seiner Eltern und auf Qualifikationen zurückgreifen, die er sich beim Umbau des alten Hauses angeeignet hatte. Trotz der ungeheuren Belastung empfindet Ernst Hellberg auch Befriedigung und »Spaß« in diesem Prozeß. Außerdem machen sich seine Magenschmerzen während dieser Zeit ebensowenig bemerkbar wie Gretes körperliche Beschwerden. »Uns hat nichts gefehlt«, wundert er sich, und versucht eine Erklärung zu finden: »... ob die Arbeit uns hochgerissen hat ... wir wissen's selber auch nicht«.

Ende der 1970er Jahre zieht die Familie in das neue Haus ein. Wie seine Frau erlebt Ernst Hellberg die folgenden Ereignisse - den Tod seiner Schwiegereltern und vor allem die Erkrankung des jüngsten Kindes - als »ganz schweren Schlag«, der alle Hoffnungen zunichte macht und der Familie neue Anstrengungen abverlangt. Es braucht Zeit, bis sie sich darauf eingestellt haben. Dabei sieht Ernst die Hauptlast bei seiner Frau. Für die Zukunft erhofft er sich, daß sie die Krankheit des Sohnes »irgendwie noch besser in den Griff bekommen«, und daß es ihnen gelingt, trotz des kranken Kindes, einmal in Urlaub zu fahren.

Herr Hellberg beendet das Interview mit dem bilanzierenden Satz: »Ja, und so kann man sagen, ist das Leben, der größte Teil ist Arbeit gewesen«. Dabei geht er erst im Nachfrageteil ausführlicher auf seine Erwerbsarbeit ein. Er arbeitet noch immer in Kontischicht auf der Hütte. Zum Zeitpunkt des Interviews sind es 24 Jahre. Dabei ist er immer noch am gleichen Arbeitsplatz, einem Steuerstand, in den letzten Jahren als Vorarbeiter.

Zum Interview: Das Interview mit Herrn Hellberg wurde von derselben Interviewerin durchgeführt, die später Frau Hellberg interviewt hat. Es dauert 100 Minuten, wobei die Haupterzählung ca. Dreiviertel der Zeit in Anspruch nimmt. Das Verhältnis zwischen Erzähler und Interviewerin wurde bereits im Kontext von Frau Hellbergs Interview als freundlich distanziert und respektvoll beschrieben (s.o., Kap. 7, Teil 3.2). Als Besonderheit ist anzumerken, daß Grete Hellberg bei dem Interview ihres Mannes auf eigenen Wunsch anwesend ist, um zu sehen, wie ein biographisches Interview verläuft (s.o.). Sie schaltet sich verbal nicht ein, drückt aber gelegentlich mimisch und gestisch ihre Zustimmung oder Ablehnung aus. Die Anwesenheit seiner Frau veranlaßt den Erzähler, an einigen Stellen zumindest durch Blickkontakt oder mit Gesten ihre Zu-

stimmung einzuholen. Dies gilt insbesondere bei einigen Zeitangaben, da sie offensichtlich 'datenfester' ist als er.

Herr Hellberg beginnt sein Interview etwas zögernd, kommt aber sehr bald in einen ruhigen, streng an der biographischen Chronologie ausgerichteten Erzählfluß.⁴¹ Er spricht deutlich, in breitem mundartlichen Tonfall und verwendet an einigen Stellen - bei wörtlicher Rede oder, wenn er etwas Besonderes ausdrücken möchte, was mit der dörflichen Arbeitswelt zu tun hat - plattdeutsche Ausdrücke. Es ist zu vermuten, daß er mehr 'Geschichten' erzählt hätte, wenn er im Interview platt gesprochen hätte.

2.2.2 Vom Moorbauernsohn zum Schichtarbeiter. Das ganze Leben als Arbeit

Bereits an der biographischen Kurzbeschreibung fällt zweierlei unmittelbar ins Auge: der krasse Unterschied zu Herrn Beckers Biographie hinsichtlich der thematischen Präsenz von Erwerbsarbeit und Familie und die schon genannte Parallelität zur Darstellung von Grete Hellberg. Diese Beobachtungen werden im folgenden genauer untersucht.

(a) *Familie und Arbeit.* Anders als Herrn Beckers Lebensgeschichte, die nach der Chronologie seiner Arbeitsbiographie strukturiert ist und die Familie ausspart, bezieht sich der Großteil von Herrn Hellbergs biographischer Haupterzählung auf den familiären Bereich.⁴² Er schildert das Kennenlernen seiner Frau, die Hochzeitsfeier, die Geburten seiner Kinder, die schwierigen Wohnsituationen, den Plan, ein eigenes Haus zu haben, und seine stufenweise Verwirklichung, schließlich die Erkrankung des Sohnes und seine eigene Betroffenheit durch diesen »Schicksalsschlag«.

Auch in Kontext des Familienthemas geht es thematisch fast ausschließlich um *Arbeit*⁴³, allerdings hauptsächlich um die 'Eigen-Arbeit' am Familienprojekt (Hauserwerb und -umbau, Neubau). Allein

41 Vgl. dazu das Verlaufsprotokoll (Dausien 1994c).

42 Die ersten 20 - 25 Seiten der 89seitigen Haupterzählung schildern die Kindheit und Jugend sowie die verschiedenen Arbeitssituationen (bei den Eltern, in der Torffabrik, bei den Bau-firmen bis zur Einstellung ins Stahlwerk). Der Rest der Darstellung, beginnend mit der Heirat, thematisiert die Familiensituation, das gemeinsame Projekt, oder ist zumindest eng darauf bezogen. In dem 27seitigen Nachfrageteil geht es ausschließlich um verschiedene Aspekte der Arbeit im Stahlwerk (Genaueres s. Verlaufsprotokoll).

43 Hier sei noch einmal an Herrn Hellbergs Schlußsatz erinnert, daß 'das ganze Leben Arbeit gewesen' sei (s.o.).

die Erzählkette über den Bau des neuen Hauses nimmt etwa ein Sechstel der gesamten Haupterzählung in Anspruch und ist durch die Dichte und Lebendigkeit der Darstellung als deren dramaturgischer Höhepunkt zu bezeichnen.

Daneben thematisiert Herr Hellberg immer wieder auch seine Erwerbsarbeit, genauer: einen Aspekt derselben, nämlich die Schichtarbeit. Diese wird jedoch immer in den Zusammenhang mit der familiären Situation gestellt, meist als Hintergrundinformation im Kontext der Hausbau-Geschichten. Das Thema übernimmt, mit Ausnahme des Suprasegments über die Zeit vor der Familiengründung, keine die Erzähllinie selbst strukturierende Funktion wie bei Herrn Becker.

Wo Ernst Hellberg über die Schichtarbeit spricht, geht es meist um deren belastende psychosomatische Auswirkungen, vor allem um das Schlafproblem, das eng mit der familiären Wohnsituation zusammenhängt. Nur an wenigen Stellen benennt der Erzähler auch Vorteile des Schichtrhythmus, die wiederum auf die Familie und die Eigenarbeit bezogen sind (s.o.). Daneben spielt die Lohnarbeit in der biographischen Konstruktion vor allem die Rolle der ökonomischen Basis für das Familienprojekt. Der Lohn ist - wie in Gretes Interview - in erster Linie Beitrag zur *Familienökonomie*. Erst im Nachfrageteil stellt Ernst Hellberg differenziert die inhaltlichen und sozialen Dimensionen seiner Erwerbsarbeit dar.

Ohne an dieser Stelle ausführlicher auf die vielschichtige Bedeutung der Arbeit in seiner Biographie eingehen zu können⁴⁴, soll angemerkt werden, daß der Unterschied zu Herrn Beckers Darstellung auch mit dem unterschiedlichen Verlauf der beiden Arbeitsbiographien zu tun hat. Während die Erwerbsarbeitssituation des einen durch verschiedene Arbeitsplatzwechsel und Veränderungen über den gesamten biographischen Zeitraum gekennzeichnet ist, bleibt die Situation des anderen nach einer relativ kurzen Phase des Erwerbseinstiegs konstant. Während seiner gesamten Familienphase hat sich Ernst Hellbergs Arbeitssituation nicht prinzipiell verändert. Die einzige Änderung ist eine allmähliche: die gesundheitliche Zermürbung durch die Schichtarbeit. Dies ist ein schleichender Prozeß,

44 Vgl. dazu die Fallstudie in: Alheit und Dausien (1985, 165-203).

der in der Erzählung gewissermaßen immer im Hintergrund mitgeführt wird, aber nicht zu eigenständigen Narrationen anregt.⁴⁵

(b) *Der Vereinbarkeitskonflikt aus männlicher Perspektive.* Damit kann zusammengefaßt werden, daß die von Ernst Hellberg präsentierte biographische Konstruktion *doppelt strukturiert* ist, durchaus vergleichbar den analysierten weiblichen Lebensgeschichten. Er bezieht sich im chronologischen Gerüst seiner Erzählung und in expliziten Einzelgeschichten weitgehend auf die Stationen und Etappen des Familienprojekts. Im Hintergrund dieser biographischen Struktur, gewissermaßen als deren 'kontinuierliche Begleiterin', steht die Erwerbsarbeit, die als ökonomische Basis und motivationale Sinnresource für die biographischen Planungs- und Handlungsprozesse rekonstruiert werden kann.

Dieser Befund läßt fragen, ob Herr Hellberg ähnlich systematische *Konflikte* zwischen den beiden Bereichen Arbeit und Familie darstellt wie die Frauen des Samples. In einem Punkt tut er dies tatsächlich: in der Frage der permanenten Unvereinbarkeit zwischen seinen Schlaf- und Erholungsbedürfnissen infolge der Schichtarbeit und dem Familienalltag mit seinen eigenen Zeit- und Aktivitätsmustern. Hier schildert er eindeutig einen *Vereinbarkeitskonflikt*. Seine enorme Eigenarbeit an der Verbesserung der Wohnsituation kann in diesem Kontext ebenso als *Lösungsstrategie* interpretiert werden wie die Arbeit seiner Frau am Familienprojekt.

Dennoch bleibt eine Differenz der Perspektiven festzuhalten, aus denen heraus dieser Konflikt geschildert wird. Während Frau Hellberg, pointiert gesagt, den Konflikt als Familienproblem schildert, für das sie sich verantwortlich fühlt, ohne dabei jedoch ihre eigene Betroffenheit besonders zu artikulieren, stellt ihr Mann die eigene Erlebnisperspektive in den Vordergrund. Das Schwergewicht seiner Darstellungen liegt auf der persönlichen Wahrnehmung des Konflikts, während er die Sorge und Verantwortung für die Koordination der gesamten Familie durchaus seiner Frau überläßt⁴⁶. Diese

45 Auf den Qualifikationsaspekt, in dem sich die Erwerbsbiographien ebenfalls unterscheiden, wird hier nicht eingegangen. Er ist ebenfalls als *biographischer* Faktor zu betrachten, denn mit den verschiedenen Lern- und Qualifikationschancen werden nicht bloß unterschiedliche 'Niveaus' erreicht (qualifizierter Facharbeiter vs. angelernter Schichtarbeiter), sondern verschiedene kumulative Langzeitprozesse in Gang gesetzt.

46 Dies läßt sich mit inhaltlichen und formalen Kriterien der Darstellung belegen. Herr Hellberg stellt die subjektiv erlebten Störungen und Beschwerden in den Vordergrund, z.B. in

Konstruktionslogik ermöglicht ihm auch, die Konfliktlösung des Haus(um)baus deutlicher als persönliche, *individuelle Handlungsstrategie* zu verfolgen. Anders als in den analysierten Frauenbiographien kann Herr Hellberg in der Bewältigung der Doppelperspektive einen Teil des Konfliktpotentials 'abgeben' an seine Frau bzw. den von ihr aufrechterhaltenen Familienalltag.

Daß die Funktionstüchtigkeit von Ehe und Familie komplementärer Bestandteil und Stütze seiner Biographie ist, macht er an zentraler Stelle selbst deutlich: Als es vor der Ehe ein 'Vereinbarkeitsproblem' zwischen der Schichtarbeit und der Freundin gibt, erlebt Herr Hellberg diese Konflikte als sehr aufreibend und »schwierig«. Mit der Heirat dagegen - die wie oben analysiert für seine Frau den Konflikt erst auf Dauer installiert -, fühlt er sich deutlich entlastet: »...wenn man jung is, is das Schichtarbeitproblem, is ein großes, also da ... wenn man verheiratet ist, dann geht das. Dann kann man eher, dann kann man sich drauf einstellen« (24/19-26).⁴⁷

(c) *Parallelen und Gemeinsamkeiten.* Zunächst lassen sich weitgehende formale Parallelen zwischen den beiden Haupterzählungen benennen. Über weite Strecken der Biographien, nämlich den Zeitraum der gemeinsamen Beziehung, ist die sequentielle Abfolge der Themen gleich. Beide Hellbergs beziehen sich im wesentlichen auf die gleichen Ereignisse und biographischen Stationen, die weitgehend an der Chronologie orientiert dargestellt werden: auf die Familiengründung, die Schwierigkeiten der ersten Jahre, das Wohnungsproblem, die Schichtarbeit, den Kauf und Umbau des alten Hauses, den Neubau und den »großen Schlag«. Viele Einzelgeschichten tauchen in beiden Interviews auf, wobei erkennbar wird, daß sie Bestandteil einer gemeinsamen Erzählpraxis sind (gleiche Formulierungen, Pointen und Ausarbeitungen von Details). Letzteres gilt vor allem für die Suprasegmente über den Hausbau und die Erkrankung des

einer genauen Beschreibung der Schlafprobleme in der Ladenwohnung oder der Lärmsituation im alten Haus. Frau Hellberg dagegen spricht kaum über ihre eigene Wahrnehmung der Konfliktsituation - diese mußte weitgehend analytisch rekonstruiert werden -, sondern meist über die Belastungen ihres Mannes, die unterschiedlichen Bedürfnisse der Familienmitglieder und ihre Aufgabe, diese zu koordinieren.

47 Vgl. hier die Parallele zu dem Ehepaar Witte. Auch hier konnte die Gegenläufigkeit des Vereinbarkeitsproblems bei der Eheschließung beobachtet werden.

Kindes.⁴⁸ Diese Parallelen sind ein spezieller Aspekt kollektiver Erinnerung, nämlich die *gemeinsame Vergangenheitskonstruktion eines Paares*. Wie der Vergleich zum Ehepaar Becker zeigt, ist diese jedoch keineswegs trivial, sondern kann als Indikator für eine besondere Art biographischer Konstruktion in Beziehungen betrachtet werden.⁴⁹ - Im übrigen ist festzuhalten, daß trotz dieser Parallelen auch formale Unterschiede beobachtet werden können, auf die weiter unten eingegangen wird.

Auf inhaltlicher Ebene lassen sich ebenfalls vielfältige Parallelen feststellen, die in zwei Punkten fokussiert sind: im gemeinsamen Lebensplan, etwas Eigenes zu erwerben ('Familienprojekt'), und in der Arbeit als Basisstrategie gegenüber dem Leben. In der Darstellung des Familienprojekts, die breiten Raum einnimmt, bezieht sich Herr Hellberg ebenso selbstverständlich wie seine Frau auf das gemeinsame Wir als Protagonist desselben. Das Bewußtsein, ein gemeinsames Ziel zu verfolgen, an einen Strang zu ziehen, beruht bei ihm ebenfalls auf dem beschriebenen Prinzip der traditionell-bäuerlichen Familienökonomie und der damit verbundenen Arbeitsteilung zwi-

48 Es kann angenommen werden, daß die Hausbaugeschichte aufgrund ihrer Außergewöhnlichkeit schon mehrfach in Öffentlichkeiten erzählt worden ist und von daher eine Traditionsbildung und eine Synchronisation zwischen den Erzählungen der beiden Hellbergs stattgefunden haben. Diese Erzählerfahrung gilt jedoch nicht für die Lebensgeschichten als ganzes.

49 Es könnte der Einwand erhoben werden, daß die parallele Konstruktion der Lebensgeschichten ein methodisches Artefakt ist, da Frau Hellberg das Interview ihres Mannes bereits kennt, als sie ihre eigene Biographie erzählt, und sich daran orientiert. Eine solche einfache Erklärung erscheint jedoch aus verschiedenen Gründen wenig überzeugend. Die einmalige mündliche Darstellung dürfte sich kaum so genau festgesetzt haben, daß sie nach einem zeitlichen Abstand von mehreren Wochen noch derart präsent ist. Und selbst wenn dies der Fall sein sollte, so wäre es doch keineswegs zwingend oder auch nur naheliegend, daß sich die Erzählerin derart eng an der Darstellung ihres Mannes orientiert. Dies muß vielmehr als besonderes Charakteristikum der autobiographischen Konstruktion und der Partnerbeziehung interpretiert werden. Diese Einschätzung wird auch durch den Vergleich zu Frau Becker gestützt, die ebenfalls längere Zeit beim Interview ihres Mannes anwesend war, aber ihre Erzählung in keiner Weise daran orientiert, oder durch Vergleiche zu anderen Fällen, in denen Strukturparallelen zu beobachten sind, obwohl die jeweiligen Partnerinterviews nicht bekannt waren.

Dies bedeutet andererseits nicht, daß die Anwesenheit beim Interview des Partners ohne jeden Einfluß ist. Sie sollte jedoch nicht als isolierter Faktor im Sinne einer 'unabhängigen Variablen' behandelt werden. Der Wunsch nach bzw. die Zustimmung zu dem Anwesenheits-Setting ist vielmehr Bestandteil und Ausdruck einer bestimmten Art der Selbstsicht und der Partnerbeziehung. In Frau Hellbergs Fall spielt hier vermutlich die oben beschriebene Verankerung der Identität in der Familie eine Rolle, die angesichts der angekündigten individuellen Interviewsituation womöglich eine Unsicherheit produziert. Auch der Wunsch nach Gemeinsamkeit, Synchronisation und Kontrolle ist hier vermutlich als Faktor beteiligt.

schen den Geschlechtern. Herr Hellberg 'weiß', daß er das Projekt nur gemeinsam mit seiner Frau realisieren kann, und betrachtet sie als Partnerin sowohl in der Arbeit als auch in der 'Verarbeitung' schwieriger Situationen und Schicksalsschläge.⁵⁰

Wie bei den Beckers lassen sich - auch jenseits intentionaler Gemeinsamkeitsbekundungen - lebensgeschichtliche Parallelen aus den Interviews rekonstruieren, die auf einen gemeinsamen lebensweltlichen Rahmen verweisen. Ernst Hellberg ist zwar in ärmeren Verhältnissen aufgewachsen als seine Frau, aber im gleichen Milieu. Er bezieht sich auf die gleichen Regeln und sozialen Erwartungen. Sein Lebensentwurf, etwas Eigenes zu schaffen, ist in den gleichen Erfahrungen und Traditionen verankert. Er teilt auch die konkreten, am eigenen Leib gemachten, biographischen Erfahrungen, daß das Leben hart ist und von Kindheit an *Arbeit* bedeutet. Auch für ihn ist Arbeit in erster Linie körperliche Arbeit, bei der, trotz massiver Beschwerden, der Körper keine Rücksichtnahme erfährt.

(d) *Die Beziehung zur Partnerin.* Diese Gemeinsamkeiten sind mehr als nur implizite lebensweltliche Voraussetzungen. Sie sind dem Erzähler in seiner biographischen Konstruktion durchaus bewußt verfügbar. So registriert er in der rückblickenden Bilanz ausdrücklich die Arbeitsleistung, die er und seine Frau gemeinsam erbracht haben.⁵¹ Dabei behandelt er den Anteil seiner Frau nicht bloß als stille Hintergrundsarbeit, sondern erwähnt ihn mehrmals als eigenständige Leistung. In der Rekapitulation der belasteten Lebensphase, die mit dem Zusammenbruch seiner Frau endet, versucht er z.B., wie nur wenige männliche Erzähler des Samples, sich in die Situation seiner Frau hineinzusetzen.⁵² Ist der Anlaß dafür auch eine extre-

50 In schwierigen biographischen Situationen, z.B. den beiden ungeplanten Geburten oder der Erkrankung des jüngsten Kindes, zeigt Herr Hellberg eine ähnliche Bewältigungsstrategie wie seine Frau. Das »schwierige« Ereignis wird als Schicksal hingenommen und unter Aufbietung aller Kräfte und Arbeitsleistungen bewältigt (»wir mußten sehen, daß wir damit fertig wurden«; vgl. 66/4ff); »wir mußten uns zusammenreißen - es nutzte ja alles nichts ... wir mußten sehen, daß wir damit fertig wurden« (84/20ff).

51 Z.B.: »... und so haben wir immer voll zu tun gehabt. Wir warn immer voll in Arbeit.« (58/26f) Und: »... und so mußten wir immer - immer arbeiten - immer arbeiten - damit wir alles - einigermaßen in Ordnung hatten.« (64/10ff)

52 Ausführlicher als Frau Hellberg selbst rekapituliert er die Belastungssituation, die für sie seit der Geburt des dritten Kindes entstanden ist und u.a. zu dem Zusammenbruch geführt hat (vgl. 64/17-66/29). Formulierungen wie: »das war natürlich für meine Frau eine große Belastung« (64/18) kommen mehrfach vor.

me Krisensituation, so ist der Perspektivwechsel doch bemerkenswert, ebenso wie Herrn Hellbergs Konsequenz, seiner Frau bei ihrer Arbeit zu »helfen«.⁵³ Das in Frau Hellbergs Interview herausgearbeitete Modell der Komplementarität in der gemeinsamen Arbeit findet hier durchaus eine Entsprechung. Wie sie sich beim Hausbau als seine Assistentin präsentiert, so versteht er sich als ihr Helfer »im Haus« bei der Haus- und Familienarbeit. Hier offenbart sich ein Modell von Kooperation und wechselseitiger Unterstützung, das in der beschriebenen traditionellen Arbeitsteilung und -moral gründet und in dem Familienprojekt der Hellbergs seine konkrete Gestalt annimmt.

Die Bezugnahme auf die Partnerin ist eingebettet in die starke Präsenz des Familienthemas, innerhalb dessen der Erzähler auch seine Kinder dargestellt. Er räumt ihnen einen vergleichbaren Stellenwert ein wie Frau Hellberg⁵⁴, mit Ausnahme der Erkrankung des jüngsten Kindes, die er nicht in der gleichen Ausführlichkeit rekapituliert. Mit dem Hinweis, daß seine Frau hier die »Hauptlast« zu tragen habe, kann (und muß⁵⁵) er die Erzählung über den alltäglichen Umgang mit der Krankheit an seine Frau delegieren. Dieses Beispiel zeigt wiederum, daß die Komplementarität der wechselseitigen Unterstützung keine Gleichverteilung der Belastungen im einzelnen beinhaltet. Herr Hellberg macht verschiedentlich deutlich, daß die Fürsorgeleistungen seiner Frau für die Familie (und ihn) ungleich höher sind als seine umgekehrten »Hilfeleistungen«.

Anders als in Frau Hellbergs Biographie, in der das Familienprojekt durch den Krankheitsfall überschattet und ein Stück weit entwertet worden ist, was sich auch in der formalen Gewichtung der beiden Erzählungen dokumentiert (s.o., Kap. 7, Teil 3.3.4), liegt bei

53 »Ich hab meiner Frau viel geholfen - weil ich auch - wie ich am Anfang schon gesagt habe - früher als Kind auch viel im Hause helfen mußte - - un mir is auch nich schwer gefallen, im Hause mitzuhelfen...« (66/8ff) Es folgt eine Detaillierung mit Bezug auf die Schichtarbeit, die Herr Hellberg in diesem Punkt als Vorteil begreift: »Man is irgendwie öfters zuhause ... man kann der Frau etwas mehr helfen - bei Schichtarbeit.« (66/22ff) - Diese Passage ist ein Beispiel dafür, daß Herr Hellberg seine Beziehung zur Partnerin tatsächlich *biographisiert*, d.h. mit seiner eigenen Biographie verknüpft.

54 D.h. er benennt sie nicht nur mit Namen und Geburtsjahr, sondern setzt sie auch in Beziehung zu seiner Biographie. Die Ungeplantheit der beiden letzten Kinder und die darauf folgenden Belastungen für den Familienalltag stellt er ähnlich dar wie seine Frau.

55 Da er diesen Alltag nur zu geringen Teilen miterlebt, könnte er vermutlich nicht viel darüber erzählen, es sei denn, er würde die Berichte seiner Frau referieren.

Herrn Hellberg das Schwergewicht auf der Hausbaugeschichte als dem Höhepunkt und Kern des Familienprojekts. Innerhalb dieser Geschichte nimmt er in einer Weise Bezug auf seine Frau, die für die Beziehung aufschlußreich ist.

In der ausführlichen Darstellung der verschiedenen Etappen des Hausbaus spricht der Erzähler differenziert von »wir«, »ich« und »meine Frau«, je nachdem um welche konkreten Arbeiten es sich handelt. Dabei wird einerseits deutlich, daß das Gesamtprojekt von beiden gemeinsam geplant und durchgeführt wird, andererseits aber erscheinen beide auch als handelnde Individuen mit bestimmten Aufgaben und Fähigkeiten. In dieser Differenzierung bestätigt Herr Hellberg durchaus die Darstellung seiner Frau als »Zuarbeiterin« (z.B. durch das »Ranschleppen« von Kalk und Steinen).⁵⁶ Darüber hinaus stellt er jedoch auch ihre eigenständige Leistung als »Architekt« des Hauses heraus. Er erzählt, was sie nicht einmal erwähnt: daß sie den Entwurf selbst gezeichnet hat⁵⁷ und sogar im Verlauf des Baus einen Fehler feststellt, den nicht einmal die Fachleute bemerkt haben. Daß er seine Frau in dieser Weise charakterisiert, hat nichts mit einer prätentösen Außendarstellung zu tun; das Gefühl von Stolz ist eher in den Untertönen der ansonsten bescheidenen Selbstpräsentation herauszuhören. Daß er seine Frau wie sich selbst hier eher als *Subjekt* präsentiert, hat vielmehr mit einer allgemeineren Erzählperspektive zu tun, die im folgenden diskutiert wird.

(e) *Biographie als individueller Lernprozeß.* Gerade die formale und thematische Parallelität der beiden Lebensgeschichten läßt die vorhandenen Unterschiede hervortreten. Frau Hellbergs Haupteerzählung ist deutlich kürzer und weniger detailliert. Sie erzählt seltener konkrete Szenen, sondern überwiegend episodisch. Es gibt nur wenige Stellen, an denen sie als individuelle Person aus dem kollektiven Rahmen der Familie bzw. Wir-Beziehung heraustritt. In Herrn Hell-

56 Diese bewertet er allerdings höher als sie. Er schildert die Passage mit dem Tenor, die gemeinsame Arbeitsleistung herauszuheben, während sie seine Leistung in den Vordergrund stellt und ihren eigenen Anteil deutlich als »Hilfsarbeit« charakterisiert.

57 »Meine Frau hieß nachher nur noch der Architekt - - weil sie alles geplant hat - sie hat auch die Zeichnungen - das alles selbst geplant... Den ganzen Entwurf hat sie gemacht - so - also vorgezeichnet, ne. Der Zeichner hat das nur noch - abgezeichnet... vorgefertigt ham wir alles und hauptsächlich sie - hat sie das so entworfen... aber auch so nach unsern Vorstellungen ... wie wir das uns vorgestellt hatten, ne...« (74/24-75/14)

bergs Biographie findet sich dagegen, trotz des Familienbezugs, eine deutlicher artikulierte *individuelle Handlungsperspektive*. Sie kann an verschiedenen empirischen Befunden festgemacht werden⁵⁸, am auffälligsten ist jedoch der Unterschied in der bereits mehrfach zitierten Hausbauerzählung, der sich an formalen Indikatoren ablesen läßt⁵⁹, darüber hinaus aber auf unterschiedliche biographische Haltungen verweist.

Obwohl er das Projekt als Gemeinsames präsentiert, behält Herr Hellberg deutlich seine individuelle Perspektive bei. Für ihn ist der Prozeß des Bauens selber mindestens ebenso wichtig wie das Ergebnis. Er erzählt - anders als Grete - sehr ausführlich und szenisch über die einzelnen Phasen des Hausbaus. Ja, dieser Prozeß ist ein zentrales Stück seiner biographischen Konstruktion. Er verleiht dem Projekt einen persönlichen biographischen Sinn, z.B. indem er es in seiner eigenen Familiengeschichte⁶⁰ verankert, und er verfolgt es über verschiedene Phasen, die auch als Etappen eines *biographischen Lernprozesses* gelesen werden können. Herr Hellberg erzählt detailliert, wie er bei den verschiedenen Umbau- und Neubauarbeiten vielfältige handwerkliche Fähigkeiten und Kompetenzen erwirbt, aus denen er spürbar Selbstbewußtsein und Stolz zieht.⁶¹ Der Hausbau ist keineswegs nur Notwendigkeit und Bewältigungsstrategie, sondern auch ein Stück individueller Selbstverwirklichung und 'Biographisierung'. - Im Kontext dieser autobiographischen Haltung ist auch die Präsentation seiner Frau zu sehen, die er - deutlicher als sie selbst es tut - als handelndes Subjekt («der Architekt») darstellt.

58 Z.B. erzählt Herr Hellberg, trotz des ruhigen eher berichtenden Duktus der Gesamterzählung, deutlich mehr Geschichten als seine Frau, in denen er selbst, aber auch andere Personen (seine Frau) als Handelnde vorkommen (z.B. eine ausführliche Geschichte über das Hochzeitsfest).

59 Länge, Detailliertheit und Narrativitätsgrad sind bei Herrn Hellberg ungleich höher als bei seiner Frau. Auch die strukturelle Position innerhalb der Gesamterzählung unterscheidet sich: bei Frau Hellberg ist die Hausbaugeschichte eine komplexe Hintergrundkonstruktion zum eigentlichen Thema, nämlich der Erkrankung des Kindes (s.o., Kap. 7, Teil 3.3.4). Bei Herrn Hellberg hat sie dagegen den Status eines eigenständigen und inhaltlich zentralen Suprasegments.

60 Durch die Mitarbeit beim Hausbau seiner Eltern hat er Erfahrungen und Wissen gesammelt, die er als »Voraussetzung« dafür sieht, daß es ihm später »leichter gefallen« ist, selber ein Haus zu bauen (Aspekt der Tradition).

61 Hier ist übrigens ein Unterschied und eine 'Kompensation' gegenüber der Arbeit im Stahlwerk festzustellen (vgl. Alheit und Dausien 1985, 165-203).

(f) *Ehe und Partnerschaft*. Kommen wir noch einmal auf das vom Erzähler konstruierte Beziehungsmodell zu sprechen. Die bisherigen Ausführungen bestätigen die oben formulierte Hypothese einer 'komplementären Symmetrie mit gemeinsamen Zentrum'. Wie seine Frau bezieht sich Herr Hellberg dabei auf das traditionelle Modell der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, das offensichtlich ein hohes Maß an Konsens und Solidarität zwischen den Partnern besitzt. Die zentralen Beziehungsmodi sind auch in seiner Darstellung die des Miteinander und des Füreinander. Dabei gilt die Fürsorge dem gemeinsamen Familienprojekt (den Kindern, dem familiären Alltag), sie schließt aber auch Formen der 'wechselseitigen Assistenz' ein, wobei Herr Hellberg deutlich macht, daß seine Frau ungleich mehr konkrete Familienarbeit leistet als er.

Konflikte oder andere Formen des 'Gegeneinander' stellt er dagegen kaum dar.⁶² Der einzige benannte Konflikt besteht zwischen der Schichtarbeit und der Familie, der sich jedoch nur *vor* der Eheschließung direkt in der Beziehung zur Partnerin niederschlägt (s. (b)). Hier werden Aushandlungsprozesse angedeutet, die mit der Eheschließung offensichtlich abgeschlossen werden - nicht weil eine 'freie' Konsensbildung stattgefunden hat, sondern weil mit der 'Muß-Heirat' ein soziales Beziehungsmodell in Kraft getreten ist, dem sich beide Partner unterordnen.⁶³ Der seitdem bestehende Konsens des Partnerschaftsmodells wird durch Erwartungsstrukturen und Vorgaben des sozialen Umfeldes wesentlich gestützt.

2.3 *Schlußbemerkung zum Vergleich der beiden Biographien.* *Das Leben als Arbeit*

In dieser notwendig verkürzten Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Struktur sind Parallelen und Differenzen zwischen den biographischen Konstruktionen der Ehepartner erkennbar ge-

62 Dies wird vor allem im Kontrast zum Ehepaar Witte deutlich.

63 In der Darstellung der Eheschließung sind übrigens - trotz der grundsätzlichen Selbstverständlichkeit der Ehe in beiden Interviews - einige Differenzen festzustellen. Herr Hellberg stellt die Heirat durchaus als ein überraschendes, zumindest zu diesem Zeitpunkt nicht erwartetes Ereignis dar. Die Besonderheit der Heirat wird nicht nur durch ihre Kennzeichnung als 'Muß-Heirat' deutlich, sondern auch durch die narrative Darstellung des Hochzeitsfestes selbst. Frau Hellberg dagegen benennt die Eheschließung lediglich als Station oder 'Randbedingung' auf dem Weg zur Verwirklichung des Familienprojekts (s.o.).

worden. Im Vordergrund steht zweifellos der Eindruck von Übereinstimmung und Parallelität. Wir haben es hier mit einer *Synchronisation* zweier Biographien zu tun, die - auch im Quervergleich innerhalb des Samples - auffällig und erklärungsbedürftig ist.

Das hohe Maß an Synchronizität kann - so die These - darauf zurückgeführt werden, daß es gleichgerichtet 'von außen' und 'von innen' hergestellt wird⁶⁴: Das im Bau des eigenen Hauses geradezu symbolisch verdichtete gemeinsame biographische Projekt wird sowohl durch die sozialen Erwartungen, Normen, Institutionen und Handlungen des konkreten Umfeldes der dörflichen Lebenswelt 'gebahnt', als auch durch die Entwürfe, Planungen und Arbeitsleistungen der Subjekte selbst aktiv vorangetrieben. In den biographischen Konstruktionen sind verschiedene Ebenen und Strategien deutlich geworden, mit denen die Partner ihre Perspektive immer wieder synchronisieren (ähnliche Haltung gegenüber ihrem Lebensprojekt, gemeinsame zielstrebige Planung, hoher Arbeitseinsatz, Hinnehmen von Schicksalsschlägen, 'Zurechtkommen' mit schwierigen Situation usw.). Ja, die Erzählung der Lebensgeschichte in der Interviewsituation selbst kann durchaus als eine Aktivität betrachtet werden, die ebenfalls der Synchronisierung dient. Im übrigen liegt die These nahe, daß die gemeinsame *Arbeit* der konkrete Erfahrungsbereich ist, in dem die beiden Partner ihre Perspektiven aufeinander abstimmen und Gemeinsamkeiten herstellen. Beide teilen nicht nur die biographische Erfahrung der Arbeit als Grunddimension in der Auseinandersetzung mit der Welt, sie aktualisieren und reproduzieren sie in konkreten Arbeitsprozessen immer wieder neu (im Garten, im Haushalt, beim Bau). Auf diese Weise ist tatsächlich eine gemeinsame Arbeits-Geschichte entstanden, die zugleich die gemeinsame Lebens-Geschichte darstellt. Im übrigen stellt das traditionelle Modell der bäuerlichen Familienökonomie ('ganzes Haus') einen solchen

64 Bei den folgenden Ausführungen sollte - gewissermaßen im Hintergrund - immer der Vergleich zu dem Ehepaar Witte mitgedacht werden. Bei den Wittes handelt es sich in gewisser Weise um einen maximalen Vergleich, denn in ihren Biographien sind die inneren und äußeren Beziehungen durch Gegensätze geprägt. Die - im übrigen stark unterschiedlichen - sozialen Umfeldler sind gegen die Lebensentwürfe der beiden gerichtet oder unterstützen sie zumindest nicht, wie auch umgekehrt sie ihre Perspektiven gegen die 'Pfade' ihres Milieus entwickeln. Auch innerhalb der Beziehung stehen Konflikte und Aushandlungsprozesse im Vordergrund.

überlappenden Erfahrungsraum bereit, in dem gemeinsame Arbeits-erfahrungen gemacht werden können (und müssen).⁶⁵

An dieser Stelle erhebt sich jedoch die weitergehende Frage nach der möglichen *Funktion* dieser Synchronisationsleistung. Diese Frage stellt sich umso mehr, als damit für die Subjekte eine ungeheure Arbeitsanstrengung verbunden ist, die bis hin zu Krankheit und körperlichem Zusammenbruch führt. Sie resultiert - objektiv betrachtet - daraus, daß der gemeinsame Arbeitsbereich 'Haus' nicht tatsächlich in eine bäuerliche Familienökonomie eingebettet ist, sondern nach diesem Muster 'neben' der kapitalistischen Markt- bzw. Lohnarbeitsökonomie organisiert wird.⁶⁶ Der 'Surplus' an Arbeit, den die Hellbergs hier leisten, kann nicht einfach aus einer ökonomischen Zwangslage abgeleitet werden, weder aus der Notwendigkeit einer bäuerlichen Wirtschaft noch aus dem Lohnarbeitsverhältnis. Es ist also zu fragen, welches Problem mit der beobachteten Strategie gelöst werden soll.

Wie in der Analyse von Frau Hellbergs Biographie (vgl. Kap. 7, Teil 3) bereits herausgearbeitet worden ist, beinhaltet das Familienprojekt selbst einen grundlegenden Widerspruch, der hier eine Erklärung liefern kann: der Widerspruch zwischen der traditionellen lebensweltlichen Orientierung und der modernen Lohnarbeitsökonomie. Die Hellbergs sind in ihrer Biographie unmittelbar mit der Modernisierung des traditionellen bäuerlichen Milieus konfrontiert, sie vollziehen - gezwungenermaßen - selbst den Übergang in die ökonomische Existenz einer Lohnarbeiterfamilie. Ihr Versuch, dennoch (partiell) an den traditionellen Orientierungen festzuhalten, ist keine Ignoranz gegenüber den veränderten Bedingungen, sondern, im Gegenteil, ein eigenständiger Ansatz zu deren Bewältigung (mit den verfügbaren Ressourcen). Mit dem Hausprojekt versuchen sie,

65 Hier wiederum deutet sich eine Erklärung für den Unterschied zu den Beckers an, deren Modell der Arbeitsteilung einer anderen sozialen Tradition entstammt, die gerade die *Trennung* der Arbeitssphären strukturell vorsieht und die Schaffung gemeinsamer Erfahrungsräume - mit dem allmählichen Zerfall gemeinsamer Alltagswelten - immer stärker der Eigeninitiative der Subjekte überantwortet (vgl. hierzu den zusammenfassenden Teil 4 am Ende des Kapitels).

66 Die Frage nach dem 'Sinn' dieser Arbeitsleistung drängt sich im übrigen intuitiv schon bei der ersten Konfrontation mit den Interviews auf. Vor allem jüngere Menschen (Studierende), die diese Interviews lesen, reagieren oft mit Unverständnis und Abwehr gegenüber einer Biographie, in der 'das Leben immer nur Arbeit' gewesen ist.

die Widersprüche zwischen alt und neu zu lösen oder zumindest abzupuffern.

In diesem schwierigen Balanceakt ist der Bedarf an Synchronisation u.a. deshalb so hoch, weil die zerrissene ökonomische Situation zwischen Tradition und Modernisierung auch *Differenzen zwischen den Partnern selbst* verursacht. Ungeachtet der subjektiven Gemeinsamkeit läßt sich, wie oben gezeigt, eine objektive Ungleichheit rekonstruieren, die u.a. in den unterschiedlichen autobiographischen Erzählhaltungen zum Ausdruck kommt. Was auf deskriptiver Ebene zunächst als Unterschied in der Individualisierung, Handlungsorientierung und Ich-Präsenz beobachtet worden ist, hat mit der unterschiedlichen *realen* Eingebundenheit in traditionelle bzw. moderne Handlungssysteme zu tun.

Obwohl Ernst Hellberg sich in seiner biographischen Konstruktion und Perspektive ebenfalls zentral auf das traditionelle Familienprojekt bezieht, ist er in seinem Leben - alltäglich wie biographisch - keineswegs darauf beschränkt. Mit seiner Arbeit im Stahlwerk nimmt er an einer Lebenswelt teil, in der andere Regeln und Begrenzungen gelten, aber auch andere Erfahrungsmöglichkeiten gegeben sind. Der Wechsel zwischen beiden Bereichen - einschließlich der damit verbundenen Konflikte und Leidensprozesse - ist eine Erfahrung, die ein biographisches Ich-Bewußtsein befördert.⁶⁷ Im Vergleich dazu ist Frau Hellberg - wenn auch keineswegs einlinig und widerspruchsflos - deutlicher im Horizont der Familie gefangen. Im Modernisierungsprozeß erlebt sie weniger dessen Chancencharakter als die Einschränkungen und Verunsicherungen, die sie in ihrer alltäglichen Arbeit für sich und die Familie zu bewältigen sucht. Ihre eigene Erwerbsarbeit ist, wie diskutiert, ebenfalls eher traditionell als modern organisiert und bietet hier kaum alternative Erfahrungsmöglichkeiten, die die Entwicklung einer individuellen biographischen Perspektive unterstützen würden. - Hier wird, auf sehr subtile und widersprüchliche Weise, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung des traditionellen Modells - trotz der darin enthaltenen Anerkennungs- und Symmetriedimension - zur Falle.

⁶⁷ Herrn Hellbergs Biographie ähnelt hier durchaus der Doppelkonstruktion weiblicher Lebensgeschichten, in denen der Konflikt zwischen den beiden Bereichen ebenfalls als Anknüpfungspunkt für biographische Reflexionen und Konstruktionen entdeckt werden konnte. Er ist ihnen - soweit das auf deskriptiver Ebene zu sagen ist - näher als der einlinigen 'Arbeitsbiographie' von Herrn Becker.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen muß trotz aller äußeren Parallelität infrage gestellt werden, ob die beiden Hellbergs tatsächlich 'dieselbe Geschichte' erzählen. Es ist durchaus vorstellbar, daß die strukturellen Differenzen zwischen den Biographien als (partielle) Entfremdung sichtbar und erlebbar würden, wenn die 'Synchronisierungsarbeit' außer Kraft gesetzt wäre. Dies könnte z.B. dann der Fall sein, wenn kein gemeinsames Projekt (wie der Hausbau oder die Sorge um das erkrankte Kind) mehr vorhanden wäre.⁶⁸

3 Die Beziehung als Partnerschaft und Konkurrenz. Aushandlungsprobleme in der modernen Familie

Auch das folgenden Beispiel kann unter dem Aspekt der Synchronisierung gelesen werden, wobei allerdings andere Strategien und Kontextbedingungen eine Rolle spielen. Die Beziehung der Kerstings unterscheidet sich von den beiden vorstehenden Beispielen vor allem dadurch, daß sie weniger eng an traditionellen Beziehungsmodellen und Rollenerwartungen orientiert ist. In dem Versuch, ein neues, partnerschaftliches Verhältnis zu entwickeln, das sich von den Modellen der Eltern unterscheidet, besteht eine gewisse Parallele zur Beziehung der Wittes (vgl. Kap. 6, Teil 5), doch sind auch hier die Differenzen der konkreten biographischen Konstruktionen analytisch ernstzunehmen.

3.1 *Arbeit am eigenen Leben und Biographisierung sozialer Beziehungen. Die Perspektive von Gisela Kersting*

In der Fallstudie zum Problem der doppelten Vergesellschaftung (s. Kap. 7, Teil 1) ist, insbesondere im Kontext des Familienthemas, bereits viel Material zum Aspekt der Beziehungsorientierung von Frau Kersting präsentiert worden, so daß hier eine Zusammenfassung ohne ausführliche Bezugnahme auf Interviewpassagen genügt.

68 Hier findet sich ein weiterer Aspekt zur 'Erklärung' des »großen Schlags« (vgl. noch einmal Kap. 7, Teil 3.3.4).

(a) Frau Kerstings biographische Konstruktion ist durch ein auffällig hohes Maß an *Selbstreflexion* ausgezeichnet⁶⁹, sowohl in prospektiver Hinsicht (Lebensentwurf, Pläne) als auch retrospektiv (Bilanz, Evaluationen). Zentraler Bestandteil dieser Selbstreflexionen ist die Thematisierung sozialer Beziehungen zu anderen biographisch relevanten Personen. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß Frau Kersting sich vor allem dadurch ihrer selbst vergewissert und ihre Biographie (re)konstruiert, daß sie sich zu anderen Personen in Beziehung setzt. Dies betrifft sowohl Beziehungen aus der Vergangenheit (Kindheit, Vater), die sie rekonstruiert und als Erklärung für eine bestimmte Entwicklung oder aktuelle Situation heranzieht, als auch gegenwärtige Beziehungen (zum Partner, den Kindern, den Schwiegereltern u.a.), mit denen sie ihre Situation beschreibt. Diese Art des Sich-in-Beziehung-Setzens, um die eigene Biographie zu (re)konstruieren und Zukunftsperspektiven zu entwickeln, zieht sich durch das gesamte Interview. Sie läßt sich textformal in den vielen Evaluationen im Kontext konkreter Narrationen lokalisieren, aber auch in der thematischen Grobstruktur des Interviews. Hier ist besonders auf zwei Suprasegmente hinzuweisen, die sich ausschließlich mit der Rekonstruktion sozialer Beziehungen befassen.⁷⁰

(b) Diese Reflexionen von Beziehungen sind keine 'freischwebenden' Argumentationen und Theoretisierungen, sondern sie finden eine Entsprechung auf der Ebene der narrativen Darstellung.⁷¹ Frau Kerstings Interview zeichnet sich, trotz der reflexiven Passagen, durch einen hohen Narrativitätsgrad aus. Sie erzählt fast alle ihre Geschichten in Form szenischer Darstellungen. Dabei rekonstruiert

69 Die Aussage bezieht sich nicht nur auf den Vergleich mit den hier präsentierten Fällen, sondern auf das gesamte Sample von 18 Interviews.

70 Die beiden Suprasegmente (V, VI) stehen - nicht zufällig - an der Stelle der biographischen Rekonstruktion, an der Frau Kersting ihre Situation als Familienfrau thematisiert. Wie oben diskutiert (s. Kap. 7, Teil 1), bedroht die Reduzierung auf den Familienalltag ihr Selbstbewußtsein und veranlaßt sie, sich ihrer Biographie neu zu vergewissern. Dabei reflektiert sie nicht nur ihre gegenwärtigen Beziehungen (insbesondere der Ehe und zu den Schwiegereltern), sondern rekapituliert ausführlich Erinnerungen an ihre Kindheitsbeziehungen, insbesondere zu ihrem Vater, die sie vergleichend auf ihre aktuelle Situation bezieht (vgl. dazu die Verlaufsprotokolle in: Dausien 1994c).

71 Dies ergibt sich bereits dadurch, daß die Reflexionen in der Regel, auch in den beiden genannten Suprasegmenten, in unmittelbarer Verknüpfung mit einer konkreten Narration präsentiert werden, entweder als evaluative Passage im Rahmen des narrativen Darstellungsschemas (meist am Ende einer Geschichte) oder durch das Einfügen einer Beleg Erzählung in eine argumentative Sequenz.

sie - in der Regel aus *handlungsschematischer* Erzählperspektive - komplexe Situationen und Ereignisabfolgen, in denen nicht nur sie als 'Hauptperson', sondern auch die anderen beteiligten Personen sehr lebendig präsentiert werden, und zwar nicht allein durch ihre Handlungen, sondern auch durch ihre Motive, Gefühle und wechselseitigen Beziehungen. Ein wichtiges erzähltechnisches Instrument, dessen sie sich dabei bedient, ist die Verwendung wörtlicher Rede. In szenischen Dialogen verleiht die Erzählerin sich und anderen eine Stimme. In Frau Kerstings Interview kommen viele Personen zur Sprache; sie selber setzt sich mit ihnen in Beziehung.

Auf diese Weise 're-inszeniert' sie nicht nur Handlungs- und Ereignisverkettenungen, sondern auch *soziale Räume* und *Beziehungskonstellationen*. Daß sie dies nicht nur en passant durch die szenische Schilderung einer Ereignisabfolge selbst tut, sondern in der Regel auch durch anschließende evaluative und reflexive Passagen, ist bereits angemerkt worden (s. (a)). Darüber hinaus präsentiert sie von wichtigen biographischen Interaktionspartnern (Familie) Aspekte deren eigener Biographie.⁷²

(c) Die wichtigsten Personen, auf die sich die Erzählerin in ihrer Biographie bezieht, sind zweifellos *Familienmitglieder*, die sie im Laufe ihres Lebens bzw. in bestimmten Phasen begleiten. Sie bezieht sich ausführlich sowohl auf ihre Herkunftsfamilie - hier spielt der Vater eine dominante Rolle - als auch auf ihre eigene Familie (Mann und Kinder) und die daraus entstehenden Sekundärbeziehungen (Schwiegereltern, Schwager, Tante u.a.).

Wie in der vorangegangenen Fallstudie herausgearbeitet (vgl. Kap. 7, Teil 1), ist die Rolle von Ehe und Familie in Frau Kerstings Lebensgeschichte durchaus zwiespältig: Als Bestandteil des handlungsschematischen biographischen Entwurfs sind mit ihnen viele Gestaltungsoptionen (und -ressourcen) verbunden. Die Gestaltung befriedigender Beziehungen in der Familie (Partnerschaft und Beziehung zu den Kindern) ist ein zentrales Stück Selbstverwirklichung. In der 'Familienphase' allerdings, in der die Protagonistin auf den Kreis der familiären Beziehungen begrenzt ist, wird deutlich, daß

72 So berichtet sie z.B. in mehr oder weniger ausführlichen Hintergrundkonstruktionen über den beruflichen Werdegang ihres Bruders, den Suizid ihrer Schwester, die Ehe ihrer Freundin usw. Vor allem aber erzählt sie über weite Strecken ihrer Lebensgeschichte auch die Biographie ihres Mannes mit.

diese auch zur Fessel werden können.⁷³ In der Sorge für andere und der Reproduktion des familiären Beziehungsnetzes⁷⁴ erfährt sie so etwas wie einen 'biographischen Stillstand', der sich als »Unzufriedenheit«, Verlust von »Selbstbewußtsein« und biographischer Handlungsperspektive äußert. Erst die Aufnahme neuer Beziehungen und die Bewegung in sozialen Räumen außerhalb des Familienkreises eröffnen neue soziale Erfahrungs- und Selbst-Erfahrungsmöglichkeiten (Beispiel der Seminarbesuche, s. Kap. 7, Teil 1.3.6).

(d) Vor diesem Hintergrund ist nach der fallspezifischen Form zu fragen, in der Frau Kersting sich in Beziehung setzt. Die unter (a) und (b) charakterisierte Besonderheit der narrativen Darstellung verweist auf ein bestimmtes Modell biographischer Rekonstruktion. Frau Kersting verschwindet nicht hinter den Aktivitäten und Beziehungen der Familie, sie geht auch nicht in einem Kollektivsubjekt (»wir«) auf, sondern präsentiert sich über weite Strecken ihres Interviews als Individuum, als selbstreflexives, handelndes und leidendes Subjekt in der Auseinandersetzung mit anderen Subjekten. Wie im vorhergehenden Kapitel bereits hervorgehoben, rekonstruiert sie ihre Biographie als einen *Entwicklungsprozeß*. Dieser ist, wie nun festgestellt werden kann, auf einen sich entwickelnden sozialen Kontext bezogen bzw. in ihn eingebettet. Die Verzeitlichung und Biographisierung ihrer eigenen Erlebnisse und Erfahrungen geht einher mit einer ausgeprägten Biographisierung auch der Dimension sozialer Beziehungen.⁷⁵

Daß sie trotz dieser 'Grundhaltung' über eine lange Strecke ihrer Biographie gerade den Verlust ihres Selbstbewußtseins erlebt, sich zunehmend als Subjekt ihres Lebens verliert, belegt via negationis noch einmal das spezifische 'Ich-in-Beziehungen'-Modell der Erzäh-

73 Erinnert sei hier nur an Formulierungen wie »Da kam die Ehe erscht so richtig zum Tragen« oder die »Horror«-Erfahrung, jeden Sonntag zu den Schwiegereltern zum Kaffee gehen zu müssen, die deutlich machen, daß die einseitige Festlegung auf die Familie subjektiv als starke Einengung, ja als Zwang erlebt wird. Auf die zusätzlich 'Zwangs'-Bedingungen der Schichtarbeit ist hier ebenfalls noch einmal kurz hinzuweisen (vgl. ausführlicher Kap. 7, Teil 1.3.5).

74 Hier sei noch einmal an die - durch die Schichtarbeit besonders schwierige, aber auch notwendige - Aufgabe erinnert, die Beziehungen zwischen dem Ehemann und den Kindern zu vermitteln, wo diese durch die unterschiedlichen Zeitrhythmen gestört ist.

75 Ohne spekulativ werden zu müssen, kann hier ein Zusammenhang dazu gesehen werden, daß sie die Familie und ihr eigenes Leben als *Gestaltungsaufgabe* begreift, auch wenn dies über eine lange Phase ihrer Biographie nicht zu gelingen scheint.

lerin. Der Selbstwertverlust zeigt an, daß die lebendige, sich entwickelnde Beziehung des »Ich« zu seinem sozialen Umfeld allmählich reduziert und eingefroren wird. Die Qualität der Beziehungen hat sich von einem aktiven wechselseitigen Miteinander (im Beruf und in der Partnerschaft) zunehmend zu einem einseitigen Füreinander gewandelt.⁷⁶

Was hier sehr komprimiert für die Beziehungsdimension allgemein gesagt worden ist, läßt sich an der *Beziehung zum Partner*⁷⁷ in vielen Punkten konkretisieren, die hier nur stichwortartig angeführt werden:

- Die *Wahl des Partners* wird, anders als in den Interviews von Frau Becker und Frau Hellberg, als eigenständige Geschichte dargestellt. Frau Kersting schildert einen mehrphasigen Prozeß des Sich-Kennenlernens in der Arbeit und bei gemeinsamen Freizeitaktivitäten, in dem es zu Gefühlen, Konflikten und Wiederannäherungen zwischen den beiden Partnern kommt.⁷⁸ Dabei stellt sie ihren zukünftigen Mann als eigenständige Person mit bestimmten Eigenschaften und biographischen Erfahrungen vor. Die Heiratsentscheidung selbst wird als szenischer Dialog präsentiert, in dem sich zwei Menschen begegnen und beschließen, sich »zusammenzutun«.
- Mit der Heirat ist keineswegs ein (sozial normierter) 'Aggregatzustand' erreicht⁷⁹, der von nun an Dialoge und Konflikte überflüssig macht. Auch im Verlauf der weiteren Erzählung über die *Ehe*, nicht nur in den ersten Jahren, stellt Frau Kersting einen Annähe-

76 Der Aspekt der Arbeit für andere, insbesondere die Organisation des Familienalltags unter den Bedingungen der Schichtarbeit des Partners, ist in Kap. 7, Teil 1 ausführlich analysiert worden.

77 Auf die Beziehung zu den Kindern wird hier nicht näher eingegangen, um die Komplexität der Darstellung nicht noch weiter zu erhöhen. Die Analyse der Rolle der Kinder in der biographischen Selbstpräsentation ergibt einige Variationen, die in der Besonderheit des Eltern-Kind-Verhältnisses liegen, bestätigt jedoch die formulierten Hypothesen über die spezifische Form der Erzählerin, ihr 'Ich-in-Beziehungen' zu konstruieren.

78 In diesem Punkt besteht eine Parallele zum Interview mit Frau Witte, welche die Partnerbeziehung vor und in der Ehe ebenfalls ausführlich als konflikthafter Synchronisationsprozeß rekapituliert. Dennoch bestehen deutliche Unterschiede zwischen den beiden Fällen, die auf der inhaltlich-biographischen Ebene liegen.

79 Vgl. dazu das Beispiel Hellberg, in dem mit der Ehgeschließung Aushandlungsprozesse und Konflikte nicht mehr thematisiert werden, ja geradezu 'automatisch' gelöst zu sein scheinen.

rungs- oder Synchronisationsprozeß zwischen zwei Subjekten dar, die sich selbst weiterentwickeln. Die ausführlich interpretierte Geschichte über das »erste Weihnachten«⁸⁰ ist nur ein Beispiel unter anderen, in denen sie detailliert die alltäglichen Aushandlungsprozesse, Konflikte und Konsense rekapituliert.

- Ein Punkt, der in diesem Kontext ebenfalls hervorzuheben ist, betrifft die *Kinderfrage*. Die Zeugung bzw. Geburt des ersten Kindes wird als persönlicher Aushandlungs- und Entscheidungsprozeß präsentiert, während sie in den anderen drei Fällen als Normalität oder ungeplant eingetretenes Ereignis dargestellt wird, das - außer bei den Wittes - zu einer 'Muß-Heirat' führt, also individuelle Entscheidungen ausdrücklich außer Kraft setzt.⁸¹

Frau Kersting präsentiert ihren Mann als Person, zu der es deutliche Unterschiede und Gemeinsamkeiten gibt. *Unterschiede*, die z.T. auch Konflikte verursachen, bestehen vor allem in folgenden Punkten:

- In der Kindheitsgeschichte, dem Interaktionsstil und der Atmosphäre im Elternhaus, was sich z.T. auch auf die (Nicht-)Gestaltung des eigenen Familienlebens auswirkt (s. 'Weihnachtsgeschichte'). Frau Kersting zeigt Anteilnahme und Empörung hinsichtlich der schweren Kindheit ihres Mannes, aber auch Enttäuschung und Bedauern, deshalb an einigen ihr wichtigen Punkten nicht auf einen Wissenskonsens zurückgreifen zu können.
- Sie vergleicht ihren Mann mit ihrem Vater, der ihre Erwartungen an den Partner geprägt hat, und stellt in diesem sehr differenzierten Prozeß den Unterschied der beiden Personen heraus. Ihr Mann ist z.B. nicht der begnadete Handwerker wie ihr Vater, dem alles gelingt, und sie muß dies in einem längeren Prozeß akzeptieren lernen, ihre enttäuschte Erwartung verarbeiten. Andererseits sieht sie - bei gleichzeitiger Auseinandersetzung mit ihrem idealisierten Vaterbild - die Vorteile ihres Mannes, mit dem sie eine gleichberechtigte Partnerschaft realisieren kann, während sie ihren Vater als autoritären Patriarchen charakterisiert. Auch in der Beziehung zu ihren Kindern vergleicht sie die beiden Männer und kritisiert die übertriebene Strenge ihres Vaters.

⁸⁰ Vgl. Kap. 7, Teil 1.3.4.

⁸¹ Dies gilt im übrigen auch für alle anderen vergleichbaren Fälle des Gesamtsamples. Die einzige Ausnahme ist die Erzählung von Frau Witte, die ihre Heirat trotz der ungeplanten Schwangerschaft ausdrücklich als Entscheidung rekapituliert (vgl. Kap. 7, Teil 3.3.4)

- Ein letzter Unterschied hat mit den alltäglichen Zeit- und Bedürfnisstrukturen der Partner zu tun. Ihre sich wandelnden Arbeitsbedingungen verändern phasenweise auch den Charakter ihrer Beziehung. Sie arbeiten nicht mehr, wie in den ersten Ehejahren, beide im gleichen Beruf, z.T. sogar in demselben Betrieb, sondern in getrennten und unterschiedlich strukturierten Sphären. Peter ist Industriearbeiter, Gisela Hausfrau. Durch diese Situation bekommt die Beziehung zu ihrem Mann einen einseitig fürsorgenden Aspekt. Die Gemeinsamkeiten sind reduziert und auch nicht durch das Bewußtsein aufzuwiegen, daß beide Partner in Beruf und Familie sind. Dies ändert sich erst nach Frau Kerstings beruflichem Wiedereinstieg. Während der Zeit ihres Hausfrauendaseins bedauert sie vor allem, daß es kaum gemeinsame Aktivitäten mit ihrem Mann gibt, vor allem daß er infolge der Schichtarbeit wenig Lust und Zeit hat, »auszugehen« oder kulturelle Angebote wahrzunehmen.⁸²

Daneben werden eine Reihe wichtiger *Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen* deutlich:

- Frau Kersting teilt mit ihrem Mann die Erfahrungen der frühen Berufsjahre, z.B. der typischen Härte der Kochlehre. In der Zeit ihres Kennenlernens hat sie zeitweise sogar mit ihm zusammen im gleichen Restaurant gearbeitet. Sie teilen die Erinnerungen an Orte und Personen, Chefs, KollegInnen und Freunde aus der Zeit ihrer gemeinsamen Saisonarbeit.
- Trotz der unterschiedlichen eigenen Kindheitserfahrungen haben die Kerstings ähnliche Werte und Haltungen hinsichtlich der Erziehung ihrer Kinder. Dabei kann Frau Kersting vieles von ihren Eltern übernehmen⁸³, stimmt aber in der Ablehnung eines autoritären Erziehungsstils, den auch ihr Vater praktiziert hat, mit ihrem Mann überein, der selbst massiv darunter gelitten hat (s.u.).
- Ihr Engagement für eine demokratische, kindgerechte Erziehung dokumentiert sich auch in der gemeinsamen Arbeit in einer Bürgerinitiative mit dem Ziel, für Kinder und Jugendliche einen

82 So schildert sie z.B. sehr plastisch einen »Traum«, der sie vor allem in ihrer Familienphase begleitet hat: daß ihr Mann sie eines Tages mit zwei Theaterkarten überrascht.

83 Vor allem in der Gestaltung familiärer Aktivitäten und einer häuslichen Atmosphäre greift sie ganz konkret auf ihre Erfahrungen im Elternhaus zurück.

Spiel- und Aufenthaltsort im Stadtteil zu schaffen.⁸⁴ Die gemeinsame Arbeit und Verantwortung in diesem Kontext schafft nebenbei einen konkreten Erfahrungsbereich, welcher der Trennung der Arbeitssphären etwas entgegensetzt, die durch die 'Proletarisierung' vom Koch zum Arbeiter bzw. von der Köchin zur Arbeiterhausfrau und späteren Angestellten in der Industrie entstanden ist.

- Beide Kerstings stimmen grundsätzlich überein in ihrer Vorstellung einer partnerschaftlichen Beziehung, in der ein gleichberechtigtes Miteinander durchaus auch Konflikte (Gegeneinander) und Unterschiede einschließen kann. Mit ihrem Partnerschaftsmodell grenzen sie sich bewußt gegenüber dem Vorbild ihrer Eltern ab.⁸⁵ Anders als die patriarchale Ehe ihrer Eltern beinhaltet ihre Partnerschaft auch alltägliche Formen der Arbeitsteilung, selbst in traditionellen Hausarbeitsbereichen wie beim Putzen (vgl. dazu die Beispiele in Kap. 7, Teil 1.3.4). Daneben gibt es jedoch eine Trennung von Zuständigkeiten und Fähigkeiten (Gisela ist die 'Gestalterin', Peter der 'Ordentliche').
- Neben der selbst vollzogenen Abgrenzung zu den Eltern verbindet die Kerstings auch das Wissen um ihre Ablehnung »als Paar« seitens der Eltern, die zwar nicht so extrem ist wie im Falle der Wittes, aber dennoch ähnliche Wirkungen auf die Bindung zwischen beiden haben dürfte.⁸⁶

84 Frau Kersting berichtet in ihrem zweiten Interview ausführlich über diese Initiative.

85 Dies wird neben vielen anderen Stellen im Interview in der folgenden Passage geradezu bildhaft ausgedrückt: »Nicht - also erscht ma - wenn mein Vadder zu uns zu Besuch kam - das liecht an meiner Mudder - daß sie ihn so hingekriegt hat. - - /Der setzt sich hin - liest seine Zeitung - Essen aufen Tisch - Zeitung weg. - lßt - Zeitung wieder her ((aufgebracht))/ - isch alles - nicht, was er so praktisch im Haushalt macht. - Und wir beiden - Peter, sind da, und ich - sind da nu anders - wir machen beide den Haushalt zusammen. Und so was - ne - natürlich Sachen - die stinken ihm - die komm ihm hoch.« (I 63/38-64/12; die letzten Aussagen beziehen sich auf Peter Kerstings Einstellung zu Giselas Vater)

86 Auch hierzu ein kurzes Zitat: »... auf der andern Seite paßt mir seine Mutter wieder nicht - nicht - die - ((lacht)) - die an mir ja wieder so viel auszusetzen hat. - Auf der andern Seite - hab ich auch schon mitgekriegt - meine Eltern akzeptieren den Peter auch nicht so - nech. - - Also - wir sin beide arm dran - was die Eltern anbelangt - nur - wir beide halten zusammen. Wir ham von beiden Seiten - ham wir da - noch nie so - das Gefühl gehabt - daß wir als - als Paar akzeptiert werden.« (I 64/26-34)

- Schließlich gibt Frau Kersting Hinweise darauf, daß ihr Mann ähnliche Selbstwertprobleme hat(te) wie sie.⁸⁷ Bezeichnenderweise nimmt sie im Kontext ihrer eigenen Geschichte zur Wiedererlangung von Selbstbewußtsein darauf Bezug. Dabei wird deutlich, daß die parallele Problemlage keineswegs zu einer gemeinsamen Bearbeitung führt, sondern eher zusätzliche Hindernisse erzeugt: Als Frau Kersting, angeregt durch die Erfahrungen im ersten Seminar, beginnt »ein bißchen mehr über sich nachzudenken«, entwickelt sie das Bedürfnis, mit ihrem Mann darüber zu sprechen, ihre Gedanken und Erfahrungen mitzuteilen und zu teilen. Sie macht jedoch die Erfahrung, daß ihre Fortschritte und die offene Thematisierung ihres Problems den Partner bedrohen. Er reagiert ablehnend und meint, daß sie ja schon »weiter« wäre und »mehr drauf hätte« als er.⁸⁸ Wo sie Unterstützung und Anteilnahme erwartet, reagiert er mit Abschottung, Neid und Konkurrenz. Dies wiederum verändert ihre Beziehung zu ihm. Unter Zurückstellung ihrer eigenen Bedürfnisse begegnet sie ihm nun mit einer 'pädagogischen' Haltung.⁸⁹ Beim nächsten Volkshochschulseminar, das sie besucht, motiviert sie ihn mitzukommen, getragen von der Hoffnung, ihn auch im Prozeß der 'Selbstfindung' mitzuziehen, Austauschmöglichkeiten zu schaffen und vielleicht einen gemeinsamen Lernprozeß einzuleiten. Obwohl er auf ihr Angebot eingeht, läßt sich der 'Plan' infolge der Schichtarbeit nicht realisieren. Für Frau Kersting selbst steht am Ende ihrer biographischen Erzählung die Einsicht, daß sie sich »alles selbst erarbeiten« muß.

Fassen wir die von Frau Kersting dargestellte Beziehung zu ihrem Mann zusammen, so ergibt sich ein Partnerschaftsmodell, in dem beide sich weiterentwickeln, an ihrem »Selbstbewußtsein« arbeiten,

87 Ihre Darstellung bezieht sich auf die vergangene Phase ihrer Familienzeit, in der sie selber mit dem Problem zu tun hatte.

88 »Naja - aber da fing das an - daß ich über mich selber son bißchen nachgedacht hab - und mit Peter anfang, auch ma darüber zu sprechen - nech. - - Und=eh da meinte er, ich wäre ja - irgendwie weiter wie er - - ich würde mich schon mehr informieren - ich würde fernsehgucken - ich würde Kreuzworträtsel machen - ich würde viel lesen - also - ich hätte mehr drauf wie er. Da - da - hat das Gefühl - also er - wär - wäre schon unterdrückt von mir, nech - das wollt ich ja auch nich - - nech - aber das war so sein Gefühl...« (I 76/22-35)

89 Hier nimmt sie eine ähnliche Haltung ein wie in der 'Nachsozialisation' im Bereich familiärer Feste (s. 'Weihnachtsgeschichte').

dabei phasenweise in ein Konkurrenzverhältnis und in Konflikte geraten, aber immer wieder auch zu Verständigungsprozessen und Gemeinsamkeiten gelangen. Im Vordergrund der Beziehung stehen mithin die Vorstellungen, Pläne, Gefühle und Handlungen der beiden beteiligten Subjekte, nicht der Nachvollzug von normalbiographischen Erwartungen oder die Orientierung an Traditionen des eigenen Herkunftsmilieus bzw. der Herkunftsfamilie. Die Beziehung wird damit, wie die Familie insgesamt, zur *Gestaltungsaufgabe*, ihr Gelingen wird in die Verantwortung der Individuen gestellt. Frau Kersting macht deutlich, daß sie an der Beziehung 'arbeitet' ebenso sehr wie an ihrer eigenen Entwicklung. Es gibt jedoch kaum äußere Stützen oder Zwänge, die 'sichergestellen', daß beide Projekte sich in die gleiche Richtung entwickeln.⁹⁰

Ein Beispiel für die Auseinanderentwicklung ist die fünfzehnjährige Familienphase von Frau Kersting. Hier sind die Bedingungen ihres 'Selbstprojekts' äußerst ungünstig. Aber auch nach ihrem Berufseinstieg bleibt das Synchronisationsproblem grundsätzlich bestehen. Da sie im Gelingen ihres Beziehungsprojekts auf den Partner angewiesen ist, sind Konflikte systematisch erwartbar. Die Partnerschaft beruht auf einer *Balance zwischen Gemeinsamkeit und Eigenständigkeit*, die eine permanente Bearbeitung erfordert - und eben deshalb auch im Interview derart ausführlich 'bearbeitet' wird.

3.2 Peter Kersting. Vergleich zur Biographie des Partners

Die folgende biographische Kurzbeschreibung enthält viele Parallelen zu Frau Kerstings Interview. Dennoch wird sie hier - entsprechend dem Prinzip, die Haupterzähllinie aus dem Interview nachzuzeichnen - mit vergleichbarer Genauigkeit wiedergegeben wie in den anderen Fällen. Im übrigen werden gerade in der Parallelität auch die Unterschiede der Perspektiven sichtbar. Dies läßt sich mit den Mitteln der biographischen Kurzbeschreibung nur andeuten, könnte jedoch in den Einzelheiten der konkreten Narration über gleiche Ereignisse nachgewiesen werden.⁹¹

90 In diesem Punkt ist - bei allen Unterschieden im Detail - auf die Parallelen zur Partnerschaftskonstruktion von Frau Witte hinzuweisen.

91 Um diesen Aspekt zu vertiefen, wäre eine synoptische Textanalyse ausgewählter Geschichten sehr reizvoll, die allerdings den Rahmen der vorliegenden Argumentation sprengen

3.2.1 Biographische Kurzbeschreibung und Bemerkungen zum Interview

Peter Kersting wird Ende der 1930er Jahre in Ostdeutschland geboren. Sein Vater ist gelernter Uhrmacher. Noch vor seiner Einschulung ziehen die Eltern mit ihm und seinem Bruder nach A-Stadt, wo sie in den ersten Jahren sehr beengt zur Untermiete wohnen. Ende der vierziger Jahre kann die Familie ein Siedlungshaus mit Garten mieten.

Herrn Kerstings Kindheit ist durch die ständige Angst vor dem »despotischen« Vater bestimmt. Dieser ist »unheimlich streng« und vertritt rigide moralische Prinzipien, die er mit Schlägen und drakonischen Strafen durchzusetzen sucht. Auch an die Schule hat Peter wegen der Kontrolle des Vaters über die Hausaufgaben äußerst negative Erinnerungen. Rückblickend macht Herr Kersting seinen Vater dafür verantwortlich, daß er kein »gesundes Selbstbewußtsein« entwickeln konnte, sondern lange Zeit eine »gewisse Abhängigkeit und Hilflosigkeit« verspürt habe.

Die Mutter ordnet sich dem Familienoberhaupt unter, hat aber durchaus eine wichtige Position in der Familie. Sie organisiert die Wohnungsbeschaffung, Kontakte mit den Behörden, die Finanzen und andere Belange des täglichen Lebens.

Peter Kersting entwickelt schon früh den Berufswunsch Koch. Nach einer Reihe von Bewerbungen findet er Anfang der 1950er Jahre mit Hilfe seiner Mutter eine Lehrstelle in einem bekannten A-Städter Restaurant. Es ist eine »verdammte harte Lehre«. Demütigungen und körperliche Züchtigung sind an der Tagesordnung. Peter ist als Lehrling das letzte Glied in der Küchenhierarchie. Um überhaupt durchhalten zu können, ist eine bedingungslose Unterordnung notwendig.

Nach Abschluß der Lehre bleibt er nur noch kurze Zeit im Betrieb. Danach arbeitet er als Jungkoch ein Jahr in einer Filiale seines Lehrherrn in einer anderen Stadt. Anschließend lernt er in einem der ersten Häuser in A-Stadt noch einiges dazu, möchte dann aber zur

würde, da sie erneut, 'line by line', in formale und inhaltliche Details der Interviews gehen müßte. Geschichten, die sich hier anbieten, sind z.B. die Erzählungen über die »herrliche Zeit« der gemeinsamen Saisonarbeit in Süddeutschland, die Heirat und die erste Zeit im 'Schützenhaus', die Geburt der Tochter, den Streit mit Peters Mutter beim Empfang in A-Stadt u.v.a.

See fahren. Es findet jedoch keine Stelle als Schiffskoch, ist kurze Zeit arbeitslos und nimmt schließlich eine Stelle im Bahnrestaurants an. Da er bei der einfachen Küche dort nichts lernen kann und außerdem kein gutes Arbeitsklima herrscht, gibt er diese Stelle nach einem Jahr wieder auf.

Peter Kersting will »raus aus A-Stadt«, doch dieser Schritt fällt ihm nicht leicht, da es ihm nach eigener Einschätzung an Selbstbewußtsein und »Unternehmungsgeist« fehlt. Mit Hilfe seiner Mutter findet er Ende der 1950er Jahre eine Saisonstelle als Jungkoch am süddeutschen L-See. Zum ersten Mal gefällt ihm die Arbeit. Es ist eine »Stellung, wo man anfang Mensch zu werden«. In dem Hotel, wo er arbeitet, lernt er seine spätere Frau Gisela kennen.

Nach Saisonende und einer kurzfristigen Anstellung findet er eine Stelle in der Nähe von A-Stadt. In dem neueröffneten Hotel avanciert er nach kurzer Zeit vom Jungkoch zum Koch, kündigt jedoch bald, da er sich für die nächste Sommersaison wieder am L-See verpflichtet hat, gemeinsam mit Gisela. Sie arbeiten einen Sommer zusammen in demselben Hotel und verloben sich nach Ablauf der Saison.

Im folgenden Jahr arbeiten sie wieder gemeinsam am L-See. Trotz der harten Arbeit hat Herr Kersting diese Saison als eine »herrliche Zeit« in Erinnerung. Im Herbst dieses Jahres heiraten Gisela und er und ziehen nach Q-Stadt, wo Gisela die Doppel-Stelle im 'Schützenhaus' angenommen hat.⁹²

Dort wohnt das junge Paar zum erstenmal zusammen, in zwei Räumen im Schützenhaus, die vom gemeinsamen Lohn eingerichtet werden. Peter arbeitet in einem anderen Restaurant in der Stadt. Die körperlich und nervlich äußerst belastende Arbeitssituation und die extremen Arbeitszeiten wirken sich auf die Ehe aus. Es gibt kaum gemeinsame Freizeit, stattdessen »ständige Streitereien« und Schwierigkeiten im sexuellen Kontakt. Der Kinderwunsch erfüllt sich erst, als das Paar einmal zwei Wochen Urlaub machen kann. Anfang der 1960er Jahre wird die Tochter Susanne geboren.

Kurze Zeit vorher bieten Giselas Arbeitsgeber das Restaurant in der Innenstadt den Kerstings zur Pacht an. In letzter Minute zieht Peter seine Zusage zurück, weil er die notwendige Kreditaufnahme

92 Zur Erinnerung: Gisela arbeitet bis mittags in einem Restaurant in der Innenstadt, nachmittags bis spät in die Nacht im 'Schützenhaus', etwas außerhalb von Q-Stadt.

scheut. Stattdessen steigt er als Koch bei den Folgepächtern ein und zieht mit Gisela in eine Wohnung an seinem neuen Arbeitsplatz.

Die folgende Zeit ist sehr schwierig. Gisela kocht weiter in beiden Restaurants, wobei sie die Tochter mitnehmen muß. Nach kurzer Zeit kündigen Peters Arbeitsgeber kurzfristig die Wohnung, und die Kerstings müssen in ihrer Not eine völlig überteuerte Kellerwohnung anmieten und darüber hinaus einen Kredit aufnehmen, um die geforderte Mietkaution zahlen zu können. Da die Wohn- und Arbeitsbedingungen kaum noch erträglich sind, will Peter kündigen, läßt sich aber von seinen Arbeitgebern überreden weiterzuarbeiten. Deshalb trifft es ihn umso härter, als er kurze Zeit später von ihnen die Kündigung erhält. Er erlebt diese Situation als dramatische Krise: »Da war ich natürlich mit den Nerven weg - am Ende ... die Wohnung - dreitausend Mark am Hals - als Kredit - die ich zurückzahlen muß - und keine Arbeit. Ich war fix und fertig.«

In dieser Situation fährt Herr Kersting nach A-Stadt, wo Gisela bei seinen Eltern die Taufe der Tochter vorbereitet. Dort trifft er einen Onkel, der ihm sofort eine Arbeit im Stahlwerk Alpha vermitteln kann. Er bleibt in A-Stadt, während Gisela mit der Tochter noch einmal für einige Monate nach Süddeutschland fährt und mit Hilfe ihrer Eltern die Wohnungsauflösung organisiert. Peters Mutter besorgt inzwischen eine kleine Wohnung für die Familie.

Das neue Familienleben in A-Stadt beginnt gleich mit einem Zerwürfnis mit Peters Mutter, die sich nach Giselas Ankunft wenig hilfsbereit zeigt. Im Laufe der Zeit kommt es wiederholt zu Spannungen, die Peter an die alten Abhängigkeiten zu seinen Eltern erinnern. Auch die alltäglichen Lebensbedingungen der Familie gestalten sich schwierig. Peter muß sich auf die völlig veränderte Arbeitssituation und den Schichtrhythmus einstellen, und er fühlt sich durch die Anforderung, nun »den Familienvorstand zu mimen« unter Druck gesetzt. Das Geld ist knapp, obwohl der Lohn von der Hütte doppelt so hoch ist wie Peters früherer Verdienst. Nach der Geburt des Sohnes Heiner, Mitte der 1960er Jahre, wird die beengte Wohnsituation, zumal unter den Bedingungen der Schichtarbeit, unerträglich. Über die Firma Alpha besorgt Herr Kersting eine Dreizimmer-Wohnung, in der sich die Familie auf lange Zeit einrichtet.

Die Ehe ist in diesen Jahren durch häufige Streitereien belastet, die Herr Kersting heute - nachdem seine Frau wieder berufstätig ist - darauf zurückführt, daß sie in ihrer Hausfrauenrolle sehr unzufrie-

den war. Als die Kinder größer werden, nimmt Gisela eine Putzstelle an, bei der Peter ihr manchmal hilft, wenn es mit seinem Arbeitsrhythmus hinkommt. Später bekommt sie eine Stelle in der Werkskantine von Alpha. Inzwischen hat die Tochter die Realschule abgeschlossen und eine Lehre im Hotelfach begonnen.

Seine eigene Arbeitssituation im Stahlwerk schildert Herr Kersting mit großer Ausführlichkeit. Er arbeitet seit seiner Einstellung insgesamt 17 Jahre in der Flämmerei, nach vier Jahren als Revisor. Durch die extremen körperlichen Arbeitsanforderung bekommt Herr Kersting immer stärkere Rückenbeschwerden, bis schließlich eine Bandscheibenoperation notwendig wird. Danach geht er noch einmal für drei Jahre an seinen alten Arbeitsplatz zurück, bis erneut Beschwerden auftauchen und eine zweite Operation droht. Dies veranlaßt Herrn Kersting auf einen anderen Arbeitsplatz innerhalb des Werks zu wechseln, obwohl er damit eine Lohneinbuße hinnehmen muß. Seitdem arbeitet er als Maschinist in vorwiegend sitzender Tätigkeit (Überwachung und Steuerung). Herr Kersting ist seit vielen Jahren Vertrauensmann.

Trotz der zeitlichen Einschränkungen durch den Schichtrythmus engagiert sich er neben seiner Arbeit in zwei Bereichen. Zum einen ist er seit vielen Jahren Mitglied in einem Motorklub, mit dem er, z.T. in Begleitung seiner Frau, Fahrten unternimmt. Zum anderen arbeitet er zusammen mit Gisela aktiv in einer Stadtteilinitiative für einen Kinderspielfeld mit.

Zum Interview: Mit Herrn Kersting wurden zwei jeweils ca. 3stündige Interviews durchgeführt, von demselben Interviewerpaar, daß anschließend Frau Kersting interviewt hatte. Das *erste* Interview beinhaltet die chronologische biographische Haupterzählung, die ohne ausdrückliche Koda in einen langen thematischen Komplex über die Arbeit im Stahlwerk übergeht, der in seinem Verlauf durch einige Interviewernachfragen mitstrukturiert wird. Während im Erstinterview das narrative Darstellungsschema eindeutig dominiert, beinhaltet das *zweite* Interview neben Narrationen auch längere eigenständige argumentative Passagen. Inhaltlich geht es noch einmal um folgende Themenkomplexe: Aktivitäten in der Stadtteilinitiative, der örtlichen Kirchengemeinde und dem Motorsportklub, Schichtarbeit und die Teilnahme an soziokulturellen Aktivitäten, die Beziehung zu Gisela sowie das Verhältnis zu den Kindern und die eigenen Erziehungsvorstellungen (vgl. die Verlaufsprotokolle in Dausien 1994c).

Herr Kersting erzählt vergleichbar detailliert und lebendig wie seine Frau, ebenfalls unter häufiger Verwendung szenischer Dialoge. Insbesondere im zweiten Interview finden sich, teilweise durch Interviewerfragen initiiert, zahlreiche reflexive Passagen, in denen der Erzähler - mit Bezug auf konkrete

'Schlüsselgeschichten' - seine Haltung gegenüber einigen zentralen Bereichen seines Lebens deutlich macht.

3.2.2 Die Biographie als Subjektwerdung. Die Perspektive von Peter Kersting

Herrn Kerstings Haupterzählung bzw. sein erstes Interview gliedert sich in drei große Abschnitte, die durchaus typisch sind für die männliche Normalbiographie in unserer Gesellschaft: Die erste Phase (Suprasegmente I-III, ca. 80 Seiten) könnte überschrieben werden mit 'Lehr- und Wanderjahre', der nächste Abschnitt (Suprasegment IV-VI, ca. 70 Seiten) behandelt seine soziale Rolle als 'Familienvorstand', der letzte Teil (ca. 60 Seiten) ist ausschließlich der beruflichen Situation gewidmet. In dieser Gliederung kann zugleich ein Entwicklungsmodell erkannt werden, das sich pointiert auf folgende Linie bringen läßt⁹³:

Nach einer schweren Kindheit und einer harten Lehre geht der junge Mann, ganz der handwerklichen Tradition entsprechend, auf 'Wanderschaft'. Er erwirbt dabei nicht nur Qualifikationen und Arbeitserfahrungen. Er lernt die Welt kennen und zugleich sich selbst. Nach langen Jahren von Unterdrückung und Anpassungszwang erwirbt er im wörtlichen Sinne Selbständigkeit, die Fähigkeit, für sich selbst zu stehen. In diesem Prozeß macht er auch erste Erfahrungen mit Frauen und verliebt sich bald in eine junge Kollegin, die er nach einer längeren 'Probezeit' (Freundschaft, Verlobung) heiratet und mit der er eine Familie gründen möchte.

Kurz nach der Geburt des ersten Kindes gibt seine Frau ihre Erwerbsarbeit auf, und er findet sich in der Rolle des »Familienvorstands« wieder, deren Verantwortung ihm durch die krisenhafte Veränderung seiner eigenen Erwerbssituation umso deutlicher vor Augen tritt. Die neu gestellte Aufgabe hält durchaus Schwierigkeiten für ihn bereit (Wohnsituation, Familienunterhalt, Schichtarbeit),

93 Die folgende Argumentationslinie verdichtet eine sehr komplexe, mit vielen Details und Differenzierungen dargestellte Entwicklung und steht damit in der Gefahr, eine Konsequenz und womöglich sogar Kausalität zu suggerieren, die die konstruierte Erzähllinie des Autobiographen selbst in dieser Hinsicht noch übertrifft. Diese Gefahr ist unvermeidbar, es sei denn, man gibt den Versuch einer Reduzierung und Kondensierung generell auf. Gerade im vorliegenden Fall, einem äußerst umfangreichen und komplexen Interview, soll jedoch noch einmal darauf hingewiesen werden.

die er jedoch schrittweise bewältigt, häufig in Auseinandersetzung und mit Unterstützung seiner Frau. Am Ende blickt er durchaus zufrieden auf seine familiäre Situation zurück. Nicht nur die Kinder haben sich gut entwickelt und sind auf dem besten Weg, ihr eigenes Leben zu leben, auch er selbst scheint mit der Aufgabe gewachsen zu sein.

Dies gilt auch im beruflichen Bereich. Herr Kersting stellt den Wechsel in die Großindustrie - trotz der damit verbundenen Probleme und gesundheitlichen Beeinträchtigungen - aus der Perspektive des Bewältigthabens dar. Nach der beschriebenen Krisensituation hat er im Stahlwerk noch einmal ganz 'von unten' anfangen müssen, aufgrund seiner fachlichen Kompetenzen, seiner Zuverlässigkeit und seines sozialen Engagements (Vertrauensmann) im Betrieb wird er jedoch bald anerkannt. Neue Erfahrungen und soziale Anerkennung erwirbt er auch durch seine Aktivitäten in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, im Sportclub, in der örtlichen Kirchengemeinde und vor allem der Stadtteilinitiative, zu deren Initiatoren seine Frau und er gehören.

Aus dem unterdrückten, ängstlichen Kind, das unter Ungerechtigkeit und Herrschaft leiden mußte, ist ein selbstbewußter und selbstkritischer Erwachsener geworden, der sich aktiv für Gerechtigkeit und Toleranz einsetzt, und besonders für die Chance der nächsten Generation (der eigenen und anderer Kinder), zu selbstbewußten, sozial verantwortlichen Erwachsenen zu werden. - Dies ist die Hauptlinie der biographischen Konstruktion.

Was nach der formalen Gliederung ein 'normales Männerleben' charakterisiert, verweist nach dieser inhaltlichen Qualifizierung auf mehr: Es erscheint geradezu als Idealbild einer Emanzipations- und Bildungsgeschichte. Somit haben wir es mit der klassischen Konstruktionslogik des (auto)biographischen 'Genres' zu tun, auch wenn es konkret um eine proletarische Variante geht.⁹⁴ Das Thema der Geschichte ist jedoch nicht die Proletarisierung⁹⁵, sondern die Subjektwerdung.

94 Zum Zusammenhang von Biographie und der Emanzipationsgeschichte des (männlichen) bürgerlichen Subjekts vgl. Alheit und Dausien 1990b.

95 Dies ist - zumindest aus analytischer Perspektive - in der Biographie von Herrn Hellberg und Herrn Witte der Fall.

Eine zusätzliche Stütze findet diese Interpretation in der Tatsache, daß die Entwicklungsfigur nicht nur den Spannungsbogen der Gesamterzählung ausmacht, sondern auch jeden der drei Teile strukturiert. Im ersten Großteil wird die Entwicklung vom 'Untertanen' zum 'Menschen' («da fing man an, Mensch zu werden») dargestellt. Im zweiten, auf die Familie bezogenen, Abschnitt findet eine Entwicklung statt vom arbeitslosen, verschuldeten und verzweifelten »Familienvorstand«, der kaum in der Lage ist, die Wohnung für seine Familie zu tapezieren⁹⁶, hin zum souveränen Familienvater und Partner. Und auch der dritte, auf die Erwerbsarbeit im Stahlwerk bezogene, Teil folgt der gleichen Darstellungslogik. Seine heute anerkannte Position im Betrieb, sein selbstbewußtes Engagement werden ebenfalls als Ergebnis einer Entwicklung präsentiert, die mit einer schwierigen, ja krisenhaften Situation begonnen hat:

*... war für mich - sehr - starker Umbruch -
wenn man überlegt - daß ich da unten jahrelang gekocht hab
mehr oder weniger selbständig -
als Alleinkoch ...
also eigenverantwortlich die Küche geführt ...
und - jetzt plötzlich komm ich in ne Fabrik
da bist du erstmal ein Garnix -
fängst ganz frisch an.
Und das erste was ich in der Flämmerei machen mußte
da ging der zweite Ingenieur
»sind ah so Sie sind der der Kersting
na denn kommen Se mal mit«
dann nahm der - da ein Schweißdraht -
und - an Schleifstein
spitze den an -
bog da oben en Griff dran
drückte mir den inne Hand und sachte
»so jetzt gehen Sie rum und picken das ganze Papier auf
und denn verbrennen Sie das.«
Also das war für mich so - als wenn mir einer - en eiskalten Kübel
Wasser übern Kopf gießt....
ich kam mir so richtig eh eh erniedrigt vor im Moment.
(I 153/11-154/20)*

96 Hierzu erzählt Herr Kersting eine ausführliche szenische Geschichte (vgl. I 140/7-145/3).

Die an diesem Beispiel geschilderte Dynamik wiederholt sich im Laufe des Interviews in vergleichbaren Situationen, auch außerhalb der Arbeit. Daran wird deutlich, daß Herr Kersting den großen Bogen seiner 'Entwicklungsgeschichte' keineswegs als 'Heldenbiographie' erzählt, sondern als Prozeß, in dem er immer wieder neue Anforderungen und Widerstände bewältigen muß. Er schildert offen und mit vielen Beispielen die Leidenserfahrungen aus seiner Jugend, die er nicht einfach abschütteln kann, aber auch Unsicherheiten und 'Fehler' aus der jüngeren Vergangenheit.

Auf die Frage, wie er sich selber seine Entwicklung erklären könne, hat er keine Antwort parat.⁹⁷ Es scheint, daß er trotz seiner an verschiedenen Stellen des Interviews demonstrierten Fähigkeit zur Selbstreflexion diese Frage nicht vergleichbar 'bearbeitet' hat, wie seine Frau ihren Entwicklungsprozeß (s.o.). - Dieser Vergleich drängt sich auf, denn die thematische Parallele der beiden Biographien ist hinreichend deutlich geworden. Ehe dieser Aspekt weiterdiskutiert wird, soll jedoch kurz auf die Bezugnahme zur Partnerin in Herrn Kerstings Interview eingegangen werden.

Daß er der Familie einen relativ großen Raum innerhalb seiner biographischen Darstellung gibt, ist bereits deutlich geworden. Allerdings bezieht sich nur ein kleinerer Teil unmittelbar auf die Beziehung zu Gisela.⁹⁸ Herr Kersting 'bestätigt' dabei sowohl eine Reihe von Einzelgeschichten⁹⁹ als auch die Grundlinie ihrer Darstellung der Ehe. Auch er bezieht sich auf sie als gleichberechtigte *Partnerin*, die er durch die Arbeit kennenlernt, mit der er gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen bei der Saisonarbeit in Süddeutschland teilt,

97 »Ich weiß nich - vielleicht - hab ich da - eh mir andere Gedanken gemacht oder irgendwie - den Absprung - gefunden eh - anders zu handeln - ich weiß es nicht...«(114/21-115/4) Im weiteren Nachdenken über diese Frage erinnert Herr Kersting eine Geschichte aus seiner Kindheit, in der er von seinen Eltern zu Unrecht verdächtigt und psychisch und moralisch völlig in die Enge getrieben worden ist. Dieses immer wieder erinnerte traumatische Erlebnis sieht er als Warnung und Antrieb, sich selber anders zu verhalten, vor allem in der Beziehung zu seinen eigenen Kindern.

98 Neben der Wohn- und Finanzsituation, die breiten Raum einnehmen, thematisiert Herr Kersting, vor allem im zweiten Interview, ausführlich seine Beziehung zu den Kindern, die hier nicht näher analysiert werden kann. Angemerkt sei lediglich die Hypothese, daß die Relevanz des Erziehungsthemas aus seiner eigenen Kindheitserfahrung herrührt. Sein in vielen Narrationen dargestelltes Engagement und seine Reflexionen über die Kindererziehung scheinen u.a. eine Strategie der Bewältigung seiner eigenen traumatischen Kindheit zu sein.

99 Dies betrifft vor allem Ereignisse aus den ersten Jahren der Beziehung, als Gisela und Peter gemeinsam Saisonarbeit gemacht haben.

kurz: mit der ihn eine gemeinsame Geschichte verbindet. Mit der Heirat und vor allem dem Umzug nach A-Stadt, nach dem Gisela lange Jahre Haus- und Familienfrau ist, verändert sich jedoch der Tenor seiner Darstellung.

Im Vordergrund seiner Erzählung steht nun nicht mehr die Beziehung zu Gisela, sondern seine eigene Situation als »Familienvorstand« und die damit verbundenen Anforderungen und Sorgen (Wohnung, Finanzen, Erziehung). Es gibt kaum noch konkrete Erinnerungen an gemeinsam erlebte Situationen, stattdessen Hinweise auf *Konflikte* und Auseinandersetzungen, in denen die Ehe zeitweise sogar gefährdet scheint.

Diese Probleme schildert er jedoch nicht in konkreten Narrationen, sondern - aus der Retrospektive - pauschal und knapp.¹⁰⁰ Der lange Zeitraum, auf den sich seine Aussagen beziehen, wird nicht biographisch rekapituliert, sondern 'kategorial'. Die Auseinandersetzungen mit Gisela erscheinen nicht als Prozeß, sondern als *Zustand*, als Belastung, die 'von außen' hereinbricht, die häusliche Situation für ihn unangenehm macht und eher mit Gisela zu tun hat als mit ihm selbst. Dabei sieht er die Verantwortung nicht in Giselas Person als solcher, sondern - ebenso wie sie selbst - in ihrer Hausfrauensituation: »sie war zuhause den ganzen Tag - Kinder um die Ohren eh - und dann eben nur - die Wohnung« (I 146/1ff). Dieser Zusammenhang wird jedoch nicht zu einem Thema seiner Biographie. Er scheint vielmehr ein Stück abgeschlossene Vergangenheit zu sein, über die es nun - da das Problem 'beseitigt' ist - nicht mehr zu reden lohnt.

Erst im zweiten Interview geht Herr Kersting noch einmal, infolge einer Interviewernachfrage, auf die Situation seiner Frau ein. Hier wird deutlich, daß er ihre Selbstdeutung teilt, ohne jedoch ihre Perspektive wirklich zu übernehmen. Der eigentliche Anlaß für die Schilderung hat mit seiner eigenen Interessenlage zu tun, nämlich dem Wunsch, zuhause keinen »Terz« zu erleben:

100 »... da ham wir manchen Strauß ausgefochten ... mein lieber Mann - ich hab manchmal gedacht - ... es geht nicht mehr weiter ... das war manchmal Horror - Gisela, die kann aber auf die Palme gehen, du ... is eben ein temperamentvoller Typ ... da ham wir manche Sträüße ausgefochten. Aber, was willst machen, irgendwie mußt dich wieder zusammenraufen ...« (I 146/5-25) Diese, hier ausschnitthaft zitierte, Stelle ist die einzige in Herrn Kerstings Haupterzählung, mit der er auf die langjährige Hausfrauensituation seiner Frau eingeht.

*Ja - also wenn ich mal ganz ehrlich sein soll
 bin ich froh daß Gisela eh jetzt vor drei Jahren eh den Beruf wieder
 aufgenommen hat - -
 als Köchin -
 denn=eh - die Zeit vorher wo die Kinder noch klein waren -
 sicher es blieb ja nich
 blieb ihr ja nichts andres übrig als -
 Hausfrau und Mudder jetzt
 die Kinder waren klein
 zuhause zu sein -
 den Haushalt zu machen
 ...
 fiel ihr ma schon mal die Decke auf den Kopp
 immer zuhau_ immer in den vier Wänden ne -
 uuund - ja da hats ne Masse Stunk gegeben zuhause ehrlich -
 da hats manchmal da flogen die Fetzen
 der kleinste Anlaß
 ne Fliege anner Wand
 da war der größte Terz zuhause - -
 (II 70/11-71/7)*

Somit finden sich trotz der Übereinstimmung in der Geschichte selbst¹⁰¹ unterschiedliche Perspektiven. Peter Kersting erlebt die Streitereien mit Gisela nicht so sehr als Problem der Partnerschaft und der Beziehung, an der er seinen Anteil hat, sondern als distantes Problem, das ihn zwar betrifft, an dem er aber nicht viel ändern kann, ja, dem er geradezu hilflos gegenübersteht. Erst als sie den Berufseinstieg wieder geschafft hat¹⁰², erlebt er die Partnerschaft neu und so befriedigend, wie nie zuvor. Er berichtet vom Zusammensprechen, vom täglichen Austausch von Erlebnissen auf der Arbeit und auch von Konflikten, die nun jedoch besser bewältigt werden können.¹⁰³ Die Partnerschaft »läuft« gut, wenn es der Partnerin gut

101 Peter Kersting teilt auch die Erklärung seiner Frau, daß diese erst durch den Beruf wieder die notwendige »Selbstbestätigung« bekommen konnte, die ihr für ihre Zufriedenheit und ihr Selbstbewußtsein gefühlt hat (vgl. II 71/26-72/18).

102 Daß er sie bei diesem Schritt entscheidend unterstützt hat, widerspricht nicht der Hilflosigkeitsthese, denn hier bot sich eine konkrete Handlungsmöglichkeit, die in den Jahren vorher nicht gegeben schien.

103 Auch dies erst im Nachfrage-Setting des zweiten Interviews: »... seitdem läuft das viel besser - also, es harmoniert ganz anders. Voraussetzung is natürlich auch wieder, daß man - - das is meine Meinung oder unsre Meinung - daß man - auch zusammen - spricht über das, was einem so den ganzen Tag widerfahren ist...« (II 72/19ff) Und weiter: »... das soll nicht heißen - daß wir nich auch mal uns in die Klamotten kriegen ... aber meistens hält das nich

geht, d.h. wenn sie Selbstbestätigung und Anerkennung bekommt, die sie wiederum nur außerhalb der Partnerschaft (im Beruf) finden kann. - Peter Kersting beschreibt hier aus seinem konkreten Blickwinkel und ohne 'theoretischen Anspruch', den Grundkonflikt der doppelten Vergesellschaftung von Frauen.

Neben diesen, eher Konflikte und Unterschiede betonenden Referenzen bezieht er sich in drei weiteren Punkten auf Gisela, die *Gemeinsamkeit* signalisieren¹⁰⁴:

- Im Kontext der kurzen Darstellung der Familiensituation während Giselas Hausfrauenphase erzählt Peter Kersting von ihrer Putzstelle. Er schildert diese Arbeit jedoch als *gemeinsames* Projekt: zum einen weil er ihr häufig bei der Arbeit hilft bzw. sie für sie erledigt, wenn er von der Spätschicht nach Hause kommt und noch zu aktiv ist, um schlafenzugehen; zum anderen, weil er darin einen gemeinsamen Zuverdienst zum Familieneinkommen sieht: »ja dann ... ham wer en paar Mark denn, uns denn so nebenbei noch mitverdient, ne.«¹⁰⁵
- Zweitens schildert er die Übereinstimmung in der Erziehung der eigenen Kinder und im Engagement für die Jugendlichen des Wohngebiets.¹⁰⁶
- Schließlich verweist er auf die gemeinsamen Erfahrungen im Kochberuf, insbesondere mit den zeitlichen Anforderungen der Arbeit. Die früheren Erfahrungen macht er dafür verantwortlich, daß sie heute beide mit der Situation umgehen können, zu unterschiedlichen Zeiten berufstätig zu sein. Sie »wissen« um »die Schwierigkeiten mit dem geteilten Dienst«, »kennen die Dinge« von früher (vgl. II 69/2ff). Er kann auf Giselas Verständnis und »Wissen« zählen - im Gegensatz zu einigen seiner Kollegen, die wegen ihrer Arbeitszeiten »manchmal ganz schön Trouble zuhause« haben (II 68/25). Hier klingt eine ähnliche Haltung zur

lange an, ne - - irgendwie rauft man sich dann schon zusammen. Das ham wir die ganzen Jahre müssen, ne ... seitdem sie wieder im Beruf is, läuft es besser wie - es je gelaufen is.« (II 74/9-75/5)

104 Der zweite und dritte Aspekt werden im Nachfrageteil (Interview II) angesprochen.

105 Vgl. I 149/2f; die ganze Passage: I 147/2-149/4.

106 Hierbei macht er deutlich, daß beide aus unterschiedlichen »Erfahrungsecken« heraus (vgl. II 123/25) zu der gleichen Einstellung den Kindern gegenüber gelangt sind. Neben Argumentationen und Beschreibungen rekapituliert Herr Kersting hier in längeren narrativen Sequenzen konkrete Konflikt- und Erziehungssituationen mit den eigenen Kindern, aber auch die Geschichte der Initiative, an der Gisela maßgeblich beteiligt ist.

Partnerin an wie in der oben geschilderten Konfliktsituation während Giselas Hausfrauenzeit. Im Vordergrund steht nicht die Beziehung zweier Subjekte, die wechselseitig ihre Perspektiven einbringen, sondern die Distanz schaffende einseitige Perspektive des 'Versorgt'- bzw. 'Nicht-behelligt-werden-Wollens'.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß Peter Kerstings Darstellung zwar durchaus ein partnerschaftliches Beziehungsmodell präsentiert und ausdrücklich bevorzugt - sowohl retrospektiv als auch prospektiv -, aber dennoch Elemente einer traditionell patriarchalen Versorgungsbeziehung (die Kehrseite jener 'Fürsorge für andere') erkennen läßt. Beide Aspekte finden sich sowohl in argumentativen und reflexiven Passagen als auch in narrativen Darstellungen konkreter Beziehungssituationen. Aus der rekonstruktiven Außenperspektive kann die Hypothese formuliert werden, daß Gisela, die er gerade in den Passagen über Streit und Konflikte - als starke, eigenwillige Partnerin präsentiert, erheblichen Anteil an seiner partnerschaftlichen Beziehungskonstruktion hat. Sie fordert ihn als Partner heraus, setzt immer dann Widerstand entgegen, wenn er sich u.U. lieber auf die Bequemlichkeiten des traditionellen Rollenmodells zurückziehen würde. Auch in dieser Hinsicht läßt sich - als Hypothese - ein Lernprozeß rekonstruieren, der innerhalb der Beziehung stattfindet. Herr Kersting stellt ihn allerdings nur implizit dar, nicht als konstruierte biographische Linie, wie dies für seine Entwicklung vom unterdrückten Kind zum souveränen Familienvater gilt.

3.3 *Schlußbemerkung zum Vergleich der Biographien*

Das auffälligste Ergebnis im Vergleich der beiden Biographien ist zweifellos ihre *thematische Parallele*: Beide Kerstings erzählen ihr Leben als persönliche Entwicklungsgeschichte, als einen biographischen Lernprozeß, in dem sie 'zu sich selbst kommen'. Beide entfalten das biographische Thema Selbstbewußtsein, und es ist anzunehmen, daß dies auch ein Basisthema der Partnerschaft darstellt. Die *Differenzen*, die aus den Unterschieden im konkreten biographischen Hintergrund resultieren, sind demgegenüber sekundär. Sie zeichnen sich nicht so deutlich ab wie in anderen Paarvergleichen (z.B. Witte, Becker), sondern erscheinen eher als unterschiedliche Akzente.

Festhaltenswert erscheint vor allem die unterschiedliche biographische Verortung und 'Gestaltung' des Themas Selbstbewußtsein. Während Herr Kersting eine biographische Entwicklungslinie konstruiert, die ihre Spannung aus der problematischen Kindheit bezieht, entsteht das Selbstwertproblem bei Frau Kersting erst zu einem späteren Zeitpunkt ihrer Biographie (Situation als Familienfrau). Entsprechend unterscheiden sich die 'Darstellungsgestalten'. Peter Kersting präsentiert eine chronologische Erzähllinie, während Gisela ihre chronologische Darstellung mit dem Einsetzen des Themas unterbricht durch narrative Rückgriffe auf die eigene Kindheit, vor allem aber durch die Rekapitulation und Reflexion biographisch relevanter Beziehungen. Sie präsentiert für eine lange Phase ihrer Haupterzählung keine (chronologische) Handlungs- und Ereignisverkettung, sondern rekonstruiert in komplexen Vergleichen und Zeitsprüngen in erster Linie ein soziales *Beziehungsnetz*.

Dieser inhaltliche und formale Unterschied hat zweifellos mit den geschlechtsspezifischen Konstitutionsbedingungen der Biographien selbst zu tun, die doppelte Vergesellschaftung in Beruf und Familie hat auch in diesem Fall unterschiedliche biographische Konsequenzen. Im hier diskutierten Zusammenhang interessiert jedoch die unterschiedliche Relevanz des Beziehungsthemas, die damit verbunden zu sein scheint. Obwohl Herr Kersting einen zentralen Teil seiner biographischen Haupterzählung auf das Familienthema verwendet, bleibt dennoch seine individuelle Erlebnis- und Handlungsperspektive im Vordergrund. Die Familiensituation ist für ihn ein Teil der gesellschaftlich erwarteten und ausdrücklich an sich selbst gestellten Anforderungen im Prozeß der biographischen 'Bewährung'. Die Familie ist wie der Beruf Medium und 'Prüfstein' gesellschaftlicher Anerkennung wie der Selbstanerkennung.

Wenngleich dies prinzipiell auch für Frau Kersting gilt, so unterscheiden sich doch die Akzente der subjektiven Konstruktion. Anders als der Beruf sind Familie und Partnerbeziehung als unmittelbare Gestaltungsaufgabe Teil der persönlichen Identität und erst in zweiter Linie Ausweis der gesellschaftlichen Bewährung.¹⁰⁷ Die Familie erscheint sehr viel plastischer als Netz von Beziehungen zu anderen Personen, die eng mit der eigenen Biographie verknüpft sind

107 Es ist zweifellos schwierig, diese beiden Aspekte zu trennen. Hier geht es lediglich um den Versuch, verschiedene Tendenzen herauszuarbeiten.

(Ich-in-Beziehungen). Dies ließ sich auch an der Darstellung der *Partnerbeziehung* zeigen, die in Frau Kerstings Lebensgeschichte nicht nur quantitativ einen größeren Raum einnimmt, sondern sehr viel konkreter, gewissermaßen aus der 'Binnenperspektive' von Gefühlslagen, Konflikten, Dialogen und Aushandlungsprozessen heraus geschildert wird, in Herrn Kerstings Darstellung dagegen eher aus einer relativen Außenperspektive - als Voraussetzung, Rahmenbedingung, Aufgabe, Bewältigtes, Distantes.

Diese Beobachtung geht mit einer unterschiedlichen Gewichtung der Familie im Rahmen der Gesamtbiographie einher. Sie erscheint bei Frau Kersting - trotz der Relevanz des Berufs - zweifellos als dominanter Lebensbereich, während sie in Herrn Kerstings Biographie einen von drei gleichgeordneten Teilen (s.o.) ausmacht. Interessanterweise unterscheidet sich auch die Lebensphase *vor* der Familiengründung. Hier deuten sich Parallelen zu den anderen Fällen an, die auf geschlechtsspezifische Muster in der biographischen Konstruktion der Jugendphase verweisen: Herr Kersting rekapituliert - wie die anderen Männer - sehr ausführlich die Zeit zwischen Kindheit und Familiengründung als eine eigenständige Lebensphase der 'Menschwerdung', der 'Lehr- und Wanderjahre', der Suche nach einem gesellschaftlichen Ort. In Frau Kerstings Biographie ist diese Lebensphase ungleich kürzer repräsentiert, und - wie in den anderen Frauenbiographien - sehr viel deutlicher unter das Thema der beginnenden Partnerschaft gestellt ('Vorgeschichte' zur Ehe).

Fragen wir abschließend nach der Konstruktion nicht nur der einzelnen Biographien, sondern der Beziehung zwischen ihnen, so ergibt sich auf Basis der vergleichenden Interpretationen folgende Einschätzung: Die Kerstings präsentieren beide, wenn auch mit unterschiedlichen Akzenten, ihre Beziehung als gleichberechtigte *Partnerschaft*. Sie haben beide eine vorwiegend handlungsschematische und ausgeprägt reflexive Haltung gegenüber sich selbst und ihrer Biographie. Die Partnerschaft erscheint - vor allem in Frau Kerstings Darstellung - als Ergebnis von Interaktions- und Aushandlungsprozessen zweier autonomer Subjekte, selbst in der schwierigen Phase, in der Frau Kersting nicht berufstätig ist. Beide 'arbeiten' an der Partnerschaft, wobei sie aber - aufgrund der biographischen Unterschiede - immer wieder in Auseinandersetzung und Konflikte geraten. So wie bei den Hellbergs die Arbeit am Haus den Fokus der Gemeinsamkeit bildet, ist es bei den Kerstings die Beziehung selbst

bzw. die Gestaltung des Projekts Familie. Daß Frau Kersting die Arbeit an der Partnerbeziehung in den Vordergrund stellt, während Herr Kersting sich stärker auf die Familie und besonders die Erziehung der Kinder bezieht, sind lediglich Akzentunterschiede in dem gemeinsamen Projekt, ein Familienleben zu gestalten, das sich von den Vorbildern der Eltern unterscheidet.

Die Beziehung ist somit durch die anspruchsvolle Doppelaufgabe belastet, sowohl die individuelle Entwicklung beider Partner zu ermöglichen als auch das Zusammenleben nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten. Dies ist das Programm einer modernen, 'biographisierten' Beziehung. Beide Partner billigen sich eine eigene Biographie zu, einen Prozeß der Individu(alis)ierung¹⁰⁸, und stellen sich damit gegen die traditionellen Geschlechtsrollen. Damit verzichten sie jedoch zugleich auf die sozialen und ideologischen 'Korsettstangen' jenes traditionellen Modells. In der doppelten Zielsetzung: individuelle Selbstverwirklichung *und* Partnerschaft bzw. Familie, die ohne diese Hilfen alltäglich reproduziert werden muß, sind Konflikte und das Risiko des Scheiterns 'eingebaut'.

4 Beziehungen und Partnerschaft als Dimension biographischer Konstruktionen. Zusammenfassung der Ergebnisse im Vergleich

Nach diesen detaillierten Einzelfallstudien können zunächst zwei allgemeine Ergebnisse festgehalten werden: Erstens hat sich die Beziehungsdimension von Biographien als relevante Analysekategorie, die eine Vielzahl von Einzelbefunden erschließt und ordnen läßt, als plausibel erwiesen. Zumindest im Hinblick auf biographische Konstruktionen von Frauen kann hier von einer *Schlüsselkategorie* gesprochen werden, deren Relevanz sich auch im Vergleich zwischen weiblichen und männlichen Lebensgeschichten gezeigt hat. Das zweite Ergebnis betrifft diesen Vergleich. In den Fallanalysen hat

108 Gemeint ist nicht der Aspekt der Vereinzelung, wie er in der Individualisierungsdiskussion häufig im Vordergrund steht, sondern ein Prozeß der '*Individuierung*'. Auch dieser Begriff ist jedoch durch psychoanalytische Theorien vorbelastet, die hier nicht herangezogen werden. Im vorliegenden Begriffsrahmen kann der gemeinte Prozeß am besten als biographische Konstruktion und Konstitution von *Individualität* umschrieben werden.

sich bestätigt, daß es keine einfache Trennungslinie zwischen Frauen- und Männerbiographien gibt. Gerade die Thematisierung der Beziehungsdimension sensibilisiert dafür, daß Geschlecht keine dichotomische Kategorie ist, sondern eine *Verhältnis* ausdrückt.

Dennoch sind einige verallgemeinerbare geschlechtstypische Unterschiede zwischen den Biographien herausgearbeitet worden, die im folgenden zusammengefaßt werden. Dabei lassen sich zwei Perspektiven unterscheiden, die in den bisherigen Analysen nicht systematisch getrennt wurden: die Rolle von Beziehungen *in* Biographien, also in den biographischen Konstruktionen der einzelnen Subjekte, und die Art der Beziehung *zwischen* Biographien ('interwoven biographies'), die aus dem Vergleich biographischer Konstruktionen von zwei (oder mehr) Personen rekonstruiert werden kann.¹⁰⁹

4.1 Die Rolle von Beziehungen in biographischen Konstruktionen von Frauen und Männern

In den Fallanalysen ist deutlich geworden, daß Beziehungen kein abgrenzbares Thema sind, das aus dem Interviewtext zu extrahieren wäre, sondern weit mehr: Sie sind eine Aktivität des erzählenden Subjekts, eine Konstruktion, eine interaktive Handlung¹¹⁰, mit der sich das Subjekt in Beziehung setzt zu signifikanten Anderen, und zwar sowohl in seinem gelebten Leben als auch in der Interviewsituation. Im Akt des Erzählens rekonstruiert das Subjekt biographisch relevante Beziehungen und konstruiert sie zugleich neu.

Die Aktivität des Sich-in-Beziehung-Setzens ist eine zentrale biographische Strategie und unterliegt somit, wie alle anderen Handlungen und Strategien des Subjekts, den in seiner Lebensgeschichte wirksam gewordenen und noch wirkenden Strukturbedingungen. Eine dieser systematischen Bedingungen ist die soziale Lage Geschlecht. Dies zumindest kann als Konsequenz aus den vergleichenden Analysen zwischen den Ehepartnern gezogen werden. Die Strategie des Sich-in-Beziehung-Setzens scheint an die biographischen Erfahrungen *als Frau* bzw. *als Mann* in dieser Gesellschaft gebunden

109 Daß auch diese beiden Analyseperspektiven sich überschneiden, wird in der folgenden Darstellung aus Gründen der Übersicht außer acht gelassen.

110 Vgl. die Ausführungen zum Begriff der Konstruktion in der *Einleitung* zu dieser Studie.

zu sein. Jenseits der Individualität und Komplexität der konkreten Biographien lassen sich folgende geschlechtstypische Unterschiede - noch weitgehend auf deskriptiver Ebene - festhalten:

- (1) Die interviewten Frauen stellen in ihren Lebensgeschichten soziale Beziehungen zwischen sich selbst und relevanten InteraktionspartnerInnen (vgl. Schützes 'erste kognitive Figur'¹¹¹) deutlich elaborierter dar als die männlichen Erzähler.¹¹² Pointiert gesagt, konstruieren die Frauen *Beziehungsnetze* und stellen auch deren Konflikte und Entwicklungen dar, während die Männer eher *Handlungs- und Ereignisketten* rekonstruieren, in die Interaktionen eher unter dem Ergebnisaspekt einbezogen sind.
- (2) Die wichtigsten Bezugspersonen bzw. 'Knotenpunkte' des von Frauen konstruierten Beziehungsnetzes gehören dem unmittelbaren sozialen Nahraum an, der über längere Phasen der Biographie hinweg stabil bleibt: dem Bereich der *Familie*.¹¹³ Alle Frauen beziehen sich in ihren biographischen Konstruktionen ausführlich auf ihre Kinder und ihren Partner, oft auch auf die Eltern, Schwiegereltern, Geschwister und andere Verwandte.¹¹⁴ Die Bezugnahme der Männer auf die Familie ist dagegen weniger eindeutig, m.a.W. sie weist eine große interindividuelle Va-

111 Diese bezeichnet Schütze als »Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehungen« (Schütze 1984, 81; vgl. auch Kapitel 4, Teil 2.2.).

112 Es kann an dieser Stelle nur angemerkt werden, daß die Darstellungen von Beziehungen in den Fraueninterviews ein äußerst 'reiches' Material für eine Phänomenologie sozialer Beziehungen bzw. Beziehungs-Strategien darstellen. In den Fallanalysen sind hier einige Aspekte angesprochen worden, etwa die Typologie von Beziehungsformen, die Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen sein könnten, im übrigen auch mit anderen methodischen Ansätzen.

113 Diese These kann nur für verheiratete Frau mit Kindern aufgestellt werden, da nur sie in der vorliegenden Studie untersucht wurden. Ein Vergleich mit anderen Lebensformen (Singles, alleinerziehenden Müttern oder verheirateten kinderlosen Frauen) hinsichtlich der Relevanz des Familienthemas wäre hier hochinteressant. Zwei Interviews des Gesamtsamples mit alleinstehenden, zeitweise in einer Partnerschaft lebenden Frauen weisen darauf hin, daß das Familienthema nicht einfach die Lebenssituation reflektiert. In beiden Interviews spielt es eine wichtige Rolle, in einem Fall beherrscht es sogar die gesamte Erzählung, die geradezu als Auseinandersetzung mit der nicht erfolgten Familiengründung gelesen werden kann. Hier ist die normative Kraft der Ehe und Mutterschaft für Frauen deutlich zu spüren. Um zu genaueren Aussagen zu gelangen wäre allerdings ein größeres, theoretisch gebildetes Sample erforderlich.

114 Hier bestätigen sich - aus anderer Perspektive - die Befunde zur doppelten Vergesellschaftung. Die Familie ist neben der eigenen Bildungs- und Erwerbsperspektive der wichtigste Strang der biographischen Rekapitulation.

riationsbreite auf, von ausführlicher narrativer Thematisierung (Beispiel Hellberg) bis hin zum völligen Fehlen von Bezügen¹¹⁵. Daraus kann geschlossen werden, daß die Familie nicht notwendig zur - sozial normierten - Form biographischer Präsentation von Männern gehört.

- (3) Die unterschiedliche Bezugnahme auf biographische Interaktionspartner, das wird besonders am Familienthema deutlich, kann durch zwei verschiedene *Basistrategien* beschrieben werden: Männer *trennen* deutlicher zwischen ihrer eigenen Biographie und den Situationen anderer (einschließlich naher Interaktionspartner wie der Ehefrau) genauso wie zwischen verschiedenen Lebensbereichen (Familie und Beruf). Frauen dagegen (versuchen zu) *verbinden und koordinieren* sowohl die beiden Lebensbereiche (s. Kapitel 7) als auch ihre eigenen Handlungen und Perspektiven mit denen anderer, besonders ihrer Partner und Kinder.
- (4) Dies hat Folgen für die *Selbstpräsentation*. Die Erzählerinnen verknüpfen ihre Biographie mit den Lebensgeschichten relevanter biographischer Interaktionspartner (meist Kinder und Ehemann). Sie erzählen die Geschichte einer Beziehung als ein Stück ihrer eigenen Geschichte. Anders gesagt, sie präsentieren sich selbst mehr oder weniger ausgeprägt als *Ich-in-Beziehungen*. Diese Konstruktionsform kann dazu führen, daß die Biographieträgerin im Laufe ihrer Darstellung zurücktritt hinter ein Kollektivsubjekt (»wir«) oder vorübergehend andere Personen (z.B. den Partner, die Kinder) zu Protagonisten von Handlungs- und Ereignisketten macht. Die Konstruktion eines Ich-in-Beziehungen kann von einer starken Ich-Präsenz getragen sein (Beispiel Gisela Kersting, Heike Witte), aber auch, im anderen Extremfall, zu einem 'Verschwinden' der biographischen Ich-Erzählerin hinter dem Beziehungsnetz führen. Die Männer dagegen zeichnen eher die biographische Linie ihres individuellen Erlebens und Handelns nach und konturie-

115 Es ist - wie im Fall Willi Becker gezeigt - für einen Mann durchaus möglich, seine Biographie zu erzählen, ohne dabei auf die Familie einzugehen. Die Darstellung einer Lebensgeschichte, die sich an den normalbiographischen Stationen: Kindheit, Jugend, Ausbildung, Berufsweg, orientiert und die Familiengründung 'vollständigkeitshalber' als Datum benennt, wird in der Interaktionssituation weder für den Erzähler noch für den Zuhörer zum Problem oder lebensweltlichen Regelverstoß.

ren ein individuelles *Handlungs-Ich*, das sich vor einem mehr oder weniger explizierten sozialen Hintergrund abhebt.

- (5) Diese unterschiedliche 'Verknüpfungslogik' der eigenen Biographie mit dem sozialen Umfeld spiegelt sich auch in der Darstellung von *Konflikten* wieder. Weibliche Biographien sind nicht nur strukturell durch den Konflikt zwischen Beruf und Familie geprägt (s. Kap. 7), sie präsentieren diesen Konflikt in der Regel aus der Binnenperspektive von Beziehungen (Partnerbeziehung, Kinder). Auch in der Verknüpfung der eigenen Biographie mit den Entwicklungen anderer, ist ein Konfliktpotential systematisch angelegt (s. bes. Heike Witte, Gisela Kersting). Die aufbrechenden alltäglichen oder lebenszeitlichen Konflikte werden häufig als wiederkehrende Beziehungsprobleme rekapituliert, wobei die Handlungs- oder Lösungsorientierung oft in den Hintergrund tritt.¹¹⁶

In den Lebensgeschichten von Männern dagegen tauchen Konflikte eher als Probleme, Hindernisse, Herausforderungen auf, die handelnd bewältigt werden (oder nicht). Sie werden nicht primär als 'Beziehungsgeschichten' rekapituliert, sondern eher als 'Rahmendaten' individuellen Erlebens und Handelns, bei denen eher äußere Merkmale erwähnenswert scheinen (Zeitpunkt, Ausmaß, Kausalzusammenhang, Resultat u.a.).

- (6) Die genannten Unterschiede lassen sich auch unter dem Aspekt der *Konstruktion von Zeit* in der biographischen Darstellung nachvollziehen. Bei den männlichen Erzählern dominiert die Handlungszeit, genauer: die sequentielle Rekonstruktion von eigenen Handlungen und Entscheidungen oder von Ereignissen, die sie selbst unmittelbar betroffen haben. Die einzelnen Geschichten sind in der Regel orientiert an der übergreifenden Chronologie der Lebenszeitperspektive.

116 Im Vordergrund der Darstellung stehen dagegen eher die Schilderung der Beziehungen, der Motive, Interessen und konfligierenden Sichtweisen der Beteiligten. Die Biographieträgerin ist in diese Konstellation involviert und bindet ihre Handlungsmöglichkeiten an den Kontext des Gesamtproblems bzw. das Verhalten der anderen. Die Berücksichtigung der Perspektiven der anderen kann sich dabei u.U. lähmend auf die eigene Handlungsfähigkeit auswirken, zumindest besteht die 'Gefahr', daß individuelle Handlungs- oder Lösungsmöglichkeiten aus dem Blick geraten. Die Haltung 'ich muß sehen, wie ich damit fertig werde' oder 'da kann man nichts machen' (s. etwa Frau Hellberg) könnte, wenn auch nicht ausschließlich, auch auf diese Art der Beziehungsorientierung zurückgeführt werden.

In den Darstellungen der Frauen wird dagegen der rote Faden der Handlungs- und Ereigniszeit häufiger unterbrochen oder abgelöst durch die Rekapitulation von eher 'räumlich' strukturierten Darstellungen¹¹⁷ oder von andauernden bzw. zyklisch wiederkehrenden Problemkonstellationen in alltagszeitlicher Perspektive. Die Verlaufsstruktur der Haupterzählung ist also in der Regel komplizierter, da sie neben der thematischen Verknüpfung auch die zeitliche Ordnung der Biographie wiederholt reorganisieren muß.

Zusammenfassend lassen sich diese knapp formulierten Befunde als Aspekte zweier unterschiedlicher *Konstruktionsweisen* interpretieren. Die besondere Rolle sozialer Beziehungen in den Lebensgeschichten von Frauen soll mit dem in den Textinterpretationen bereits mehrfach verwendeten Begriff der *gebundenen Lebenskonstruktion*¹¹⁸ gekennzeichnet werden. Damit wird eine Dimension des sozialen Konstrukts Biographie in den Vordergrund gerückt, die in den meisten Biographiekonzepten allenfalls als generelles Merkmal sozialen Handelns und sozialer Strukturen mitgedacht wird. Das Spezifische biographischer Konstruktionen wird dagegen üblicherweise in der individualisierten, chronologisierten, selbstreflexiven und eigenverantwortlichen Form der Vergesellschaftung bzw. Biographizität¹¹⁹ gesehen. Wie die Analysen zeigen, lassen sich diese Merkmale vornehmlich in den Biographien von Männern rekonstruieren - was keineswegs überraschend ist, sondern nur Bestätigung (Performanz) der androzentrischen Konstruktion des sozialen Konstrukts Biographie. In Frauenbiographien sind diese 'männlichen' Merkmale durch das Phänomen der gebundenen Lebenskonstruktion ergänzt und gebrochen.

117 Selbstverständlich gibt es keine 'nichtzeitliche' Darstellung im Rahmen einer streng sequentiellen Konstruktion wie sie im narrativen Interview erzeugt wird. Hier ist jedoch gemeint, daß der Zeitaspekt in den Hintergrund tritt. Indikatoren im Interview sind z.B., daß die Erzählerin nach längeren 'räumlichen' Passagen die zeitliche Orientierung im Rahmen der biographischen Chronologie verliert und diese aktiv wiederherstellen muß. Während der 'räumlichen' Schilderung z.B. von Beziehungsnetzen entsteht zuweilen der Eindruck einer 'schwebenden Zeit', einer Dauer, die nicht eindeutig in Gegenwart oder Vergangenheit verankert ist.

118 Vgl. z.B. Kap. 6, Teil 4.2.

119 Vgl. Alheit (1992a), näheres zum Begriff der Biographizität in Kap. 9.

Ein spezifisches Konstruktionsmerkmal, das in den Fallstudien zu den Frauenbiographien sichtbar geworden ist, wurde als Phänomen der *gebundenen Zeit* bezeichnet. Die *alltägliche* Bindung und Einschränkung des individuellen Handlungsspielraums wird in den Schilderungen des Schichtarbeitsproblems besonders anschaulich, das die Zeit der Frauen mindestens ebenso sehr festlegt wie die der erwerbstätigen Männer.¹²⁰ Die Gebundenheit an die Entwicklungen anderer zeigt sich jedoch vor allem im Hinblick auf die *biographische Zeit*. Die Verantwortung für die Familie (vor allem die Kinder und ihre Zukunft) bestimmt in hohem Maße die biographische Zukunftsperspektive der Frauen.

In die gebundene Lebenskonstruktion sind Handlungs- und Gestaltungspotentiale zur Herstellung und Reproduktion sozialer Beziehungen eingebaut, zugleich aber auch Abhängigkeiten. Die Verantwortung für die Kinder engt die eigenen Handlungs- und Planungsmöglichkeiten ein; der Bau des gemeinsamen 'Hauses' - sei es das reale Haus oder die Schaffung eines atmosphärischen Heims für die Familie - setzt die Mitarbeit der Familienmitglieder voraus; die Verwirklichung des Lebensplans, eine befriedigende Partnerschaft zu leben, hängt von der Mitarbeit des Partners ab¹²¹ usw. Damit ist notwendig ein Konfliktpotential verbunden, denn die biographischen Perspektiven, Interessen und gesellschaftlichen Anforderungen der verschiedenen Familienmitglieder laufen nicht parallel. Wie die Fallstudien zeigen, ist die Beziehungsverantwortung der Frauen häufig mit dem Zurückstellen eigener Perspektiven verbunden.¹²²

120 Dieser Aspekt ist im vorliegenden Kapitel nicht noch einmal am Material expliziert worden (vgl. dazu die Interpretationen in Kapitel 6). Die Frauen beschreiben jedoch mit nahezu gleichlautenden Formulierungen die widersprüchlichen Anforderungen durch die Zeitrhythmen des Mannes und der Kinder, die sie manchmal fast zu zerreißen drohen, die sie aber dennoch jeden Tag aufs neue bewältigen (vgl. dazu ausführlich Alheit, Dausien und Flörcken-Erdbrink 1986, bes. Kap. 3). Daß sie selber in dieser Struktur keine Zeit mehr 'für sich' haben, zumindest solange die Kinder klein sind, ist ebenfalls eine Erfahrung, die sich aus allen Interviews rekonstruieren läßt. Das Interview mit Frau Becker, deren Mann nicht Schichtarbeiter ist, zeigt im übrigen, daß die Schichtarbeit nur ein Faktor ist, der das Phänomen der gebundenen Zeit auf markante Weise sichtbar macht. Es existiert jedoch auch unabhängig davon. Auch Frau Beckers Alltagszeit ist in den Jahren, als ihre Kinder noch betreut werden müssen, in hohem Maße durch die Familienaufgaben und ihre eigene Erwerbstätigkeit festgelegt. Dies gilt auch für alle anderen, hier nicht präsentierten Fälle des Samples.

121 Dies ist in der Fallstudie Heike Witte besonders deutlich geworden.

122 An dieser Stelle soll nicht diskutiert werden, ob diese Einschränkung subjektiv gewünscht oder erzwungen wird, ob es alternative Handlungsmöglichkeiten gäbe oder ob die eigene

Was dies konkret bedeutet, in der Beziehung zu den Kindern und zum Partner, hängt vom jeweiligen biographischen Prozeß ab, in den auch 'äußere' Strukturbedingungen¹²³ eingehen.

Wie unterschiedlich die Bindung an die Familie die biographische Perspektive beeinflußt, ist in den Fallbeispielen deutlich geworden: Frau Kersting und Frau Hellberg z.B. entschließen sich, die Familie für einen langen Zeitraum zum 'Hauptprojekt' ihres Lebens zu machen und stellen damit ihre eigenen Perspektiven hinten bzw. bilden solche gar nicht aus. Im weiteren Verlauf ihrer Biographie gehen sie jedoch unterschiedliche Wege.

Frau Kersting knüpft nach der Familienphase wieder an ihre eigene (berufliche) Entwicklung an. Sie verschiebt damit - wie Frau Witte - ihre eigene Zukunftsperspektive gewissermaßen auf später, indem sie den beruflichen Wiedereinstieg von der Entwicklung ihrer Kinder abhängig macht. Dabei begeben sich beide Frauen jedoch notgedrungen in gesellschaftliche Abhängigkeitsstrukturen, die weit über die familiäre Situation hinausgehen und jenseits eigener Handlungs- und Planungsmöglichkeiten liegen (Stichwort: Arbeitsmarkt).

In den Biographien von Frau Hellberg und Frau Becker tritt die Gebundenheit der eigenen Perspektive an die Familie auf eine andere, noch deutlichere Weise zutage. Beide Lebensgeschichten sind - im Vergleich zu den beiden erstgenannten - durch das Fehlen einer ausgeprägten individuellen Perspektive bzw. der *Option auf eine 'eigene Geschichte'* gekennzeichnet. Dies hat allerdings unterschiedliche Gründe. Frau Hellbergs Zukunftsentwurf ist von vornherein auf eine kollektive Geschichte gerichtet, er ist an das gemeinsame Projekt der Familie (Hausbau) gebunden. Zu dem Zeitpunkt jedoch, wo dieses realisiert ist und eine Neuorientierung bzgl. der eigenen - und möglicherweise individuellen - Lebensplanung ansteht, erfolgt eine erneute Festlegung auf die Fürsorge für die Familie. Durch die chronische Erkrankung ihres Sohnes wird Frau Hellberg mit einer Aufgabenstruktur konfrontiert, die eine Entwicklung eigener Zukunftsoptionen wiederum auf lange Sicht außer Kraft setzt.

In Frau Beckers Lebensgeschichte läßt sich das Fehlen eines Lebensentwurfs vor allem an zwei Momenten festmachen: Sie erlebt zunächst die Verhinderung eines vorstellbaren individuellen Lebensentwurfs durch die ungünstigen Weichenstellungen in ihrer Kindheit und Jugend. Im weiteren Verlauf ihres Lebens, in dem sie mit Unterbrechungen auch in der Kinderphase erwerbstätig ist, scheint die lebenszeitliche Perspektive angesichts der alltäglichen Arbeitsanfor-

biographische Perspektive gar diffus bleibt, Optionen gar nicht erst entwickelt werden. Die Begrenzung auf die familiären Binnenbeziehungen führen u.U. auch zu einer Selbsteneignung biographischer Handlungsmöglichkeiten, zum Verzicht auf Optionen, die durchaus realisierbar wären. - Diese schwierige Frage von den Möglichkeiten und Grenzen biographischer 'Selbststeuerung' wird in Kapitel 9 noch einmal angesprochen.

123 In den Fallbeispielen ist vor allem die Bedeutung ökonomischer, sozialer und kultureller Ressourcen deutlich geworden, die einer konkreten Frau in der Lösung des doppelten Lebensentwurfs zur Verfügung stehen. Darüber hinaus ist die Wechselwirkung zwischen der Bewältigung familiärer Anforderungen und der Betätigungsmöglichkeit im Beruf erkennbar geworden.

derungen weitgehend abhanden gekommen zu sein. Ihr Bezug auf die Zukunft (und damit auf eine den Alltagsrahmen überschreitende Zeitdimension) macht sich an der beruflichen und familiären Entwicklung der Töchter fest. Pointiert gesagt, tritt die Entwicklung der Töchter an die Stelle ihrer eigenen Biographie. - Bei aller Unterschiedlichkeit aber beobachten wir in jeder Lebensgeschichte das Phänomen der gebundenen Zeit mit all seinen Facetten.

Das präsentierte Ich-in-Beziehungen ist also eine komplexe subjektive Konstruktionsleistung, die mit vielfältigen Abhängigkeitsstrukturen, Widersprüchen und Ungleichzeitigkeiten konfrontiert ist. Hier kann keine einfache harmonische Selbstpräsentation erwartet werden, keine lineare Biographie. Gerade in den Fraueninterviews¹²⁴ wird deutlich, daß Unvereinbares nebeneinander bestehen (und dargestellt werden) kann, daß Konflikte artikuliert und 'bearbeitet' werden, auch wenn sie nicht gelöst werden. Das Resultat erscheint, bildhaft gesprochen, häufig als widersprüchliche, mit vielen 'Schleifen', Umwegen und Abbrüchen versehene biographische Erzähllinie.

Der Versuch, im Unterschied dazu die 'männliche' Konstruktion der Lebensgeschichten zu charakterisieren, kann genau an diesem Punkt ansetzen. Die Lebensgeschichten der interviewten Männer sind, wenn auch keine linearen 'Karrieren', so doch deutlicher um eine individuelle biographische Linie herum organisiert. Der gebundenen Lebenskonstruktion könnte hier der Begriff der *linearisierten Lebenskonstruktion*, dem 'Ich-in-Beziehungen' ein '*individualisiertes Ich*' gegenübergestellt werden. Dieser Begriff ist allerdings durch die Individualisierungsdebatte¹²⁵ derart belastet, daß er nicht unkomentiert verwendet werden kann.

'Individualisierte Konstruktion' meint weder Vereinzelung noch soziale Isolierung. Wie in den Fallstudien gezeigt, stellen auch die männlichen Erzähler soziale Beziehungen her, sie leben in Beziehungen. Aber sie präsentieren sich selber deutlicher als davon abgegrenzte, planende, handelnde und erlebende Individuen. Sie folgen somit dem 'klassischen' Muster biographischer Rekapitulation. Allerdings wäre es problematisch, den damit häufig assoziierten Begriff des 'autonomen Ich' - vorgestellt im emphatischen Sinne des

124 Hierbei ist die Interviewmethode von erheblicher Bedeutung. Das in dieser Studie gewählte narrative Interview ermöglicht es, Lebensgeschichten in ihrer Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit zu rekonstruieren.

125 Vgl. Kap. 3, Teil 1.

sich selbst steuernden Subjekts - als Gegenbegriff zur gebundenen Lebenskonstruktion zu verwenden. Eine solche Begriffskonstruktion würde erneut einen Dualismus aufbauen: der gebundenen Lebenskonstruktionen von Frauen von vornherein Autonomie absprechen und diese affirmativ dem 'männlichen Lebensmodell' zuordnen. Eine derart vereinfachende Interpretation wird jedoch der Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit des Autonomieproblems, das gerade in den Frauenbiographien deutlich geworden ist, in keiner Weise gerecht.

Stattdessen ist zu berücksichtigen, daß Autonomie keine unhistorische, dem Individuum 'innewohnende' Potentialität ist¹²⁶, sondern selbst eine widersprüchliche soziale Konstruktion. Als solche beinhaltet sie nicht nur den Aspekt der Handlungsfreiheit, sondern auch den des Zwangs.¹²⁷ Im vorliegenden Kontext soll der Autonomiebegriff deshalb als *übergreifender* Aspekt biographischer Konstruktionen reserviert bleiben, der - in Abhängigkeit von historisch-konkreten Geschlechterverhältnissen - unterschiedliche Relevanz für Frauen und Männer haben kann.¹²⁸

In den vorliegenden Männerbiographien konnten durchaus Abhängigkeitsstrukturen und die Eingebundenheit in gesellschaftliche Beziehungen rekonstruiert werden, die jenes emphatische Konzept des 'autonomen Subjekts' infragestellen. Aber, sie bleiben eher im Hintergrund der subjektiven Konstruktionen des Biographieträgers, werden abgetrennt von seiner eigenen Handlungsgeschichte und nur thematisiert, wenn größere Probleme oder Einschnitte in die Biographie dazu zwingen. Diese werden in der Regel als punktuelle Situationen dargestellt¹²⁹, in denen meist 'äußere' Ereignisse, Konstellationen oder Handlungen (z.B. ein Firmenkonkurs, eine Kündigung, eine ungeplante Schwangerschaft der Partnerin) den Protago-

126 Für die Brüchigkeit der Ideologie vom 'autonomen (im Sinne von: 'unabhängigen') Subjekt und für die sozialspezifische 'Schieflage' eines derart verstandenen Biographiekonzepts sensibilisieren im übrigen gerade proletarische Lebensgeschichten. In ihnen zeigen sich nicht nur die vielfältigen Facetten gesellschaftlicher Abhängigkeit, sondern die Existenz alltäglicher Autonomiepotentiale *trotz* dieser Abhängigkeiten (vgl. Alheit und Dausien 1985).

127 Zur Vielschichtigkeit des Autonomieproblems und seiner theoretischen Bearbeitung in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Traditionen im Kontext der Debatte um Modernisierung und Lebenslauf vgl. Weymann 1989.

128 Vgl. dazu Kap. 9.

129 Noch einmal: Im Unterschied dazu sind die Konflikte in Frauenbiographien gerade durch ihre zyklische Wiederkehr bzw. Permanenz gekennzeichnet.

nisten zu einer bestimmten Entscheidung oder Handlung veranlassen. Auch wenn hierbei Handlungen und Interessen anderer Personen im Spiel sind, werden diese in der Regel nicht als eigenständiges Beziehungsproblem thematisiert, sondern in die 'biographische Linie' eingefügt - oder von ihr abgetrennt. Dominant ist die Sequentialisierung und Linearisierung von Ereignissen, in deren Fokus das handelnde oder erleidende Individuum steht. Als Gegenbegriff zu dem 'Ich-in-Beziehungen' weiblicher Lebensgeschichten soll deshalb der Begriff des 'individualisierten Ich' vorgeschlagen werden.¹³⁰

4.2 Beziehungen zwischen Biographien

Der Vergleich zwischen den Biographien der Ehepartner hat auf einen zweiten Aspekt der Sozialität biographischer Konstruktionen¹³¹ aufmerksam gemacht, nämlich die *Interaktion zwischen Biographien*. Lebensgeschichten werden nicht von isolierten Subjekten (re) konstruiert, sie konstituieren sich in sozialen Beziehungen. Dabei sind vor allem jene wechselseitigen Konstitutions- und Konstruktionsprozesse interessant, die in länger andauernden Beziehungsstrukturen stattfinden, also zwischen Personen, die Teile ihrer Biographie gemeinsam verleben, zwischen Lebens(abschnitts)partnern.¹³²

Ein Ergebnis der vorliegenden Studie ist die Beobachtung, daß die Biographien von Ehepartnern aufeinander 'passen': es gibt thematische und inhaltliche Gemeinsamkeiten (z.B. parallele Erzählungen über Ereignisse aus der gemeinsamen Geschichte) und Paralle-

130 Um diese Beobachtung zu interpretieren, liegen mindestens zwei Erklärungen nahe: (a) Männer unterliegen einem größeren - sozial vermittelten - Druck zur Linearisierung ihrer Biographie, was z.B. auf Erfahrungen im Bildungs- und Berufssystem zurückzuführen ist. (b) Männern fällt es leichter, sich - trotz der doppelten Vergesellschaftung, der auch sie unterliegen - auf einen der beiden Bereiche, den Beruf, zu konzentrieren, da sie aufgrund der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die Verantwortlichkeit für die Familie zu großen Teilen abgeben können. Somit sind sie von einem Teil der Erzählaufgabe entlastet und geraten nicht, wie die Frauen, in strukturelle Konflikte, welche die Linearisierung ihrer Lebensgeschichte stören. Es ist anzunehmen, daß beide Aspekte eine Rolle spielen.

131 Vgl. dazu den Exkurs in Kap. 4, Teil 2.4.

132 Dies müssen keineswegs Ehepartner sein, wie in der vorliegenden Studie. Ebenso interessant wäre die Analyse der Biographien von Eltern und Kindern oder auch von außerfamiliären Beziehungen, z.B. langjährigen Arbeitsbeziehungen.

len hinsichtlich der 'Konstruktionslogik' der Biographien, die sich an formalen Merkmalen der narrativen Struktur¹³³ und Aspekten der Gesamtgestalt¹³⁴ ablesen lassen. Diese 'Passungen' sind als Ergebnis eines *biographischen Synchronisationsprozesses* interpretiert worden.

Mit anderen Worten, wenn Partnerschaft bzw. Ehe als Verknüpfung zweier Biographien interpretiert wird, so kann die Beziehung unter dem Aspekt der Synchronisation oder Parallelisierung betrachtet werden. Dieser Prozeß läßt sich von zwei Seiten her analysieren: als *gesellschaftliche Aufgabenstruktur*, die durch die Gesamtheit der soziobiographischen Bedingungen und Anforderungen gegeben ist, und als *aktive Leistung der beteiligten Subjekte*, die durch verschiedene Strategien nicht nur ihre individuellen Biographien (re)konstruieren, sondern auch ihre gemeinsame Geschichte, d.h. die Synchronizität ihrer Biographien. Indikatoren für diese Aktivitäten in den Interviews sind z.B. Parallelformulierungen und Formparallelen der Darstellung einzelner Geschichten, die nicht nur auf gemeinsames Erleben, sondern vor allem auf eine gemeinsame Erzähltradition in der Beziehung, also eine Aktivität des Re-Konstruierens, verweisen.¹³⁵

Die vier Fallbeispiele der vorliegenden Studie demonstrieren, daß die Synchronisationsaufgabe in konkreten Beziehungen sehr unterschiedlich gelöst werden kann. Im Fall der Hellbergs legt die augenfällige Parallelisierung der Biographien die Synchronisierungsthese besonders nahe. Doch auch das Kontrastbeispiel der Wittes kann in diese These integriert werden. Die dargestellten Machtkonflikte und Abgrenzungsstrategien zwischen den Partnern (vgl. Kap. 6, Teil 5) lassen sich ebenfalls als eine Strategie der Verknüpfung zweier Biographien interpretieren.¹³⁶ Um diese individuellen 'Lösungen' des

133 Z.B. Parallelen in der Abfolge von Suprasegmenten (s. Hellberg), aber auch formale Parallelen in der Darstellung von Einzelereignissen.

134 Vgl. das Beispiel Kersting: beide erzählen ihre Biographie als Geschichte der 'Selbstwerdung'.

135 Das wechselseitige Erzählen von biographischen Episoden hat in sozialen Beziehungen die Funktion, sich immer wieder neu der gemeinsamen Geschichte zu vergewissern, sie zu rekonstruieren und ggf. neu zu definieren (vgl. dazu bereits Berger und Kellner 1979).

136 Hier sei insbesondere an Frau Wittes Aktivitäten erinnert, die (Berufs-)Biographie ihres Mannes durch konfrontative und konflikthafte Maßnahmen auf den eigenen Entwurf vom gemeinsamen Leben zu verpflichten, seine 'verlaufskurvenförmige' Biographie in eine handlungsschematische zu transformieren bzw. die Übernahme von Verantwortung und Handlungsinitiative zu erwirken.

Synchronisationsprobleme beschreiben und vergleichen zu können, sind allgemeinere Analysekategorien erforderlich. Auf Basis der Fallstudien lassen sich folgende Aspekte unterscheiden:

- (1) die Beziehungsform,
- (2) die Strategie der Synchronisierung und
- (3) die 'Agenten' der Synchronisierungsarbeit und ihre Rahmenbedingungen.

Zu (1): Zunächst erscheint es sinnvoll, die jeweilige Beziehungsform zu beschreiben. In den Fallstudien konnten drei 'Grundtypen' von Beziehungen differenziert werden¹³⁷:

- (a) Ein partnerschaftliches *Miteinander* oder *Teilen* von Gemeinsamkeiten. Diese können von unterschiedlicher biographischer 'Tiefe' und lebensweltlichen 'Breite' sein. In den Fällen Becker und Hellberg ist hier z.B. die Verankerung in einer kollektiven Lebenswelt, die bis in die Vorgenerationen reicht (Hellberg), als wesentlicher Faktor der Gemeinsamkeit herausgearbeitet worden. Im Fall Kersting sind eher individuell biographische Gemeinsamkeiten relevant (die gemeinsame Berufserfahrung vor der Ehe, die Kindererziehung, gemeinsames Engagement in der Stadtteilinitiative). Bei den Wittes bestehen Gemeinsamkeiten eher in der Utopie des 'guten Lebens', die nur in begrenzten Situationen (Urlaub, Phasen des Genusses) als Gemeinsamkeit erlebt, aber nicht zum dominanten Prinzip der Beziehung werden.
- (b) Ein *Gegeneinander*, z.B. in Form von Auseinandersetzungen, Abgrenzung oder Konkurrenz. Diese Form der Beziehung kann sowohl innerhalb der Partnerschaft als auch im Verhältnis eines oder beider PartnerInnen zur sozialen Außenwelt beobachtet werden. Sie ist insbesondere im Interview mit Frau Witte deutlich geworden, wo sie nicht nur auf den Ehemann bezogen ist, sondern das gesamte Verhältnis zur sozialen Welt prägt ('Ich-

137 Dieser Entwurf einer Typologie stützt sich nicht nur auf den Vergleich der Partnerbiographien, sondern vor allem auf die Interpretationen der Fraueninterviews. Diese bieten durch den besonderen Stellenwert der Beziehungsdimension (s.o.) nach Menge und Vielfalt ein geeignetes Material zu einer 'Phänomenologie biographischer Beziehungen'. Dies wäre allerdings ein eigenes Forschungsthema, das gerade für die Analyse des Geschlechterverhältnisses von Relevanz wäre. Die hier vorgeschlagenen Kategorien sind eher ein Nebenprodukt der vorliegenden Studie und zweifellos erst der Ansatz für eine empirisch fundierte Typologie. Sie müßte in weiteren Untersuchungen, keineswegs nur mit biographischen Methoden, differenziert und ergänzt werden.

gegen' als spezielle Form des Ich-in-Beziehungen). In der (aktiven und passiven) Abgrenzung vom jeweiligen Herkunftsmilieu finden die Wittes wiederum eine wichtige Gemeinsamkeit ihrer Beziehung (s. (a)), die allerdings nicht ausreicht, um die Synchronisierung herbeizuführen. Diese wird, besonders von Frau Witte, durch fortgesetzte Strategien der 'Gegensteuerung' (s. unter 2) hergestellt. Auch im Fall Kersting ist ein Aspekt von Gegeneinander erkennbar geworden. Die Gemeinsamkeit im biographischen Entwurf (Selbstbewußtwerdung) schlägt an einigen Punkten in eine hintergründige 'Konkurrenz' auf diesem Weg um. Schließlich kann auch die Trennung alltäglicher Erfahrungsräume zu Gegensätzen in der Beziehung führen. Dies ist am Beispiel der Schichtarbeit deutlich geworden, die die Männer in den Gegensatz zum Alltagsrhythmus ihrer Familien bringt und sie u.U. sogar zum 'Fremdkörper' macht.

- (c) Eine Beziehung der *Fürsorge*, die in der Regel asymmetrisch ist, d.h. eine aktive (Sorgen-Für) und eine passive Rolle (Versorgt-Werden) unterscheiden läßt, aber auch die Grenzmöglichkeit eines wechselseitigen *Füreinander* einschließt (die in die Form eines partnerschaftlichen Miteinanders übergeht). Dieser Beziehungstyp ist in allen Frauenbiographien im Kontext der Familienbeziehungen, insbesondere der Verantwortung für die Kinder, rekonstruiert worden. Auch im Verhältnis zum Partner spielen Aspekte der Fürsorge regelmäßig eine Rolle, sei es in Form von Versorgungsarbeit oder von 'Beziehungsarbeit'¹³⁸. In den Männerbiographien kam die Fürsorgebeziehung in der passiven (Kersting, bes. Witte), aber auch in der aktiven Perspektive (Hellberg, Kersting) vor. Als eine spezifische Form der 'Für-Beziehung' wurde die *Delegation* eigener Perspektiven und Handlungsimpulse an andere entdeckt (z.B. Frau Becker).

Diese kurzen Bemerkungen deuten bereits an, daß es sich bei der vorgeschlagenen Typologie um eine analytische Abstraktion handelt, die empirisch in vielfältigen Misch- und Übergangsformen zu beobachten ist. Sie ergeben sich schon deshalb, weil die beschriebenen Beziehungstypen keine festen 'Muster' sind, die von den Partne-

138 Beispiele aus den Interviews waren u.a. hier die Übernahme der Perspektive des Partners, der Versuch, sich in seine Lage hineinzuversetzen, das 'Mitdenken' für ihn oder auch das 'Miterzählen' seiner Geschichte.

Innen einmalig 'gewählt' werden, sondern sich selbst im Verlauf der Biographie entwickeln, ablösen und reproduzieren. Dieser Prozeß wird teilweise durch bewußte Handlungsstrategien der Subjekte reflexiv gesteuert, vollzieht sich aber teilweise auch 'hinter ihrem Rücken'. Die Fallstudien haben gezeigt, daß die Beziehungsformen von den Subjekten nicht 'frei' gewählt werden, sondern in Kontextbedingungen eingebunden sind, einerseits in die konkrete Lebensgeschichte und andererseits in die gesellschaftlichen Strukturbedingungen des Geschlechterverhältnisses. Letzteres wird besonders am Beziehungsmodus der Fürsorge deutlich.¹³⁹

Zu (2): Die beschriebenen Beziehungsformen können auch als Strategien des Miteinanderteilens, der Auseinandersetzung und Abgrenzung oder der Fürsorge interpretiert werden. Unter diesem Aspekt geht es weniger um die formalen Aspekte als vielmehr um die Aktivitäten der Subjekte und die Rekonstruktion der konkreten biographischen Handlungsressourcen und -felder, aus denen diese gespeist werden. Sie können sich beispielsweise auf ideelle Perspektiven (Utopien, biographische Ziele), auf vergangene oder gegenwärtige Erfahrungen unterschiedlicher Dauer beziehen. Auch die konkreten Handlungsfelder, in denen sich die PartnerInnen begegnen und die Strategien angewandt werden, sind unterschiedlich.

In einigen Interviews hat sich gezeigt, daß die gemeinsame *Arbeitserfahrung* - im Beruf (Kersting) wie im Reproduktionsbereich (Hellberg) - ein wichtiges 'Medium' zur Synchronisierung ist, nicht nur, weil es sich um eine komplexe soziale Erfahrungsdimension handelt, sondern vermutlich vor allem, weil sie einen gemeinsamen Alltagsrahmen und u.U. auch einen biographischen Planungsrahmen (Hausbau, Bewerbungen auf Arbeitsstellen) zur Verfügung stellt. Die hohe Entlastungsfunktion von Routinen und Vertrautheiten im Arbeitsalltag für das Subjekt ist aus soziologischen und psychologischen Forschungen seit langem bekannt¹⁴⁰; hier wird deutlich, daß sie eine vergleichbare Funktion für die Beziehung zwischen

139 Die Fürsorge für andere ist eng verbunden mit der gesellschaftlich normierten Anforderung an Frauen, Verantwortung für andere zu übernehmen, sie zu versorgen und Beziehungsarbeit zu leisten (vgl. Kap. 2, Teil 5).

140 Hier waren es vor allem Studien über Arbeitslosigkeit, die diese Funktion der Arbeit eindruckvoll deutlich gemacht haben (vgl. die klassische, aber hierzu immer noch aktuelle 'Marienthalstudie'; Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1978 [1933]).

Subjekten haben.¹⁴¹ Im Vergleich zwischen der eher traditionell organisierten gemeinsamen Arbeit der Hellbergs an ihrem 'Haus' und der 'klassisch modernen' Arbeitsteilung zwischen den Beckers wird die Bedeutung dieses Faktors erkennbar. - Wo gemeinsame Arbeits Erfahrungen nicht (mehr) existieren, kann eine mögliche Strategie des Miteinander darin bestehen, neue Handlungsbereiche als Felder konkreter Synchronisation zu finden. Dies zeigt das Beispiel der Kerstings, die sich gemeinsam in einer Bürgerinitiative engagieren.

Während diese Strategien eher darin bestehen, gemeinsame zeitlich und inhaltlich bestimmte Erfahrungsräume zu schaffen, sind andere unmittelbar auf den Partner bzw. die 'Arbeit an der Beziehung' gerichtet. Frau Witte z.B. beschreibt einen konflikthaften Auseinandersetzungsprozeß im Familienalltag, in dem sie Konfrontation und harte Gegenstrategien praktiziert, um den Ehemann auf ein gemeinsames Partnerschaftsmodell zu verpflichten, das alltägliche Verbindlichkeiten und Gemeinsamkeiten ermöglichen soll. Ihre Strategie ist als 'Ausbalancieren der Macht' interpretiert worden (vgl. Kap. 6), eine andere Metapher für diese Strategie wäre die des 'Kampfes'. Auch Frau Kersting schildert direkte Auseinandersetzungen und Konflikte mit dem Partner, die jedoch eher als eine Konkurrenz und ein 'Sich-Zusammenraufen' in einem gemeinsamen Lernprozeß zu beschreiben sind.

Eine dritter Strategietypus zur Synchronisierung der Partnerschaft besteht in der Anpassung an vorgegebene Beziehungsstrukturen wie z.B. ein bestimmtes Muster gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Diese Möglichkeit verlangt den Subjekten durchaus erhebliche Aktivitäten und Leistungen ab¹⁴², sie ist dennoch eher als Grenzfall einer aktiven 'Strategie' zu bezeichnen. Den vorliegenden Fällen zufolge scheint dieser Strategietypus die Eingebundenheit in traditionale Strukturen vorauszusetzen (Hellberg, Becker). Die Biographien, in denen bewußte 'Beziehungsarbeit' geleistet wird, sind gerade

141 Der über die Arbeit vermittelte soziale Zusammenhang ist natürlich ebenfalls kein neues Thema. Er ist auch im Kontext der vorliegenden Lebensgeschichten untersucht worden (vgl. Alheit und Reif 1988; Alheit 1994, 42-65). Mir ist allerdings noch keine Anwendung dieses Blickwinkels auf Partnerbeziehungen bekannt.

142 Hiermit sind vor allem die 'stillen' Arbeitsleistungen der traditionellen Haus- und Familienfrauenrolle gemeint, aber auch die mit der traditionellen Männerrolle des Vollzeiterwerbstätigen verbundenen Leistungen (Schichtarbeit).

durch das Fehlen oder die explizite Ablehnung solcher traditionellen Bezugsmöglichkeiten gekennzeichnet.

Zu (3): Damit ist bereits der dritte Aspekt angesprochen, die Frage nach den 'Agenten' der Synchronisationsarbeit. Die soeben getroffene Unterscheidung kann auch so gelesen werden, daß Beziehungen von innen und von außen synchronisiert werden. In den Fallbeispielen Hellberg und Becker ist die äußere Stabilisierung durch traditionale kollektive Erwartungsstrukturen und soziale Handlungsmuster deutlich geworden. Die Pläne und Aktivitäten zur Synchronisation der Beziehung werden nicht nur von den beiden Ehepartnern gemacht, sondern in erheblichem Ausmaß auch durch das soziale Umfeld: durch Personen, zu denen ebenfalls biographische Verknüpfungen bestehen (Eltern), und durch institutionalisierte soziale Prozeduren (Sparverträge).

Die Beziehungen in den anderen beiden Fällen sind eher durch die individuelle Aktivität gekennzeichnet, eine Partnerbeziehung gegen oder zumindest ohne die Stützen aus dem sozialen Umfeld aufzubauen. Die beiden ansonsten durchaus unterschiedlichen Fälle¹⁴³ können als moderne individualisierte bzw. biographisierte Beziehungen bezeichnet werden. Im Fall von Frau Witte stimmt diese Interpretation durchaus mit gängigen Individualisierungsthesen überein. Frau Kersting dagegen gehört keineswegs der damit üblicherweise gemeinten Generation, sondern deren Müttergeneration an.

Neben dieser Differenzierung kann auch gefragt werden, welcher der beiden PartnerInnen innerhalb der Beziehung welche Anteile an der Synchronisationsarbeit hat und/oder welche gemeinsamen Strategien entwickelt werden. Die subjektiv ratifizierte bzw. konstruierte 'Zuständigkeit' für Beziehungen in den weiblichen Biographien hat sich auch unter diesem speziellen Aspekt der biographischen Synchronisation bestätigt (vgl. bes. die Interpretationen zum Fall Witte).

143 Die Fälle unterscheiden sich zum einen durch die konkreten sozioökonomischen und kulturellen Ressourcen, die zur Verfügung stehen, vor allem aber durch die Beziehungsform. Während bei Kerstings die gemeinsame Arbeit an der Beziehung und am Entwurf eines partnerschaftlichen Familienmodells im Vordergrund steht (Konsens), ist die Ehe der Wittes durch die Ungleichheit und Konflikte der Synchronisationsarbeit gekennzeichnet. Es ist vor allem Frau Witte, die einen Entwurf ihrer Beziehung macht und z.T. gegen ihren Partner versucht umzusetzen (Gegeneinander).

An dieser Stelle ist die Frage nach der - individuellen wie gesellschaftlichen - *Funktion* jener 'Passungen' zwischen zwei Biographien bewußt ausgespart worden. Sie könnte mindestens auf zwei Ebenen untersucht werden: am Fall einer konkreten Paarbeziehung¹⁴⁴ und als ein Aspekt des allgemeineren Problems der sozialen Funktionalität biographischer Konstruktionen. Einige Überlegungen zu dieser zweiten Frage werden im abschließenden Kapitel zumindest angedeutet. Ansonsten mag die Zusammenfassung genügen, um darauf hinzuweisen, daß die Frage des Geschlechterverhältnisses auf der Ebene konkreter Beziehungsarrangements eine biographische Tiefendimension besitzt und (auch) als Prozeß der Interaktion von Biographien¹⁴⁵ interpretiert werden muß, der sogar über Generationen hinweg stattfindet. Umgekehrt sensibilisieren die Befunde dafür, daß biographische Prozesse nicht nur unspezifisch in soziale Strukturen eingebunden sind, sondern in bestimmte, durch das Geschlechterverhältnis geformte soziale Welten, die sie ihrerseits reproduzieren.

144 Die Frage könnte hier etwa lauten: Welches Problem löst das Paar X (bzw. lösen die beiden PartnerInnen) mit den beobachteten Synchronisationsstrategien? Dabei wäre m.E. - wie bei der Analyse von Einzelbiographien - sehr sorgfältig die Grenze zwischen einer theoretisch motivierten Analyse und denkbaren praxisbezogenen Untersuchungen (z.B. in Bildungs-, Beratungs- oder Therapiekontexten) zu reflektieren.

145 Auf den Aspekt der wechselseitigen Konstruktion und Reproduktion der sozialen Kategorie Geschlecht in alltäglichen Interaktionsbeziehungen zwischen Frauen und Männern hat bereits Erving Goffman (1977) hingewiesen. Seine scharfsinnigen Beobachtungen stellen an verschiedenen Beispielen das Prinzip der interaktiven Erzeugung von Geschlecht heraus, sie beziehen sich jedoch nicht explizit auf die temporale Dimension. Deshalb gerät auch die biographische 'Eigenlogik' dieser Interaktion, die in den vorliegenden Analysen herausgearbeitet worden ist, bei Goffman nicht in den Blick.

Kapitel 9

Zur Biographizität des Sozialen. Theoretische Aspekte der Beziehung von Biographie und Geschlecht

Welche theoretischen Konsequenzen ergeben sich nun aus den vorgelegten Ergebnissen für die Ausgangsfrage nach dem Verhältnis von Biographie und Geschlecht? Die bislang vorgeschlagenen gegenstandsbezogenen Kondensierungen bewegen sich weitgehend auf deskriptiver Ebene und lassen sich deshalb nicht umstandslos zu Aussagen über Strukturzusammenhänge verdichten. Das hat mit der angewandten Forschungslogik zu tun, nach der die Fallanalysen zunächst mit der 'Performanz-Ebene' konfrontiert sind, während die theoretischen Abstraktionen sich auf die 'Grammatik' biographischer Konstruktionen beziehen. Diese Unterscheidung ist im Laufe der Analysen immer wieder getroffen worden, wenn die konkrete biographische Konstruktion eines Individuums (Einzelfallebene) von der Rekonstruktion allgemeiner Konstruktionsprinzipien (analytische Abstraktionen auf der Ebene von Fallvergleichen) getrennt wurde. Die Tragweite des Grammatik-Performanz-Modells wird noch einmal deutlich, wenn die Frage nach der Geschlechterdifferenz gestellt wird. Denn nur mit einer derartigen Konstruktion läßt sich, so meine These, das Verhältnis von Biographie und Geschlecht klären.

Dies soll im folgenden versucht werden. Dabei konzentriere ich mich darauf, einige *Zusammenhänge*¹ herauszuarbeiten, die den Prozeß biographischer Erfahrungsaufschichtung als eine von Subjekten konstruierte Prozeßstruktur im sozialen Raum verstehbar machen. Ich beschränke mich weitgehend auf die im Kodierparadigma angelegten Begriffe, d.h. ein handlungstheoretisch fundiertes Biographie-

1 Dies entspricht auch dem methodologischen Prinzip feministischer Forschung, an dem sich die Untersuchung bis zum jetzigen Punkt orientiert hat und das auch für die Schlußbetrachtung Gültigkeit behält: »Zusammengehöriges nicht zu trennen und Einzelnes nicht außerhalb seiner Vermittlung zu untersuchen« (Becker-Schmidt 1985, 94).

konzept, und die in den Interpretationen entwickelten Kategorien.² Sie werden im folgenden auf einem höheren Abstraktionsniveau reformuliert und ins Verhältnis gesetzt. Das Ergebnis ist weniger ein 'fertiges Gebäude' als das Gerüst einer Theorie, ein Netzwerk von Konzepten und Relationen, das an einigen Stellen genauer bestimmt werden kann, dessen weitere Ausarbeitung jedoch breitere und differenzierte Empirien erfordert. Die Zusammenfassung gliedert sich in vier Schritte: Zunächst wird ein grober begrifflicher Rahmen für die weitere Argumentation skizziert (1). Auf diesen werden die beiden Interpretationsdimensionen 'doppelte Vergesellschaftung' und 'Beziehungen in Biographien' bezogen (2). Anschließend wird das für die Arbeit zentrale Konzept der biographischen Konstruktion reformuliert (3) und in einem letzten Schritt auf das Geschlecht als soziale Konstruktion bezogen (4).

1 Begrifflicher Rahmen

Die Erkenntnis, daß Geschlecht eine soziale Konstruktion ist, die auf vielschichtige und häufig widersprüchliche Weise gesellschaftliche und individuelle Prozesse strukturiert³, macht skeptisch gegenüber jedem Versuch, eine Dichotomie von 'männlichen' und 'weiblichen' Biographien zu begründen, selbst wenn empirische Beobachtungen (Performanz-Ebene) in eine solche Richtung weisen. Doch auch die Empirie selbst spricht gegen eine glatte Trennlinie zwischen den Geschlechtern. Es gibt Männer mit einer ausgesprochen 'weiblichen' Familienorientierung und Frauen, die 'männliche' Strategien verfol-

2 Eine Konfrontation dieses Ergebnisses mit anderen theoretischen Ansätzen wäre ein konsequenter nächster Schritt, der jedoch eine neue Diskussion einleiten und damit, bildhaft gesprochen, eine neue Umdrehung der Theorie-Empirie-Spirale in Gang setzen würde. Das aber übersteigt den Rahmen dieser Arbeit.

3 Der Gedanke, Geschlecht als soziale Konstruktion zu betrachten, findet sich in verschiedenen Ansätzen, die an unterschiedliche soziologische und philosophische Traditionen anknüpfen, die unter diesem Gesichtspunkt in der feministischen Diskussion rezipiert worden sind - in Deutschland mit einem erheblichen 'time lag' gegenüber der angloamerikanischen Debatte (zur konstruktivistischen Argumentation in der feministischen Forschung vgl. zusammenfassend Gildemeister und Wetterer 1992 sowie das Themenheft zur »Kritik der Kategorie 'Geschlecht'« der *Feministischen Studien* (1993, H. 2); zu verschiedenen Denktraditionen eines sozialen Konstruktivismus vgl. Lindemann 1994; zur eigenen Position vgl. auch die *Einleitung*).

gen.⁴ Dies bestätigt auch die vorliegende Untersuchung. Sie hat ausserdem deutlich gemacht, daß Biographien nicht allein durch das Geschlechterverhältnis, sondern ebenso durch andere Dimensionen des sozialen Raums wie Generation, soziale Schicht, regionale Bezüge oder kulturelle Milieus geprägt werden⁵. Dies macht ihre Komplexität und Individualität aus.

Dennoch sind zweifellos einige Merkmale herausgearbeitet worden, die jenseits aller individuellen Differenzierungen an das Geschlecht als soziale Konstruktion gebunden zu sein scheinen. Die Formen der Selbstkonstruktion ('Ich-in-Beziehungen' vs. 'individualisiertes Ich'), die Bewältigungsstrategien im Umgang mit Konflikten (Trennen, Sequentialisieren, Individualisieren vs. Verbinden, Synchronisieren, In-Beziehung-Setzen) sind Beispiele für solche geschlechtsbezogenen Typisierungen. Sie begründen allerdings keine Typologie 'männlicher' und 'weiblicher' Biographien, sondern allenfalls Typologien von Bewältigungsstrategien oder Lebensentwürfen, die sich in signifikanter, aber nicht trennscharfer Weise auf die Geschlechter verteilen.

Diese Aspekte sind deshalb theoretisch als *biographische Konstruktionsweisen* oder *-prinzipien* (Grammatikebene) interpretiert worden, die zu je individuellen Ausgestaltungen bzw. Resultaten, d.h. *biographischen Konstruktionen* (Performanzebene), führen. Diese sind eben nicht 'männlich' oder 'weiblich', sondern allenfalls 'typisch' für Bio-

4 Carol Hagemann-White beschreibt diese empirische Erfahrung folgendermaßen: »Solange ich in der Alltagswirklichkeit involviert bin, nimmt der Prozeß der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit die Gestalt einer realen Differenz an: Frauen und Männer verhalten sich, äußern sich als Verschiedene. Achte ich jedoch analytisch genauer darauf, wie sie ihre Verschiedenheit darbieten, entdecke ich unaufhörlich Elemente, welche - nicht nur theoretisch, sondern auch empirisch - beiden Geschlechtern gleich möglich sind ... Je genauer ich bestimme und eingrenze, was das Geschlechtsbezogene sein soll, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß ich dieses Element auch bei Angehörigen des anderen Geschlechts finde.« (1993, 74f) Die Autorin schlägt als methodologische Konsequenz ein systematisches Abwechseln von Differenz- und Gleichheitsperspektive im Rahmen eines mehrstufigen Forschungsprozesses vor, die nicht notwendig »innerhalb einer einzigen Untersuchung zu realisieren sind« (vgl. ebd., 75f). Dies reicht m.E. nicht aus, solange nicht das Verhältnis von Theorie und Empirie genauer bestimmt ist und der Status jener 'Elemente', die gleich oder different sind, geklärt ist (s.u.).

5 Dies ist an den Fallbeispielen besonders im Hinblick auf das soziokulturelle Milieu erkennbar gewesen. Im Kontrast zu Biographien aus anderen Milieus würde dieser Faktor vermutlich noch stärker hervortreten, anders gesagt: die 'proletarischen' Gemeinsamkeiten der untersuchten Frauen- und Männerbiographien würden deutlicher sichtbar werden und u.U. sogar gegenüber der Geschlechterdifferenz dominieren.

graphien von Frauen bzw. Männern in einer bestimmten historisch-gesellschaftlichen Situation. Um diesen Zusammenhang kenntlich zu machen, schlage ich deshalb die Formulierung der *Geschlechtsgebundenheit* vor. Sie besagt, daß die soziale Konstruktion von Biographie nicht abzulösen ist von der sozialen Konstruktion Geschlecht, schreibt jedoch keine 'spezifisch weiblichen' und 'männlichen Merkmale' oder deren empirische Verteilung fest.

Diese Unterscheidungen allein lösen das theoretische Problem allerdings noch nicht. Wenn die Annahme einer Geschlechterontologie nicht nur auf eine andere Ebene ('weibliche' und 'männliche' Grammatik(regeln)) verlagert, sondern vermieden werden soll, muß das Konzept einer 'generativen Grammatik' biographischer Konstruktionen an *historisch-gesellschaftliche Konstitutionsbedingungen* angeschlossen werden. An dieser Stelle kommt das Konzept des *sozialen Raums* ins Spiel, der in seiner ökonomischen, sozialen und kulturellen Struktur wesentlich durch das *Geschlechterverhältnis* bestimmt ist. Auf der Ebene der konkreten Biographien werden diese Aspekte allerdings nicht als abstrakte Kategorien sichtbar, sondern in der Gestalt konkreter *sozialer Milieus* und *Lebenswelten*. Daß diese weder universell noch statisch sind, sondern je nach Lage im sozialen Raum differieren und sich historisch verändern, ist am Beispiel der Interviews empirisch anschaulich geworden.

Um die empirische Differenziertheit des sozialen Raumes analytisch fassen zu können, bietet sich ein Rahmenmodell an, das Peter Alheit entwickelt hat, um Modernisierungsprozesse im sozialen Raum auf der Ebene veränderter Milieus *und* veränderter Biographien untersuchen zu können.⁶ Er nutzt den von Jeffrey Alexander neofunktionalistisch reformulierten Begriff der »*Handlungsumwelten*«, der den Vorteil besitzt, die Strukturkomponenten der Lebenswelt auf einem Konkretionsniveau zu erfassen, wo sie als »horizontbildende, allerdings begrenzte« Faktoren handlungswirksam werden (vgl. Alheit 1994, 181). Unter Rekurs auf Habermas⁷ stellt er den drei »strukturellen Komponenten der Lebenswelt Kultur, Gesell-

6 Vgl. 1994, 179ff. Alheit entwirft sein Modell durchaus in der pragmatischen Absicht, vorliegende Empirien über die Veränderung konkreter Milieus und Biographien in der ehemaligen BRD und der ehemaligen DDR als Bewegungen im sozialen Raum interpretieren zu können bzw. neue Empirien anzuregen (vgl. z.B. Scheuermann 1994).

7 Vgl. Habermas' Überlegungen zur Reproduktion der Strukturen der Lebenswelt (1981, 209ff).

schaft und Person« (Habermas) die entsprechenden Handlungsumwelten: »lebensweltlicher Horizont«, »soziales Milieu« und »individuelle Biographie«, zur Seite (vgl. die schematische Darstellung bei Althei 1994, 182).

Interessant an diesem Modell ist - neben seiner empirischen Nützlichkeit - vor allem die Überlegung, daß aus der Perspektive kontingenten Handelns auch die individuelle *Biographie*, d.h. die konkrete biographische Erfahrungsaufschichtung im sozialen Raum, eine »Handlungsumwelt« bildet. Hier wird die begriffliche Unterscheidung zwischen Biographie und biographischer Konstruktion (z.B. in der Form einer erzählten Lebensgeschichte) notwendig: Wo der Biographiebegriff im theoretisch strengen Sinn verwendet wird - und nicht als alltagssprachliche Kurzformel für biographische Konstruktionen (Lebensgeschichten) oder, im Diskurs der Life-course-Forschung, für 'Lebensläufe' -, meint er den Prozeß der wechselseitigen Konstitution zwischen gesellschaftlichen Strukturbedingungen und individueller Konstruktion. - Auf diesen Punkt sowie das Konzept der Handlungsumwelten wird weiter unten noch genauer eingegangen. An dieser Stelle der Argumentation reicht die grobe begriffliche Unterscheidung verschiedener Aspekte des Verhältnisses zwischen dem 'biographiekonstruierenden' Individuum und der 'biographiestrukturierenden' Gesellschaft zunächst aus, um die vorliegenden gegenstandsbezogenen Verdichtungen noch einmal zu reflektieren.

2 Doppelte Vergesellschaftung und die Konstruktion sozialer Beziehungen als Probleme im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft

Die gegenstandsbezogenen Verallgemeinerungen zu den beiden Aspekten *doppelte Vergesellschaftung* und *soziale Bezogenheit* biographischer Konstruktionen⁸ sind bislang als Dimensionen für die Ordnung und Darstellung der Befunde formuliert, in ihrem theoretischen Status aber noch nicht reflektiert worden. Wie die folgenden

8 Vgl. die zusammenfassenden Teile der Kapitel 7 und 8 sowie Kap. 6, Teil 4.

Überlegungen zeigen, konkretisieren sie jedoch in einigen Punkten das soeben entwickelte Rahmenkonzept.

Die erste 'Dimension' der doppelten Vergesellschaftung bezieht sich auf ein etabliertes theoretisches Konzept⁹, welches das Geschlechterverhältnis auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturbedingungen faßt.¹⁰ Das Konzept liefert ein Analyseinstrument für Differenzen und Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern, das an der unterschiedlichen Einbindung von Frauen und Männern in das Gesellschaftssystem ansetzt. Diese läßt sich, wie Regina Becker-Schmidt in ihren Arbeiten gezeigt hat, als gesellschaftlicher Strukturwiderspruch, der Hierarchien und Ungleichheiten im sozialen Raum erzeugt, *und* als struktureller Konflikt des Subjekts beschreiben. Die vorliegende Studie hat - deutlicher als Becker-Schmidts bisherige Arbeiten, welche die 'Ambivalenzstruktur' subjektiver Erfahrungen thematisieren¹¹ - die *biographische* Perspektive dieses Zusammenhangs in den Vordergrund gestellt.

Ergebnis der vorgelegten Analysen ist die komplexe Beobachtung, daß nicht nur die Alltagssituation von Frauen, sondern auch ihre biographischen Konstruktionen - Lebenspläne und -bilanzen, Erfahrungen und Erwartungen, Selbst-Konstruktionen und Beziehungsweisen - *strukturell* durch den Konflikt ihrer doppelten Vergesellschaftung gekennzeichnet sind. Auf Basis der Fallstudien konnte dieser Befund weiter präzisiert und in verschiedene Gesichtspunkte differenziert werden: (a) 'Gestaltmerkmale', in denen sich der Konflikt in konkreten Biographien äußert, insbesondere die zeitliche Gestalt: die Unterscheidung zwischen Prospektive ('doppelter Lebensentwurf') und Retrospektive, zwischen Persistenz und krisenhaftem Aufbrechen des Konflikts u.a.; (b) der handlungstheoretische Aspekt

9 Vgl. Becker-Schmidt 1987, 1991b sowie die empirischen Arbeiten von Becker-Schmidt et al.

10 Genauer gesagt, handelt es sich um einem bestimmten Typ von Gesellschaft - die *moderne*, nach den Prinzipien der kapitalistischen Ökonomie organisierte Gesellschaft einschließlich ihrer komplexen Hierarchien und Spaltungen (zwischen Produktion und Reproduktion, Öffentlichkeit und Privatheit usw.).

11 Vgl. hier insbesondere ihre Verwendung des Ambivalenzbegriffs (Becker-Schmidt 1990; sowie Becker-Schmidt et al. 1982, 1983). In einem kürzlich erschienen Interview räumt Becker-Schmidt, zumindest im Nachhinein, der biographischen Perspektive des Problems (methodisch) eine größere Bedeutung ein (vgl. Becker-Schmidt, Bilden und Flaake 1994). Ihr Biographiebegriff, den sie allerdings nicht expliziert, sondern im Rahmen der psychoanalytischen Hintergrundtheorie verwendet, unterscheidet sich allerdings theoretisch und methodologisch von dem hier entwickelten Konzept (vgl. Becker-Schmidt 1994).

des Umgangs mit der Doppelperspektive (biographische Bewältigungsstrategien); (c) die Prozeßhaftigkeit (Kumulation, Ungleichzeitigkeiten, Veränderungen) von Konfliktstrukturen und Bewältigungsstrategien und (d) die formalen Merkmale und Prinzipien des 'Konstruierens', und zwar in der speziellen Form der narrativen Re-Konstruktion (vgl. Kap. 7, Teil 4). - Diese Gesichtspunkte haben den Status von empirisch fundierten Kategorien, die zur differenzierten Analyse von Lebensgeschichten ('Performanz') angewandt werden können und besonders sensibel sind für Unterschiede zwischen den Konstruktionsweisen ('Grammatik') von Frauen und Männern.

Ähnliches gilt für die unter der 'Beziehungsdimension' zusammengefaßten Beschreibungen: die unterschiedlichen Weisen des Sich-in-Beziehung-Setzens, die Selbstpräsentation, die biographische Verknüpfungslogik und damit verbundene 'Zeitgestalten' sowie die wechselseitige Konstruktion von Biographien in Partnerschaften. (vgl. Kap. 8, Teil 4). Die Beziehungsdimension selbst ist im übrigen deskriptiv aus dem Material entwickelt worden.¹² Dadurch unterscheidet sie sich in ihrer Reichweite und Konsistenz von dem systematisch entwickelten Konzept der doppelten Vergesellschaftung. Sie ist eher als eine 'Aufmerksamkeitsrichtung' für die empirische Analyse formuliert worden und stellt als solche keinen definierten Ausschnitt biographischer Konstruktionen dar, sondern eine Perspektive auf die gesamte Biographie.

Die unterschiedliche Konstruktionslogik der beiden Interpretationsdimensionen hat Konsequenzen: Die Beziehungsperspektive reflektiert - aus einem spezifischen Blickwinkel - noch einmal die Strukturmerkmale biographischer Konstruktionen von Frauen, vor allem den grundlegenden Konflikt der Doppelperspektive von Beruf und Familie. Was in der deskriptiven Darstellung der Ergebnisse als Überschneidung und Redundanz erschienen sein mag, kann nun ins Verhältnis gesetzt werden: *Die doppelte Vergesellschaftung in Beruf und Familie 'verstrickt' Frauen und Männer auf unterschiedliche Weise in soziale Beziehungen und 'Beziehungskonstruktionen'.*

12 Sie stützt sich ausdrücklich nicht auf vorliegende theoretische Vorstellungen 'weiblicher' Identität, Beziehungsorientierung und Fürsorglichkeit oder einer 'weiblichen' Ethik der Anteilnahme, wie sie im Anschluß an die Arbeiten von Gilligan und Mitarbeiterinnen formuliert worden sind (vgl. Gilligan 1984, Nunner-Winkler (ed.) 1991). Hierbei handelt es sich weniger um konsistente Konzepte als um in sich widersprüchliche Diskurse, die durch essentialistische Vorstellungen von 'Weiblichkeit' erheblich belastet sind.

Dieser Zusammenhang ist kaum überraschend. Theoretisch erscheint es geradezu zwingend, daß die spezifische gesellschaftliche Lage von Frauen, die wir als doppelte Vergesellschaftung analysiert haben, sich auf alle Lebensbereiche und alle 'Lebensstrategien' - eben auch die Art und Weise, 'sich in Beziehung zu setzen' - auswirkt, wenn es sich um eine *gesellschaftlich verankerte Strukturkategorie* handelt. Dies aber war die These.

Die vordergründige Zirkularität dieser Argumentation läßt nach anderen Denkmöglichkeiten fragen. Immerhin sind zwei Gegenthesen möglich: Die eine würde einen systematischen Zusammenhang zwischen der doppelten Vergesellschaftung und den Beobachtungen zur Beziehungsdimension schlicht leugnen bzw. als zufällige Korrelation betrachten. Dies wäre angesichts der Fallstudien weder empirisch überzeugend, noch theoretisch interessant. Die zweite These würde ein umgekehrtes Verhältnis postulieren, nämlich daß die 'Beziehungsorientierung' Frauen in eine gesellschaftliche Lage bringt, die als 'doppelt vergesellschaftete' charakterisiert werden kann. Diese Lesart führt allerdings früher oder später zu einer Ontologie des 'Weiblichen', z.B. der Annahme einer 'weiblichen Psychostruktur', 'in' der die Beziehungsorientierung begründet ist.

Die Entscheidung für eine dieser Positionen erscheint nur solange beliebig, wie diese als rein gedankliche Konstruktionen begriffen werden.¹³ In der vorliegenden Arbeit ist jedoch mit dem handlungstheoretischen Rahmenkonzept die Re-Konstruktion einer *gesellschaftlichen Wirklichkeit* unterstellt worden, in der lebendige Subjekte, Frauen und Männer, Beziehungen herstellen, sich in Geschichten verstricken und verstrickt werden¹⁴ und in gesellschaftliche Strukturen eingebunden sind, denen auch eine materielle Realität (Macht, Geld, Arbeitsteilung usw.) zukommt. Mit dieser 'Verankerung' der Theorie in der gesellschaftliche Praxis handelnder Subjekte kann die Zirkularität zumindest an dieser Stelle aufgebrochen werden.¹⁵

13 Ein solcher Zugang ist, zumindest der Tendenz nach, in poststrukturalistischen Positionen zu finden, die in erster Linie an der De-Konstruktion von Geschlechterkategorien arbeiten, die in Texten, Ideologien oder allgemein: symbolischen Strukturen aufzufinden sind (vgl. dazu Gildemeister und Wetterer 1992; auch Knapp 1995).

14 Zu dieser Formulierung vgl. Schapp 1953.

15 Auf die weitergehenden erkenntnistheoretischen Probleme kann hier nicht eingegangen werden (vgl. dazu den interessanten Versuch von Lindemann (1994) die Konstruktionslei-

Aus dem skizzierten Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft im Prozeß der Strukturierung¹⁶ ergibt sich eine grundsätzliche Priorität der gesellschaftlichen Strukturdimension. Mit anderen Worten, die (einzelnen) Subjekte handeln und 'konstruieren' alltäglich ihre Wirklichkeit, über die sie jedoch - als Individuen - nicht frei verfügen, von der sie aber andererseits nicht zur bloßen Reproduktion gezwungen werden. Die 'produzierte gesellschaftliche Realität' weist andere Raum-Zeit-Strukturen und Regeln auf als die des in einer konkreten Situation handelnden und 'Realität produzierenden und reproduzierenden' Individuums.¹⁷

Die formulierte These kann somit präzisiert werden. Es geht nicht um eine einfache Kausalbeziehung zwischen gesellschaftlicher Struktur (doppelte Vergesellschaftung) und biographischer Konstruktion (Konflikthaftigkeit und soziale Bezogenheit), sondern um eine spiralförmige Wechselwirkung, d.h. eine *gerichtete Beziehung*. Dies gilt nicht nur im Hinblick auf die beiden Interpretationsdimensionen, sondern für das gesamte Rahmenmodell, denn die beschriebene Interdependenz ließe sich auch an anderen Beispielen verdeutlichen. Einige sind auf der empirischen Ebene diskutiert worden, z.B. das Problem der Persistenz von Erwartungsstrukturen und Handlungsmustern über die Generationen hinweg, die im einen Fall von den Individuen fraglos aufgegriffen, aber in der konkreten Reproduktion keineswegs bloß fortgeschrieben, sondern verändert werden (s. das Beispiel Hellberg); oder die, im anderen Fall, von den Subjekten ausdrücklich zurückgewiesen werden, sich aber gerade im 'Gegen-Handeln' in wesentlichen Punkten reproduzieren (Beispiel Witte).

Diese Beobachtung macht auf eine entscheidende Bedingung sozialer Wirklichkeit aufmerksam: Nur durch die Differenz und Eigenständigkeit von Individuum und Gesellschaft, von Subjektstruktur und Sozialstruktur, sind Lernprozesse und Veränderungen möglich. Die Überlegung führt allerdings unmittelbar zu dem theore-

stungen der Subjekte durch die Einführung der Leib-Kategorie zu 'erden' (vgl. auch Fischer-Rosenthal 1989, 1991a).

16 Vgl. noch einmal Giddens 1988 sowie die entsprechenden Überlegungen in der *Einleitung* zur vorliegenden Studie.

17 Vgl. Giddens 1988. In einem anderen theoretischen Kontext hat Lucien Sève (1977) die Eigenständigkeit der individuellen Subjektposition gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen mit dem Konzept der »Juxtastruktur« beschrieben.

tisch anspruchsvollen Problem, wie die 'Nahtstelle' zwischen Individuum und Gesellschaft konzipiert wird. Daß es hier keine vollständig befriedigende Lösung gibt, sondern nur mehr oder weniger gelungene Annäherungsversuche, dokumentiert die Geschichte soziologischer Theorien.¹⁸

Unabhängig von der theoretischen Lösung des Problems leben wir jedoch alltäglich an dieser Nahtstelle und reproduzieren sie *praktisch*. Und auch in konkreten Forschungen 'lösen' wir das Problem - ob wir es bewußt reflektieren oder nicht. In der vorliegenden Studie ist es auf empirischer Ebene mehrfach berührt worden: mit der Frage nach der biographischen Erfahrungsaufschichtung zwischen Wiederholung, Selbsteinengung und Grenzüberschreitung, kurz nach biographischen Lernprozessen.

Aber auch die Reproduktion und Transformation des Geschlechterverhältnisses muß in diesem Rahmen theoretisch verortet werden. Schließlich kann hier auch das Verhältnis von Biographie und Geschlecht eingezeichnet werden. Ehe dies in einem abschließenden Entwurf versucht wird, soll das Konzept, das nach den vorgelegten Interpretationen zumindest 'dicht an' jener Nahtstelle plazierte werden kann, noch einmal expliziert werden: das Konzept der *biographischen Konstruktion*.

3 Zur sozialen Konstruktion von Biographie

Die Analysen der Lebensgeschichten haben gezeigt, daß biographische Konstruktionen äußerst komplexe und einzigartige *Leistungen* von individuellen Subjekten sind. Jede Lebensgeschichte erzählt eine besondere 'Geschichte' (narrative Struktur) und handelt von einem besonderen 'Leben' (biographische Struktur). Zugleich ist deutlich geworden, daß beide Aspekte eingebunden sind in soziale Beziehungen und Strukturen. Der Begriff der *sozialen Konstruktion* hebt deshalb einerseits darauf ab, daß die Individuen aktive 'Konstrukteure' ihrer Wirklichkeit sind, macht aber andererseits deutlich, daß sie im Prozeß des Konstruierens keineswegs frei sind, beliebig an ih-

18 Ein Lösungsvorschlag zu diesem Problem, der besonders für biographietheoretische, zugleich aber empirische-konkrete Fragestellungen geeignet erscheint, ist Altheits bereits erwähntes Konzept der »Modernisierung des sozialen Raums«.

rer Biographie - als Frau oder als Mann - 'basteln' können.¹⁹ Dies hat verschiedene, im handlungstheoretischen Ausgangskonzept verankerte Gründe:

(a) Biographische Konstruktionen sind keine bloß kognitiven oder sprachlichen Prozesse, sondern komplexe *Handlungen*. Als solche sind sie kein Selbstzweck, sondern unterliegen einem *pragmatischen* Sinnzusammenhang, der über den Sinn eines 'Textes' hinausgeht. Sie sind eingebunden in situative und komplexere raum-zeitliche Handlungskontexte, in »Handlungsumwelten« (vgl. Alheit 1994, 179ff), d.h. sie erfolgen vor dem Hintergrund konkreter Bedingungen und Anforderungen und ziehen Konsequenzen nach sich, denen auch eine materielle Realität zukommt. Damit sind biographische Konstruktionen, wie jede Handlung, in ermöglichende und einschränkende Kontextbedingungen gestellt.

Unter diesen Bedingungen erhebt sich die Frage nach der (pragmatischen) *Funktion* biographischer Konstruktionen. Auf der Einzel-fallebene könnte hier untersucht werden, welche individuellen Aufgaben im je konkreten Konstruktionsprozeß gelöst werden.²⁰ Allgemeiner gesehen kann die Konstruktion einer Biographie als gesellschaftliche *Anforderung* an das Individuum interpretiert werden, 'sich zu organisieren', Verantwortung zu übernehmen für seine Handlungen, Konstanz zu wahren über zeitliche Veränderungen und unterschiedliche gesellschaftliche Teilsysteme hinweg. Dieser Zusammenhang ist gemeint, wenn von Biographie als dem 'Vergesellschaftungstypus der Moderne' die Rede ist.²¹ Mit dieser Funktionsbeschreibung ist bereits ein weiterer Aspekt angesprochen:

(b) Eine soziale Konstruktion ist kein isolierter, situativer Akt, sondern ein fortlaufender *reflexiver Prozeß*. Soziale Konstruktionen, und biographische im besonderen, haben für das handelnde Subjekt die Funktion, Identität und Kontinuität zu sichern, wo Situationen wechseln. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, reichen in den

19 Eine solche Lesart findet sich vor allem in den postmodernen Varianten sozialkonstruktivistischer Theorien.

20 Diese Perspektive hat sich in den Fallstudien vor allem unter dem Aspekt der Synchronisation zwischen den Biographien der PartnerInnen nahegelegt.

21 Vgl. dazu die Diskussion zu Kohls Institutionalisierungsthese im ersten Teil dieser Arbeit. An diesen Argumentationszusammenhang ließen sich auch systemtheoretische Interpretationen von Biographie anschließen (vgl. dazu Nassehi und Weber 1990; Nassehi 1994).

meisten Handlungskontexten »statische Situierungslabels« nicht aus (vgl. Fischer-Rosenthal 1995, 51). Hier sind biographische Konstruktionen, in bestimmten Fällen die explizite Erzählung der 'ganzen Lebensgeschichte', erforderlich.²²

Diese Konstruktion unterliegt selbst einer komplizierten *Temporalstruktur*. In den untersuchten Interviews präsentieren die ErzählerInnen keine fixierten 'Identitäten', sondern die Geschichte, wie sie 'diejenigen geworden sind, die sie sind'. Diese Entwicklung kann eher implizit präsentiert werden, gewissermaßen als selbstverständlicher Bestandteil des lebensweltlichen Präskripts 'Biographie'; sie kann aber auch ausdrücklich reflektiert und sogar zum Thema der Lebensgeschichte gemacht werden, wie wir beispielhaft an dem Interviews von Gisela und Peter Kersting gesehen haben.

Und auch die konstruierten 'Entwicklungsgeschichten' verändern sich mit der Zeit. Sie werden nicht als 'fertige' Identitätsausweise mit sich herumgetragen wie ein Paß oder ein Kleidungsstück, sondern in jeder neuen Situation re-konstruiert, d.h. fortgeschrieben und modifiziert. Dies hat u.a. mit dem jeweiligen Handlungskontext (s. (a)) zu tun²³, aber auch mit dem Prozeß der biographischen Erfahrungsaufschichtung: in neuen Situationen werden neue Erfahrungen gemacht, die vom Subjekt in bestehende Selbst- und Weltkonstruktionen integriert werden müssen, womit diese bestätigt und stabilisiert (Reproduktion) oder aber 'umgeschrieben' (Transformation) werden müssen. Fischer-Rosenthal²⁴ spricht hier von »biographischer Arbeit«, Alheit (1993) von Prozessen »biographischen Lernens und Verlernens«.

22 Die Konstruktion einer Lebensgeschichte ist wiederum 'mehr' als die Summe einzelner 'Interaktionsgeschichten', wie in den theoretischen Voraussetzungen dieser Studie ausführlich entwickelt worden ist (vgl. Kap. 4., Teil 2).

23 Z.B. wird in einer Bewerbungssituation eine andere 'Entwicklungsgeschichte' erwartet und präsentiert als in einem therapeutischen Setting und wiederum eine andere in einer Situation des verlebten Sichkennenlernens, in der die Betroffenen von sich erzählen, usw.

24 »Kurzum, überall, wo - aus welchen Gründen auch immer - lebenszeitliche Kontinuität in Frage steht, ist biographische Arbeit in kommunikativen Prozessen von Bedeutungserteilung und gemeinsamer Bedeutungsvalidierung erforderlich. Es geht immer um ein Sich-Erklären, ob daraus ein apologetisches Rechtfertigen oder selbst-verstehendes Umschreiben wird, ob man soziologisch mithin Strukturreproduktion oder Strukturtransformation rekonstruiert, ist empirisch offen, und beides ist in der biographischen Kommunikation möglich. Der alltägliche biographische Prozeß kann biographische Arbeit genannt werden, da er mit der Anstrengung der Aufrechterhaltung alltäglicher Ordnung oder ihrer Restrukturierung zu tun hat.« (1995, 52f)

Biographische Konstruktionen sind Momente von (Ver)Lernprozessen, die sich am empirischen Material als Prozeßstrukturen - durch formale und inhaltliche Redundanzen und Gestaltmerkmale indiziert - rekonstruieren lassen. Diese *Aufschichtung biographischer Strukturen* kann nach zwei Seiten hin untersucht werden: als Verknüpfung von Erfahrungen auf Seiten des Subjekts und als Bewegung im sozialen Raum auf Seiten seiner biographischen Handlungsumwelten. Besonders unter dem zweiten Aspekt lassen sich auch Prozesse ausmachen, die in ihrer Dynamik individuelle Lebensspannen überschreiten. In den Interviews konnten verschiedentlich Persistenzen und Reproduktionen von Strukturbedingungen über Generationsgrenzen hinweg beobachtet werden.

Auch wenn der biographische Prozeß (vom Subjekt) retrospektiv als 'gelebtes Leben' rekonstruiert wird, beinhaltet er Hinweise auf das *ungelebte Leben*, auf nicht realisierte oder versperrte Möglichkeiten (z.B. eine versäumte Berufsausbildung), auf ungeplante und Pläne durchkreuzende Ereignisse (z.B. die Geburt eines Kindes, der Konkurs eines Betriebes, eine Krankheit). Mit anderen Worten: In biographischen Konstruktionen werden nicht nur biographisch aufgeschichtete Pläne und Handlungen, sondern zugleich die realisierten und nicht realisierten *Handlungsmöglichkeiten* transportiert.²⁵

(c) Schließlich sind biographische Konstruktionen keine individuellen Akte, sondern *soziale* Aktivitäten. Was - unter dem Ergebnisaspekt - als individuelle Konstruktion ('Lebensgeschichte') erscheint, ist Produkt sozialer Interaktionsprozesse. Dies erscheint als abstrakte Aussage trivial, sind doch die zitierten Handlungsumwelten keine toten Arrangements, sondern lebendige Interaktionskontexte. Hier geht es jedoch um die empirisch-konkrete Beobachtung, daß Individuen ihre Biographien *in der Beziehung zu anderen* konstruieren. Sie *konstituieren sich wechselseitig*. Die am Beispiel der Paarbeziehung genauer untersuchten Synchronisationsaktivitäten sind lediglich ein spezifischer, und womöglich besonders signifikanter Aspekt der sozialen Konstruktion von Biographien. Am Beispiel besonders

25 Das Wissen über diese Zusammenhänge kann den Subjekten mehr oder weniger zugänglich sein, was u.a. von der Situation abhängig ist. Die Wissenschaftlerin hat in der Interviewsituation selbst prinzipiell keine höheren Chancen als die Erzählerin, diese Strukturen zu erkennen. Die anschließende Analysesituation bietet jedoch - entlastet von den kommunikativen und pragmatischen Zwängen der Erzählsituation - weitergehende Rekonstruktionsmöglichkeiten.

der Fraueninterviews wurde darüber hinaus deutlich, wie sehr soziale Beziehungen, vor allem wo sie mit Arbeit und Verantwortung gepaart sind, die eigene biographische Perspektive 'binden'.

Das Individuum ist also auch insofern nicht frei in der Konstruktion seiner Biographie, als es dabei auf biographische InteraktionspartnerInnen bezogen ist und weil umgekehrt die anderen als soziale Konstrukteure an seiner Biographie beteiligt sind.²⁶ Dennoch öffnet gerade das Verständnis für die 'praktische Sozialität' biographischer Konstruktionen auch den Blick auf individuelle und vor allem kollektive *Handlungsspielräume* der Subjekte.

In allen drei Aspekten wird erkennbar, daß biographische Konstruktionen *Sinnüberschüsse* enthalten und erzeugen, die vom einzelnen Subjekt nicht voll durchschaut und erst recht nicht gesteuert werden können.²⁷ Sie entstehen an eben jener Nahtstelle zwischen gesellschaftlichen und individuellen Strukturen. Es gibt keine vollständige Determination, weder von Seiten der individuellen Konstrukteure noch von Seiten der Gesellschaft. Emergenzen und Transformationspotentiale liegen auf der Ebene des »praktischen Bewußtseins« (Giddens), sie ergeben sich aus der Gestalthaftigkeit biographischer Verknüpfungen, welche die prozeßhafte Aufschichtung von »ungelebtem Leben« (von Weizsäcker) einschließt, und sie resultieren schließlich aus der qualitativen Differenz zwischen individuellem und kollektivem Handeln. Dieses Verhältnis birgt Entfremdungs- und Individualisierungsgefahren, aber auch Chancen für Lernprozesse und transitorische Handlungsstrategien.

Die Sinnüberschüsse biographischer Konstruktionen sind jedoch nicht bloß theoretisch konstruiert. Sie sind in gesellschaftliche Struk-

26 Dabei ist nicht nur die bewußte 'Arbeit an der Biographie anderer' gemeint, wie sie z. B. in der Erziehung von Kindern oder in Partnerbeziehungen vorkommen (s. bes. die Beispiele Witte und Kersting), sondern jede Form wechselseitiger biographischer Konstruktion, unabhängig von dem Wissen und den Intentionen der Akteure.

27 Biographische Prozesse sind den Bewußtseins- und Steuerungsprozessen der Subjekte nie vollständig zugänglich. Sie verlaufen auch nicht nach rationalen Regeln, gleich welche Spielart von 'Rationalität' unterstellt wird, sondern haben stets eine 'dunkle', ungeordnete, anomische Seite. Diese wird allerdings selten Thema soziologischer Analysen. Fritz Schütze hat mit seinem Konzept der Verlaufskurve (zuletzt 1995) gerade diesen Aspekt herausgearbeitet. Er beschreibt Prozesse, in denen die intentionalen Steuerungsmöglichkeiten 'hinter dem Rücken' der Akteure durch unvorhersehbare, allenfalls im Nachhinein rekonstruierbare Bedingungsverkettungen sukzessive unterhöhlt werden, ins Trudeln geraten, zusammenbrechen, aber in der Regel auch wieder reorganisiert werden.

turen, Institutionen und Deutungsmuster eingelassen, aber sie existieren vor allem als »biographisches Hintergrundwissen« (Alheit 1993, 398), das jeder bestimmten biographischen Konstruktion in einer konkreten Situation, ja, jeder einzelnen Handlung vorausgesetzt ist. Die Rekonstruktion biographischer Erlebnisse und Erfahrungen und die damit einhergehende Sinnkonstruktion z.B. in einer lebensgeschichtlichen Erzählung bezieht sich auf dieses Hintergrundwissen und expliziert es ausschnittshaft. Das biographische Hintergrundwissen beinhaltet also die lebensweltlichen Gewißheiten auf die wir uns implizit beziehen, wenn wir handeln, Entscheidungen treffen, Pläne machen oder eben unsere Lebensgeschichte erzählen. Es beinhaltet Orientierungen und Präskripte, die wir von anderen übernommen haben, vor allem aber aufgeschichtete Erfahrungen, die wir gemacht und miteinander verknüpft haben, die uns keineswegs alle präsent sind, aber zu Teilen als Erinnerungen an konkrete Erlebnisse rekonstruiert werden können, z.B. wenn wir in einer bestimmten Rahmensituation unsere Biographie erzählen.

Im Erinnern und Erzählen, also im Re-Konstruieren, sind wir jedoch auf Anknüpfungsmöglichkeiten an 'Wissensbestände' außerhalb unserer selbst angewiesen. Halbwachs (1967) hat für diese Tatsache den Begriff des »kollektiven Gedächtnisses« vorgeschlagen und gezeigt, daß Erfahrungen nicht nur in sozialen Kontexten gemacht werden, sondern auch an kollektive Kontexte angeknüpft werden müssen, um als Erinnerungen verfügbar zu werden.²⁸ Damit wird der Aspekt der Sozialität biographischer Konstruktionen noch einmal nachhaltig unterstrichen. Er ist nicht nur in der Erzeugung des biographischen Hintergrundwissens, sondern auch im Akt der Re-Konstruktion gegeben. Anders gesagt, biographische Konstruktionen von Individuen sind nach zwei Seiten hin 'sozial': in ihren Voraussetzungen (Retrospektive, gelebte Erfahrungen, biographisches Hintergrundwissen) und in ihrer nach vorne offenen Perspektive (aktuelle Verknüpfungen, Pläne, Absichten).

28 Halbwachs' Überlegungen sind deshalb besonders interessant, weil er nicht nur den Mechanismus der kollektiven Produktion und Vernetzung von Erfahrungswissen und Erinnerungsbeständen, sondern auch die materielle Seite dieses Prozesses beschreibt. Kollektive Erinnerungen sind nicht nur in den biographischen Konstruktionen von virtuellen Interaktionspartnern repräsentiert, sondern auch in Gegenständen, Werkzeugen, Straßen, Häusern, kurz, in den materiellen Aspekten unserer Handlungsumwelten.

In Bezug auf konkrete biographische Konstruktionen erscheint das biographische Hintergrundwissen mithin als »Ressource« (vgl. Hoerning 1989) sozialer Erfahrungen für die je aktuelle - notwendig selektive - 'Gestaltung' von Lebensgeschichten. Diese beinhaltet grundsätzlich zwei Möglichkeiten: Es können bestehende Erfahrungsverknüpfungen bestätigt werden und/oder - in einzelnen Aspekten - neue Verknüpfungen hergestellt werden. Alheit bezeichnet das biographische Hintergrundwissen deshalb auch als »Ressource für Bildungsprozesse« (vgl. 1993, 398). Mit der Re-Konstruktion von Erfahrungen ist auch die Chance zu veränderten Interpretationen und Handlungsentwürfen gegeben. Auch dieser Prozeß ist nicht bloß als individueller Lernprozeß zu begreifen. Er schafft - wie bei der Reproduktion kollektiv geteilter Sinnzusammenhänge - auch eine Veränderung(smöglichkeit) jener kollektiven Sinnstrukturen.

In den biographischen Konstruktionen (Mehrzahl) konkreter Individuen scheint somit nicht nur die soziale Konstruiertheit von Biographie auf, sondern auch die *biographische Konstruiertheit der sozialen Wirklichkeit*. Die Reproduktion und Veränderung sozialer Konstrukte und Erfahrungsbestände geht gewissermaßen durch das 'Nadelöhr' individuell-biographischer Reproduktion hindurch. D.h. aber auch, daß die Produktion und Reproduktion sozialer Sinn- und Handlungsstrukturen den eigensinnigen Regeln biographischer Verknüpfung²⁹ unterliegt. Um diesen Gedanken, der den dialektischen Gegenpol zur Sozialität biographischer Konstruktionen bildet, auf den Begriff zu bringen, hat Alheit das Konzept der »Biographizität« vorgeschlagen (vgl. 1990a, 1992, 1993).

Dieser Begriff meint somit mehr als die beschriebene Eigenlogik je konkreter biographischer Konstruktionen. Er bezeichnet vielmehr die grundsätzlich *an das Subjekt gebundene Strukturierung von sozialen Erfahrungen* im prozeßhaften Verhältnis von biographischem Hintergrundwissen und aktuellen biographischen Konstruktionen, und er bezeichnet damit zugleich die *Potentialität* zur Erzeugung und Veränderung sozialer Strukturen im biographischen Gestaltungsprozeß. Das Verhältnis von Biographizität und Sozialität beinhaltet somit beide Aspekte: die Fähigkeit der Subjekte, die sich wandelnden

29 Einige Basisregeln dieser Verknüpfung hat Schütze mit seinen »kognitiven Figuren« beschrieben. Es wäre interessant, entsprechende 'Konstruktionsprinzipien' auch auf anderen Ebenen subjektiver Erfahrungsverarbeitung zu untersuchen, z.B. im Bereich der Emotionen (vgl. Mader 1994) oder auf der Ebene des Körperwissens.

gesellschaftlichen Wissensbestände »an biographische Sinnressourcen anzuschließen und sich mit diesem Wissen neu zu assoziieren« (Alheit 1993, 387), d.h. ihre soziale Wirklichkeit als Biographie zu rekonstruieren, und die damit verbundene Fähigkeit, jene gesellschaftlichen Wissensbestände in je konkreten, individuellen Biographien zu aktualisieren, zu 'verflüssigen' und zu verändern.

4 Die Geschlechtsgebundenheit biographischer Konstruktionen und die Biographizität des sozialen Konstrukts Geschlecht

Nachdem die Argumentation so weit vorangetrieben ist, kann nun noch einmal die Frage der Geschlechtsgebundenheit biographischer Konstruktionen aufgegriffen werden. Wie in Teil 2 am Begriff der doppelten Vergesellschaftung diskutiert, betrifft das Geschlechterverhältnis beide Seiten der Biographie, die gesellschaftlich strukturierten Handlungsumwelten und die biographischen Konstruktionen bzw. Konstruktionsweisen handelnder Subjekte. Dieser sehr abstrakt formulierte Zusammenhang kann nun mit Hilfe des Konzepts der biographischen Konstruktion (s. Teil 3) genauer beschrieben werden.

4.1 *Das Geschlechterverhältnis als Rahmenbedingung biographischer Konstruktionen*

Die konkreten Handlungsumwelten (Lebenswelt, Milieu, individuelle Biographie), in denen Individuen ihre Biographie konstruieren, wenn sie sich reflexiv auf sich beziehen, können auch als »Positionierungen« (Giddens 1988) im sozialen Raum begriffen werden. Dieser ist jedoch in entscheidender Weise durch das *Geschlechterverhältnis* geprägt, das alle anderen Dimensionen des sozialen Raums tangiert³⁰ und in komplexer Weise in die *Strukturwidersprüche* (Diffe-

30 Wie Bourdieu vorschlägt (1983, 1987), kann der soziale Raum als eine spezifische Verteilungsstruktur von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital interpretiert werden. Die Position des Individuums innerhalb dieser Matrix hängt allerdings von weiteren Dimensionen der »Lagerung im sozialen Raum« (Mannheim 1964) ab. Neben der Generation

renzen) und *Machtstrukturen* (Hierarchien) eingebaut ist. Dazu gehören die großen *gesellschaftlichen Arbeitsteilungen* in Produktion und Reproduktion, Beruf und Familie, Öffentlichkeit und Privatheit, die für die Geschlechter Unterschiedliches bedeuten, Frauen auf eine spezifische Weise doppelt vergesellschafteten.

Die 'soziale Lage Geschlecht' ist im übrigen nicht nur horizontal bestimmt, sondern hat ebenfalls einen *kumulativen Effekt* in vertikal-zeitlicher Perspektive. Dies wird z.B. am Unterschied sozial vorderstrukturierter Berufswege von Frauen und Männern deutlich. Quer zu verschiedenen Bildungs- und Milieufaktoren zeigt sich hier die biographische Dimension der Geschlechterslage an geschlechtstypischen Bildungs- und Berufsverläufen, Karrieremustern und -sackgassen.³¹ In der vorgelegten Empirie ist der Kumulationseffekt am Beispiel des 'Vereinbarkeitsproblems' herausgearbeitet worden, das kein punktueller Konflikt ist, sondern als langfristige Aufschiebung von Konflikten und Benachteiligungen interpretiert werden muß. - Diese Beispiele machen noch einmal deutlich, daß auch die Handlungsumwelten eine vertikale (zeitliche) Dimension besitzen.

Aus der Perspektive des Individuums erscheint das Geschlechterverhältnis in je konkreten Ausprägungen, gebrochen durch die *raum-zeitliche Struktur konkreter Handlungsumwelten*. Es stellt sich im traditionellen Milieu eines städtischen Proletariats (Beispiel Becker) anders dar als in einem kleinbäuerlichen Milieu (Hellberg) oder einem modernen Lohnarbeitsmilieu (Witte, Kersting). Dabei differieren nicht nur die ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen (z.B. nach Geschlecht spezifizierte Arbeitsmarktstrukturen, Bildungsangebote, Arbeitsbedingungen, Familiensituationen) sondern auch die lebensweltlichen Horizonte (Erwartungsstrukturen, Normen, Werte, Geschlechtsrollenpräskripte wie z.B. die Beziehungsverantwortung von Frauen) je nach Generation und Region (Stadt/Land).

In den unterschiedlichen *Milieus* sind Möglichkeiten und Grenzen für individuelles Handeln festgeschrieben, die jedoch auf der Ebene konkreter Biographien nie vollständig ausgeschöpft werden können (s.o.). Mit der Entscheidung, nach der Schule auf dem elter-

(bzw. der historischen Situation) und der ethnischen und regionalen Zugehörigkeit ist hier das Geschlecht ein entscheidender Stratifikationsfaktor.

31 Vgl. noch einmal Krüger (ed.) 1992; Rabe-Kleberg 1987, 1993.

lichen Hof zu bleiben (Beispiel Hellberg), wird eine im sozialen Milieu durchaus mögliche und akzeptierte Berufsausbildung (z.B. als Schneiderin) verschlossen. Die berufliche Erstausbildung (z.B. als Industrienäherin, Beispiel Witte) präformiert spätere Beschäftigungsmöglichkeiten und Wiedereinstiegschancen. Die Schichtarbeit engt die raumzeitlichen Bewegungsmöglichkeiten der Lohnarbeiterfamilie auf einen bestimmten 'Muster' ein, das wiederum für den Schichtarbeiter anders aussieht als für die Ehefrau und die Kinder. Eine bestimmte ökonomische Situation (Lohn, Kapital) macht kleinere oder größere Ausschnitte des milieuspezifischen Aktivitätsraumes zugänglich usw.

Gleiches gilt für die *lebensweltlichen Orientierungen*. 'Geschlechterrollen' z.B. sind keineswegs fixierte, einlinige Imperative, die dem Individuum per Sozialisation diktiert werden, sondern komplexe, in sich widersprüchliche und interpretationsbedürftige Präskripte, die prinzipiell in jeder konkreten Handlungssituation (Rekonstruktion) zur Disposition stehen, reproduziert oder modifiziert werden müssen. Auch Habitus sind keine starren Verhaltensvorgaben, sondern 'Dispositionsspektren', die Unschärfen und Mischformen enthalten. Die 'Sozialisation als Frau' kann im konkreten Fall eine eindeutige Festlegung auf die Familienrolle (Frau Hellberg), im anderen aber die Doppelperspektive auf Beruf und Familie (Frau Kersting, Frau Witte, Frau Becker) bedeuten. Die Tabuisierung weiblicher Sexualität kann zu einer, als problematisch erlebten, Verlängerung kindlicher 'Naivität' (Frau Kersting) führen oder eine junge Frau sehr früh mit Erwachsenensexualität konfrontieren (frühe Schwangerschaft von Frau Witte). Weitere Beispiele ließen sich mühelos anfügen. Die Wahrnehmung und Realisierung des durch Milieu und Lebenswelt charakterisierten Möglichkeitsraumes ist also immer begrenzt.

Mit dem Vorschlag, auch die *individuelle Biographie als Handlungsumwelt* zu betrachten, kann die so beschriebene Selektivität der Bewegung im sozialen Raum präzisiert werden. Unter dieser Perspektive könnte der unmittelbare soziale Nahraum³², in dem eine Biographie beginnt und sich weiterentwickelt, als eine 'um das Individuum zentrierte' raum-zeitliche Bewegungsstruktur interpretiert werden: die konkrete Familie, in die ein Kind hineingeboren wird; die

32 Dieser Aspekt ist detailliert in der strukturellen Beschreibung in Kapitel 6 herausgearbeitet worden.

ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen und Aspirationen, die dort vorhanden sind (Habitus); biographische 'Vorbilder' im näheren Umfeld; fördernde oder einschränkende Lehrer und Bildungssituationen; Arbeitserfahrungen, soziale Kontakte; der/die gewählte Partner/in und seine/ihre Handlungsumwelten usw. Um diese individuelle Struktur als Aspekt der 'äußeren' Handlungsumwelt zu charakterisieren, könnte sie - analog zu Bourdieus Begrifflichkeit - als 'Akkumulation von biographischem Kapital' beschrieben werden. In den Fallstudien ist die Bedeutung der individuellen Aufschichtung biographischer Handlungsmöglichkeiten, Anregungen und Unterstützungen bzw. Zwänge und Schließungsprozesse deutlich hervorgetreten.

Dieser 'Akkumulationsprozeß' ist selektiv, aber *prinzipiell offen*. Es gibt keine 'Muster', die irgendwann einrasten und in der Folge bloß noch reproduziert werden. Die frühe Familiensituation prägt zwar die biographische Konstruktion auf geradezu sichtbare Weise, aber sie legt keineswegs die 'ganze Biographie' fest. Im Laufe der gesamten Biographie werden immer wieder neue soziale Situationen aufgesucht (Erwerbsarbeit, Familiengründung usw.), und auch die 'alten' Handlungsumwelten verändern sich, z.B. im Zuge von Modernisierungsprozessen (s. Beispiel Hellberg). Dadurch ergeben sich für das Individuum u.U. unvorhergesehene Restriktionen (z.B. die Forderung des Partners, den Beruf aufzugeben, weil kein Kindergartenplatz zur Verfügung steht, oder die Konfrontation mit dem traditionellen Frauenbild der Schwiegermutter), aber auch neue Handlungschancen (z.B. durch ein zufälliges Weiterbildungsangebot, die Begegnung mit Frauen in ähnlichen Lebenssituationen oder die Möglichkeit eines beruflichen Wiedereinstiegs). Auch daß die trotz der Differenzen in den Fallbeispielen prägnant zu beobachtende patriarchale Struktur der Herkunftsfamilie in der Folgegeneration zu sehr unterschiedlichen Konsequenzen führt, kann erst durch die konkrete Erfahrungsaufschichtung der gesamten Biographie erklärt werden.

An dieser Stelle wird noch einmal der Doppelcharakter der Handlungsumwelten als ermöglichende und einschränkende erkennbar. Aus der individuellen Perspektive betrachtet, können die in Milieu und Lebenswelt gegebenen Strukturen sowohl Entlastungsfunktion haben als auch Konflikte produzieren. Die lebensweltlich verankerten biographischen Präskripte für Männer und

Frauen bieten zweifellos Orientierungen für individuelle Lebensplanungen.³³ Doch derartige 'Korsettstangen' können auch zu eng werden. Das geschieht besonders dann, wenn die Handlungsumwelten selbst sich *verändern*, wenn Milieus absterben oder vom Individuum gewechselt werden, wenn lebensweltliche Typisierungen nicht mehr auf veränderte Handlungssituationen 'passen'. Die Veränderung sozialer Milieus im Prozeß der Modernisierung ist vor allem in den Fallstudien Hellberg und Becker deutlich geworden.³⁴

Jenseits aller Differenzierungen bzw. durch diese hindurch bleibt jedoch Geschlecht als ein grundlegendes Verhältnis der sozialen Wirklichkeit bestehen. D.h. die Geschlechtsgebundenheit biographischer Konstruktionen ist nicht auf den Einfluß sozial konstruierter Vorstellungen von 'Männlichkeit' und 'Weiblichkeit' zu reduzieren, sondern basiert auf komplexen, sozialräumlich und zeitlich differenzierten Strukturbedingungen individueller und kollektiver Praxis. Die konkreten Handlungsumwelten sind mithin immer auch 'Geschlechtsumwelten'.

4.2 Die biographische Konstruktion von Geschlecht

Nach diesen Überlegungen zu den geschlechtsstrukturierten Handlungsumwelten muß noch einmal die Subjektseite biographischer Prozesse unter der Geschlechterperspektive thematisiert werden. Mit der Re-Konstruktion der eigenen Biographie rekonstruiert das Individuum zugleich auch seine Geschichte *als Frau* bzw. *als Mann* (in einem bestimmten sozialen und lebensweltlichen Kontext). Daß hier ein Sozialisationskonzept, das die Internalisierung gesellschaftlich vorgegebener Geschlechtsrollen beschreibt, zu kurz greift, ist

33 An Frau Kerstings Lebensgeschichte zeigt sich z.B., daß die von den Eltern und dem sozialen Umfeld vermittelte Doppelorientierung auf Beruf und Familie eine starke, *langfristig* tragende Stütze ihres Lebensentwurfs ist, die mit dazu beiträgt, daß sie am Ende den beruflichen Wiedereinstieg realisiert.

34 Auf den Modernisierungsprozeß und seine Bedeutung für biographische Konstruktionen wird in dieser Zusammenfassung nicht noch einmal explizit eingegangen. Die Brisanz dieses Themas ist in den Fallinterpretationen deutlich geworden. Doch die Modernisierungsthese ist nicht nur für die Beschreibung empirischer Prozesse relevant (vgl. etwa Apitzsch 1990, 1994 über Modernisierung und Migration; Alheit 1994 über die Modernisierung des sozialen Raums im Nachkriegsdeutschland). Im Modernisierungsprozeß kann auch das *gleichzeitige* Verhältnis zwischen individuellen und gesellschaftlichen Prozeßstrukturen theoretisch untersucht werden.

bereits angemerkt worden. Biographische Konstruktionen sind eigensinnige, aktive Prozesse (s. Teil 3), und dies gilt ebenso für die Selbstkonstruktion als geschlechtliches Wesen. Auch diese ist allerdings nicht frei.

Wie eben beschrieben (s. 4.1), ist Geschlecht eine soziale und lebensweltliche Strukturbedingung von erheblicher Persistenz, und es gibt kaum, womöglich keine sozialen Räume, die von der (binären) Definition der Geschlechtsrollen frei wären. Die Lebensgeschichten können also durchaus unter dem Sozialisationsaspekt gelesen werden. Sie sind Dokumente von Auseinandersetzungen und Erfahrungen mit Bedingungen, die in 'denselben' Handlungsumwelten für Frauen und Männer unterschiedliche Relevanz haben. Dies gilt nicht nur für die Fälle, wo geschlechtsspezifische Erwartungen, Anforderungen und Normen bewußt als Rahmenbedingung biographischen Handelns erfahren und rekonstruiert werden (vgl. das Interview mit Gisela Kersting). In *allen* Fällen sind die Lebensentwürfe und Retrospektiven in ihrer Geschlechtsgebundenheit erkennbar geworden (Performanz-Ebene).

Die empirisch rekonstruierten Prozeßstrukturen verweisen jedoch auf die individuell-biographische 'Organisation' dieses Prozesses. *Die Aneignung gesellschaftlicher Geschlechtsrollenpräskripte erfolgt im biographischen Kontext.* Einzelne Erfahrungen, die im Hinblick auf die 'Geschlechtersozialisation' relevant sind, werden in das biographische Wissen integriert und mit anderen Erfahrungen verknüpft. So geht die Perspektive, Ehefrau und Mutter zu werden, selbstverständlich in Lebensentwürfe ein; die konkrete Erfahrung, für andere Verantwortung und Fürsorge übernehmen zu müssen, womöglich schon in der frühen Kindheit (Grete Hellberg), wird in zukünftige biographische Planungen und Entscheidungen stillschweigend miteinbezogen; das Vorbild der berufstätigen Mutter und anderer Frauen im sozialen Nahraum steckt den Horizont für eigene Lebenspläne ab usw. Einige dieser Erfahrungen können in der Rekonstruktion sogar an paradigmatischen Erlebnissen festgemacht und explizit als 'geschlechtsspezifische' reflektiert werden. Auch sie sind jedoch in biographische Handlungs- und Ereigniskontexte eingebaut, was sich bis in die narrative Feinstruktur hinein nachweisen läßt.³⁵

35. erinnert sei an Frau Kerstings Geschichten über die sexuell affizierten und frauendiskriminierenden Verhaltensweisen ihres Lehrherrn. Sie werden nicht als isolierte 'Sozialisationsge-

Die biographische Verknüpfungslogik (zusammen mit der unter 4.1 beschriebenen Selektivität individuell-biographischer Handlungsumwelten) produziert also auf der Subjektseite zunächst einmal *individuelle* 'Geschlechtergeschichten', keine Kollektividentitäten ('wir Frauen').³⁶ Mit der Feststellung der biographischen Individualität kehren wir zu der Ausgangsthese zurück, daß sich auf der Performanzebene keine trennscharfe Typologie weiblicher und männlicher Lebensgeschichten begründen läßt (s. Teil 1). Auf der einen Seite haben wir es also mit Handlungsumwelten zu tun, die eindeutig nach dem Geschlecht differenzierte Strukturen aufweisen (s. 4.1), auf der anderen Seite werden diese aber vom Individuum selektiv angeeignet und in einzigartiger Weise biographisch verknüpft. In der biographischen Konstruktionslogik selbst sind jedoch Strukturähnlichkeiten empirisch rekonstruiert worden, die eine geschlechtsgebundene Typik aufweisen. Das entscheidende 'Scharnier' zwischen gesellschaftlicher Struktur (Handlungsumwelten) und individueller Performanz (biographische Konstruktion) ist deshalb im Aneignungsprozeß selbst zu suchen: in der Art der Verknüpfung, in den generativen Konstruktionsprinzipien (Modell einer 'generativen Grammatik'). Die Konflikthaftigkeit und 'Beziehungsorientierung' wurden in diesem Sinne als 'grammatikalische Regeln' interpretiert, die Frauen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Lage im allgemeinen sehr viel differenzierter erlernen und anwenden als Männer.³⁷

schichte' erzählt, sondern sind in den biographischen Kontext ihrer Erfahrungen während der Berufsausbildung gestellt.

36 Die Schwierigkeit, aus den strukturellen Gemeinsamkeiten der sozialen Lage als Frau eine politisch wirksame Solidarität zu entwickeln, hat mit diesem Punkt zu tun. Ein Beispiel hierfür ist die sog. 'Frauenförderpolitik', besonders das Problem, entsprechende Maßnahmen (z.B. die Quotierung) auch unter Frauen zu diskutieren und durchzusetzen. Eine praktische Konsequenz aus den vorgelegten Analysen besteht darin, die biographische Eigenlogik von Erfahrungsstrukturen ernstzunehmen. Diese offenbart sich nicht erst in den Schwierigkeiten politischer Solidarität, sondern auch in 'kleinen' Alltagsauseinandersetzungen zwischen den Geschlechtern. Z.B. die in Streitsituationen von den Partnern verwendete kategoriale Fremdzuschreibung: »ihr Frauen« bzw. »ihr Männer« stößt deshalb auf so heftige Gegenwehr, weil hier die biographische Individualität aggressiv geleugnet wird. An diesem Beispiel wird deutlich, daß die biographische Organisation von Erfahrungen ein erhebliches *Widerstandspotential* beinhaltet, das nicht als 'Hindernis' gegen kollektive Bildungsprozesse gerichtet ist, sondern für die politische Praxis benötigt wird. Umgekehrt könnte das Studium gelingender Solidarität darüber aufklären, an welchen Stellen und unter welchen Bedingungen die 'soziale Konstruktion des Geschlechts' biographisch erfahrbar wird.

37 S. Teil 2 dieses Kapitels sowie die Ergebnisse der empirischen Fallstudien.

Dieser Befund erscheint nun jedoch in einem anderen Licht. Was in der bisherigen Analyse unter der geschlechterindifferenten Perspektive biographischer Erfahrungsaufschichtung zu dem Ergebnis zwei *verschiedener geschlechtstypischer Konstruktionsgrammatiken* geführt hat, erscheint nun, unter der Perspektive der Geschlechterdifferenz als gemeinsames Prinzip der *biographischen* Konstruktion. Individuen konstruieren sich selbst als Frauen und Männer, indem sie sich biographisch konstruieren. Das Verhältnis von Biographie und Geschlecht erscheint an dieser Stelle der Argumentation also wie ein *Vexierbild*: Eine Seite bringt die Differenzierung der jeweils anderen zum Ausdruck.

Von der Seite der Biographie aus gesehen, tritt die geschlechtsgebundene Differenz in der biographischen Konstruktionsweise in den Vordergrund: die besondere Konfliktstruktur und die Akzentuierung der sozialen Beziehungen als Verknüpfungsprinzip, welche die Frauen- von den Männerbiographien typischerweise unterscheiden. Die Existenz derartiger Unterschiede kann nun aus der nach Geschlecht differenzierten Struktur der konkreten Handlungsumwelten erklärt werden: Männer und Frauen werden mit spezifischen Erfahrungsinhalten konfrontiert und lernen je spezifische Handlungs- und Bewältigungsstrategien, die dann auch die Strategien ihrer Selbst- und Weltkonstruktion prägen (Ich-in-Beziehungen, individualisiertes Ich).

Von der Seite der Geschlechterdifferenz aus gesehen, gerät dagegen das gemeinsame biographische Prinzip in den Blick. Die typischen Konstruktionsweisen erscheinen nun als Akzentsetzungen und unterschiedliche Ausdifferenzierungen des gemeinsamen Prinzips der *Biographizität sozialer Wirklichkeit*. Dessen Gültigkeit dokumentiert sich nicht nur in der Anwendbarkeit des 'geschlechtsneutralen' Kodierparadigmas³⁸, sondern in den Gemeinsamkeiten und aktiven Synchronisationsleistungen, die im Vergleich männlicher und weiblicher Lebenspartner herausgearbeitet werden konnten. Die Sozialität biographischer Konstruktionen (s.o.) heißt ja auch,

38 An dieser Stelle kann als Nebenergebnis der vorliegenden Studie noch einmal die hohe empirische Erklärungskraft des Schütze'schen Ansatzes festgehalten werden. Seine 'kognitiven Figuren' haben sich als geeignetes Analyseinstrument für lebensgeschichtliche Erzählungen von Frauen und Männern erwiesen und waren darüber hinaus sensibel genug, um jene geschlechtstypischen Konstruktionsweisen (Ich-in-Beziehungen, individualisiertes Ich) herauszuarbeiten.

daß Individuen - Frauen und Männer - ihre Biographien wechselseitig konstruieren.³⁹ Anders gesagt: Die biographische Konstruktion von Geschlecht erfolgt nicht in hermetisch getrennten Prozessen, sondern im Verhältnis alltäglicher Interaktionen von Frauen und Männern, seien diese konkret innerhalb einer Partnerbeziehung, am Arbeitsplatz, im familiären Kontext oder in anderen sozialen Feldern angesiedelt oder nur symbolisch durch Männer- und Frauenbilder, Anforderungsstrukturen, Urteile u.a. in der konkreten Handlungsumwelt repräsentiert.

4.3 *Die Biographizität sozialer Wirklichkeit. Zur Reproduktion und Transformation des Geschlechterverhältnisses in Biographien*

Mit dem Gedanken der Biographizität ist nun allerdings eine Möglichkeit gegeben, die statische Zirkularität jenes 'Vexierbildes' aufzubrechen. Das Verhältnis zwischen der biographischen Konstruktion von Geschlecht und der Geschlechtsgebundenheit von Biographie muß als interdependente *Spiralbewegung* gesehen werden, in der Transformationsmöglichkeiten, Emergenzen, aber auch Persistenzen, Trägheiten und Reproduktion angelegt sind.

Wie in Teil 3 beschrieben, ist es eine Eigenart biographischer Erfahrungsaufschichtung, daß große Teile der Erfahrungen, die in konkreten Interaktionen erzeugt und biographisch organisiert werden, zum »biographischen Hintergrundwissen« (Alheit, s.o.) absinken, d.h. im praktischen Handeln zum Tragen kommen, ohne jeweils reflektiert zu werden oder auch nur zugänglich zu sein. Solange dieses Hintergrundwissen nicht zu Explikation - etwa zur Konstruktion 'meine Lebensgeschichte' - herangezogen wird, unterliegt es auch nicht den damit verbundenen Konstruktionsregeln. Mit anderen Worten, es sind auch solche Erfahrungen als biographisches Hintergrundwissen repräsentiert, die sich nicht in die 'Linie' der biographischen Rekonstruktion einfügen, widersprüchliche und widerständige Erfahrungen und Aspekte 'ungelebten' Lebens. In lebensgeschichtlichen Erzählungen werden sie teilweise zugänglich, da das Darstellungsschema der Narration notwendigerweise auf jenes Hintergrundwissen zurückgreifen muß und damit auch Erfahrungs-

39 Vgl. noch einmal die Ergebnisse zur biographischen Synchronisationsarbeit in Kap. 8, Teil 4.2.

bestandteile aktualisiert, die den bewußt konstruierten Sinn erweitern, modifizieren, nicht selten sogar konterkarieren.

Derartige Sinnüberschüsse sind nun insbesondere im Hinblick auf die Konstruktion von Geschlecht interessant. Frau oder Mann zu werden (zu sein), ist ein *widersprüchlicher* und vielschichtiger Prozeß, in dem differenzierte 'Geschlechtsumwelten' von den Subjekten auf hochdifferenzierte Weise angeeignet werden. Gleichzeitig wird im alltäglichen sozialen Handeln eine *eindeutige* Zuordnung im System der Zweigeschlechtlichkeit verlangt. Dies gilt auch für die biographische Selbstpräsentation und -konstruktion. Interpretationsspielräume sind gegeben, aber deutlich begrenzt. Das Individuum orientiert sich bei der Konstruktion seiner Biographie in der Regel⁴⁰ stillschweigend an diesen Grenzen und 'selektiert' aus seinem Hintergrundwissen diejenigen Aspekte, die in das gesellschaftliche Präskript Frau ('weibliche Biographie') oder Mann ('männliche Biographie') passen. Diese Selektion fällt in der Regel leicht, da die Handlungsumwelten in hohem Maße zweigeschlechtlich kodiert sind. Die individuellen Erfahrungen werden also getragen (und in ihrem Horizont festgelegt) von einem ausgedehnten kollektiven Wissen. Unter diesen Voraussetzungen sind individuelle Interpretationen und Variationen (Ebene der Biographie) möglich, ohne die Reproduktion des Geschlechterverhältnisses akut infragezustellen.

In der Suche nach Transformationsmöglichkeiten - sowohl auf individuell-biographischer Ebene als auch im Hinblick auf das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis - ist deshalb nach Erfahrungen bzw. Erfahrungsmöglichkeiten zu fragen, die aus jenen gesellschaftlichen Präskripten herausfallen, ihnen widersprechen und alternative Handlungsmöglichkeiten aufzeigen. Es stellt sich die Frage nach dem biographischen Potential des *ungelebten Lebens*. Da wir alle infolge der widersprüchlichen und komplexen Wirklichkeit solche Erfahrungen machen, kann die Frage darauf zugespitzt werden, wie derartige 'Gegen-Erfahrungen' reflexiv verfügbar und für Handlungskontexte zugänglich gemacht werden können.

In der biographischen Erfahrungsaufschichtung ist eine solche Ressource prinzipiell gegeben:

40 Probleme mit der Geschlechtsidentität (z.B. Transsexualität) oder mit den gesellschaftlich zur Verfügung gestellten Präskripten (z.B. Homosexualität) sind keine Gegenbeispiele, sondern bestätigen die normative Gültigkeit dieser Regel (vgl. die empirisch-biographische Studie von Scheuermann 1994).

»Wir verfügen über ein biographisches Hintergrundwissen, das uns prinzipiell in die Lage versetzt, den sozialen Raum, in dem wir uns bewegen, auszufüllen und auszuschöpfen. Dabei hat niemand von uns alle denkbaren Möglichkeiten. Aber im Rahmen eines begrenzten Modalisierungspotentials haben wir mehr Chancen, als wir jemals realisieren werden... Das intuitive Wissen darüber ist Teil unseres 'praktischen Bewußtseins' (Giddens). Es ist reflexiv nicht einfach zugänglich, dennoch stellt es ... eine ganz außergewöhnliche Ressource für Bildungsprozesse dar: ... Wir haben die Chance, die Sinnüberschüsse unserer Lebenserfahrung zu erkennen und für eine bewußte Veränderung unserer Selbst- und Weltreferenz nutzbar zu machen.« (Alheit 1993, 398f)

Das heißt, wir haben die Möglichkeit, die gesellschaftlich gezogenen Grenzen, die unseren Handlungsspielraum als Frau (Mann) definieren, durch Nutzung *eigener biographischer Erfahrungen* auszudehnen und womöglich zu überschreiten. Darin liegt ein entscheidendes Moment von Autonomie, das prinzipiell in jeder Biographie vorhanden ist. Die »Chance«, derartige Erfahrungsbestandteile »zu erkennen«, hängt u.a. davon ab, wie streng jener Selektionsprozeß biographischer Konstruktionen organisiert ist. Dies scheint in den geschlechtsspezifischen Biographiepräskripten unterschiedlich zu sein.

Angesichts der strukturellen Widersprüche, in und mit denen Frauen leben müssen, scheinen lebensweltliche Präskripte für weibliche Biographien relativ 'schwach' zu sein, d.h. ihr Orientierungswert für konkretes Handeln ist begrenzt. Damit ist jedoch auch ihre Organisationskraft für Erfahrungen relativiert. Wir haben dies am Modell der 'weibliche Normalbiographie' diskutiert, das auf nahezu allen Ebenen weniger 'realitätstüchtig' als die männliche (wenngleich auch letztere eine grobe Idealisierung darstellt). In den biographischen Konstruktionen von Frauen liegt deshalb womöglich eine besondere Chance, jenes Hintergrundwissen zugänglich zu machen.⁴¹ Die Wahrscheinlichkeit, daß widerspenstige und gegenläufige Erfahrungen sich an den widersprüchlichen gesellschaftlichen 'Weiblichkeitsbildern' brechen und offen zutagetreten, ist jedenfalls nicht gering.

Eine ähnliche Idee beinhaltet Regina Becker-Schmidts Konzept der »Ambivalenzstruktur« weiblicher Subjektivität, die keine isolierte psychologische Kategorie darstellt, sondern als »Kategorie des Responses« (Becker-Schmidt 1990, 117) auf die strukturellen Wider-

41 Vgl. dazu Dausien 1994b.

sprüche gesellschaftlicher Handlungsumwelten und das darin eingebaute Geschlechterverhältnis verweist. In dieser Bezogenheit ist sie jedoch, wie Becker-Schmidt am Beispiel der Arbeitserfahrung von Fabrikarbeiterinnen zeigt, keine bloße Reaktion im Sinne einer Abbildkonstruktion. »Die Anerkennung einer zwiespältigen Realität erweist sich dabei nicht als Affirmierung schlechter Verhältnisse, sondern als deren Nichtverleugnung.« (ebd., 119) Diese *Nichtverleugnung* einer widersprüchlichen Realität heißt aber nichts anderes, als daß auch widersprüchliches biographisches Hintergrundwissen reflexiv verfügbar bleibt. Damit entsteht ein *Handlungspotential*, die Möglichkeit für »transitorische Lernprozesse« (Alheit 1993) und Veränderungen der eigenen Biographie.

Dies sind in der Regel keine spektakulären Emanzipationsschritte, sondern Momente alltäglicher Erfahrung, die sich jedoch im biographischen Prozeß aufschichten und oft erst nachträglich, im Prozeß biographischer Rekonstruktion, d.h. im 'Umschreiben' biographischer Erfahrungen (vgl. Becker-Schmidt 1994, Fischer-Rosenthal 1995), zu neuen Handlungsgestalten verknüpft werden. Beispiele dafür haben wir in den Interviews mehrfach diskutiert. Wenn Frau Witte z.B. in der Entscheidung, ihren Beruf aufzugeben, um für ihren Sohn sorgen zu können, ambivalent bleibt, wenn sie die Entscheidung an ihren Mann delegiert, 'konstruiert' sie damit eine Wirklichkeit als Mutter und Familienfrau, in der sie ihre Erfahrungen als berufstätige Frau nicht verleugnet. Sie bleiben verfügbar, schaffen Vergleichs- und Bezugsmöglichkeiten für zukünftige Handlungsentwürfe und Entscheidungen. Sie bilden eine Ressource dafür, das eigene Leben als Frau zu entwerfen, von Vorbildern (z.B. der Mutter) abzusetzen und gegen die Vorstellungen (z.B. der Eltern oder des Partners) zu behaupten.

Damit ist die biographische Konstruktion mehr als eine 'Responsekategorie'. Sie *erzeugt Wirklichkeit*. Die Handlungsumwelten sind nicht nur Voraussetzungen biographischer Konstruktionen, sie werden durch diese auch reproduziert und verändert. Diese dialektische Beziehung ist oben mit dem Begriff der Biographizität gefaßt worden (s. Teil 3). Er beinhaltet nicht nur die Dialektik von Gesellschaftsstruktur und Subjektstruktur⁴², sondern darüber hinaus das

42 Diese Dialektik wird von Becker-Schmidt in Begriffen von 'Widerspruch' und 'Ambivalenz' gefaßt (vgl. 1980, 1990).

'generative Prinzip' ihrer Verknüpfung: das wirklichkeitkonstruierende Potential des Biographischen. Damit wird auch das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis an die handelnden Individuen zurückgebunden. Die soziale, die biographische 'Konstruiertheit' der Geschlechterdifferenzen wird prinzipiell zugänglich. Indem sich die Individuen bei der Verknüpfung ihrer Erfahrungen an den lebensweltlichen Präskripten 'weiblicher' und 'männlicher Biographien' orientieren, re-produzieren sie diese zugleich.

Dies wird jedoch erst jenseits des Einzelfalls sichtbar, wenn die Beziehung zwischen Biographien, ihre wechselseitige Konstruktion, in den Blick genommen wird. Die rekonstruierten geschlechtstypischen Konstruktionsweisen: 'Ich-in-Beziehungen' und biographische Doppelperspektive einerseits, 'individualisiertes Ich' und linearisierte Biographie andererseits, sind mehr als deskriptive Verdichtungen eines bestimmten empirischen Samples. Sie konnten als solche nur rekonstruiert werden, weil sie ihrerseits eine *empirische Realität* besitzen. In der wechselseitigen Bezugnahme konstruieren die Subjekte nicht nur ihre individuellen Geschlechterbiographien, sie (re)produzieren auch *Prototypen* für Frauen- und Männer-Biographien. Sie erzeugen die lebensweltlichen Präskripte für 'männliche' und 'weibliche' Regeln biographischen Handelns. Daß diese Prototypen nicht universell, sondern mehr oder weniger an die spezifischen Handlungsumwelten gebunden sind, braucht nach den vorangegangenen Überlegungen nicht mehr begründet zu werden.

Mit dieser Einsicht, die prinzipiell in jeder Biographie zugänglich werden kann, eröffnet sich zugleich die Möglichkeit für praktische Veränderungen. Wenn wir es sind, die jene Prototypen produzieren, dann haben wir es auch in der Hand, sie zu verändern.

»Die Modifikation individueller Selbst- und Weltreferenzen - und sei es im begrenzten Kontext je spezifischer Lebenskonstruktionen - birgt Chancen zur Transformation auch der institutionellen Rahmenbedingungen sozialer Existenz. 'Strukturen' sind ja zu beträchtlichen Teilen die unbefragt funktionierenden Hintergrundgewißheiten, auf die sich soziale Individuen intuitiv beziehen, wenn sie alltäglich, aber auch wenn sie *biographisch* agieren. Sobald solche Präskripte - oder auch nur Teile von ihnen - ins Bewußtsein treten und verfügbar werden, ändern sich Strukturen. Ungelebtes Leben besitzt durchaus soziale Sprengkraft.« (Alheit 1993, 399)

Es ist kein einfacher Schritt, jene soziale Sprengkraft freizusetzen und autonome Handlungschancen für Frauen und Männer - biographisch und gesellschaftlich - zu entwickeln, sondern ein widersprüchlicher und langfristiger (Ver)Lernprozeß, der über Generationen läuft und - wie wir an der Stabilität des Konstrukts Geschlecht sehen - eine weitaus größere Reproduktions- als Transformationsfähigkeit besitzt. Dies hat mit der notwendigen Diskrepanz zwischen Individuum und Gesellschaft zu tun. Wie wir nicht als isolierte Individuen handeln und jene Präskripte und Strukturen unserer Wirklichkeit produzieren, so können wir sie erst recht nicht als einzelne verändern, sondern nur in der Beziehung zu anderen und gemeinsam mit anderen. In der Biographizität der gesellschaftlichen Wirklichkeit liegen unsere individuellen Grenzen, aber auch unsere kollektiven Chancen zur Autonomie. Vielleicht können wir hier aus den Frauenbiographien lernen: daß Autonomie und Verbundenheit keine Gegensätze sein müssen, daß es vielmehr auf die sozialen Machtstrukturen ankommt, ob aus Beziehungen Abhängigkeiten, aus sozialen Bindungen Fesseln werden.

Mit dem Gedanken der Biographizität ist die spiralförmig vorgestellte Beziehung zwischen der gesellschaftlichen Struktur (Handlungsumwelten) und der individuelle Struktur (biographische Konstruktion) - jene Bewegung, die wir *Biographie* nennen - gewissermaßen zu sich selbst zurückgekommen, allerdings zu einem 'neuen Ausgangspunkt'. Wir könnten nun ansetzen und mit den gewonnen Einsichten neue Empirien aufsuchen oder die alten neu befragen.⁴³ Die Mühen dieses Erkenntnisprozesses erscheinen womöglich größer als das alltägliche 'doing gender' und 'doing biography'. Tatsächlich aber sind sie nur ein kleiner Schritt, jene Strukturen auf der individuell biographischen Ebene zu erkennen und zu verändern, und ein unendlich viel kleinerer Schritt auf dem Weg, das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis neu zu konstruieren.

43 Am Ende dieser Arbeit wird mir einerseits noch einmal der empirische Reichtum der untersuchten Lebensgeschichten deutlich, die noch eine Vielzahl von Erkenntnismöglichkeiten bieten. Andererseits haben die Ergebnisse auch die Frage aufgeworfen, wie narrative biographische Konstruktionen mit anderen 'Konstruktionen' im Geschlechterverhältnis in Zusammenhang stehen, z.B. mit der Körpersprache, mit der biographischen Struktur von Emotionen, aber auch mit kollektiven Erfahrungen und Konstruktionen, die mit den Mitteln des narrativen Interviews nur begrenzt zu erreichen sind.

Literatur

- Alexander, Jeffrey C. (1993): Handeln und seine Umwelten. In: Ders., Soziale Differenzierung und kultureller Wandel. Essays zur neofunktionalistischen Gesellschaftstheorie. Frankfurt a.M., New York: Campus, 196-231
- Alheit, Peter (1982): Alltagszeit und Lebenszeit in biographischen Thematisierungen. Anmerkungen zur soziologischen Bedeutung der Zeit. Arbeitspapiere des Forschungsprojekts »Arbeiterbiographien«, Heft 5. Bremen: Universität Bremen (wieder abgedruckt in: Alheit (1990a), 34-47)
- Alheit, Peter (1989): Erzählform und »soziales Gedächtnis«: Beispiel beginnender Traditionsbildung im autobiographischen Erinnerungsprozeß. In: Alheit und Hoerning (eds.), 123-147
- Alheit, Peter (1990a): Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstitution biographischer Perspektiven. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 4, Bremen: Universität Bremen, erweiterte Neuauflage
- Alheit, Peter (1990b): Biographizität als Projekt. Der »biographische Ansatz« in der Erwachsenenbildung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 12. Bremen: Universität Bremen
- Alheit, Peter (1992a): Biographizität und Struktur. In: Peter Alheit et al., 10-36
- Alheit, Peter (1992b): Leben lernen? Bildungspolitische und bildungstheoretische Perspektiven biographischer Ansätze. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 16. Bremen: Universität Bremen
- Alheit, Peter (1992c): Kultur und Gesellschaft. Plädoyers für eine kulturelle Neomodern. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 18. Bremen: Universität Bremen
- Alheit, Peter (1993): Transitorische Bildungsprozesse: Das »biographische Paradigma« in der Weiterbildung. In: Wilhelm Mader (ed.), Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 17. Bremen: Universität Bremen, 2., erweiterte Aufl., 343-418
- Alheit, Peter (1994): Zivile Kultur. Verlust und Wiederaaneignung der Moderne. Frankfurt a.M., New York: Campus
- Alheit, Peter, und Bettina Dausien (1985): Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Alheit, Peter, und Bettina Dausien (1990a): Arbeiterbiographien. Zur thematischen Relevanz der Arbeit in proletarischen Lebensgeschichten: Exemplarische Untersuchungen im Rahmen der »biographischen Methode«. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 2. Bremen: Universität Bremen, 3., leicht überarbeitete Aufl.
- Alheit, Peter, und Bettina Dausien (1990b): Biographie. In: Hans-Jörg Sandkühler (ed.), Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Bd. 1. Hamburg: Meiner, 405-418
- Alheit, Peter, und Bettina Dausien (1990c): Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektives Gedächtnis. Explorative Untersuchungen zur sozialen Spezifität erzählter Lebensgeschichten (Teilprojekt: Frauenarbeit - Frauenleben). Abschlußbericht (Kurzfassung). In: Alheit et al. (eds.), Teil 1, 415-468

- Alheit, Peter, und Bettina Dausien (1990d)*: Biographisierung von Frauenleben. Untersuchungen zur historischen Durchsetzung der biographischen Zeitperspektive bei Arbeiterinnen. Projektbericht (Kurzfassung). In: Alheit et al. (eds.), Teil 1, 570-585
- Alheit, Peter, und Bettina Dausien (1992)*: Biographie - ein »modernes Deutungsmuster«? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne. In: Michael Meuser und Reinhold Sackmann (eds.), Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus, 161-182
- Alheit, Peter, und Christian Glaß (1986)*: Beschädigtes Leben. Soziale Biographien jugendlicher Arbeitsloser. Ein soziologischer Versuch über die »Entdeckung« neuer Fragestellungen. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Alheit, Peter, und Dietrich Mühlberg (1990)*: Arbeiterleben in den 1950er Jahren. Konzeption einer »mentalitätsgeschichtlichen« Vergleichsstudie biographischer Verläufe in Arbeitermilieus der Bundesrepublik Deutschland und der DDR. Unter Mitarbeit von Kaspar Maase, Ina Merkel, Gerlinde Petzold und Klaus Spieler. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 11. Bremen: Universität Bremen
- Alheit, Peter, und Norbert Reif (1988)*: »Das war 'ne echte Familie«. Die Geschichte eines Betriebes aus der Sicht der Arbeiter. Frankfurt a. M.: Cooperative, 2., überarbeitete Aufl.
- Alheit, Peter, Bettina Dausien und Helga Flörcken-Erdbrink (1986)*: »... weil wir praktisch in 'ner verkehrten Welt leben«. Schichtarbeiter und ihre Frauen erzählen. Frankfurt a. M.: Cooperative
- Alheit, Peter, et al. (1982)*: Erster Zwischenbericht des Forschungsprojekts »Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung«. Bremen: Universität Bremen (Ms.)
- Alheit, Peter, et al. (1983)*: Zweiter Zwischenbericht des Forschungsprojekts »Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung«. Bremen: Universität Bremen (Ms.)
- Alheit, Peter, et al. (1992)*: Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 19. Bremen: Universität Bremen
- Alheit, Peter, und Erika M. Hoerning (eds.) (1989)*: Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Alheit, Peter, Klaus Körber und Ursula Rabe-Kleberg (eds.) (1990)*: Abschied von der Lohnarbeit? Diskussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 12. Bremen: Universität Bremen
- Alheit, Peter, et al. (eds.) (1990)*: Bildung in der Arbeitsgesellschaft. Ergebnisse und Perspektiven des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Teil 1 und 2. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 13 und 14. Bremen: Universität Bremen
- Amann, Anton (1990)*: In den biographischen Brüchen der Pensionierung oder der lange Atem der Erwerbsarbeit. In: Hoff (ed.), 177-204
- Apitzsch, Ursula (1989)*: Normative Orientierungen italienischer Migrantenkinder zwischen Herkunftsfamilien und Beruf. In: Peter Alheit et al. (eds.): Bildung in der Arbeitsgesellschaft. Zum Spannungsverhältnis von Arbeit und Bildung heute. Dokumentation des 10. Bremer Wissenschaftsforums vom 11. bis 13. Oktober 1988. Bremen: Universität Bremen, 228-248

- Apitzsch, Ursula (1990):* Migration und Biographie. Zur Konstitution des Interkulturellen in den Bildungsgängen junger Erwachsener der zweiten Migrantengeneration. Habilitationsschrift, Bremen: Universität Bremen (unter demselben Titel Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994)
- Ariès, Philippe (1977):* Geschichte der Kindheit. München, Wien: Hanser
- Axhausen, Silke (1992):* Auswirkungen der Vereinbarkeitsproblematik eines Zusammenlebens mit Kindern und kontinuierlicher Berufstätigkeit für Frauen. Teilgutachten I. In: Krüger (ed.), 35-86
- Badinter, Elisabeth (1981):* Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München, Zürich: Piper
- Bahrdrdt, Hans Paul (1975):* Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern. In: Martin Osterland (ed.), Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential. Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt, 9-37
- Bahrdrdt, Hans Paul (1982):* Identität und biographisches Bewußtsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. In: Rolf W. Brednich et al. (eds.), Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkswissenschaftlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i. Br. vom 16.-18. März 1981. Freiburg: Abt. Volkskunde d. Deutschen Seminars der Universität Freiburg, 18-45
- Beck, Ulrich (1983):* Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Funktionen und Identitäten. In: Reinhard Kreckel (ed.), Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Schwartz, 35-74
- Beck, Ulrich (1986):* Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1976):* Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen. Frankfurt a. M.: Aspekte
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1980):* Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt a. M.: Fischer
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983):* Vom »Dasein für andere« zum Anspruch auf ein Stück »eigenes Leben«. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt, 34, 307-340
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1989):* Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. München: Beck, 2. Aufl.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, und Ilona Ostner (1977):* Der Gegensatz von Beruf und Hausarbeit als Konstitutionsbedingung weiblichen Arbeitsvermögens. In: Ulrich Beck und Michael Brater (eds.), Die soziale Konstitution der Berufe, Bd. 2. Frankfurt a. M., New York: Campus, 47ff
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, und Ilona Ostner (1978):* Frauen verändern - Berufe nicht? Ein theoretischer Ansatz zur Problematik von »Frau und Beruf«. In: Soziale Welt, 29, 257-287
- Becker-Schmidt, Regina (1980):* Widersprüchliche Realität und Ambivalenz. Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 705-725
- Becker-Schmidt, Regina (1985):* Probleme feministischer Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. In: Feministische Studien, Jg. 4, H. 2, 93-104

- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung - die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Lilo Unterkirchner und Ina Wagner (eds.), Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, 11-25
- Becker-Schmidt, Regina (1990): Widerspruch und Ambivalenz. Konflikterfahrung als Schritt zur Emanzipation. In: Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst. Dokumentation des Symposiums »Frauenforschung und Kunst von Frauen« vom 16-18. Februar 1989 in Bonn, Teilband 2. Hrsg. von d. Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -studien. Pfaffenweiler: Centaurus, 112-121
- Becker-Schmidt, Regina (1991a): Continuity and Discontinuity in Women's Life Courses. In: Walter R. Heinz (ed.), Theoretical advances in life course research. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 162-170
- Becker-Schmidt, Regina (1991b): Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Wolfgang Zapf (ed.), Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages im Frankfurt am Main 1990. Frankfurt a. M., New York: Campus, 383-394
- Becker-Schmidt, Regina (1994): Diskontinuität und Nachträglichkeit. Theoretische und methodische Überlegungen zur Erforschung weiblicher Lebensläufe. In: Diezinger et al. (eds.), 155-182
- Becker-Schmidt, Regina, und Helga Bilden (1991): Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In: Flick et al. (eds.), 23-30
- Becker-Schmidt, Regina, et al. (1982): Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Bonn: Neue Gesellschaft
- Becker-Schmidt, Regina, et al. (1983): Arbeitsleben - Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Bonn: Neue Gesellschaft
- Becker-Schmidt, Regina, Gudrun-Axeli Knapp und Beate Schmidt (1984): Eines ist zuwenig - beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Neue Gesellschaft
- Becker-Schmidt, Regina, Helga Bilden und Karin Flaake (1994): Im Gespräch: Regina Becker-Schmidt mit Helga Bilden und Karin Flaake. In: Journal für Psychologie, Jg. 2, H. 3, 58-65
- Beer, Ursula (1984): Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung. Frankfurt a. M.: Campus
- Beer, Ursula (ed.) (1987): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ-Verlag
- Berger, Peter L., und H. Kellner (1979): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. In: Hartmut M. Giese (ed.), Sozialisation im Erwachsenenalter. Ein Reader zur Einführung in ihre theoretischen und empirischen Grundlagen. Weinheim, Basel: Beltz
- Bertaux, Daniel, und Isabelle Bertaux-Wiame (1980): Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis. In: Lutz Niethammer (ed.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. Frankfurt a. M.: Syndikat, 108-122
- Bilden, Helga (1989): Geschlechterverhältnis und Individualität im gesellschaftlichen Umbruch. In: Heiner Keupp und Helga Bilden (eds.), Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe, 19-46
- Bilden, Helga (1994): Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung. In: Journal für Psychologie, Jg. 2, H. 3, 50-54
- Bolte, Karl Martin (1988): Die Arbeiten des Sonderforschungsbereichs 101 - ein Überblick. In: Karl Martin Bolte (ed.), Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs-

- und Arbeitskräfteforschung. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich »Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung« der Universität München. Weinheim: VCH, Acta Humaniora, 3-36
- Bolte, Karl Martin, und Erhard Treutner (eds.) (1983):* Subjektbezogene Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Bolte, Karl Martin, Ulrich Beck und Michael Brater (1983):* Beruf als Kategorie soziologischer Analyse. Einige Erkenntnisschritte und Problemperspektiven der neueren Berufssoziologie. In: Bolte und Treutner (eds.), 62-81
- Borkowsky, Anna, und Katharina Ley (1984):* Arbeitsbiographien von Frauen. In: Christa Köppel und Ruth Sommerauer (eds.), Frau - Realität und Utopie. Zürich: Verlag der Fachvereine Zürich, 203-216
- Borkowsky, Anna, Katharina Ley und Ursula Streckeisen (1985):* Arbeitsbiographien von Frauen - Bedingungen, Ausprägungen, Erfahrungen. Schlußbericht an den Schweiz. Nationalfonds. Bern: (Ms.)
- Borkowsky, Anna, et al. (1985):* Zwei Welten - ein Leben. Berichte und Anregungen für Frauen zwischen Familie und Beruf. Zürich: Unionsverlag
- Born, Claudia (1986):* Alltägliche Balance-Akte: erwerbstätige Mütter mit Kleinkindern. In: Hedwig Rudolph et al. (eds.), Berufsverläufe von Frauen. Weinheim, München: DJI Verlag, 202-216
- Born, Claudia (1987):* Vereinbarkeit von Beruf und Familie: Ein Problem von Frauen - kein Frauenproblem. Auflösungstendenzen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern als gesellschaftliches Grundverhältnis der Organisation von Arbeit. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 4. Bremen: Universität Bremen
- Born, Claudia (1989):* Hausfrau oder Berufsfrau - eine auch für Mütter mit kleinen Kindern inadäquate Perspektive? In: Müller und Schmidt-Waldherr (eds.), 103-112
- Born, Claudia, et al. (1985):* Berufstätige Mütter. Zwischen Arbeitsplatz und Kinderkrippe. Untersuchungen zur Situation in der Tagesbetreuung von Kindern zwischen null und drei Jahren in Bremen. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 3. Bremen: Universität Bremen
- Born, Claudia, und Helga Krüger (eds.) (1993):* Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Status Passages and the Life Course, Vol. V, Weinheim: Deutscher Studien Verlag
- Bourdieu, Pierre (1978):* Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit. In: Pierre Bourdieu et al. (eds.), Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt, 169-226
- Bourdieu, Pierre (1983):* Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (ed.), Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Schwartz, 183-198
- Bourdieu, Pierre (1987):* Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1990):* Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Jg. 3, H. 1, 75-81
- Brehmer, Ilse (ed.) (1990):* Mütterlichkeit als Profession? Lebensläufe deutscher Pädagoginnen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, Bd. 1. Pfaffenweiler: Centaurus
- Brock, Ditmar (1990):* Wie verknüpfen Männer Arbeitsorientierungen mit privaten Lebensinteressen? In: Hoff (ed.), 97-124

- Brose, Hanns-Georg, und Bruno Hildenbrand (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln. In: Brose und Hildenbrand (eds.), 11-30
- Brose, Hanns-Georg, und Monika Wohlrab-Sahr (1986): Formen individualisierter Lebensführung von Frauen - ein neues Arrangement zwischen Familie und Beruf? In: Brose (ed.), 105-145
- Brose, Hanns-Georg (ed.) (1986): Berufsbiographien im Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Brose, Hanns-Georg, und Bruno Hildenbrand (eds.) (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske und Budrich
- Brunner, Otto (1978): Vom »ganzen Haus« zur »Familie«. In: Rosenbaum (ed.), 83-91
- Bude, Heinz (1984): Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen. Eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In: Martin Kohli und Günther Robert (eds.), Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, 7-28
- Bude, Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 327-336
- Chesler, Phyllis (1977): Frauen - das verrückte Geschlecht? Reinbek: Rowohlt
- Collin, Beate, und Irmgard Schultz (eds.) (1986): Bibliographie: Frauenforschung über Frauenarbeit in Produktion und Reproduktion 1979-1984. Bielefeld: AJZ-Verlag
- Conrad, Christoph (1982): Altwerden und Altsein in historischer Perspektive. Zur neueren Literatur. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), J. 2, 73-90
- Dausien, Bettina (1990): »Meine Kinder brauchten 'ne Mutter ..., aber trotzdem die Arbeit und der ganze Trubel haben mir gefehlt.« Empirische Anmerkungen zum Problem der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie. In: Alheit, Körper und Rabe-Kleberg (eds.), 121-146
- Dausien, Bettina (1992): Leben für andere oder eigenes Leben? Überlegungen zur Bedeutung der Geschlechterdifferenz in der biographischen Forschung. In: Alheit et al., 37-70
- Dausien, Bettina (1993): Lebensgeschichten in Beziehung: Biographische Konstruktionen von Ehepartnern. Vortrag beim 2. Kongreß der »Neuen Gesellschaft für Psychologie« vom 14.-17. Februar 1993 in Berlin. Bremen: unveröff. Manuskript
- Dausien, Bettina (1994a): Biographieforschung als »Königinnenweg«? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Diezinger et al. (eds.), 129-153
- Dausien, Bettina (1994b): Auf der Suche nach dem eigenen Leben? Lernprozesse in weiblichen Biographien. In: Peter Alheit et al. (eds.), Von der Arbeitsgesellschaft zur Bildungsgesellschaft? Perspektiven von Arbeit und Bildung im Prozeß europäischen Wandels. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 25. Bremen: Universität Bremen, 572-592
- Dausien, Bettina (1994c): Forschungsmaterialien zur Studie »Biographie und Geschlecht«. Bremen: (unveröffentlichte Materialien)
- Diezinger, Angelika (1991): Frauen: Arbeit und Individualisierung. Chancen und Risiken. Eine empirische Untersuchung anhand von Fallgeschichten. Opladen: Leske und Budrich
- Diezinger, Angelika (1993): Geschlechterverhältnis und Individualisierung: Von der Ungleichheitsrelevanz primärer Beziehungen. In: Petra Frerichs und Margareta Stein-

- rücke (eds.), Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Opladen: Leske und Budrich, 145-158
- Diezinger, Angelika, et al. (1983): Zukunft mit beschränkten Möglichkeiten. Entwicklungsprozesse arbeitsloser Mädchen, 2 Bde. München: DJI Verlag
- Diezinger, Angelika, et al. (eds.) (1994): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg i. Br.: Kore
- Drechsel, Reiner, et al. (eds.) (1988): Berufspolitik und Gewerkschaften. Gewerkschaftliches Berufsverständnis und Entwicklung der Lohnarbeit. Ergebnisse eines Workshops an der Universität Bremen vom 11. bis 12. September 1986. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 9. Bremen: Universität Bremen
- Drechsel, Reiner, et al. (eds.) (1990): Das Allgemeine in der Bildung. Ergebnisse eines Kolloquiums im Rahmen des 10. Bremer Wissenschaftsforums. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Universität Bremen, Bd. 15. Bremen: Universität Bremen
- Eckart, Christel (1986): »Ich habe meinen Lebensstil noch immer nicht gefunden.« Anpassungsdruck und Individuierung in weiblichen Berufsbiographien. In: Brose (ed.), 80-104
- Eckart, Christel (1988): Verschlingt die Arbeit die Emanzipation? In: Ann Anders (ed.), Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Frauenbewegung. Frankfurt a. M.: Athenäum, 200-222
- Eckart, Christel (1990): Der Preis der Zeit. Eine Untersuchung der Interessen von Frauen an Teilzeitarbeit. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Eckart, Christel, Ursula G. Jaerisch und Helgard Kramer (1979): Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Eine Untersuchung von Bedingungen und Barrieren der Interessenwahrnehmung von Industriearbeiterinnen. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Ehlich, Konrad, und Bernd Swithalla (1976): Transkriptionssysteme. Eine exemplarische Übersicht. In: Studium Linguistik, H. 2, 78-105
- Ehlich, Konrad, und Jochen Rehbein (1976): Halbinterpretative Arbeitstranskriptionen (HIAT), Arbeitspapier III des Projekts »Kommunikation in der Schule (KidS)«. Düsseldorf: Seminar für allgemeine Sprachwissenschaft, 2. Aufl.
- Elias, Norbert (1980): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 7. Aufl.
- Erler, Gisela, Jürgen Sass und Monika Jaeckel (1983): Mütter zwischen Beruf und Familie. München: DJI Juventa
- Femers, Susanne, und Ulrike Hörmann (1990): Zur Wechselwirkung von Arbeit und Freizeit. Vorstellungsmuster und biographische Konfigurationen dargestellt am Beispiel von Krankenpflegern. In: Hoff (ed.), 74-96
- Feministische Studien (1993): Kritik der Kategorie 'Geschlecht', Jg. 11, H. 2
- Fischer, Wolfram (1982a): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Jg. 2, H. 2, 5-19
- Fischer, Wolfram (1982b): Time and Chronic Illness. The Social Constitution of Temporality. Berkeley (unveröffentlichte Habilitationsschrift)
- Fischer, Wolfram, und Martin Kohli (1987): Biographieforschung. In: Voges (ed.), 25-49
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1989): Wie man sein Leben erlebt. Erleben als biographietheoretischer Fundierungsbegriff. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Jg. 2, H. 1, 3-13

- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991a): Zum Konzept der subjektiven Aneignung von Gesellschaft. In: Flick et al. (eds.), 78-89
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991b): Florian Znaniecki & William Isaac Thomas: The Polish Peasant in Europe and America. In: Flick et al. (eds.), 115-118
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991c): Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick et al. (eds.), 78-89
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1992): Biographie als theoretisches Konstrukt und soziales Phänomen. Vortrag auf der Jahrestagung 1992 der Sektion Biographieforschung in der DGS in Bremen, 27.-29.2.1992., Ms.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): Schweigen - Rechtfertigen - Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten. In: Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (eds., unter Mitarb. v. Erika M. Hoerning), Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Oppladen: Westdeutscher Verlag, 43-86
- Flaake, Karin, und Vera King (eds.) (1993): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt a. M., New York: Campus, 2. Aufl.
- Flick, Uwe (1991): Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Flick et al. (eds.), 148-173
- Flick, Uwe, et al. (eds.) (1991): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union
- Friese, Marianne (1987): Klassenbildung und Patriarchat. Zur Sozialgeschichte von Frauen im 19. Jahrhundert. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 2. Bremen: Universität Bremen
- Friese, Marianne (1989): Geschlechter - Klassen - Verhältnisse. Zur Geschichte und Theorie eines »vergessenen« Problems. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 6. Bremen: Universität Bremen
- Friese, Marianne (1990): Die beiden Seiten der Frauenarbeit. Theoretische und historische Überlegungen zum Arbeits- und Klassenbegriff. In: Alheit, Körper und Rabe-Kleberg (eds.), 147-175
- Friese, Marianne (1991): Frauenarbeit und soziale Reproduktion. Eine Strukturuntersuchung zur Herausbildung des weiblichen Proletariats im Übergangsprozeß zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft - dargestellt an der Region Bremen. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 20. Bremen: Universität Bremen
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall
- Gee, Ellen M. (1986): The Life Course of Canadian Women. A Historical and Demographic Analysis. In: Social Indicators Research, 18, 263-283
- Gee, Ellen M. (1987): Historical Change in the Family Life Course of Canadian Men and Women. In: Marshall, Victor (ed.), Aging in Canada. Markham (Ontario): Fitzhenry & Whiteside, 265-287
- Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Gergen, Kenneth J. (1991): Von der sozialen Phänomenologie zum sozialen Konstruktivismus. In: Max Herzog und Carl F. Graumann (eds.), Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften. Heidelberg: Asanger, 133-151

- Gerhard, Ute (1978): Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Mit Dokumenten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Gerhard, Ute (1990): Patriarchatskritik als Gesellschaftsanalyse. Ein nicht erledigtes Projekt. In: Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst. Dokumentation des Symposiums »Frauenforschung und Kunst von Frauen« vom 16.-18. Februar 1989 in Bonn, Teilband 2. Hrsg. von d. Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -studien. Pfaffenweiler: Centaurus, 65-80
- Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Gildemeister, Regine, und Angelika Wetterer (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (eds.), Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Forum Frauenforschung, Bd. 6. Freiburg: Kore, 201-254
- Gilligan, Carol (1984): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München, Zürich: Piper
- Glaser, Barney G. (1978): Theoretical Sensitivity - Advances in the Methodology of Grounded Theory. Mill Valley, C. A.: The Sociology Press
- Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New York: Aldine
- Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf und Weingarten (eds.), 91-111
- Görs, Dieter (1990): Zur gegenwärtigen Diskussion über Unternehmenskultur und betrieblich-unternehmerische Weiterbildung. In: Alheit, Körber und Rabe-Kleberg (eds.), 82-103
- Görs, Dieter, und Marianne Goltz (1993): Betriebliche Weiterbildung im Einzelhandel. Ein empirischer Einblick in neue Ansätze aus Unternehmens- und Beschäftigtenperspektive. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 22. Bremen: Universität Bremen
- Goffman, Erving (1977): The arrangement between the sexes. In: Theory and Society 4, 301-331 (dt.: Das Arrangement der Geschlechter. In: Goffman (1994), 105-158)
- Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knoblauch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt a.M., New York: Campus
- Gorz, André (1980): Abschied vom Proletariat. Jenseits des Sozialismus. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt
- Grabruker, Marianne (1990): »Typisch Mädchen...« Prägung in den ersten drei Lebensjahren. Ein Tagebuch. Frankfurt a. M.: Fischer
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Hagemann-White, Carol (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappt? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: Feministische Studien, Jg. 11, H. 2, 68-78
- Hagestad, Gunhild O. (1986): The Family: Women and Grandparents as Kin-Keepers. In: Alan Pifer und Lydia Bronte (eds.), Our Aging Society. Paradox and Promise. New York: W. W. Norton, 141-160

- Hagestad, Gunhild O. (1989): Social Perspectives on the Life Course. Chapter, prepared for: R. Binstock and L. George (eds.), *Handbook of Aging and the Social Sciences* (3rd edition), unveröff. Manuskript
- Hagestad, Gunhild O. (1991): Dilemmas in Life Course Research: An International Perspective. In: Walter R. Heinz (ed.), *Theoretical advances in life course research*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 23-57
- Hahn, Alois (1982): Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematization und Zivilisationsprozeß. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 408-434
- Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematization. In: Hahn und Kapp (eds.), 9-24
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf. In: Brose und Hildenbrand (eds.), 91-105
- Hahn, Alois, und Volker Kapp (eds.) (1987): *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Gedächtnis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Halbwachs, Maurice (1967): *Das kollektive Gedächtnis*. Mit einem Vorwort von H. Maus. Stuttgart: Enke
- Handl, Johann (1988): Berufschancen und Heiratsmuster von Frauen. Empirische Untersuchungen zu Prozessen sozialer Mobilität. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Hanses, Andreas (1992): Biographische Strukturierung von Erkrankungs- und Gesundheitsprozessen. Die Gesundheitsgeschichte einer an Epilepsie erkrankten Frau. In: Alheit et al., 71-98
- Hardach-Pinke, Irene (1981): *Kinderalltag. Aspekte von Kontinuität und Wandel der Kindheit in autobiographischen Zeugnissen 1700 bis 1900*. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Hardach-Pinke, Irene, und Gerd Hardach (eds.) (1978): *Deutsche Kindheiten. Autobiographische Zeugnisse 1700-1900*. Kronberg: Athenäum
- Hareven, Tamara K. (1980): The Life Course and Aging in Historical Perspective. In: Kurt W. Back (ed.), *Life Course. Integrative Theories and Exemplary Populations*. Boulder: Westview Press, 9-25
- Hareven, Tamara K. (1986): Historical Changes in the Social Construction of the Life Course. In: *Human Development*, 29, 171-177
- Hareven, Tamara K., und Kathleen Adams (1991): Die mittlere Generation. Ein Kohortenvergleich der Unterstützung alternder Eltern in einer amerikanischen Gemeinde. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE)*, Jg. 1, H. 4, 314-331
- Hareven, Tamara K., und Kathleen J. Adams (eds.) (1982): *Aging and Life Course Transitions: An Interdisciplinary Perspective*. New York, London: Guilford Press
- Haug, Frigga, und Kornelia Hauser (1986): Einleitung. In: dies. (eds.), *Der Widerspenstigen Lähmung. Kritische Psychologie der Frauen*, Bd. 2. Argument-Sonderband AS 130. Berlin: Argument, 5f
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (ed.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*. Stuttgart: Klett, 363-393
- Hausen, Karin (1978): Technischer Fortschritt und Frauenarbeit im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte der Nähmaschine. In: *Geschichte und Gesellschaft*, H. 2, 148-169
- Hernes, Helga Maria (ed.) (1988): *Frauenzeit - Gebundene Zeit*. Bielefeld: AJZ Verlag
- Hildenbrand, Bruno (1991): Fallrekonstruktive Forschung. In: Flick et al. (eds.), 256-260

- Hoerning, Erika M. (1989): Erfahrungen als biographische Ressourcen. In: Alheit und Hoerning (eds.), 148-163
- Hoff, Ernst-H. (1990): Einleitung: Zur Entstehung dieses Bandes und zum Begriff der doppelten Sozialisation. In: Hoff (ed.), 5-15
- Hoff, Ernst-H. (ed.) (1990): Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang. München: DJI Verlag
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 339-372
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850. Frankfurt a. M.: Campus
- Hopf, Christel, und Elmar Weingarten (eds.) (1979): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta
- Imhof, Arthur E. (1981): Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay. München: Beck
- Imhof, Arthur E. (1984): Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 71, 175-198
- Imhof, Arthur E. (1988a): Die Lebenszeit. Vom aufgeschobenen Tod und von der Kunst des Lebens. München: Beck
- Imhof, Arthur E. (1988b): Reife des Lebens. Gedanken eines Historikers zum längeren Dasein. München: Beck
- Inhetveen, Heide (1982): Schöne Zeiten, schlimme Zeiten. Zeit, Geschichte, Biografien von Bäuerinnen. In: Feministische Studien, Jg. 1, H. 1, 33-49
- Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel (1978): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (erstmalig 1933)
- Jansen, Birgit, und Barbara Nemitz (1986): Frauenleid und Frauenleiden. Zur Pathologisierung von Frauenkörpern. In: Frigga Haug und Kornelia Hauser (eds.), Der Widerspenstigen Lähmung. Kritische Psychologie der Frauen, Bd. 2. Argument-Sonderband AS 130. Berlin: Argument, 41-76
- Jong, Jutta de (ed.) (1991): Kinder, Küche, Kohle - und viel mehr! Bergarbeiterfrauen aus drei Generationen erinnern sich. Essen: Klartext
- Kallmeyer, Werner, und Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. Exemplifiziert am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen. In: Dirk Wegner (ed.), Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationswissenschaft und Phonetik, Bonn 14.-16. Okt. 1976. Hamburg: Buske, 159-274
- Keil, Annelie (1988): Gezeiten. Leben zwischen Gesundheit und Krankheit. Kassel: Prolog
- Keil, Annelie (1994): Gesundheit als Provokation eines hoffenden Lebens - Krankheit als Prinzip der Offenbarung. In: Eberhard Göpel und Ursula Schneider-Wohlfart (eds.), Provokationen zur Gesundheit. Beiträge zu einem reflexiven Verständnis von Gesundheit und Krankheit. Frankfurt a. M.: Mabuse, 101-116
- Kelle, Udo (1992): Empirisch begründete Theoriebildung. Ein Beitrag zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. Bremen: Universität Bremen, Diss. phil.

- Kern, Horst, und Michael Schumann (1984): Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion. Bestandsaufnahme, Trendbestimmung. München: Beck
- Kessler, Suzanne J., und Wendy McKenna (1978): Gender: An Ethnomethodological Approach. New York: Wiley
- Klesse, Rosemarie, et al. (1992): Gesundheitshandeln von Frauen. Leben zwischen Selbstlosigkeit und Selbst-Bewußtsein. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Knapp, Gudrun-Axeli (1981): Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vor-Urteils. Bonn: Neue Gesellschaft
- Knapp, Gudrun-Axeli (1987): Arbeitsteilung und Sozialisation. Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Beer (ed.), 236-273
- Knapp, Gudrun-Axeli (1990): Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In: Hoff (ed.), 17-52
- Knapp, Gudrun-Axeli (1995): Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis. In: Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp (eds.), Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt, New York: Campus, 163-194
- Knapp, Gudrun-Axeli, und Angelika Wetterer (eds.) (1992): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Forum Frauenforschung, Bd. 6. Freiburg i. Br.: Kore
- Koch, Uwe, und Susanne Müller (1994): Frauengesundheitsforschung. In: Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen. Herausgegeben von der Senatskommission für Frauenforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Berlin: Akademie Verlag, 221-239
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 1-29
- Kohli, Martin (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Johannes Berger (ed.), Die Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4. Göttingen: Schwartz & Co., 183-208
- Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Brose und Hildenbrand (eds.), 33-53
- Kohli, Martin (ed.) (1978): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand
- Kontos, Silvia, und Karin Walser (1979): »... weil nur zählt, was Geld einbringt.« Probleme der Hausfrauenarbeit. Gelnhausen, Berlin, Stein: Burckhardhaus-Laetare
- Krell, Gertraude (1984): Das Bild der Frau in der Arbeitswissenschaft. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Krüger, Helga (1990): »Reproduktionsarbeit« und erweiterter Arbeitsbegriff: Plädoyer für einen »anderen Blick« auf die Arbeit. In: Alheit, Körper und Rabe-Kleberg (eds.), 209-227
- Krüger, Helga (1991): Normalitätsunterstellungen bezüglich des Wandels in der weiblichen Lebensführung zwischen Erwerbsarbeit und Familie. In: Wolfgang Zapf (ed.), Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt a. M., New York: Campus, 688-703

- Krüger, Helga (1992): Frauen und Bildung. Wege der Aneignung und Verwertung von Qualifikationen in weiblichen Erwerbsbiographien. Die wichtigsten Ergebnisse der Teiltugachten in der Zusammenschau. In: Krüger (ed.), 11-33
- Krüger, Helga (1993): Bilanz des Lebenslaufs: Zwischen sozialer Strukturiertheit und biographischer Selbstdeutung. In: Soziale Welt, 44, 375-391
- Krüger, Helga, und Claudia Born (1990): Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen. In: Hoff (ed.), 53-73
- Krüger, Helga, und Claudia Born (1991): Unterbrochene Erwerbskarrieren und Berufsspezifika. Zum Arbeitsmarkt- und Familienpuzzle im weiblichen Lebenslauf. In: Karl Ulrich Mayer, Jutta Allmendinger und Johannes Huinink (eds.), Vom Regen in die Traufe. Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt a. M., New York: Campus, 142-161
- Krüger, Helga, Claudia Born und Udo Kelle (1989): Sequenzmuster in unterbrochenen Erwerbskarrieren von Frauen. Arbeitspapier Nr. 7 des Sonderforschungsbereichs 186 der Universität Bremen, Bremen: Universität Bremen
- Krüger, Helga, et al. (1987): Privatsache Kind - Privatsache Beruf. »... und dann hab ich ja noch Haushalt, Mann und Wäsche.« Zur Lebenssituation von Frauen mit kleinen Kindern in unserer Gesellschaft. Opladen: Leske und Budrich
- Krüger, Helga, et al. (1991a): Statussequenzen von Frauen zwischen Erwerbsarbeit und Familie. Arbeits- und Ergebnisbericht des Teilprojekts B1. In: Sonderforschungsbereich 186: Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Institutionelle Steuerung und individuelle Handlungsstrategien. Arbeits- und Ergebnisbericht Juli 1988 - Februar 1991. Bremen: Universität Bremen, 93-133
- Krüger, Helga, et al. (1991b): Erwerbsverläufe als Innovationsprozeß für Familienrollen. Zur Interdependenz von Passagengestaltungen und Verarbeitungsmustern bei Ehepartnern. Forschungsantrag des Teilprojekts B1. In: Sonderforschungsbereich 186: Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Institutionelle Steuerung und individuelle Handlungsstrategien. Finanzierungsantrag für die zweite Forschungsphase Juli 1991 - Dezember 1993. Bremen: Universität Bremen, 219-259
- Krüger, Helga, et al. (1993): Erwerbsverläufe als Innovationsprozeß für Familienrollen. Zur Interdependenz von Passagengestaltungen und Verarbeitungsmustern bei Ehepartnern. Arbeits- und Ergebnisbericht des Teilprojekts B1. In: Sonderforschungsbereich 186: Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Institutionelle Steuerung und individuelle Handlungsstrategien. Arbeits- und Ergebnisbericht Juli 1991 - Juli 1993. Bremen: Universität Bremen, 105-138
- Krüger, Helga (ed.) (1992): Frauen und Bildung. Wege der Aneignung und Verwertung von Qualifikationen in weiblichen Erwerbsbiographien. Bielefeld: Böllert, KT
- Kurz-Scherf, Ingrid (1989): Teilzeitarbeit: Individuelle Notlösung und/oder Vorbote einer neuen Zeitordnung? Plädoyer für die Entpatriarchalisierung der herrschenden Zeit-Ordnung. In: Müller und Schmidt-Waldherr (eds.), 42-57
- Kytir, Josef, und Rainer Münz (1991): Wer pflegt uns im Alter? Lebensformen, Betreuungssituation und soziale Integration älterer Menschen in Österreich. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Jg. 11, H. 4, 332-354
- Labov, William, und Joshua Waletzky (1973): Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Jens Ihwe (ed.), Literaturwissenschaft und Linguistik, Bd. 2. Frankfurt a. M.: Fischer Athenäum, 78-126
- Lappe, Lothar, und Ilona Schöll-Schwinghammer (1978): Arbeitsbedingungen und Arbeitsbewußtsein erwerbstätiger Frauen. Eine Untersuchung d. Soziologischen For-

- schungsinstituts Göttingen i. Auftr. d. Rationalisierungs-Kuratoriums d. Dt. Wirtschaft. Frankfurt a. M.: RKW
- Leitner, Hartman (1988): Text oder Leben? Über den Gegenstand der Lebenslauf- und Biographieforschung. In: Hartman Leitner und Martin Kohli (eds.), *Biographie oder Lebenslauf? Über die Tauglichkeit zweier Konzepte. Lehrbrief der FernUniversität Hagen*. Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Hagen: Universität Hagen, 1-63
- Levy, René (1977): *Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive*. Stuttgart: Enke
- Lewin, Kurt (1981): *Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie*. Kurt-Lewin-Werkausgabe, Bd. 1: Wissenschaftstheorie I. Hrsg. von Alexandre Métraux. Bern, Stuttgart: Huber, Klett-Cotta, 233-278
- Ley, Katharina (1984): Von der Normal- zur Wahlbiographie? Interpretationen erzählter Lebensgeschichten von Frauen. In: Martin Kohli und Günther Robert (eds.), *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, 239-260
- Lindemann, Gesa (1994): Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Wirklichkeit der Konstruktion. In: Theresa Wobbe und Gesa Lindemann (eds.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 115-146
- Mader, Wilhelm (1994): Emotionalität und Individualität im Alter - Biographische Aspekte des Alterns. In: Sylvia Kade (ed.), *Individualisierung und Älterwerden*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 95-114
- Mannheim, Karl (1964): Das Problem der Generationen. In: Ders., *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Neuwied und Berlin: Luchterhand, 509-565
- Marshall, Victor W. (ed.) (1986): *Later Life. The Social Psychology of Aging*. Beverly Hills, London, New Delhi: Sage
- Martiny, Ulrike (1989): Aufbruch aus Reservaten im Land der Ehepaare: Sozialstruktur, Bewußtwerdung und Fremdwahrnehmung nichtverheirateter Frauen. In: Müller und Schmidt-Waldherr (eds.), 132-162
- Matthes, Joachim, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (eds.) (1981): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen*. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung
- Matthiesen, Ulf, und Hartmut Neuendorff (1989): Reproduktionsansatz oder Deutungsmusteranalyse. Wie lassen sich Formen des Arbeitsverständnisses angemessen rekonstruieren? In: Ditmar Brock et al. (eds.), *Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. Umbrüche im beruflichen Sozialisationsprozeß*. München: DJI Verlag, 77-99
- Mause, Lloyd de (ed.) (1977): *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Metz-Göckel, Sigrid, und Ursula Müller (1986): *Der Mann. Die Brigitte-Studie*. Weinheim, Basel: Beltz
- Metz-Göckel, Sigrid, und Ursula Müller (1987): Partner oder Gegner? Überlebensweisen der Ideologie vom männlichen Familiernährer. In: *Soziale Welt*, 38, 4-28
- Metz-Göckel, Sigrid (1990): Mutter sein und andere Lebensformen von Frauen. In: Sigrid Metz-Göckel und Elke Nyssen, *Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung*. Weinheim, Basel: Beltz, 153-184

- Meuser, Michael (1992): »Das kann doch nicht wahr sein«. Positive Diskriminierung und Gerechtigkeit. In: Michael Meuser und Reinhold Sackmann (eds.), *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler: Centaurus, 89-102
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Jg. 1, H. 1, 41-63
- Mitterauer, Michael (1990): *Historisch-anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen. Kulturstudien*. Wien, Köln: Böhlau
- Mitterauer, Michael, und Reinhard Sieder (eds.) (1980): *Vom Patriarchat zur Partnerschaft*. München: Beck
- Müller, Ursula (1985): Arbeits- und industriesoziologische Perspektiven von Frauenarbeit - Frauen als defizitäre Männer? In: *Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS, Frauenforschung. Beiträge zum 22. Deutschen Soziologentag*. Dortmund 1984. Frankfurt a. M., New York: Campus, 76-86
- Müller, Ursula, und Hiltraud Schmidt-Waldherr (eds.) (1989): *FrauenSozialKunde. Wandel und Differenzierung von Lebensformen und Bewußtsein. Forum Frauenforschung*, Bd. 3. Bielefeld: AJZ Verlag
- Müller, Walter, Angelika Willms und Johann Handl (1983): *Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980*. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Myrdal, Alva, und Viola Klein (1956): *Women's Two Roles. Home and Work*. London: Routledge
- Myrdal, Alva, und Viola Klein (1971): *Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf*. Köln, Berlin: Kiepenheuer und Witsch, 3. überarb. u. erweiterte Aufl.
- Nassehi, Armin (1994): Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, Jg. 7, H. 1, 46-63
- Nassehi, Armin, und Georg Weber (1990): Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, Jg. 3, H. 2, 153-187
- Nave-Herz, Rosemarie (1992): *Frauen zwischen Tradition und Moderne*. Bielefeld: Kleine Nave-Herz, Rosemarie (ed.) (1988): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Enke
- Negt, Oskar, und Alexander Kluge (1972): *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Negt, Oskar, und Alexander Kluge (1981): *Geschichte und Eigensinn*. Frankfurt a. M.: Zweitausendeins
- Nunner-Winkler, Gertrud (1994): Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation. In: *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen*. Herausgegeben von der Senatskommission für Frauenforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Berlin: Akademie Verlag, 61-83
- Nunner-Winkler, Gertrud (ed.) (1991): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Nyssen, Elke (1990): *Frauen zwischen Beruf und Familie*. In: Sigrid Metz-Göckel und Elke Nyssen, *Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung*. Weinheim, Basel: Beltz, 185-199

- Orth-Peine, Hannelore (1990): Identitätsbildung im sozialgeschichtlichen Wandel. Forschungsberichte des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik, Universität Bielefeld, Band 16. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Osterland, Martin (1983): Die Mythologisierung des Lebenslaufs. Zur Problematik des Erinnerns. In: Martin Baethge und Wolfgang Essbach (eds.), *Soziologie. Entdeckungen im Alltäglichen*. Hans Paul Bahrdt, Festschrift zu seinem 65. Geburtstag. Frankfurt a. M., New York: Campus, 279-290
- Ostner, Ilona (1978): *Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft*. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Ostner, Ilona (1987): Weibliche Biografien - Zur Normalität von Widersprüchen. In: Michael Buttgeriet (ed.), *Lebensverlauf und Biografie*. Kassel: Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Gesamthochschule Kassel, 77-93
- Ostner, Ilona (1990): Das Konzept des »weiblichen Arbeitsvermögens«. In: Alheit, Körber und Rabe-Kleberg (eds.), 107-120
- Ostner, Ilona, und Barbara Pieper (eds.) (1980): *Arbeitsbereich Familie. Umrisse einer Theorie der Privatheit*. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Otscheret, Elisabeth (1988): Ambivalenz. Geschichte und Interpretation der menschlichen Zwiespältigkeit. Heidelberg: Asanger
- Peikert, Ingrid (1977): Frauenarbeit - Proletarisierung auf Widerruf? In: Projektgruppe Arbeitsmarktpolitik/Offe (ed.), 63-92
- Plattner, Ilse E. (1990): Zeitbewußtsein und Lebensgeschichte. Theoretische und methodische Überlegungen zur Erfassung des Zeitbewußtseins. Heidelberg: Asanger
- Prondczynsky, Andreas von (1982): Die mehrbenenanalytische Paradigmen-Verknüpfung. Zur Kritik eines Verfahrens additiver Theoriebildung in den Sozial- und Erziehungswissenschaften. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE) 2, 285-297
- Projektgruppe Arbeitsmarktpolitik und Heinz Offe (eds.) (1977): *Opfer des Arbeitsmarktes. Zur Theorie der strukturierten Arbeitslosigkeit*. Neuwied, Darmstadt: Luchterhand
- Pusch, Luise F. (ed.) (1985): *Schwester berühmter Männer. Zwölf biographische Portraits*. Frankfurt a. M.: Insel
- Quasthoff, Uta M. (1980): Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchung zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags. Tübingen: Narr
- Rabe-Kleberg, Ursula (1984): Es wird Zeit! Überlegungen zur Organisation von Zeit im Alltag und Lebenslauf von Mädchen und Frauen. In: Christine Mayer et al. (eds.), *Mädchen und Frauen. Beruf und Biographie*. München: DJI Verlag, 295-314
- Rabe-Kleberg, Ursula (1987): *Frauenberufe - Zur Segmentierung der Berufswelt*. Bielefeld: Kleine Verlag
- Rabe-Kleberg, Ursula (1988): Frauenarbeit - Die andere Seite der Facharbeit. Zur Genese weiblicher Haus- und männlicher Lohnarbeit. In: Drechsel et al. (eds.), 69-99
- Rabe-Kleberg, Ursula (1993): Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe. Bielefeld: Kleine Verlag
- Rabe-Kleberg, Ursula (ed.) (1990): *Besser gebildet und doch nicht gleich! Frauen und Bildung in der Arbeitsgesellschaft*. Bielefeld: Kleine
- Raehlmann, Irene, et al. (eds.) (1992): *Alles unter einen Hut? Arbeits- und Lebenszeit von Frauen in der »Dienstleistungsgesellschaft«*. Hamburg: VSA

- Rath, Claus-Dieter (1988): Der Lebenslauf als Produktion imaginärer Kontinuität. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 84, 167-184
- Rentmeister, Cillie (1985): Frauenwelten - Männerwelten. Für eine neue kulturpolitische Bildung. Opladen: Leske und Budrich
- Rerrich, Maria S. (1983): Veränderte Elternschaft. Entwicklungen in der familiären Arbeit mit Kindern seit 1950. In: Soziale Welt, 34, 420-449
- Rerrich, Maria S. (1990): Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. Freiburg i. Br.: Lambertus, 2., aktualisierte Aufl.
- Riemann, Gerhard (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München: Wilhelm Fink
- Rindfuss, Ronald R., C. Gray Swicegood und Rachel A. Rosenfeld (1987): Disorder in the life course: how common and does it matter? In: American Sociological Review, 52, 785-801
- Rosenbaum, Heidi (1982): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Rosenbaum, Heidi (ed.) (1978): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Rosenthal, Gabriele (1987): 'Wenn alles in Scherben fällt...' Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen. Opladen: Leske und Budrich
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M., New York: Campus (Zugl. Habilitationsschrift, Gesamthochschule Kassel, 1993)
- Rossi, Alice S. (1980): Life-Span Theories and Women's Lives. In: Signs. Journal of Women in Culture and Society, Jg. 6, H. 1, 5-32
- Rossi, Alice S. (ed.) (1985): Gender and the Life Course. New York: Aldine
- Rudolph, Hedwig, und Ursula Rabe-Kleberg (1988): »Bei gleicher Qualifikation ...« Zum Konzept des Qualifikationsbegriffs und des »weiblichen Arbeitsvermögens«. In: Frauenforschung. Informationsdienst des Forschungsinstituts Frau und Gesellschaft, Jg. 6, H. 4, 3-5
- Sachße, Christoph (1986): Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schapp, Wilhelm (1953): In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Wiesbaden: Heymann
- Scheu, Ursula (1977): Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Fischer
- Scheuermann, Antonius (1994): Sexualbiographien. Eine empirische Studie zur biographischen Konstruktion von Sexualität am Beispiel homosexueller Männer. Diss. phil. Universität Bremen, Bremen
- Schiersmann, Christiane (1987): Berufsbezogene Weiterbildung und weiblicher Lebenszusammenhang. Zur Theorie eines integrierten Bildungskonzepts. Bielefeld: Kleine Verlag
- Schiersmann, Christiane (1991): Veränderungen der Lebenssituationen und Lebensplanungen von Frauen - unter besonderer Berücksichtigung der subjektiven und objektiven Bedeutung von Erwerbsarbeit. In: Hans-Rolf Vetter (ed.), Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven. Weinheim, München: DJI, 263-289

- Schiersmann, Christiane (1993): *Frauenbildung. Konzepte, Erfahrungen, Perspektiven.* Weinheim, München: Juventa
- Schmidt, Beate (1983): Exkurs: Das eigene Haus - zur Dialektik des Eigentums im proletarischen Lebenszusammenhang. In: Becker-Schmidt et al., 79-94
- Schmiede, Rudi, (ed.) (1988): *Arbeit und Subjektivität.* Beiträge zu einer Tagung der Sektion Industrie- und Betriebssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Kassel, 21.-23.05.1987). Mit einer Auswahlbibliographie deutschsprachiger Literatur. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften
- Schmitter, Romina (1993): *Frauen in der Erwerbsstatistik in der Stadt Bremen um 1900.* Vortrag zur Tagung »Arbeiterinnengeschichte im europäischen Vergleich. Zum soziokulturellen Wandel und zum politischen Diskurs im 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel von Italien, Österreich und Deutschland, vom 25.-27.2.1993 in Bremen. Bremen: unveröff. Manuskript
- Schneider, Ulrike (ed.) (1981): *Was macht Frauen krank? Ansätze zu einer frauenspezifischen Gesundheitsforschung.* Frankfurt a. M., New York: Campus
- Schumann, Michael, et al. (1981): *Rationalisierung, Krise und Arbeiter.* Eine empirische Untersuchung der Industrialisierung auf der Werft, 2 Bde. Bremen: Zentrale Wissenschaftliche Einrichtung »Arbeit und Betrieb«
- Schütz, Alfred (1971): *Das Problem der Relevanz.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schütz, Alfred, und Thomas Luckmann (1979): *Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schütze, Fritz (1978): *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien.* Dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld: (Ms.), 2. Aufl.
- Schütze, Fritz (1981): *Prozeßstrukturen des Lebensablaufs.* In: Matthes, Pfeifenberger und Stosberg (eds.), 67-156
- Schütze, Fritz (1982): *Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit.* In: Eberhard Lämmert (ed.), *Erzählforschung. Ein Symposium.* Stuttgart: Metzler, 568-590
- Schütze, Fritz (1983): *Biographieforschung und narratives Interview.* In: *Neue Praxis*, H. 3, 283-293
- Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens.* In: Martin Kohli und Günther Robert (eds.), *Biographie und soziale Wirklichkeit.* Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, 78-117
- Schütze, Fritz (1987): *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien.* Lehrbrief der Fernuniversität Hagen, Kurseinheit 1. Hagen: Fernuniversität Hagen
- Schütze, Fritz (1995): *Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie.* In: Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki (eds.), *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.* Opladen: Leske und Budrich, 116-157
- Schütze, Yvonne (1986): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters »Mutterliebe«.* Bielefeld: Kleine
- Schütze, Yvonne (1988): *Mütterliche Erwerbstätigkeit und wissenschaftliche Forschung.* In: Uta Gerhardt und Yvonne Schütze (eds.), *Frauensituation. Veränderungen in den letzten zwanzig Jahren.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 114-138
- Schütze, Yvonne, und Michael Wagner (1991): *Sozialstrukturelle, normative und emotionale Determinanten der Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren al-*

- ten Eltern. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Jg. 11, H. 4, 295-313
- Segalen, Martine (1990): Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Sengenberger, Werner (ed.) (1978): Der gespaltene Arbeitsmarkt. Probleme der Arbeitsmarktsegmentation. Frankfurt a. M.: Campus
- Séve, Lucien (1977): Marxismus und Theorie der Persönlichkeit. Frankfurt a. M.: Marxistische Blätter, 3. Aufl.
- Sichtermann, Barbara (1987): FrauenArbeit. Über wechselnde Tätigkeiten und die Ökonomie der Emanzipation. Berlin: Wagenbach
- Sieder, Reinhard (1987): Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink
- Strauss, Anselm L., und Juliet Corbin (1990): Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria. In: Zeitschrift für Soziologie, 19, 418-427
- Streckeisen, Ursula (1991): Statusübergänge im weiblichen Lebenslauf. Über Beruf, Familie und Macht in der Ehe. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Subjekt Frau (1985): Subjekt Frau. Kritische Psychologie der Frauen, Bd. 1. Herausgegeben von Frigga Haug und Kornelia Hauser, Argument-Sonderband AS 117. Berlin: Argument-Verlag
- Thürmer-Rohr, Christina (1984): Der Chor der Opfer ist verstummt. Eine Kritik an Ansprüchen der Frauenforschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 7, H. 11, 71-84
- Tölke, Angelika (1989): Lebensverläufe von Frauen. Familiäre Ereignisse, Ausbildungs- und Erwerbsverhalten. München: DJI Verlag
- Tornes, Kristin (1988): Frauen und Zeit. In: Hernes (ed.), 13-42
- Uhlenberg, Peter R. (1969): A Study of Cohort Life Cycles. Cohorts of Native Born Massachusetts Women, 1830-1920. In: Population Studies, 23, 407-420
- Vester, Michael, et al. (1993): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Kulturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Köln: Bund
- Voges, Wolfgang (1987): Zur Zeitdimension in der Biographieforschung. In: Voges (ed.), 125-141
- Voges, Wolfgang (ed.) (1987): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opfaden: Leske und Budrich
- Vogt, Irmgard (1986): Medizinsoziologie und weibliche Lebensweisen. In: Karin Hauser und Helga Nowotny (eds.), Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 179-198
- Vollmer-Schubert, Brigitte (1991): Weibliche Identität als gesellschaftliche Anforderung. Zur doppelten Qualifikation von Frauen. Gießen: Focus
- Volst, Angelika, und Ina Wagner (1992): Balanceakt modernes Leben. Berufsbiographien »ungeleitet« Frauen. In: Feministische Studien, Jg. 10, H. 1, 70-86
- Watkins, S. C., et al. (1987): Demographic foundations of family change. In: American Sociological Review, 52, 346-358
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1974): Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1989): Die Kindheit. Kleidung und Wohnen, Arbeit und Spiel. Eine Kulturgeschichte. Frankfurt a. M.: Insel, 2. Auflage

- Weibliche Biographien* (1982): Dokumentation der Tagung »Weibliche Biographien« in Bielefeld, Oktober 1981, Geschäftsstelle Frauenforschung. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 7. München: Frauenoffensive
- Weizsäcker, Viktor von (1947): Fälle und Probleme. Beiträge aus der allgemeinen Medizin 3. Stuttgart: Enke
- Weizsäcker, Viktor von (1950): Diesseits und Jenseits der Medizin. Stuttgart: Koehler
- Weizsäcker, Viktor von (1956): Pathosophie. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Weltz, Friedrich, et al. (1979): Junge Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Weymann, Ansgar 1989: Handlungsspielräume im Lebenslauf. Ein Essay zur Einführung. In: ders. (ed.), 1-39
- Weymann, Ansgar (ed.) 1989: Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne. Stuttgart: Enke
- Willms-Herget, Angelika (1985): Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Wilson, Thomas P. (1973): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (ed.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek: Rowohlt, 54-79
- Wohlrab-Sahr, Monika (1993): Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der »reflexiven Moderne«: Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen. Opladen: Leske und Budrich
- Zacher, Albert (1984): Der Begriff des »ungelebten Lebens« im Werk Viktor von Weizsäckers. In: Psychother. med. Psychol, 34, 237-241
- Zacher, Albert (1988): Kategorien der Lebensgeschichte. Ihre Bedeutung für Psychiatrie und Psychotherapie. Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokyo: Springer
- Zeller, Susanne (1987): Volksmütter - Frauen im Wohlfahrtswesen der zwanziger Jahre. Düsseldorf: Schwann

Transkriptionsnotation

-	prosodische Zäsur
--	kurze Pause
---	längere Pause
(P/sec.)	längere Pause bzw. Unterbrechung der Erzählung (mit Angabe der Dauer in Sekunden und ggf. der Entstehungsgründe)
=	Trennungszeichen (zur Unterscheidung von »-« für eine Zäsur)
.	Markierung einer fallenden Intonation (Satzende)
?	Frageintonation
GROSSBUCHSTABEN	besonders sorgfältige Artikulation eines Wortes oder Syntagmas
<u>Unterstreichug</u>	emphatische Betonung eines Wortes oder Syntagmas
(einfache Klammern)	Textteil, der semantisch noch dekodierbar, aber phonologisch nicht mehr transkribierbar ist
(...)	unverständliche Textteile (bei längeren unverständlichen Passagen mit Angabe der Dauer in Sekunden)
E	Erzähler/in
I	Interviewer/in
E: Ich will jetzt nicht sagen	Partiturschreibweise bei
I: Können Sie noch	Überlappung von Redebeiträgen
Wortabbru_	Abbruch innerhalb einer Wortgrenze
äh (oder entspr. Phonem)	gefüllte Pause

=e	nicht-phonemische Dehnung am Wortende, vor allem bei »und« (und=e)
/das war stark ((lachend))/	Notierung einer kommentierten Passage

